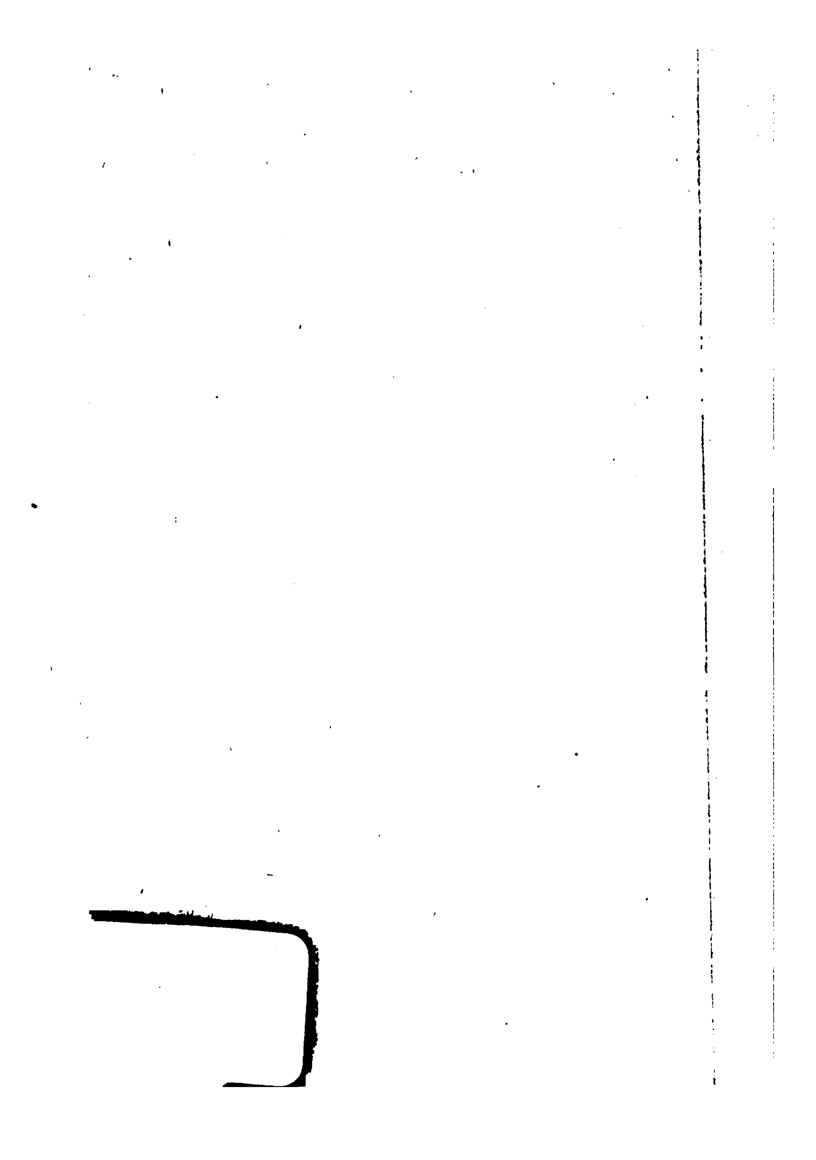


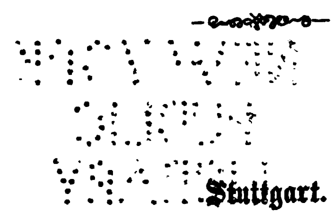
Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Officin in Stuttgart.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Einundzwanzigster Band.



Stuttgart.

Verlag von Adolph Krabbe.

1860.

Der Augenblick des Glücks.

Erster Theil.

Erstes Kapitel

beginnt langweilig.

Hat der geneigte und vielgeliebte Leser schon früher erfahren, was Langeweile ist? Es sollte uns freuen, wenn dem so wäre, aber außerordentlich schmerzen, wenn er die Bekanntschaft dieses fünften Elements wie jemand die Langeweile genannt, erst durch uns machen sollte. Wenn aber auch der geneigte Leser weiß, was Langeweile ist, so hat er sich doch vielleicht noch nie die Mühe gegeben, dieselbe gründlich zu studiren und in ihren Einzelnheiten kennen zu lernen. O es gibt unendlich viele Abarten von Langeweile! So haben wir die gewöhnliche hausbackene Langeweile, bei der man alt und dick werden kann; wir haben eine stille und sinnige Langeweile nach großen Diners zum Beispiel, die uns wohlthut und angenehm zur Siesta hinüberführt, — wir haben eine ungeduldige Langeweile, wenn wir zwischen vier kahlen Brandmauern auf jemanden warten müssen — wir haben eine beängstigende Langeweile, wenn uns das Krankenzimmer nicht losläßt, wenn draußen alles blüht und duftet, und wenn wir, wie der Bär in seinem Käfig, täglich vierhundertmal den Teppich von rechts nach links und dann wieder von links nach rechts mit unsern Schritten messen; — wir haben eine tödtliche Langeweile, eine ingrimmige, die mit den gefährlichsten Symptomen auftritt und sich vom krampfhaften Händeballen bis zu allerlei Schrecklichem steigern kann, die furchtbare Langeweile nämlich, die uns

Erstes Kapitel

beginnt langweilig.

Hat der geneigte und vielgeliebte Leser schon früher erfahren, was Langeweile ist? Es sollte uns freuen, wenn dem so wäre, aber außerordentlich schmerzen, wenn er die Bekanntschaft dieses fünften Elements wie jemand die Langeweile genannt, erst durch uns machen sollte. Wenn aber auch der geneigte Leser weiß, was Langeweile ist, so hat er sich doch vielleicht noch nie die Mühe gegeben, dieselbe gründlich zu studiren und in ihren Einzelnheiten kennen zu lernen. O es gibt unendlich viele Abarten von Langeweile! So haben wir die gewöhnliche hausbackene Langeweile, bei der man alt und dick werden kann; wir haben eine stille und sinnige Langeweile nach großen Diners zum Beispiel, die uns wohlthut und angenehm zur Siesta hinüberführt, — wir haben eine ungeduldige Langeweile, wenn wir zwischen vier kahlen Brandmauern auf jemanden warten müssen — wir haben eine beängstigende Langeweile, wenn uns das Krankenzimmer nicht losläßt, wenn draußen alles blüht und duftet, und wenn wir, wie der Bär in seinem Käfig, täglich vierhundertmal den Teppich von rechts nach links und dann wieder von links nach rechts mit unsern Schritten messen; — wir haben eine tödtliche Langeweile, eine ingrimmige, die mit den gefährlichsten Symptomen auftritt und sich vom krampfhaften Händeballen bis zu allerlei Schrecklichem steigern kann, die furchtbare Langeweile nämlich, die uns

eine dicke, gemüthliche, bekannte Dame verursacht, welcher wir auf der Straße begegnen, die uns aufhält, und mit ihrem fetten, strahlenden Gesichte anlächelt, gerade an der Ecke, wo wenige Schritte vor uns die unbekannte Dame verschwand, der wir durch die halbe Stadt folgten. — Da stehen wir, angefesselt voll Kummer und Wuth. — Es gibt eine sanfte Langeweile, wenn du in der Ecke des Wagens lehnst, halb schlummernd in den weichen Kissen, eine Langeweile, die mit leichten Fäden hinübergreift in das Reich der Träume, eine süße Langeweile, eine Langeweile, welche so geneigt ist, dir schöne Bilder längst entschwundener Tage lebendig vor die Seele zu zaubern. — Es gibt eine einfache, zweifache, dreifache und vielfache Langeweile. Du kannst dich mit einem Dutzend langweiliger Gesellen auf's Gründlichste langweilen. Du kannst dich zu Dreien langweilen aber außerordentlich kannst du dich zu Zweien langweilen, und eine solche Langeweile zu Zweien kann unter Umständen die schrecklichste werden. — Jemand, der es wissen konnte, hat mir gesagt, es sei das Schrecklichste, wenn ein verliebtes Paar schon vor der Hochzeit anfange, sich gegenseitig zu langweilen; wenn er vom Wetter spricht und sie das gewisse spitze Maul macht, wobei sich die Nase bedeutend aufbläht und wodurch man das Gähnen zu verbergen sucht.

Wenn wir uns aber auch erlaubt haben, die vorliegende Geschichte mit Langeweile oder langweilig zu beginnen, so sei es doch fern von uns, gleich das erste Kapitel gerade mit der schrecklichsten Species dieser langsam tödtenden Macht, einem langweiligen Liebespaare — ein solches mag vielleicht später wohl noch vorkommen, — anzufangen. Da sich aber ein Erzähler der Wahrheit befleißigen soll, und da er die traurige Nothwendigkeit einsieht, daß die Geschichte, die er schreiben will, der Situation gemäß langweilig anfangen muß, so kann er nichts thun, als mit traurigem Herzen eben langweilig zu beginnen.

Ja, geneigter Leser, es ist das sehr traurig für einen gewissenhaften Erzähler, denn du hast keine Idee davon, wie wohl es einem Schriftstellergemüth thut, wenn er selbst so — mit gezogenem Säbel, auf courbettirendem Roß, mit flatternder Feder und spritzender Dinte sein

Geschäft vor das Publikum führen und sagen kann: Hier sind wir beide, die Geschichte und ich!

„Es war," so könnten wir alsdann vielleicht anfangen, „an einem trüben Sommerabend, der Himmel, der eine helle Nacht versprach, hatte sich mit grauen Schleiern überzogen; es wetterleuchtete nicht nur fern am Horizonte, sondern auch auf dem Gesichte des jungen Freiherrn Kalb von Kalbsfell, der u. s. w. u. s. w." — Stand er nun am Fenster seines Schlosses oder lehnte er an einer dicken Buche, wir wissen, daß es auf seinem Gesichte ebenfalls wetterleuchtete, und daß seine schöne Physiognomie der Beweglichkeit fähig und auch im Stande war, fremde Eindrücke wiederzuspiegeln.

Wohlthuend ist es auch, wenn es uns erlaubt ist, sagen zu dürfen: „Dem Morgen entgegen, der sich rosig ausbreitete über Berg und Thal, rollte ein eleganter Reisewagen, und der junge, schöne, blondgelockte Mann in demselben blies die Wolken seiner ächten Havanna mit einem unendlichen Behagen vor sich hin, die grauen kräuselnden Wolken, die höher und höher aufsteigend jetzt vom ersten Strahl der Sonne getroffen und vergoldet wurden."

„Kreuz Tausend Schock Millionen Donnerwetter!" rief der Lieutenant von Sperberbach, als er Morgens in der Frühe erwachte und zu seinem großen Schrecken entdeckte, daß er den Ausmarsch des Regiments verschlafen. — Das ist auch ein schöner Anfang.

Nicht minder:

„Mama," sprach Louise.

„Mein Kind?" meinte die Mutter.

„Ich sah ihn wieder nicht im Theater."

Die Mutter unterdrückte einen leichten Seufzer.

„Auch nicht auf der Promenade."

„Du hast nicht recht gesehen."

„Die Blicke der Liebe sind scharf, Mama."

„Gott weiß es, mein armes Kind."

„Auch ritt er nicht vorbei."

„Gute Louise!“

„O, meine Mutter!“

Dann seufzten Beide aus tiefem Herzen und das [illegible] mit einer unheimlichen Stille erfüllt gewesen, hätten sich nicht in diesem Augenblicke vor dem Hause die Töne einer Straßenorgel vernehmen lassen, kräftig, laut und feierlich:

Noch ist Polen nicht verloren. — — — —

Ein zweifacher Trost für das wunde Gemüth von Mutter und Tochter

— — Das alles, wenigstens etwas Aehnliches, geneigter Leser, hätten wir zu Anfang dieser wahrhaftigen Geschichte auch sagen können. Aber es sei ferne von uns, dich auf solche Art bestechen zu wollen und unpassend zu beginnen.

Wir führen dich der Wahrheit gemäß in ein großes, elegantes Gemach, man könnte es einen kleinen Saal nennen, reich dekorirt, reich möblirt. Die Wände sind mit hellen glänzenden Seidentapeten bedeckt und zeigen schwere, trotzige goldene Bilderrahmen mit prachtvollen Landschaften, Schlacht- und Seestücken. Die Lambrisen sind von feinen eingelegten Holzarten und laufen rings umher bis zu einem riesenhaften Marmorkamin, in dem aber kein Feuer brannte, und über welchem ein ungeheurer Spiegel sich bis hoch an den vergoldeten Fries erstreckt, der unter dem Plafond dahinläuft. Dieser Plafond ist reich gemalt und in seiner Mitte hängt ein schwerer Broncelüstre mit unzähligen aufgesteckten Wachskerzen; der parquetirte Fußboden ist spiegelblank und das Ameublement, wie wir schon vorhin bemerkten, wenn auch reich, doch sehr einfach: es besteht aus einem Dutzend Stühlen, welche an den Wänden umherstehen, und einem großen Tische in der Mitte des Gemachs. — Richtig, dort in den beiden Fenstervertiefungen, welche die dicken Mauern des Schlosses bilden, stehen noch zwei Fauteuils, und vor einem derselben ein kleines Tischchen mit Papier und Schreibzeug.

Wir sind im Schlosse des Regenten im Parterrestockwerke; die Fenster unseres Gemaches gehen auf einen umschlossenen Hof, und die

Ruhe und Stille, welche dort, sowie in den hohen Corridors und auf den breiten Treppen herrscht, lagert beängstigend vor Thür und Fenster; sie läßt sich nur ungern stören und unterbrechen, und wenn man von fernher Tritte eines menschlichen Fußes vernimmt oder jemanden husten hört, so grollt die Stille darüber und äfft diese Töne mit lautem Echo nach.

In dem weiten Gemache befinden sich zwei junge Männer, von denen der Eine, ein Ordonnanzoffizier aus dem Leibdragonerregiment des Regenten, mit festgehaltenem Säbel an den Fenstern auf und ab spaziert, während der Andere im goldgestickten Frack der Kammerherren dasselbe auf der Seite des Kamins thut. Beide sind vielleicht wenig über zwanzig Jahre alt, und wenn sich der Eine so gut wie der Andere entsetzlich zu langweilen scheint, so äußert sich das doch bei jedem auf verschiedene Art.

Der Kammerherr von Wenden, ein Mann von mittlerer Größe mit Anlage zur Beleibtheit, hatte blondes Haar, das er glatt an den Kopf gestrichen trug, und welches so zum sorgfältig glatt rasirten Kinn und Wange sehr gut paßte, ja, seinem Kopfe mit der spitzen Nase, dem feinen zusammengezogenen Munde und den lebhaften Augen etwas Schlaues, ein Lauerndes gab, welches aber durch ein wirklich liebenswürdiges Lächeln gemildert wurde, das sein Gesicht, mit außerordentlich feinem und weißem Teint, häufig erhellte. Er spazierte in dem Gemache auf und ab, den Hut unter dem Arm, die Hände auf dem Rücken vereinigt. Dabei ging er aber vollkommen ruhig und gleichmäßig, ja mit fast beweglichen, tänzelnden Schritten, ohne alle Zeichen von Ungeduld, als habe er sich zur Aufgabe gemacht, das Zimmer in jeder Viertelstunde so und so oft zu durchschreiten.

Der Andere, Ordonnanzoffizier Herr von F[illegible]w, war größer als sein Gefährte, dabei schlank, und wenn er ebenfalls auf und ab schritt, so that er dies mit allen möglichen Zeichen der Ungeduld. Er hatte ein ausdrucksvolles Gesicht, dessen Farbe fast zu dunkel gewesen, wenn nicht das schwarze glänzende Haar so vortrefflich dazu gepaßt hätte.

Die Augen waren keck und lebhaft, und den Schnurrbart trug er wo[hl] deßhalb so außerordentlich stark empor gedreht, um seinen kleinen Mu[nd] zu zeigen, so wie die schneeweißen wohl geformten Zähne.

Wie wir schon bemerkt, ging er ebenfalls, und zwar an der Se[ite] der Fenster, auf und ab; doch war das kein gleichförmiges Dahi[n]schreiten. Jetzt that er ein paar hastige Schritte, dann wandte er se[in] Gesicht, einen Augenblick stehen bleibend, nach dem Hofe zu, betracht[ete] hierauf seinen Gefährten, warf den Kopf heftig von einer auf die a[n]dere Seite, biß sich zuweilen auf die Lippen, und strich den Schnu[rr]bart in die Höhe, zuweilen summte oder pfiff er auch leise die Melo[die] irgend eines beliebigen Liedes, aber immer nur ein paar Takte, die m[it] einem laut ausgestoßenen A-a-a-ah! schlossen, und an welche gewöhnl[ich] die Bemerkung angehängt war: „So ein Sonntag Nachmittag hier [in] dem verwünschten Schlosse ist doch von einer bodenlosen Langeweile[.]"

Der Kammerherr lächelte dazu sanft in sich hinein und sagte vi[el]leicht: „Ja, ja, ich habe auch schon Amusanteres erlebt."

„Wenn ich nur dein Temperament hätte," fuhr Herr von Fern[e] nach einer Pause fort, wobei er so plötzlich stehen blieb, daß die Sche[ide] seines Säbels mit den Schnallen seines Ledergehängs zusammenklir[rte], „wahrhaftig ich wüßte nicht, was ich an solchen Diensttagen, wie [der] heutige, darum gäbe."

„Auch an andern könnte dir ein bischen mehr Ruhe nicht schade[n]," meinte Herr von Wenden; „du bist ein guter Kerl, aber das kocht u[nd] siedet und sprudelt immer, und um in meinem Küchengleichniß fort[zu]fahren, läuft es zuweilen über, nicht gerade zur Annehmlichkeit dei[ner] Umgebung."

„A-a-a-ah!" machte der Ordonnanzoffizier, und dabei dehnte [er] sich wie einer, der eben aus dem Schlafe erwacht.

„Du mußt dir angewöhnen," fuhr der Kammerherr fort, „über [die] Langeweile Herr zu werden, du bist nun einmal bei Hof, und we[nn] du hier auf diesem glatten Boden was werden willst, so darf man [dir] keine Langeweile anmerken, und wenn du einmal vier Wochen la[ng]

wie heute im Dienst wärest, eine Beschäftigung, die allerdings ihre langweiligen Seiten hat..."

„So lehre mich die Langeweile verjagen!" rief der Andere ungeduldig; „entweder verstehst du in der That diese Kunst, oder du bist ein ausgemachter Heuchler; denn schon seit fast einer Stunde läufst du jetzt auf und ab, auf dem Gesicht inneres Vergnügen, ja mit einem Wohlbehagen, das mich zur Verzweiflung bringen kann. — — Gibt es in der That etwas Langweiligeres, als der heutige Sonntag-Nachmittag? Liegt das Schloß nicht so still, wie ein ausgestorbenes Kloster? Dort in dem verfluchten Hofe läßt sich keine Menschenseele sehen, ja, ich versichere dich, die Katzen fürchten vor Langeweile zu krepiren, deshalb bleiben sie auf ihren Dächern und keine wagt sich herunter. — — Sage mir, womit verbringst du deine Zeit?"

„Ich denke über dies oder jenes nach," antwortete der Kammerherr; „und dabei verliere ich mich in Reflexionen und Kombinationen, daß mir die Zeit so ziemlich leidlich vergeht."

Der Adjutant hatte in seinem Spaziergange innegehalten und sich mit allen Zeichen der Ungeduld in einen der Fauteuils geworfen, und beschäftigte sich, indem er mit den Fingern auf den vor ihm liegenden Papieren trommelte.

„So theile mir denn um's Himmelswillen etwas von deinen Gedanken mit," rief er nach einer Weile; „wenn sie nämlich für mich genießbar sind. Wahrhaftig du bist beneidenswerth um das Talent, dich so allein unterhalten zu können."

„Und dabei profitire ich; denn in solchen Stunden fasse ich oftmals die besten Entschlüsse, und wenn ich gerade dergleichen nicht vorhabe, so unterhalte ich mich mit meinen Phantasien, baue Luftschlösser und berathschlage mit mir selbst, was, wenn dieser oder jener Fall eintreten würde, wohl am besten zu thun sei."

„Ja, das muß wahr sein," sagte der Andere mit einem tiefen Seufzer. „Du bist ein umsichtiger Mensch, du wirst es weit bringen. Nun, eins mußt du mir versprechen: wenn du einmal Minister des

Hauses bist, so laß mir irgend einen lumpigen Orden zukomm
denn wenn ich keinen Freund habe, der sich meiner speciell annim
o komme ich doch nicht zu einer Auszeichnung. Ich habe eben kein Glü

Der Kammerherr lächelte still in sich hinein, streichelte sanft se Nase und blies alsdann ein Stäubchen fort, das sich auf der Go stickerei seines Aermelaufschlages angesetzt hatte. Darauf sagte er:

„Kein Glück haben, das ist so eine Redensart, die man hunde fältig und meistens mit großem Unrecht ausspricht.“

„Nun, du willst doch nicht sagen, daß ich vom Glück begünst bin, ich, Fernow, dessen Vater vor wenigen Jahren noch allmächti Minister an diesem Hofe war?“

„Fernow,“ fuhr der Kammerherr kopfnickend fort, „ein Caval in der schönen Bedeutung des Wortes, jung — liebenswürdig — o dir Komplimente machen zu wollen,“ setzte er lächelnd mit einem S tenblick hinzu; „denn du kannst auch unausstehlich sein. — Dabei tüchtiger Offizier —.“

„Meinetwegen alles das!“ rief der Andere ungeduldig dazwische „der jetzt schon eine halbe Ewigkeit dient und es kaum zum Ordonna offizier gebracht hat, während jüngere Kameraden schon längst wirkli Adjutanten sind. Hol' der Teufel ein solches Glück!“

„Wenn du nicht gleich immer oben hinaus wärst,“ entgegnete H von Wenden mit großer Ruhe, „so würde ich dir mit außerordentlich Vergnügen meine Theorien von der Gestaltung des Glückes mittheil aber ich fürchte dir ist das langweilig.“

„Wenn das ist,“ sagte Herr von Fernow, „so wirkt es viellei homöopathisch, und wir schlagen die Langeweile mit der Langeweile.

„Ich danke für die gütige Bemerkung.“

„Ohne Rancune; ich bitte dich, laß mich deine Ansichten höre

Der Kammerherr war in der Nähe des Kamins stehen geblieb hatte seinen Hut auf das Gesims desselben gelegt und sich mit d Rücken daran gelehnt.

„Du sagtest vorhin,“ begann er: „„Ich habe kein Glück,““ „u

wie schon bemerkt, ist das eine Aeußerung, die man hundertfältig hört, die aber vollkommen unrichtig ist. So gut es allerdings bevorzugte Menschen gibt, denen das Glück so zu sagen im Schlafe kommt ..."

„Ja, denen die gebratenen Tauben ins Maul fliegen."

„Ganz richtig, die selbst, wenn sie stürzen, wie die Katze immer auf ihre Füße fallen und, ausgleitend, die Treppe hinaufrollen; ebenso gibt es auch solche, die das Schicksal beständig gegen den Strich zu kämmen scheint, die sich alles mühsam erringen müssen, denen nichts gelingt ohne große Mühe und Arbeit, kurz, die, wie du zu sagen beliebst, kein Glück haben."

„Ich kenne einen solchen," sagte Fernow finster, „und das wirst du mir zugeben. Kommt einmal eine Gelegenheit, sich auszuzeichnen, so bin ich verhindert, dabei zu sein. Ist irgendwo in einem Regiment ein gutes Avancement, so kannst du hundert gegen eins wetten, daß es nicht das meinige ist. Haben wir Besuch von fürstlichen Personen, so kann ich nicht dazu kommandirt werden, weil ich gerade Dienst beim Allergnädigsten habe. Ebenso ist es mit Reisen an fremde Höfe; ich weiß wohl, man hat nichts gegen mich, aber das Schicksal will, daß ich immer übergangen werde. Andere bekommen Orden und sehen die Welt, ich bekomme gar nichts und darf mir dagegen die Wände des Stallhofes dort, und meistens dann betrachten, wenn irgendwo sonst draußen was Angenehmes los ist. Heute ist der Hof nach Eschenburg, und ich hatte mich darauf gefreut, ich versichere dir, ich hätte auf meinem Rappen gar nicht schlecht ausgesehen, — ach! und es hätte mich gerade jetzt glücklich gemacht, gut auszusehen!" fuhr er mit einem Seufzer fort. „Was geschieht? Seine Hoheit, der Regent findet es angemessen, daß ihn die verjährte Wunde schmerzt, und ich — muß, hol' mich der Teufel zu Hause bleiben."

„Und ich?" fragte lächelnd der Kammerherr.

„Allerdings, du auch. Aber dir macht es kein Vergnügen, mit irgend einer alten Hofdame im Wagen zu sitzen. O! ich sage dir," fuhr er ergrimmt fort, „wenn ich daran denke, daß ich jetzt durchs

duftige Grün reiten könnte, vielleicht an ihrer Seite, denn auch für die junge Herzogin und ihre Damen sind Pferde hinausbestellt, so möchte ich gradezu des Teufels werden!"

Bei diesen Worten sprang er in die Höhe und eilte sporenklirrend und säbelrasselnd mit heftigen Schritten auf und ab, daß es in dem weiten Gemach auf allen Seiten widerhallte. Nachdem er so einige male bei dem Kammerherrn, der ihm lächelnd zuschaute, vorbeigeras war, blieb er wieder plötzlich vor ihm stehen, streckte ihm beide Händ entgegen und sagte mit einem bittern Lächeln:

„Und dann willst du mir noch verbieten, daß ich von mir al von jemandem spreche, der gar kein Glück hat?"

„Allerdings," entgegnete der Andere hartnäckig, „von dir und vo jedem andern glaube ich das Gegentheil. Das Glück ist da; es um schwebt jeden Menschen ..."

„Wo, wo?" rief Herr von Fernow mit komischem Zorne; „ic will Tag und Nacht mit beiden Händen um mich fassen, um es endli einmal zu ergreifen."

„Das wäre vielleicht so ein Mittel," meinte lächelnd Herr vo Wenden; „aber glaube mir, meine Theorie ist richtig; das Glück um schwebt, umtanzt, umgaukelt uns, den Einen freilich mehr, den Ander weniger, und wenn ich dir von deiner Bemerkung, indem du von Le ten sprachst, die kein Glück haben, etwas zugeben will, so ist es da daß leider die meisten Menschen so unglücklich sind, den rechten Auge blick zu verpassen, wo sie zulangen müßten."

„Nun, das kommt am Ende auf Eins heraus," sagte kopfschüttel der Ordonnanzoffizier, worauf er, nach einem Blicke in den Spieg einige Verschönerungsversuche bei sich anstellte, den Schnurrbart in d Höhe drehte und seiner ohnedies langen und schlanken Taille noch d durch nachhalf, daß er Schärpe und Säbelkuppel, so viel als irge möglich war, auf die Hüften hinabdrückte.

An dem Kammerherrn war unfehlbar ein Professor zu Grun gegangen, denn er lehnte, um seine Theorie weiter auszuführen,

behaglich am Kamine, wie jener am Katheder und blickte so aufmerksam in das fast leere Gemach hinein, als habe er ein Auditorium von vielleicht hundert Personen vor sich. Auch hob er seine Hände empor und legte den Zeigefinger der rechten bedeutsam an den Daumen der linken, um die Beweisgründe für seine Theorie vermittelst der fünf Finger numeriren zu können.

„Also wir waren beim Zugreifen," sagte er.

„Nur nicht blöde! Das ist allerdings bei Hofe eine wichtige Regel."

„Die Zeit, wo uns Fortuna lächelt, und sie lächelt jedem Menschen, würde ich mir also erlauben, den Augenblick des Glückes zu nennen; denn leider verweilt es gewöhnlich nicht lange bei uns, es buscht rechts, links, oben, unten bei uns vorbei. Deshalb im richtigen Moment zugreifen!"

„Ja, zugreifen!" wiederholte lachend der Ordonnanzoffizier, indem er mit der Rechten in der Luft eine Bewegung machte, als wollte er eine Fliege fangen. „Fang' einer die unsichtbare Göttin!"

„Allerdings will es das Mißgeschick," fuhr der docirende Kammerherr ruhig fort, „daß man, um in meinem Vortrage zu Punkt zwei zu kommen, daneben tappt;" — bei diesen Worten hatten sich beide Zeigefinger seiner Hände vereinigt — „und es ist wahrhaftig oft gerade als ob es Menschen gäbe, die ein Talent dazu hätten, dem Glück auf die geschickteste Art auszuweichen. Es erscheint dir links..."

„Und ich wende mich rechts," sagte Herr von Fernow.

„Richtig. Es erscheint dir rechts..."

„Und ich greife nach links, o, wir kennen das!"

„Vollkommen richtig. — Es stellt sich dir gerade in den Weg, und, weiß der liebe Himmel, in demselben Augenblick fällt es dir ein, dich umzudrehen, zurückzutreten, und so dem Glücke, das mit ausgebreiteten Armen auf deinem Pfade steht, den Rücken zuzuwenden. Ja, es legt sich dir vor die Füße; aber, anstatt es aufzuheben, wähnst du

einen tiefen Graben zu sehen und schreitest mit einem ungeheure Schritte darüber hinweg."

„Das ist leider Gottes nicht ganz unrichtig!" rief der Andere „doch ist deine Theorie offenbar darauf eingerichtet, die Leute verrück zu machen. Geh' mir mit deinem Philosophiren; es ist mir ein vie behaglicheres Gefühl zu wissen: Ich habe einmal kein Glück, als zu glauben, es gaukle um mich her, unsichtbar, unerreichbar, wobei ic mir jeden Augenblick den Vorwurf machen muß: Hättest du statt recht — links gegriffen, hättest du dies gethan oder jenes unterlassen, s würdest du jetzt das Glück in deiner Hand haben. Ah! Das ist ei unerträglicher Gedanke und könnte einen Menschen wirbelig machen."

Der Kammerherr war eben im Begriff mit dem Zeigefinger de Rechten auf den Mittelfinger der Linken überzugehen, als sich eine de Flügelthüren geräuschlos, fast gespensterhaft, von selbst zu öffnen schien so daß sich erst, als beide Flügel weit offen standen, der diensthuend Kammerdiener zeigte, ein großer, gutgewachsener Mann, auf dem Ge sicht ein ewiges Lächeln, mit sanft gespitztem Munde, und Augen, di so lange er sich im Dienste befand, in Glück und Freude zu schwim men schienen. Er blickte nach der Uhr, welche über der Thür ange bracht war, und sagte unter einem sanften Lächeln:

„Seine Hoheit, der Regent, machen so eben einen kleinen Gan in den Park, werden auch vor der Tafel nicht zurückkehren, was i mir hiemit erlaube anzuzeigen, und die ganz gehorsame Bemerkun hinzuzufügen, daß es vielleicht für die Herrschaften angenehmer wär jetzt schon in den Speisesaal zu treten, als hier im Hinterzimmer ve geblich zu warten."

Indem er das sagte, machte er eine demüthige, lang andauernd tiefe Verbeugung, wobei er sich schüchtern die Hände rieb, damit ei scheinbare Verlegenheit affectirend.

„Das ist ein guter Rath, Herr Kindermann," sprach der Ordo nanzoffizier, indem er seinen Federhut ergriff; „vom Speisesaal h man doch eine Aussicht auf den Schloßplatz, man sieht Sonne u

Menschen, grüne Bäume und die fernen Berge, an denen Eschenburg liegt."

Das letztere sagte er leise und mit einem gelinden Seufzer.

„Es ist doch fabelhaft," lachte der Kammerherr, „wie dich ein einigermaßen ernstes Gespräch ennuyirt! Und ich versichere dir, du hättest etwas aus meinem Vortrage lernen können."

„Das will ich auch noch thun, gewiß und wahrhaftig," sagte der Ordonnanzoffizier; „aber jetzt komm' aus diesem stillen, trübseligen Zimmer in den Speisesaal, da werde ich viel empfänglicher sein für die tiefen Gedanken, die du mir so großmüthig preisgibst."

Lächelnd, aber doch achselzuckend nahm der Kammerherr seinen Hut von dem Kamingesims, und der Kammerdiener Kindermann, der zuerst verstohlen eine Prise genommen und sich dann, wie selbst erschrocken über dies große Vergehen, eilfertig die Nase gewischt, ging mit sehr erhobenem Kopfe auf die Ausgangsthür zu, öffnete dieselbe weit und machte eine tiefe Verbeugung, als die Herren in das Vestibule hinaustraten.

Hier saß auf einem Banquet in der Ecke ein einsamer Lakai, der, niedergedrückt von Stille und Langeweile, sanft entschlummert war, jetzt aber, beim Hören der herannahenden Schritte, so eilfertig aufsprang und ein so grinsendes Gesicht machte, als habe er sich auf's lebhafteste mit den interessantesten Dingen der Welt unterhalten, und als sei es ihm gar nicht eingefallen, das Auge zum Schlaf zu schließen. Als ihn aber die beiden Herren hinter sich gelassen hatten, gähnte er laut, dehnte und reckte sich, und brummte mißmuthig in sich hinein:

„Nicht einen Augenblick Ruhe hat man in dem Schloß!"

Darauf sank er wieder auf das Banquet zurück und setzte unter leisen, schnarchenden Tönen seine Betrachtungen von vorhin fort.

Am Ende des Vestibules trafen die beiden Herren auf einen einsamen Cavalleriepoften, der ebenfalls schläfrig auf- und abspazierte und nicht einmal mit der gewöhnlichen Energie seinen Säbel anzog.

Es lag aber auch eine wahrhaft drückende Ruhe auf dem Schlosse;

die Stille und die Langeweile tönten ordentlich. In den weiten Gä gen und auf den breiten Treppen entdeckte man selten ein lebend Wesen, und wo sich in weiter Entfernung vielleicht ein Diener, ei Katze, oder vor den Fenstern ein Vogel blicken ließ, da ruhte d erstere jedenfalls mit aufgestütztem Kopf an der Fensterbank, die Ka lag schlafend in einem kleinen Fleckchen Sonnenschein, und der so so muntere Vogel saß draußen auf dem zackigen Gesims still, fast u beweglich, mit gesenktem Kopfe, als finde selbst er es hier unerträgl langweilig. Die einzige Spur von Leben ließ hie und da die Ka bemerken, denn zuweilen öffnete sie träge ihr blinzelndes Auge u schmachtete, vielleicht mit unterschiedlichen Gedanken an eine fette Beu nach dem Vogel hin. Wenn aber auch beide nicht durch die Glasschei getrennt gewesen wären, hätte die Katze wahrscheinlich doch nicht i Siesta unterbrochen, um einen Sprung nach der sicheren Beute zu th Sie dehnte sich schnurrend und schien dann wieder in festen Sch zu fallen.

Wenn auch die Teppichstreifen in den Corridors den Klang Schritte der Beiden dämpften, so tönten doch der klirrende Säbel Einen und das gelinde Husten des Andern so laut und nachhal daß es in der That erschreckend war. Aus diesem Corridor traten in weite Säle, wo von den Wänden aus schweren Goldrahmen n gedunkelte, fast schwarze Landschaften herabblickten, wo in den E uralte, ernsthafte Vasen standen, und wo es ebenfalls so still feierlich war, daß das Lächeln einer marmornen Venus in dieser U gebung völlig unnatürlich erschien.

Endlich erreichten die Beiden Gänge und Zimmer auf der n lichen Seite des Schlosses gelegen, wo es schon ungleich freundli und behaglicher aussah; hier drang zu den großen Fenstern die N mittagssonne herein, vergoldete und belebte Alles und munterte s den schweren Staub in den Zimmern zur Lustigkeit auf; denn, wo dünner Sonnenstrahl schief zu einer Oeffnung hereinfiel, da tan Millionen von Staubatomen vergnügt durch einander. Hier hin

auch in einer langen Gallerie die Ahnen des Herrscherhauses, und die glänzenden Streiflichter machten sich ein Vergnügen daraus, die alten, ernsten Herren auf eigenthümliche Art zu karrikiren. Dort brannte ein heller Fleck auf den dunkeln Wangen des Kriegsmanns, hier war ein Gesicht zur Hälfte scharf beleuchtet und schien dadurch auf einer Seite zu lächeln. Dort sah man nur einen glänzenden Kopf, wie in dunklem Beiwerk schwebend, und in einer Ecke gegenüber bemerkte man einen hellen, funkelnden Harnisch. Das Haupt aber lag so im Schatten, daß der alte, ehrwürdige Fürst völlig kopflos erschien.

Die beiden dienstthuenden Herren näherten sich jetzt der Thür des Speisesaals, welche sich, trotz ihrer geräuschlosen Schritte, und wie von selbst ihnen öffnete. Doch muß der geneigte Leser nicht an Zauberei glauben; wie anderswo überall, befinden sich auch hier in den Thüren Schlüssellöcher, welche von den betreffenden Lakaien aufs Emsigste benutzt werden, um die Annäherung irgend einer wichtigen Person zu erspähen. Es ist das namentlich in bedeutsamen Augenblicken wie ein gut eingerichteter Telegraphendienst; an beiden Seiten des betreffenden Saales wird mit Thürspalt und Schlüsselloch gearbeitet; ein leiser, bezeichnender Husten, oder irgend eine Handbewegung unterrichtet die im Saale Befindlichen von der Ankunft dieser und jener Person, und wenn diese nun selbst durch die weitgeöffnete Thüre eintritt, so stehen ein gut geschulter Kammerdiener und brauchbare Lakaien scheinbar unbefangen, und wie von den Ankommenden völlig überrascht, in den verschiedenen Ecken.

Zweites Kapitel.

Ein kleiner Papierstreifen.

Der Speisesaal, ein großes, einfach nur mit Gold und Weiß d
korirtes Gemach, lag an dem großen Platze, der sich vor dem Schlo
ausbreitete, und von seinen hohen Fenstern hatte man, da das Schl
auf einer kleinen Anhöhe lag, eine weite Aussicht auf die Stadt, son
auf die Gegend rings umher bis zu den malerisch geformten Berge
die den Horizot begrenzten. Herr von Fernow trat sogleich an ein
der Fenster und schmachtete, wie sich der Kammerherr auszudrück
beliebte, nach dem Gebirgszuge hin, ohne vor der Hand dem reg
Treiben auf dem Schloßplatz und in den angrenzenden Straßen, de
Gewühle von Menschen und Equipagen irgend eine Aufmerksamkeit
widmen. Im Saale waren Tafeldecker, Kammerdiener und Lakai
beschäftigt, der reichen Tafel die letzte Vollendung zu geben. Der gro
vergoldete Aufsatz, der bei bedeutenden Diners erschien, wurde mit f
schen Blumenbouquets bedeckt, und als das geschehen war, bot d
Tafel mit ihren Massen funkelnden Silbers und glänzenden Krysta
batterien, auf den schneeweißen Damast gestellt, einen wahrhaft reich
und erfreulichen Anblick dar.

Herr von Wenden war zu dem Ordonnanzoffizier getreten u
sagte ihm: „Mir ist das Durcheinanderlaufen der Dienerschaft, üb
haupt die Zurüstung zur Tafel unangenehm; und da du, theuerst
junger Mann, auch Cavallerieoffizier, die Berge vom Nebensaale a
ebenso gut betrachten kannst, so laß uns dorthin, mein Geliebter, zieh
Es ist da in der That behaglicher, und auch unser Platz, wenn s
später der Hof versammelt."

„Ich weiß wohl," entgegnete lächelnd der Ordonnanzoffizier, „we
halb dir um den Saal da nebenan zu thun ist; du willst mir wah
scheinlich deine Theorie vom Augenblicke des Glücks noch näher e

wickeln. Wenn ich nicht irre, so wurden wir am dritten Punkt unterbrochen."

Der Kammerherr zog scheinbar ernsthaft seine Augenbrauen in die Höhe, spitzte den Mund und erwiederte:

„Du bist in der That ein undankbares Geschöpf; sei doch empfänglich für gute Lehren. Dank' es mir, wenn ich dir die Augen öffne."

„Damit ich mich, wenn ich deinem Rathe folge, wie eine Wetterfahne bald rechts, bald links drehe, bald hierher, bald dorthin greife, um das Glück zu erhaschen?" sagte Herr von Fernow; „aber meinetwegen komm', du hast Recht, wir befinden uns da nebenan viel behaglicher."

Damit schob er seinen Arm unter den des Kammerherrn, und Beide wandten sich zum Weggehen. Bei dieser Bewegung glitten ein paar der Lakaien wie auf Schlittschuhen gegen die großen Flügelthüren des Nebenzimmers; diese öffneten sich geräuschlos vor ihnen und schlossen sich ebenso wieder. Das Gemach in welchem sie sich nun befanden, war in der That ein reicher und herrlicher Salon; die Wände waren mit grauem Seidenzeug bezogen, auf welchem Meisterwerke der Malerei hingen; in den zwei Ecken gegenüber dem Fenster standen zwischen grünen Pflanzen und duftenden Blüthen kleine herrliche Marmorstatuen, und vor dem Kamine aus weißem carrarischen Marmor befand sich eine Art kleiner niedlicher spanischer Wand, das Gestell von Palisander und die Felder ebenfalls aus schwerem grünen Seidenzeuge, auf welche Flächen eine kunstreiche Hand zierliche Arabesken gestickt hatte. Auf dem Boden breitete sich ein dicker Smyrnateppich aus, in den der Fuß des darauf Wandelnden ordentlich einsank. — Das Ameublement bestand ebenfalls aus dem gleichen Holz wie die spanische Wand, und hier sah man Tische, Etagèren mit kostbar eingebundenen Büchern und Albums, Sessel und Fauteuils der verschiedensten Größe und Gestalt. In Allem aber, was sich hier befand, herrschte ein so feiner und zarter Geschmack, ein so sinniges Arrangement, daß unverkennbar der Geist und die Hand einer Dame hier thätig sein mußten.

Und so war es auch. Dieses Gemach verband den Speisesaal mit dem Appartement der Prinzessin Elise, der Schwägerin des kürzlich verstorbenen regierenden Herzogs. Die verwittwete Herzogin bewohnte den südlichen Flügel des Schlosses, und im Parterrestock, wo unsere Geschichte beginnt, waren die Gemächer des Regenten, der, ein Onkel des verstorbenen Herzogs, im jetzigen Augenblicke das Haupt der Familie und der Herrscher des Landes war. Wir sagen: im jetzigen Augenblicke; denn die verwittwete Herzogin befand sich in interessanten Umständen und die wichtige Frage war, ob die arme, unglückliche Frau einem Prinzen oder einer Prinzessin das Leben geben würde; im ersten Fall war ein rechtmäßiger Thronerbe da, im andern dagegen wurde der Regent dem salischen Gesetz zufolge, regierender Herzog des Landes.

Daß unter diesen Verhältnissen der Hof in zwei große Parteien gespalten war, ja, daß diese erbittert und feindlich einander gegenüber standen, brauchen wir eigentlich eben so wenig zu sagen, als mit welch' namenloser Spannung Land und Hof der Niederkunft der verwittweten Herzogin entgegen sah.

Während der Ordonnanzoffizier an's Fenster trat, um jetzt auch dem Gewühl auf dem Schloßplatz einen Blick zu schenken, blieb der Kammerherr an der geschlossenen Thür stehen, stemmte beide Arme in die Seiten und sagte, bedeutsam mit dem Kopfe nickend:

„So oft ich dieses Zimmer in der jetzigen schweren Zeit betrete, sehe ich immer Ihre Durchlaucht, die Prinzessin Elise vor mir, wie sie auf- und abwandelt und in ihrem kleinen, aber sehr gescheuten Kopfe Plane und Entwürfe ausbrütet. Es ist ein Jammer, daß sie eine Dame und kein Mann ist, ich sage dir, Felix, das ist Jammerschade. An ihr hätten wir einen ganz prachtvollen Herzog.“

„Ja, ja, das wär dir schon erwünscht,“ entgegnete der Ordonnanzoffizier, „und dann brauchtest du nicht mehr lange nach dem Glück zu greifen. Die Prinzessin will dir außerordentlich wohl.“

„Nicht außerordentlich; — doch kennt sie meine Anhänglichkeit.“

„Das ist auch eine von den bösen Geschichten an diesem Hofe. Man weiß in der That nicht, zu wem man halten soll. Ist man dort zu freundlich, macht man sich hier mißliebig, oder umgekehrt. Weißt du auch," fuhr Herr von Fernow fort, indem er sich rasch herumwandte, „was ich davon habe, daß ich als Ordonnanzoffizier im Vorzimmer Seiner Hoheit stehen darf?"

„Nun, was wirst du davon haben?"

„Davon habe ich, daß mich Ihre Durchlaucht, die Prinzessin Elise, nicht allzu freundlich behandelt. — Nun, das wechselt, und ließe sich am Ende noch ertragen; aber glaubst du wohl, Eduard, daß das auch auf mein Verhältniß zur —" der Kammerherr sah fragend und mit einem eigenthümlichen Lächeln in die Höhe. — „Nun ja, Verhältniß sollte ich eigentlich nicht sagen; ich meine, daß diese Ungnade auf meine Liebe zu Fräulein von Ripperda bedeutend influirt. — Schüttle nicht deinen blonden Kopf; — alle Teufel! ich weiß, was ich fühle und sehe. — Nicht wahr, der Oberstjägermeister wurde eigens zur Partie nach Eschenburg eingeladen, obgleich er nichts dabei verloren hätte. Ich habe eigentlich nicht nöthig es dir zu sagen, umsichtiger Kammerherr. Wenn man einen armen Ordonnanzoffizier protegiren will, so braucht man nur nach dem Frühstück ungefähr so zu sprechen: Sie werden doch auch mit uns reiten? — Hätte das die Prinzessin Elise gesagt, so wäre ich vor den Regenten hingetreten und hätte ihm zu verstehen gegeben, ich sei zur Partie befohlen worden."

„Daran ist was Wahres; doch warst du vielleicht gegen die Prinzessin nicht liebenswürdig genug; oder hast dem Oberstjägermeister boudirt, oder gar zu süße Augen gegen Fräulein von Ripperda gemacht. Das war vielleicht ein Augenblick des Glücks, den du versäumt."

„Hol' dich der Teufel mit deinen Augenblicken des Glücks!" entgegnete unmuthig der Offizier, „wenn es so schwer ist, dasselbe zu fassen — so werde ich es niemals erlangen," setzte er seufzend hinzu.

Der Kammerherr wackelte mit dem Kopfe hin und her, wie eine

indische Pagode. „Hm, hm," machte er; „ja, ja, freilich, freilich. Ich sage dir, Felix, in den merkwürdigen Verhältnissen, in denen wir uns grade befinden, könnte das Glück wohl geneigt sein, sich diesem oder jenem völlig zudringlich zu nähern. Man muß nur klug sein und keine Fehltritte thun."

„Was die Klugheit anbelangt, — da steh' ich dir allerdings nach."

„O, du verstehst ja auch deinen Vortheil."

„Nicht besonders. Soll ich dir wiederholen, was ich meinem Stande, meinen Jahren nach sein könnte, und was ich bin?"

Der Andere zuckte mit den Achseln.

„Allerdings," sagte er nach einer Pause; „aber warum," setzte er mit leiser Stimme hinzu, „bist du nicht schon längst meinem Winke gefolgt und hast deine volle Ergebenheit der Herzogin zu Füßen gelegt?"

„Vor allen Dingen bin ich Soldat und Offizier," antwortete Herr von Fernow verdrießlich, „und als solcher kann ich nur Einen Herrn anerkennen."

„Gott bewahre uns auch vor zweien!"

„Seine Hoheit, den Regenten, meinen Fürsten und General. — Wenn du aber deßhalb glaubst," fuhr der Offizier fort, indem er auf etwas verächtliche Art den Kopf zurückwarf, „ich mische mich aus diesem Grunde in eure Intriguen, und sei zu diesem Zwecke bereit, für eine oder die andere Partei zu arbeiten, so irrst du dich ganz gewaltig. Ich thue meinen Dienst und lasse an mich kommen, was kommt."

„Wenn ich als Freund zu dir sprechen darf, so wählst du auf diese Art die gefährlichste Stellung. Das Getreibe an einem Hofe gleicht einem Mühlwerke. Willst du nicht zerrieben werden, so mußt du selbst mitreiben. Um über den Parteien zu stehen, dazu sind wir zu unbedeutend; der Platz zwischen den Parteien ist, wie gesagt, zu gefährlich; also müssen wir uns selbst für eine Partei entscheiden."

„In deinen Worten liegt ein Körnchen Wahrheit; aber wozu soll ich mich entscheiden? Wie ich dir schon gesagt, bin ich der Offizier des

Regenten, und was die allerdings mächtige Partei der Prinzessin anbelangt, so —".

„Bietet sie dir nichts Lockendes?" fragte der Kammerherr mit einem lauernden Blicke.

„O davon schweige mir!" rief heftig der junge Offizier, um sie zu gewinnen, könnte ich mich am allerwenigsten dazu entschließen, ein Parteimann zu werden. Wenn auch die Liebe gern im Verborgenen wächst und blüht, so haßt sie doch alle Winkelzüge, nach meiner Ansicht nämlich. Ich werde nun noch eine kurze Zeit geduldig abwarten und dann schon erfahren, wie die Freundlichkeit, mit der Fräulein von Ripperda meine kleinen Bewerbungen aufnahm, gemeint war. Spricht ihr Herz nicht für mich, nun gut, was kann ich thun? — Ich muß vergessen. — — Etwas Anderes wär' es freilich," setzte er lebhafter hinzu; „wenn man von Seiten Ihrer Durchlaucht, wie ich fast fürchte, gegen mich in dieser Angelegenheit zu wirken beschlösse. — Ist man mir sonst nicht gnädig gesinnt, was thut's? Ich diene so lang ich kann, und — gehe dann auf meine Güter."

„Auf deine Güter?" fragte der Kammerherr mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Kennst du denn nicht mein Landhaus auf Bergeshöh' mit den fruchtbaren Ländereien und prachtvollen Waldungen, die ich rings umher, so weit das Auge reicht — übersehen kann? — Will man aber, um ernstlich zu reden, Gott weiß zu welchem Zwecke, das junge Mädchen bestimmen oder überreden, sich von mir abzuwenden, — dann freilich — dann . . ."

„Dann wärst du vielleicht doch im Stande, dich einer Partei anzuschließen," sagte der Kammerherr, und wenn auch in diesem Augenblicke das uns bekannte freundliche Lächeln seine Lippen umspielte, so warfen doch seine Augen einen so lauernden Blick herüber, der jedem andern, welcher minder unbefangen gewesen als der junge Offizier, aufgefallen wäre.

„In dem Falle freilich," entgegnete fest und bestimmt Herr von

Fernow. „Ich sehe dein Lächeln und weiß, was es sagen will. Aber glaube mir, theuerster Kammerherr, habe ich einmal Partei ergriffen, so halte ich fest dazu, siege mit ihr oder gehe mit ihr zu Grunde."

Nach diesen Worten warf er den Säbel in den Arm und ging einmal im Zimmer auf und ab. Als er wieder zu seinem Gefährten kam, faßte er leicht dessen Arm, nöthigte ihn so, den Spaziergang mit ihm zu wiederholen und sagte während des Auf- und Abschreitens in seinem gewöhnlichen freundlichen Tone:

„Siehst du, es taugt nicht einmal, über Parteiangelegenheiten zu reden. Da hätte bald unser Gespräch eine unverhoffte, ernste Wendung genommen. Laß mich lieber noch einiges hören von deinen Ansichten über das Glück, das ist amusanter und man lernt vielleicht etwas dabei."

Während Beide so dahinschritten, kamen sie an einem kleinen Tischchen vorbei, das mitten im Zimmer stand und auf welchem sich in einer reichen Vase ein überaus prachtvolles Bouquet von frischen, lebenden Blumen zeigte. So oft sie bei dem Tischchen vorüberkamen, neigte sich Herr von Fernow darüber hin, um etwas von dem köstlichen Dufte einzuathmen.

„Was hilft es mir, wenn ich dir auch meine Theorien vom Augenblicke des Glücks wiederhole? Du bist ein Ungläubiger, dem in diesem Punkte nicht zu helfen ist."

„Möchte mich aber gar zu gern belehren lassen," entgegnete Herr von Fernow lachend; „ich versichere dich, Eduard, du hast einen mächtigen Drang in mir erweckt, das umherschwebende Glück zu erhaschen. Ich werde jetzt rastlos um mich schauen und selbst im allergewöhnlichsten Gedränge meine zehn Finger immer zum unverhofften Händedruck parat halten, ich werde den Worten alter Staatsräthe und noch älterer Hofdamen lauschen, ich werde Gräfinnen aus dem vorigen Jahrhundert zum Tanz auffordern, ich werde — —"

„Du wirst über mich spotten," sagte der Kammerherr mit seinem unvergleichlichen Lächeln, „und doch habe ich Recht. Thue, wie du ge-

sagt; ein würdiger Staatsrath, dem du vielleicht durch deine liebenswürdige Unterhaltung eine Viertelstunde tödtlicher Langeweile verjagst, kann dich als einen der gebildetsten und geistreichsten Cavaliere dem Kriegsminister empfehlen; eine alte Gräfin, der du in ihren vorgerückten Jahren noch das Vergnügen eines Walzers verschaffst, kann mit dem Regenten, Gott weiß wie, zusammenhängen und ihm eines Tages sagen, es sei eine wahre Schande, daß man dich noch nicht zum Major habe avanciren lassen. — In der That, was du im Scherz sagtest, glaube ich im Ernst. Die Hauptsache ist: nur den richtigen Augenblick nicht verpaßt, und du hast das Glück in deiner Hand. Es naht uns oft in gar sonderbaren Verkleidungen; ich habe einen Freund, der viel auf meine Theorien hielt und der keine Gelegenheit vorübergehen ließ, das Glück zu erfassen. Eines Tages sieht er vor irgend einer Kirche eine alte, schäbige Landkutsche in strömendem Regen stehen, und bemerkt eine kleine Damenhand, die sich unter dem Leder hervor vergeblich bemüht, den Schlag zu öffnen. Er eilt hinzu, reißt die Wagenthür auf, eine junge Dame steigt aus, er begleitet sie unter seinem Regenschirm bis in die Kirche und nachher wieder an ihre alte Kalesche. Siehst du, Felix, in dem Augenblick, da er den Schlag öffnete, hatte er das Glück erfaßt. Das Mädchen war eine immense reiche Erbin und ist jetzt seine Frau."

„Das ist allerdings ein schönes und lehrreiches Beispiel."

„O, ich weiß noch viel interessantere, wahrhaft erschreckende. In dem königlichen Schlosse zu C. stand gegen das Ende eines Balles ein junger Kammerjunker, der sehr viel getanzt hatte und müde war, ausruhend in einer Fenstervertiefung. Es wäre gern nach Hause gefahren, eigene Equipage hatte er keine, und ich kann dir auch wohl gestehen, daß es ihn einigermaßen in Verlegenheit gebracht hätte, sich eine Voiture de remise anzuschaffen, ja es wäre ihm das im damaligen Augenblicke fast unmöglich gewesen. Da die Fensternische, in der er stand, sehr tief, auch Niemand von Bedeutung in der Nähe war, so öffnete er behutsam eine bewegliche Scheibe in dem großen Fensterflügel

und streckte die Hand hinaus, um sich zu überzeugen, ob es noch regne. Allerdings fühlte er auch schwere Tropfen auf seine Hand fallen, als er aber diese eben wieder hereinziehen wollte, fühlte er noch etwas ganz anderes; ein Stückchen kalten Metalls berührte seine Finger und als er diese schloß, hielt er einen Schlüssel, an den mit einem kleinen seidenen Bande ein Papier gebunden war. — Wie gefällt dir das?"

Bei diesen Worten blieb der Kammerherr stehen, schmunzelte vergnügt und stieß mit dem ausgestreckten Zeigefinger den jungen Offizier leicht auf die Brust.

„Nicht so übel," sagte dieser.

„Was du in dem Falle gethan hättest, weiß ich nicht," fuhr Herr von Wenden fort; „der Kammerjunker, der ein entschlossener junger Mann war, bedachte sich nur eine Sekunde, zog den Schlüssel sachte an sich, lös'te die Schnur und bemerkte noch, wie diese alsdann langsam in die Höhe gezogen wurde."

„Ein Augenblick des Glückes!" meinte lachend der Ordonnanzoffizier.

„Ein colossaler Augenblick! Was auf dem Papier, das den Schlüssel umgab, eigentlich stand, hat man nicht recht erfahren; genug der Kammerjunker wurde in kurzer Zeit Kammerherr, kam in die diplomatische Carriere, heirathete nicht lange darauf eine vornehme, wenn auch etwas ältere Dame und ist jetzt Gott weiß wo, Gesandter. Verstehst du die Moral meiner Geschichte?"

„O, ich verstehe die Moral vollkommen und werde jetzt nach Beendigung jedes Hofballs, oder wo es nur sonst passend erscheint, meine Hand zu irgend einem Fenster hinausstrecken."

Er hatte das mit einem leichten Anflug von Ironie gesagt, den der Andere wohl verstand, und als sie gerade bei dem kleinen Tischchen waren, auf dem der kostbare Blumenstrauß stand, blieb der Kammerherr stehen, schüttelte leicht den Kopf und sagte:

„Trotz aller meiner schönen Lehren bist du unverbesserlich."

„Nein, nein, in der That!" antwortete der Ordonnanzoffizier, „du

thust mir Unrecht. Ich fange an, deinen Theorien zu glauben. Nur hast du mir ja früher schon zugegeben, daß Glück dazu gehört, das Glück zu erfassen. Ich glaube, ich könnte meine Hände ausstrecken nach den Wagenthüren aller schäbigen Landkutschen, zum Fenster hinaus, so oft ich wollte, mir würde nichts in die Hand fallen."

„Bis der richtige Augenblick des Glücks erscheint," entgegnete der Kammerherr mit aufgehobener Hand. „Ist der aber gekommen, so genügt dem Glück der allerunschuldigste Gegenstand, um dir, wenn auch verborgen, entgegenzutreten. Ich gestehe dir, es liegt was Aengstliches, etwas geisterhaft Unheimliches in dem Glauben an meine Theorie; aber ich halte ihn fest und unerschütterlich und hege die vollkommenste Ueberzeugung, daß ich, wenn einmal der richtige Augenblick gekommen ist, das Glück erfassen werde, sei es bei einer alten Landkutsche, sei es, daß ich meine Hand zum Fenster hinausstrecke, sei es, indem ich mit meinen Fingern, wie ich jetzt thue, in dieses Blumenbouquet fasse. — — Wie gesagt, ist der rechte Moment gekommen, so ist dort mein Glück verborgen, und — — — — ich — halte — es." — — —

Der Ordonnanzoffizier hatte seinen Gefährten lächelnd angeschaut, als dieser in einer wahren Extase den eben erwähnten Satz sprach bis zu den letzten Worten. Als er aber das: „Ich halte es" mit so plötzlich verändertem Tone sagte, kaum vernehmlich, da konnte Fernow nicht umhin, jenem verwundert in das Gesicht zu blicken, denn die ohnedies blassen Wangen des Kammerherrn wurden fast erschreckend bleich, als er die Hand in das Blumenbouquet hineindrückte, und darauf flammte eine tiefe Röthe bis zu seinen Augen empor.

Zum Teufel, was gibt es denn?" fragte bei diesem Anblick Herr von Fernow, „Hast du dich beim Ausüben deiner Theorie an einem Dorn geritzt, oder was ist geschehen?"

Herr von Wenden hatte unterdessen die Hand aus dem Bouquet wieder hervorgezogen und sagte, indem er mühsam lächelte: „Wer weiß, ob ich nicht im Stande bin, diese meine Theorie an mir selbst zu beweisen!"

„So hast du das Glück erfaßt?“ rief lachend der Offizier.

„Wer weiß? Vor der Hand nur ein kleines Papier, sorgfältig zusammengerollt, und nicht ohne Absicht am Stiele einer Rose verborgen.“

„Bah! ein Papier! Ich fürchte, du wirst mir deinen Beweis schuldig bleiben. Das ist wahrscheinlich ganz absichtslos da hineingekommen.“

„Bei Hofe geschieht dergleichen nie absichtslos,“ entgegnete der Kammerherr, indem er sich bemühte, den Streifen aufzuwickeln. „Sehen wir erst, ob etwas darauf geschrieben ist.“

„Natürlich. Das ist die Hauptsache.“ — „Nun?“

„— — — — — Keine Silbe.“ — „Das ist ein schönes Glück.“

Das Papier, ein kleiner kaum fingerlänger und ebenso breiter Streifen, war in der That unbeschrieben. Herr von Fernow und vielleicht mancher Andere hätte ihn für eine Phantasie des Gärtners gehalten und unbeachtet auf die Seite geworfen; der umsichtige Kammerherr aber gab das vermeintliche Glück nicht so leicht aus der Hand. Er drehte den Papierstreifen nach allen Seiten, betrachtete seine Ränder, ob sich dort nicht vielleicht Einschnitte befänden, die etwas zu bedeuten hätten, und als sich gar nichts dergleichen zeigte, hielt er ihn zum letzten Versuch ausgespannt gegen das Tageslicht.

„Nun,“ du findest nichts?“ fragte der Ordonnanzoffizier, und da er in diesem Augenblick an dem Fenster stand, so betrachtete er von seiner Seite den kleinen Papierstreifen ebenso genau. Hätte er seine Augen nicht so fest darauf gerichtet gehabt, so würde er vielleicht bemerkt haben, wie über die Züge seines Gefährten etwas wie ein helles Licht fuhr, etwas, wie ein Blitz, wie ein freudiger Glanz, das aber ebenso schnell verschwand, wie es gekommen und nur eine, wenn auch affectirte Gleichgültigkeit auf den Zügen zurückließ.

„Wie gesagt, nicht die Spur,“ sagte der Kammerherr nach einem augenblicklichen Stillschweigen: „es ist in der That möglich, daß ich mich geirrt habe.“

„In dem Papier?“

„Ich glaube wahrhaftig, du hattest Recht. Irgend eine Spielerei des Gärtners.“

Darauf nahm er das Papier leicht zwischen die Finger und rollte es sorgfältiger wieder zusammen als — die Spielerei eines Gärtnerburschen vielleicht verdient hätte. Das mochte auch der Ordonnanzoffizier denken; doch hielt er es mit einem Male für besser, er wußte selbst nicht warum, diesem Gedanken keine Worte zu leihen, sondern warf nur leicht hin:

„Und willst du es wieder an seinem früheren Platz zwischen die Blumen verbergen?“

„Warum nicht?“ sagte der Kammerherr mit einem leichten Achselzucken, „entweder ist es, wie schon gesagt, die Spielerei irgend eines Gärtnerburschen oder es ist vielleicht auch ein unschuldiges Zeichen für jemand anders, das uns durchaus nichts angeht. Man muß Niemandem seine Freude verderben.“

„Ja, man muß Niemandem seine Freude verderben,“ wiederholte Herr von Fernow, und dabei sah er lächelnd und anscheinend ganz gleichgültig zu, wie der Kammerherr aufs Sorgfältigste das zusammengerollte Papier wieder an den früheren Platz brachte.

Mochte nun der Ordonnanzoffizier seinen Freund als einen schlauen, berechnenden und verschwiegenen Menschen kennen, oder hatte er doch etwas von dem leuchtenden Blick bemerkt, der den Augen des Kammerherrn entstrahlte, als dieser den Papierstreifen gegen das Licht hielt, oder, was auch wahrscheinlich ist, war ihm die Sorgfalt, mit welcher Herr von Wenden das — ganz gewöhnliche Stückchen Papier wieder an seinen Platz brachte, verdächtig vorgekommen: genug, er stützte sich mit der Hand auf das Tischchen, sein Gesicht nahm einen ernsten, nachdenkenden Ausdruck an, aber nur eine Sekunde lang, — dann sang er zwei Takte eines bekannten Liedes leise vor sich hin, strich den schwarzen Bart leicht zu beiden Seiten hinaus und sagte mit einem scheinbar freundlichen, aber sehr forschenden Blick auf seinen Gefährten:

„Du bist gewöhnlich ein so umsichtiger Mensch, Eduard; c
entweder du verschweigst mir deine Gedanken oder du hast in der T
nicht daran gedacht, daß das Papierchen doch vielleicht etwas bedeu
könnte, was zu erfahren, wenn es auch kein großes Glück für
wäre, uns doch einen guten Spaß machen könnte."

Der Kammerherr zog seine Augenbrauen in die Höhe und nei
wie abwehrend seinen Kopf auf die rechte Seite, wie Jemand, der ei
Vorschlag unbedingt verwerfen will.

„Nein, nein," meinte er alsdann; „wenn irgendwo ein Spaß
mit bezweckt ist, was geht das uns an? Man muß Niemandem se
Freude verderben. Auch," setzte er nach einer Pause hinzu, „mö
ich in der That wissen, wie wir erfahren sollten, wer mit dem Pap
streifen gemeint ist?"

Dies letztere sprach er mit einem seltsam lauernden Blicke.

Herr von Fernow hatte diesen wohl bemerkt; doch mochte es
seiner Absicht liegen, ganz unverhohlen seine Gedanken auszusprech
denn er entgegnete, ohne irgend welche Bewegung auf seinem offe
und ehrlichen Gesichte:

„Nun, wenn dir das nicht einfällt, so laß dir dein Lehrgeld
rückbezahlen, welches dich deine Carrière bei Hof gekostet."

„Ich weiß in der That nicht," — sprach der Kammerherr; d
ging sein lauernder Blick in einen fast ängstlichen über.

„Nun, so einfach, wie mir je im Leben etwas vorgekomm
Dort in dem Blumenbouquet steckt das fragliche Papierchen, welch
wie du gesagt, weder Schrift, noch Zeichen enthält."

„Weder Schrift, noch Zeichen."

„Gut. Aber es kann an und für sich ein Zeichen sein, ein Zeich
das Einer dort versteckt hat, damit ein Anderer es finde. Wenn
es aber finden will, muß er es suchen. Also haben wir Beide nic
Einfacheres zu thun, als Achtung zu geben, wer sich mit dem B
menbouquet auf eine auffallende Art beschäftigt, — enfin, wer d
Papierchen an sich nimmt."

„Bei Gott! da hast du Recht!“ rief der Kammerherr mit erkünsteltem Erstaunen; doch biß er sich gleich darauf in die Lippen, und es war ihm offenbar unangenehm, daß der Andere einen Gedanken aussprach, den er schon lange gefaßt.

In diesem Augenblicke trat der dienstthuende Kammerherr aus den innern Gemächern der Herzogin und meldete dem Herrn von Wenden, daß die Wagen Ihrer Hoheit so eben an der hintern Seite des Schlosses angefahren seien. Dieser zog seine Uhr hervor und warf einen Blick darauf.

„Halb sechs,“ sagte er; „eine halbe Stunde Toilette; wir werden um sechs Uhr speisen.“

Drittes Kapitel.

Diner bei Hofe.

Das herzogliche Schloß, welches noch vor Kurzem wie träumend in der feierlichen Stille eines Sonntags-Nachmittags dalag, hatte sich seit der Anfahrt der Wagen der Prinzessin, die von Eschenburg zurückkehrten, außerordentlich belebt. Mit ihrem Eintritt und dem ihres zahlreichen Gefolges schien die schläfrige Langeweile, welche bisher in den Corridoren und Sälen herrschte, mit einem Male verschwunden. Die Lakaien in den Vorzimmern saßen nicht mehr träumend auf den Banquets, sondern gingen mit erhobenem Kopfe aufmerksam umher, strichen sich ihre Haarfrisuren zurecht, zupften an ihren weißen Halsbinden und waren ganz andere Menschen geworden. Der Vogel vor dem Fenster war davon geflogen, die schlummernde Katze hatte das Weite gesucht, und der Dragoner im Vestibule vor den Zimmern Seiner Hoheit schritt so energisch auf und ab, daß Säbel und Sporen klirrten. Im vordern Schloßhofe fuhr ein Wagen nach dem andern

an, auf den Treppen hörte man leise Schritte, auch klirrende Sporen einen respectvollen Husten und das halbunterdrückte Lachen verschiedene Hoffräulein. Neben dem Salon, in welchem sich der bemerkenswerth Blumenstrauß befand, war von dem Kammerdiener geräuschlos noc ein weiteres Gemach, gegen das Appartement der Herzogin zu, geöff net worden, und diese beiden Zimmer füllten sich nach und nach mi denen, welche heute das außerordentliche Glück hatten, zur Tafel gela den zu sein.

Da sah man zahlreiche und schöne Damen, deren weißer Tein noch besonders hervorgehoben wurde durch die schwarzen Kleider, welch die Trauer um den verstorbenen Herzog vorschrieb; wenige der Jüng sten hatten es gewagt in ihrem Haar oder an ihrem Schmucke freund lichere Nuancen anzubringen und die einfachen Trauerkleider irgendwi auszuschmücken. Was aber die älteren Damen anbetraf oder die An gehörigen des Hofes, so sah man an ihnen nur Schwarz und Weiß ja, einige alte Hofdamen, die in den langen Jahren ihrer Dienstzei schon manche Trauer mitgemacht hatten und in diesem, sowie in viele andern Fällen mehr zu thun pflegten als der strengste Obersthofmeiste vorschreiben konnte, ließen nicht die Spur von Glanz und Weiß sehen selbst ihre Augen hatten eine melancholische gelbe Farbe, ihre Wim pern waren beständig niedergeschlagen, der Mund fest verschlossen, un sie trugen deßhalb kein Taschentuch, weil eines von schwarzer Farb leider noch nie dagewesen war. — Mit vieler Indiscretion versicherte dagegen ein paar naseweise Kammerjunker, die alte Obersthofmeisteri bediene sich bei dergleichen Veranlassungen sogar eines Trauercorsetts. — Bei den Herren sah man die allgemeine Trauer nur an den schwarze Handschuhen und einem leichten Flor um den Arm, denn der schwarz Frack erleidet ja keine Veränderung und ist beständig eher ein Ge wand der Trauer als der Freude zu nennen. Wohlthuend waren di zahlreichen glänzenden Uniformen zwischen den vielen schwarzgekleidete Herren und Damen.

Wenige Minuten vor sechs Uhr öffnete sich die Thür, welche zu

den inneren Gemächern der Prinzessin führte, und als diese heraustrat, hinter ihr Se. Hoheit der Regent, verstummten die flüsternd geführten Gespräche und man hörte nichts, als das Rauschen der Damenkleider bei der allgemeinen tiefen Verbeugung, die nun erfolgte, sowie das leichte Klirren der Sporen, wenn sich die Absätze der Offiziere vorschriftsmäßig zusammenfanden.

Die Prinzessin Elise war eine ganz eigenthümliche Erscheinung. Bei einer Prinzessin ist das Alter nicht gut zu verschweigen; der offiziell indiscrete gothaische genealogische Kalender sorgt schon dafür, daß uns die Geburtstage sämmtlicher höchsten und allerhöchsten Damen nicht verborgen bleiben; er entdeckt uns also auch, daß die Prinzessin Elise sechsundzwanzig Jahre alt war. Ihre Gestalt mußte man klein nennen. Sie war zierlich gewachsen, hatte eine tadellose Taille und eine reizende Art, ihren Kopf auf den Schultern zu tragen. Dieser Kopf besaß volle blonde Haare, die leicht und graziös coifirt waren und zeigte ein Gesicht, von dem man im ersten Augenblicke nicht wußte, fühlte man sich von ihm angezogen oder abgestoßen. Die Prinzessin war keine Schönheit; sie hatte nicht einmal regelmäßige Züge, aber die Augen glänzten voll Geist, und unter der kleinen, fast stumpfen Nase sah man einen Mund, der wie zum Lachen erschaffen schien, und wenn er lachte, kleine, aber blendend weiße Zähne zeigte.

Hatte man sich aber an das Gesicht der Prinzessin einmal gewöhnt, so fand man es anziehend und reizend, namentlich durch die Zartheit der einzelnen Partien, besonders aber durch die Fülle von Geist und — Bosheit, die aus den dunkelblauen Augen leuchtete. Und dieser Ausdruck der Bosheit, — wohlverstanden im guten Sinne, man könnte also sagen, der Schelmerei — verrieth das Innere der Dame. Dabei hinkte sie ein wenig, und grade dieser Fehler war es, der ihrer ganzen Figur etwas außerordentlich Pikantes verlieh, denn sie wußte das durch ein eigenthümliches Hin- und Herwiegen ihres kleinen Körpers so geschickt zu verbergen, sie wandte sich im Gespräch so rasch bald rechts, bald links, und dabei schoßen ihre Augen so

durchdringende Strahlen nach allen Seiten, daß man von der ganz Erscheinung überrascht, ja geblendet war.

Im Vertrauen sagten sich die älteren Herren des Hofes, daß Prinzessin ein lebhafter, allerliebster, kleiner Kobold sei; daß niema so leidenschaftlich und mit so vielem Geschick intriguire, wie sie, u daß es ihre größte Lust sei, Land und Leute, um uns eines gewöh lichen Ausdrucks zu bedienen, hintereinander zu bringen. Jüngere Mä ner, die vielleicht zu tief in dies glänzende Auge geblickt, oder sich von dem Geist der Prinzessin mächtig angezogen fühlten, versich ten seufzend, sie sei, wie der kleine boshafte Gott Amor, der sei Pfeile nach allen Richtungen hin verschieße, um sich hernach üb das Uebel, das er angerichtet, lustig zu machen.

Dabei war sie frei von jeder Ziererei, und trotz des Fehlers ihrem Fuß verstand es keine der übrigen Damen, sich so ungezwung und elegant, wie sie, in dem größten Salon zu bewegen. Für All was in ihrer Anwesenheit geschah oder gesprochen wurde, schien sie s wenig zu interessiren, und doch entging nichts ihrer Aufmerksamke wobei sie es aber verstand, den ernstesten Gesprächen eine scherzha Wendung zu geben und so die Unbefangenen glauben zu machen, sei gar nicht im Stande, sich für wichtige Dinge ernstlich zu interes ren. Aber, wie eben gesagt, nur die Unbefangenen waren dieser A sicht. Wer den Hof genauer kannte, wußte, daß die Prinzessin Ell so lange ihr Schwager, der verstorbene Herzog lebte, das eigentli Haupt der Regierung war. Daher hatte sie es auch bitter empfunde als nun der Onkel des hochseligen Herrn, dem Familienstatut gemä die Zügel der Regierung ergriff, und kräftig seinen geraden Weg gir ohne sich durch die Intriguen der Prinzessin beirren zu lassen. Schla wie sie war, hatte sie auch augenblicklich ihre ganze Handlungswe geändert, stellte sich mit dem Regenten scheinbar auf einen sehr gut Fuß, knüpfte aber unter der Hand nach allen Richtungen ihre geheim Fäden an, um sich eine mächtige Partei des Hofes geneigt und dien bar zu erhalten. Wohl niemand sah der Entbindung ihrer Schwes

mit so peinlicher Spannung entgegen, wie sie. Ward dieser ein Sohn, ein Thronerbe geschenkt, so hieß es nur ruhig eine Reihe von Jahren abwarten, um dann aufs Neue die Zügel der Regierung zu ergreifen, was der Prinzessin um so leichter wurde, als die verwittwete Herzogin, obgleich die ältere Schwester, eine ruhige, stille und lenkbare Frau war.

Obgleich es die Prinzessin liebte, mit den geistreichen, sowie auch mit den elegantesten Männern des Hofes im fortwährenden scherzhaften kleinen Kriege zu leben, einem Kriege, der aber für beide Theile leicht gefährlich werden konnte; obgleich sie sich in jeder Beziehung mit der größten Freiheit bewegte und, von Hause aus ungeheuer reich, so zu sagen ihre eigene Hofhaltung hatte, obgleich sie viel in selbstgewählten Kreisen lebte und sich ihre kleinen Gesellschaften und Partien ganz nach Gutdünken und mit größter Freiheit zusammenstellte, so wußte doch die schlimmste aller schlimmen Zungen bei Hof in der angedeuteten Richtung über das Leben der Prinzessin nicht das geringste Nachtheilige auszusagen.

Hinter der Prinzessin trat der Regent in den Saal, ein großer, eher starker als schlanker Mann, zwischen vierzig und fünfzig Jahre alt, mit einem offenen, Zutrauen erweckenden Gesichte, dem die gewölbte Stirn mit den dunkeln Augenbrauen, darunter der lebhafte Blick des Auges, vor Allem aber ein gewisser, nicht unliebenswürdiger Zug um den Mund einen starken Ausdruck von Entschlossenheit und Kraft gaben. Hätte sich das ehemals dunkle Haar nicht hie und da mit einem leichten, grauen Schimmer bedeckt, so würde man den Regenten für jünger gehalten haben als er in der That war. Er sprach sehr bedächtig und mit Nachdruck, und ebenso waren alle seine Bewegungen, letztere übrigens mehr aus Zwang und Angewöhnung, was daher kam, daß ihn — er hatte längere Zeit in fremden Kriegsdiensten gestanden — der Stich eines Lanzenreiters ziemlich schwer an der Hüfte verwundet hatte, wovon, wenn auch keine Lähmung, doch so viel zurückgeblieben war, daß der Regent sich langsam wenden, überhaupt vorsichtig bewegen mußte, um keine Schmerzen zu empfinden.

Unter den Damen der Prinzessin befand sich ein noch ziemlich

junges Mädchen, ebenfalls schwarz gekleidet, welches ihre Gebieterin in Allem, was das Aeußere anbelangte, so total überragte, daß man nicht begriff, wie Ihre Durchlaucht sich gerade dieses zur beständigen Begleiterin und zur Vertrauten erwählt habe, — Fräulein Helene von Ripperda. Sie war in der That auffallend schön und dabei von einer wohlthuenden Schönheit. Ihre Augen sprachen verständig, ja geistreich, und wenn sie auch zuweilen Blicke hinaussenden konnte, die Zeugniß gaben von der Wärme ihres Herzens, so glänzten doch meistens ihre Augen ruhig und angenehm. Ihr Teint war trotz der dunkeln Haare von einer außerordentlichen Frische und Weiße, und was vielleicht ein überaus strenger Beurtheiler an diesem Gesichte hätte tadeln können, waren etwas starke Lippen, die aber dabei von den edelsten Formen in rosiger Frische der Jugend blühten. Der Wuchs dieses Mädchens war das Schönste, was man sehen konnte, und selbst von den andern Damen so anerkannt, daß sie bei allen Vergleichungen eine Ausnahme war. Wie oft konnte man in vertrauten Gesprächen hören, wenn von einer Taille, einer Büste, von einem Arme die Rede war: — Ja freilich, Helene, sie darf man da nicht nennen; sie macht freilich eine Ausnahme.

Nachdem sich das knixende und verbeugende Heer der Hofleute endlich beruhigt hatte, um in dem allgemeinen Sturm und Drang seine tiefe Ergebenheit an den Tag zu legen, vielleicht auch eine einzelne alte Hofdame, sich vom Blick Ihrer Durchlaucht getroffen glaubend, nochmals ehrerbietig in sich zusammensank, oder aus der Ferne die ganz unterthänige Verbeugung eines längst vergessenen Kammerherrn wetterleuchtete, während der Regent langsam im Kreise umherging, diesem eine Artigkeit sagte, jenem ein minder freundliches Wort, hier ein äußerst gnädiges Kopfnicken hatte, vielleicht sogar eine wohlwollende Handbewegung, dort dagegen einen tiefen Bückling mit sehr steifem und förmlichen Kopfnicken beantwortete, gleich daneben wieder ganz herablassend, ganz leutselig, ganz gesprächig war, und wenige Schritte davon einen ängstlich und erwartungsvoll sich vordrängenden Großen oder

Kleinen des Hofes um keinen Preis zu sehen schien, ihn wie wesenlose Luft behandelte, durch die man unbekümmert dahinschreitet, — während so der Regent, ohne große Mühe, Vergnügte und Traurige, Entzückte und Unglückliche machte, mit Einem Worte seinen Cercle hielt, ließ sich die Prinzessin Elise mit einer etwas affectirten Müdigkeit auf einen kleinen Fauteuil nieder, der in der Nähe eines der Fenster stand, und rief Fräulein von Ripperda zu sich. Diese beugte sich auf ihre Gebieterin herab und stützte dabei ihre Rechte auf den Fauteuil, worauf die Prinzessin unter dem Ausdruck unverkennbaren Wohlwollens mit ihrer Hand über den schönen vollen Arm des jungen Mädchens herunterfuhr, und diese dann auf den Fingern ihrer Hofdame ruhen ließ. Zu gleicher Zeit neigte sie den Kopf sehr stark rückwärts und winkte mit den Augen einem Herrn in schwarzem Fracke, der hinter dem Regenten eingetreten war.

Dieser Herr war wenige Jahre jünger als Seine Hoheit, sah aber ungleich älter aus und hatte in seinen Bewegungen etwas forcirt Gelenkiges, eine Manier sich zu bewegen, durch welche sich Manche bemühen, eine beginnende Hinfälligkeit des Körpers zu verdecken. Sein Gesicht war geistreich und nicht unschön, doch lag ein gewisser Ausdruck der Abspannung um Augen und Mund, und dabei spielte um den letzteren ein meistens höchst fatales Lächeln, ein Lächeln, von dem man sagen konnte, wie jener alte Oberst zu seinen Reitern: wenn ich lache, so lacht der Teufel aus mir!

Der Gerufene — es war der Oberstjägermeister, Baron Rigoll — wand sich, indem er die freundlichsten Blicke an seine Umgebung spendete und sie auf diese Art bat, gefälligst Platz zu machen, wie ein Aal durch die Gruppen der Hofherren, Offiziere und Damen und glitschte mit einem wahren Schlittschuhschritt neben den Fauteuil Ihrer Durchlaucht, der Prinzessin. Das junge Mädchen, welches an der anderen Seite stand, hob in diesem Augenblick ihren Kopf in die Höhe und während sie scheinbar gleichgültig zum Fenster hinausblickte, that sie einen tiefen Athemzug. Ein sehr aufmerksamer Beobachter mußte in

diesem Augenblicke bemerken, daß eine ganz leichte Röthe auf ihren Wangen erschien, daß sie die vollen Lippen zusammenpreßte und daß sie eine Sekunde lang seltsam mit ihren Augen zwinkerte; und dieser sehr aufmerksame Beobachter, der das in der That bemerkte, stand nicht weit von dem schönen Fräulein, durch den schweren Vorhang des Fensters geschützt, aber so aufgestellt, daß ihm nicht das Geringste von der Gruppe um den Fauteuil entging.

„Es war doch heute eine superbe Partie," sagte die Prinzessin; „in der That reizend und erfrischend; und für die kleinen Ueberraschungen in Ihrem Departement, dem Walde, bin ich Ihnen zu ganz besonderem Danke verpflichtet."

Der Oberstjägermeister verbeugte sich tief und als er den Kopf wieder erhob, warf er einen Blick auf Helene von Ripperda, welche von der Prinzessin durch einen leichten Druck auf die Hand vermocht worden war, den Kopf herumzuwenden.

„Daß Eure Durchlaucht mit dem heutigen Tage zufrieden war," sprach der Baron Rigoll, „ist eine Gnade, welche mich ganz glücklich macht. Ja, Eure Durchlaucht," fuhr er in erregterem Tone fort: „es war ein entzückender Tag, und wenn ich hoffen darf, für mich von den herrlichsten und glücklichsten Folgen."

Aus den Augen der Prinzessin leuchtete die unverkennbarste Bosheit, als sie bei diesen Worten zuerst einen Blick auf das herrliche junge Mädchen warf und dann die in Ehrfurcht gekrümmte Gestalt des Sprechers betrachtete.

„Fräulein Helene," fuhr dieser fort, hielt aber unter seinem fatalen Lächeln inne, als ihn ein fester Blick aus den großen Augen der jungen Dame traf. Doch nahm Ihre Durchlaucht seine Rede auf und sagte mit leisem, aber bestimmtem Tone, wozu indessen ihr liebenswürdiges Lächeln nicht ganz gut paßte: „Helene weiß, wie sehr ich mich mit ihrem Glücke beschäftige. Sie weiß, daß ich wie eine Schwester für ihre Zukunft besorgt bin und weiß ebenso, wie umsichtig und prüfend ich zu handeln pflege."

„Gewiß, Eure Durchlaucht," erwiderte das junge Mädchen und beugte sich abermals und so tief auf die Prinzessin herab, daß weder der Oberstjägermeister noch der Beobachter hinter dem Vorhange in diesem Augenblicke ihr Gesicht zu sehen im Stande war.

Herr von Fernow war übrigens bei dem Cercle, den der Regent hielt, sowie bei der kleinen Scene am Fauteuil der Prinzessin aus uns bekannten Gründen nicht der einzige scharfe Beobachter, wogegen er der Einzige war, der die Miene des Baron Rigoll verstanden, sowie die Worte der Herzogin gehört. Er mußte alle seine Ruhe zusammennehmen; er mußte sich zehnmal in's Gedächtniß zurückrufen, wo er sich befände und daß vielleicht manches Augenpaar, welches früher von seinen Bewerbungen um Helene etwas gesehen, jetzt ebenso aufmerksam auf ihm ruhe, wie seine Blicke auf der Gruppe an dem kleinen Fauteuil.

Obgleich Herr von Wenden anscheinend auf die unbefangenste Art von der Welt bald mit diesem, bald mit jenem sprach, sich auch soviel als thunlich zwischen den Herren und Damen bewegte, so hingen doch seine Blicke fast beständig an dem großen Blumenstrauße, den er in Gedanken rastlos umkreiste, wie die Biene, die so eben zu dem offenen Fenster hereingesummt war.

Schon oft hatte sich dieser oder jener, namentlich aber viele Damen, dem Bouquet genähert, und wenn jemand sich etwas auffallend tief darauf hin beugte, so schlug dem Kammerherrn das Herz schneller, meistens aber alsdann mit dem Gefühl des Unmuthes; denn es waren bis jetzt lauter unbedeutende Leute gewesen, welche den geheimnißvollen Blumenstrauß bewundert. Einmal freilich war der Regent, der nahe an dem Tischchen stand, mit der Hand über die Blumen hinweg gefahren, als wolle er sich etwas von ihrem süßen Dufte zufächeln; — der Regent, — nein, der hatte nichts mit dem Papierstreifen zu thun; sein Gesicht war in diesem Augenblicke so ruhig wie immer und er ging ohne alle Bewegung von dem Tische hinweg nach der Fensternische, um da ein paar Worte mit einigen älteren Herren zu sprechen.

Die Prinzessin warf einen Blick auf die Uhr über dem Kamin

und sagte zum Oberstjägermeister, der eben im Begriff war, sich ehrerbietig zurückzuziehen:

„Gleich Sechs, wenn ich nicht irre. O, es ist mir angenehm, daß es zum Diner geht; ich habe von unserm Ausfluge einen ganz tüchtigen Appetit mitgebracht.“

Ehe aber Baron Rigoll im Stande war, hierauf etwas zu erwidern, was übrigens die Prinzessin auch gar nicht zu erwarten schien, warf sie den Kopf auf die andere Seite und sagte zu Fräulein von Ripperda:

„Sehen Sie, Helene, dort das wunderbare Bouquet auf dem kleinen Tischchen? Wirklich allerliebst arrangirt. Wunderschöne Blumen!“

„In der That, Eure Durchlaucht, wunderbar schön,“ antwortete das junge Mädchen. — „Magnifique!“ meinte der Oberstjägermeister. — Und „deliciös! köstlich! süperb!“ erschallte es aus dem Munde eines halben Dutzend Damen, welche sich durch die ziemlich laut gesprochenen Worte der Prinzessin berechtigt glaubten, sich etwas davon zu nutze zu machen und ihre Ergebenheit dadurch zu bezeugen, daß sie ebenfalls ihren Enthusiasmus für das Blumenbouquet durch einen Ausruf an den Tag legten. Auch drängten sich mehrere vor, um die bewunderten Blumen in der Nähe zu sehen, sie nochmals ganz außerordentlich prächtig zu finden, wozu sich auch einige Herren mit fortreißen ließen, um so der Prinzessin im wahren Sinne des Wortes — durch die Blumen zu huldigen.

Herr von Wenden war in Verzweiflung. Man umdrängte den kleinen Tisch so gewaltig, daß es gar nicht zu verwundern gewesen wäre, wenn sich in diesem Augenblicke ein paar Finger des Papierstreifens unbemerkt bemächtigt hätten. Er erhob sich auf den Zehen, ging selbst einige Schritte näher, konnte aber nicht von dieser Seite an das Tischchen gelangen, da ihm der Regent im Wege stand, den zu umgehen gegen allen Anstand gewesen wäre.

„Ja, es ist sehr schön arrangirt,“ wiederholte die Prinzessin nach einer kleinen Pause, wobei sie ihren Fächer aufrauschen ließ und leicht

gegen sich fächelte. — „O, meine liebe Helene," fuhr sie dann in sehr nachlässigem Tone fort; „seien Sie so freundlich und schauen in dem Bouquet nach, ob Sie nicht eine Theerose finden. Ich liebe den Geruch der Theerosen außerordentlich."

„Eine Theerose!" sprach der Kammerherr zu sich selber mit angehaltenem Athem.

Fräulein von Ripperda war zu dem Tischchen getreten; ihre feinen Finger suchten behutsam zwischen den Blumen; dann wandte sie ihren Kopf gegen den kleinen Fauteuil und sagte: „Ja, Euer Durchlaucht, hier in der Mitte steckt eine sehr schöne Theerose; soll ich sie herausziehen?"

„Wenn es ohne Schaden für das schöne Bouquet geschehen kann," entgegnete die Prinzessin, anscheinend mit der größten Theilnahmlosigkeit und wobei sie ein animirtes Gespräch mit dem Oberstjägermeister, das sie so eben begonnen, unterbrach.

Daß ihr leiser Wunsch Befehl war, versteht sich von selbst, und wenn auch das ganze Bouquet darüber zu Grunde gegangen wäre, so würde doch jeder der Anwesenden die Rose mit einem wahren Enthusiasmus hervorgezogen und überbracht haben.

Helenens zarte Hand that übrigens den andern Blumen keinen Schaden; als sie die Rose hervorzog, hatte sie dem Fauteuil der Prinzessin den Rücken zugekehrt und ehe sie sich wieder herumwandte, fuhren ihre leuchtenden Blicke eine Sekunde über den Kreis der Herren, die sowohl das Bouquet als die Rose und das schöne Mädchen mit außerordentlichem Interesse betrachteten.

Herr von Fernow, der noch immer halbverdeckt hinter dem Fenstervorhange stand, hätte viel darum gegeben, mit seinen Augen den Blicken Helenens begegnen zu dürfen. Er hätte es gewiß gefühlt, wenn diese Blicke auch nur den tausendsten Theil einer Sekunde bei ihm verweilt hätten. — Ah! diese süßen, heißen Blicke! Wie sich der Versinkende an einen Strohhalm anklammert, so war es ihm ein Trost, sich sagen zu können: Hätte Helene dich gesehen, vielleicht würde sie d-

durch ein Zucken in ihren Augenwimpern gesagt haben, daß ihr die Scene so eben am Fauteuil schrecklich gewesen.

Unterdessen hatte Fräulein von Ripperda der Prinzessin die Rose überbracht, welche ziemlich gleichgültig daran roch und zu dem Oberstjägermeister gewendet sprach: „Wenn ich mich nicht sehr täusche, so ist das Amour offensée.“

Der gewandte Hofmann verbeugte sich mit einem augenscheinlichen Entzücken und sagte: „Euer Durchlaucht haben auch in der Botanik einen sichern Blick, der Sie nie täuscht; es ist in der That Amour offensée. Nicht wahr, eine schöne Rose, Fräulein von Ripperda?“ wandte er sich an die junge Dame.

„Amour offensée!“ sagte auch diese; doch flogen ihre Blicke über die Rose hinweg, abermals durch das Zimmer.

„Amour offensée!“ murmelten die zunächst stehenden Hofdamen entzückt; „Amour offensée!“ pflanzte sich von Mund zu Mund fort; sämmtliche Kammerherren sprachen es aus mit dem Ausdruck des unverkennbarsten Erstaunens über die Kenntnisse der Herzogin. — „Amour offensée!“ sagten ein paar alte, dürre Staatsräthe in vierstöckigen weißen Halsbinden, und — „Amour offensée!“ wiederholte schmerzlich der junge Ordonnanzoffizier mit einem tiefen Seufzer. —

— „Amour offensée!“ — —

Es war ein Glück, daß in diesem Augenblick die Uhr über dem Kamin hell und vernehmlich sechsmal anschlug; sonst wäre wahrscheinlich die Amour offensée zu einem allgemeinen Gesprächsthema geworden von sehr gefährlichen Folgen.

— Sechs Uhr. — Die Flügelthüren öffneten sich schneller als gewöhnlich, und der erste Kammerdiener des Regenten machte gegen Seine Königliche Hoheit eine tiefe Verbeugung, worauf dieser eine freundliche Handbewegung gegen die Prinzessin machte, die sich auch alsobald erhob und gefolgt von ihren Damen dem Speisesaal zuschritt. Dabei blieb sie aber wohl ein dutzendmal, wenn auch nur auf einen ganz kurzen Moment, stehen, schaute nach Diesem und Jenem, fragte

Dies und Das, und wandte sich dabei so geschickt um sich selbst, daß der aufmerksamste Beobachter kaum des Fehlers an ihrem Fuße gewahr worden wäre. Der Regent, scheinbar in angelegentlichem Gespräch mit dem Minister des Hauses, ließ fast die ganze Gesellschaft vorangehen, ehe auch er in den Speisesaal trat. An der Thüre stand, ihn erwartend, noch immer Herr Kindermann, der erste Kammerdiener, den Herzog mit einer tiefen Verbeugung vorüberlassend. Während aber der Regent durch die Thüre schritt, sagte er zu seinem getreuen Diener zwei Worte, die dieser durch ein ganz leichtes Kopfnicken beantwortete.

Das Hofdiner nahm seinen Anfang und Verlauf wie alle dergleichen Vergnügungen. Wenn auch die Menue vortrefflich war, so stillten doch die meisten den kleinen Hunger, den man zu Hofe mitzubringen pflegt, größtentheils durch die Ehre, an der herzoglichen Tafel speisen zu dürfen. Einen allzu großen Appetit zur Hoftafel mitzubringen ist unanständig und gefährlich, letzteres, da man nicht weiß, welche Tischnachbarn oder Nachbarinnen man hat. Wirft Einen das Schicksal zwischen zwei gerade nicht eßlustige, aber sehr redselige Damen, so thut man am besten, die meisten Schüsseln vorübergehen zu lassen; denn was nützt es, das Beste auf dem Teller zu haben, wenn man nur fast verstohlener Weise dazu kommen kann, einen Bissen zu genießen? Du bist gerade im Begriff, die erste Gabel zum Munde zu führen, als deine Nachbarin zur Linken eine zarte Wißbegierde an den Tag legt und zu erfahren wünscht, ob du gestern im Theater gewesen.

„Allerdings, gnädige Frau.“

„Ein deliciöses Stück! — Wie ich mich amüsirt habe!“

Natürlicher Weise findest du durch eine stumme Neigung des Kopfes das Stück eben so deliciös und hast dich eben so vortrefflich amüsirt; denn würdest du wagen zu widersprechen, so käme die Gabel mit einem sehr schönen Bissen nimmermehr an ihren Bestimmungsort. Leider findet sich die Nachbarin zur Rechten veranlaßt, anderer Meinung zu sein.

„Wie, ma chère Baronne!“ ruft sie aus und dabei lehnt sie sich so stark vorn über, um ihre Nachbarin besser zu sehen, daß, wenn ich jetzt meinen rechten Arm gebrauchen wollte, es gerade aussähe, als wollte ich ihr die Aussicht versperren. Hand, Gabel und Bissen bleiben also auf halbem Wege stehen. — „Ich finde das Stück ein Horreur, Sie werden mir verzeihen, ma chère Baronne, ich bitte Sie!“ Damit wendet sie sich zu mir: „Wollen Sie eine Aufführung, wie die des jungen Grafen, — sein Vater ist allerdings nur ein Banquier — selbst in der Komödie rechtfertigen? — Wollen Sie das? — Können Sie das?“ —

„O Gott! ich möchte wohl, aber ich kann ja nicht.“

„Er verläßt am Tage der Verlobung seine Braut, ein Mädchen von sehr guter Familie, um mit einer früheren Liaison davon zu gehen!“

„Aber er hat doch einige Gründe dafür gehabt,“ wage ich zu sagen. — Ich weiß wohl, ich habe mit dieser Bemerkung Oel ins Feuer gegossen, will aber nur die jetzt aufprasselnde Entgegnung benutzen, um endlich meine lang gehegte und gewiß verzeihliche Absicht zu erreichen; aber ich habe falsch gerechnet. Während meine Nachbarin mir allerdings in eifriger Rede die Horreurs des Stücks auseinandersetzt, hat sie die Bosheit, ihre rechte Hand auf meinen rechten Arm zu legen: „Enfin,“ sagt sie endlich; „ich begreife nicht, wie unsere sonst so umsichtige Intendanz solche Stücke nur aufführen lassen mag.“

Die umsichtige Intendanz sitzt uns gerade gegenüber und da sie an dergleichen Reden gewöhnt ist, so lächelt sie still vergnügt in sich hinein; ja, der gute Bordeaux, den sie so eben getrunken, hat ihr Herz milde gestimmt und während sie die Selbstverleugnung so weit treibt, das Stück in einigen Theilen allerdings ein wenig stark zu finden, versichert sie dagegen, daß der Dindon aux truffes, mit dem sie sich gerade beschäftigt, entschieden die feinste Schüssel sei.

Nun weiß aber der geneigte Leser hoffentlich aus Erfahrung, daß ein Dindon aux truffes warm gespeist werden muß, und ebenso gut,

daß ein Bissen, der fünf Minuten lang zwischen Himmel und Erde schwebt, erkaltet. Da die Hand meiner Nachbarin von meinem Arme nicht weichen will, so mache ich es, wie irgend ein Held in einer beliebigen Schlacht, dessen rechter Arm so eben gelähmt wurde: auch ich nehme ruhig meine Waffe in die linke Hand; doch kaum glaube ich, sie glücklich zum Munde führen zu können, als meine Nachbarin zur Linken, die in höchster Indignation stille geschwiegen, und es vielleicht auch unter ihrer Würde hält, das angegriffene Schauspiel zu entschuldigen, jetzt mit affectirter Gleichgültigkeit ihr Glas vor mich hinschiebt und um ein wenig Wasser bittet.

Wäre ich in diesem Augenblick ein Araber der Wüste, so würde ich vielleicht sprechen: „Verflucht sei das Ei, aus welchem dieser Dinden geschlüpft, verflucht das naseweise Schwein, das diese Trüffeln aus dem Grunde gewühlt, verflucht der Autor, der das fragliche Stück geschrieben und vor allen Dingen verflucht seien — —.“ Da ich aber ein glattrasirtes Kinn habe, eine weiße Halsbinde trage und auf gesellschaftliche Bildung Anspruch mache, auch in diesem Augenblicke höre, wie rings umher die Teller gewechselt werden, so lege ich seufzend meine Gabel nieder,

still mich freuend, bis es wieder
Morgen würde sein.

Ebenso unangenehm, ja noch gefährlicher ist es, bei dergleichen Diners in der Nähe hoher und höchster Herrschaften placirt zu werden. Alsdann hast du das Schicksal des jungen Naschers, der überrascht zu werden fürchtet. Du wirfst deinen unglücklichen Bissen nur verstohlen in den Mund, du wagst nicht zu kauen, du schlingst nur, wie ein Kettenhund, oder wie eine Kropfgans; du setzest dich der Gefahr aus, an einem Knochensplitter zu Grunde zu gehen, nur um den Augenblick nicht zu verpassen, wo dich ein allerhöchster Blick trifft, oder wo du so glücklich sein mußt, eine allerhöchste Frage umgehend zu beantworten.

Aus diesen angeführten Gründen ist es nun in der That besser, zu einem solchen Diner nicht hungrig zu gehen. Die Qualen des Tantalus zu erdulden, ist nicht angenehm; ein hungriger Mensch, der so mit ansehen muß, wie er auf unverantwortliche und leichtsinnige Art um die süßen Freuden der Tafel gebracht wird, — ein solcher Unglücklicher könnte vielleicht einmal grob werden, und ein grober Gast an einer Hoftafel wäre etwas so außerordentlich Schreckliches, von dem noch zehn Kammerherrengenerationen schaudernd sprechen würden, als von etwas, „was der Mensch begehren sollte nimmer zu schauen."

Als gut geschulte Hofmänner hatten denn auch sowohl Herr von Fernow als Herr von Wenden ihren Appetit durch ein spätes und solides Frühstück gedämpft, heute wohl unnöthiger Weise; denn Beider Hunger, und wenn er auch noch so stark gewesen wäre, würde von der Aufmerksamkeit absorbirt worden sein, mit welcher der Kammerherr die Prinzessin Elise, der Ordonnanzoffizier aber Fräulein von Ripperda betrachtete.

Die Prinzessin hatte die Rose neben sich auf den Tisch gelegt, doch sah das scharfe Auge des Herrn von Wenden wohl, daß der Papierstreifen von dem Zweige verschwunden war. Was dieser Papierstreifen enthielt, konnte sie füglich noch nicht gelesen haben; sie hatte noch keine Gelegenheit gehabt, ihn, wie der Kammerherr gethan, gegen das Licht zu halten; denn nur so konnte man die paar Worte herausfinden, die mit einer feinen Nadel in das Papier gerissen waren.

Viertes Kapitel.

Amour offensée.

Hinter dem Stuhle Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Elise stand der erste Kammerdiener des Regenten, Herr Kindermann, der neben andern bedeutenden Gaben auch die besaß, seine Augen aufs Allerseltsamste bewegen zu können; während er nämlich mit dem einen weder den Regenten noch die Prinzessin außer Sicht ließ, bemerkte er mit dem andern genau, was an der ganzen Tafel vorging. So war es denn auch von diesem würdigen Beamten nicht unbemerkt geblieben, daß sowohl Herr von Fernow als Herr von Wenden fast jede Schüssel unberührt vorübergehen ließen; ebenso, daß der Letztere wahrhaft auffallend und in gespannter Erwartung nach Ihrer Durchlaucht hinblickte, ferner, daß der junge Ordonnanzoffizier mit zusammengebissenen Lippen und finsterem Blick dasaß, zuweilen wie aus tiefen Träumereien erwachend Fräulein von Ripperda anstarrte oder nichts weniger als freundschaftlich nach dem Oberstjägermeister hinübersah.

Herr Kindermann trug fast immer ein gleichmäßiges und liebevolles Lächeln zur Schau; es mochte Tag oder Nacht sein, Sommer oder Winter, es mochte regnen oder schneien: er lächelte; und sein Gesicht hatte sich so daran gewöhnt, daß es ihm bei traurigen Veranlassungen die größte Mühe machte, die Augenbrauen in die Höhe zu ziehen und die Unterlippe vorschriftsmäßig herabhängen zu lassen. Jetzt strich er sich sanft durch sein stark ergrautes Haar und lächelte; jetzt zupfte er leicht an seiner Halsbinde und lächelte. Mit sanftem Lächeln bot er der Prinzessin einen Teller frisch aufgeschnittener Ananas und dann präsentirte er eben so gleichmüthig lächelnd Ihrer Durchlaucht das verlangte Glas Wasser. Wir glauben gewiß annehmen zu können, daß Herr Kindermann auch lächelnd in den Armen des Schlafes lag, und daß, wenn ihn einst dessen ernsterer Bruder abrufen wird,

Herr Kindermann mit dem freundlichsten Lächeln diese Welt verlassen werde.

Nach einiger Zeit kam der große Moment, wo der Regent gelinde hustend zu Ihrer Durchlaucht der Prinzessin hinübersah, wie sie leicht mit dem Kopfe nickte und sich darauf erhob, bei welcher Veranlassung Herr Kindermann lächelnd den Sessel entfernte. Ein paar Sekunden hierauf hörte man nichts als Stuhlrücken, Räuspern, Husten, dazwischen ein halblautes Wort, Säbel- und Sporengeklirr. Die Prinzessin begab sich in das Zimmer zurück, wo der kolossale Blumenstrauß stand, und in welchem, gleich wie im Nebensaale, der Kaffee servirt wurde. Jetzt, nach der Tafel, wurde kein so förmlicher Cercle gehalten, wie vorher, sondern die Gruppen vertheilten sich zwang- und harmlos. Junge Kammerherren und Offiziere suchten sich den Hofdamen zu nähern, man hörte sogar mitunter ein lautes Wort und ein leises Lachen, ja, man sah alte Excellenzen — von den wenigen Auserwählten, die bei der Hoftafel das Privilegium haben, wenig zu sprechen und viel zu essen, — irgend einer langjährigen Damenbekanntschaft schmunzelnd die Cour machen.

Solch eine alte Excellenz macht ihre Cour auf ganz eigenthümliche Weise. Der sehr steife und hohe Uniformskragen hindert sie, den Kopf nach rechts oder links zu drehen, weshalb sie nur ihren Augen gestattet, diese Bewegungen zu machen; ebenso ist es ihr aus dem angeführten Grunde unmöglich, das Haupt zu senken, wenn sie mit irgend einer Dame sprechen will, wodurch denn ein ganz seltsames, man könnte sagen, faunenartiges Schielen nach unten entsteht. Dazu kommt noch ein sehr gesättigtes Lächeln um ihren Mund, und alles das zusammen gibt öfters den Worten solch einer alten Excellenz eine ganz andere Deutung, als sie wohl selbst beabsichtigte, hinein zu legen.

„Wünsche wohl gespeist zu haben, meine Gnädige. — Ein ganz charmantes Diner!“

„Außerordentlich gut, Excellenz. Ich habe mich vortrefflich unterhalten.“

„Ja, unterhalten, vortrefflich; aber abgesehen davon, man speist in der That ganz deliciös.“

„Und Excellenz lieben ein gutes Diner.“

„Ich leugne das nicht, gnädige Frau; man wird alt, und alles das, was uns sonst Freude machte, schrumpft zusammen, ich möchte sagen, vereinigt sich im Gedanken an ein gutes Diner. — In früheren Zeiten, meine Gnädige, da war es anders …“

„Ja, in früheren Zeiten, da war es anders!“ seufzt die sehr alte Hofdame und hat ein Recht dazu, einen tiefen Seufzer auszustoßen, denn sie, die früher mit einem einzigen Athemzuge sämmtliche Offiziere eines Cavallerie-Regiments in Aufregung zu setzen vermochte, kann jetzt nicht einmal mehr die Brüsseler Spitzen ihres Kleides in Bewegung bringen.

„Ganz anders,“ meint die Excellenz und schielt bedeutend. „Ja, dazumal, als wir noch auf dem großen Maskenball anno 94 die Gavotte zusammentanzten. — —!“

„O, Excellenz, nichts von dem Balle!“ entgegnet die Hofdame, indem sie ihren Fächer ausbreitet, um hinter den reifröckigen Damen auf demselben, mit auffallend niedrigem Mieder und sonst noch allerlei, Schutz zu suchen.

„Da zeigen Sie mir gerade ihr Portrait von dazumal,“ sagt die boshafte Excellenz, indem sie mit ihrem dürren Finger auf eine der Figuren weist, die auf dem Fächer abgebildet sind. — Ah! vergangene Zeiten! Der Abend und seine Folgen waren schön!“

Der Fächer rauscht zusammen, und indem sich die alte Dame scheinbar erzürnt wegwendet, erhält die Excellenz mit jenem einen leisen Klaps auf den schlotterigen Aermel, begleitet von einem Blicke, welcher hätte zünden können, wenn unter dem alten Hofkleide überhaupt noch etwas Zündbares gewesen wäre.

Die Prinzessin hatte sich einen Augenblick in ihre Appartements zurückgezogen und während dieser Zeit wahrscheinlich den kleinen Zettel gelesen, den sie bei der Amour offensée gefunden. Herr von Wenden

hatte sie mit den Augen verfolgt, bis die Thür sich hinter ihr schloß, und als sie wieder heraustrat, war er bemüht, den ersten ihrer Blicke aufzufangen, um zu sehen, ob etwas darin zu lesen sei. Das Gesicht der Prinzessin aber war wie vorher heiter und ihre Augen glänzten mit ihrem gewöhnlichen schelmischen Ausdruck. Sie trat zu dem Regenten, der in einer Fenstervertiefung stand, legte schmeichelnd ihre kleine Hand auf seinen Arm, und dabei war es unverkennbar, daß der Herzog mit außerordentlichem Wohlwollen und sehr freundlich auf die niedliche Cousine herabsah. Sie trug ihm lebhaft ein Anliegen vor, er aber schien dagegen verschiedene Einwendungen zu machen; zuweilen schüttelte er leicht den Kopf, zog erstaunt die Augbrauen in die Höhe, erhob auch mitunter wie warnend und drohend den Zeigefinger. Dabei aber lachte die Prinzessin laut und fröhlich; alles, was er sagte, schien sie mit Scherzreden zu beantworten, und als sie endlich auf recht komische und unwiderstehliche Art zu schmollen anfing, lachte er seinerseits herzlich, und man hörte ihn deutlich sagen:

„Was will ich machen? Das ist eigentlich dein Departement. Ich an deiner Stelle würde nicht so rasch zu Werke gehen.“

Während dieser Unterredung und vorher schon hatte sich der junge Ordonnanzoffizier dem Fräulein von Ripperda genähert, aber gegen seine sonstige Gewohnheit mit großer Aengstlichkeit. Aufs Tiefste bewegt von dem, was er bei der Tafel gesehen und gehört, hätte er das junge Mädchen so unendlich viel zu fragen gehabt, aber lauter Sachen, die sich hier nicht erörtern ließen. Sein Herz hätte überfließen mögen von leidenschaftlichen, ja bittern Worten, er hätte ihr so viel zu sagen gehabt, daß er ihr nichts zu sagen wußte.

Ihr schien es übrigens nicht besser zu gehen. Sie, die sich sonst so gern mit ihm unterhalten hatte, die den lebhaften, geistreichen und eleganten Offizier beständig dadurch auszeichnete, daß sie ihm gern erlaubte, in ihrer Nähe zu weilen, daß sie bei allgemeinen Spazierritten seine Gesellschaft zu lieben schien, daß sie häufiger mit ihm, als mit anderen tanzte, ja, daß sie ihm zuweilen einen sinnenden Blick nachsandte,

wenn er sich nach einem etwas animirten Gespräch so froh, so heiter, ja offenbar glücklich verließ, — sie trat ihm heute nicht nur nicht entgegen, sondern schien ihn zu meiden und suchte eine ältere Kollegin in angelegentlichem Gespräch zurückzuhalten, als sich Herr von Fernow näherte.

So standen Beide einander gegenüber, und während Fräulein von Ripperda zum erstenmal fand, daß ihr Blumenbouquet wahrhaft betäubend duftete, schien ihn die sonst nicht zu enge Säbelkuppel zu drücken, und Beide holten ganz schwer und mühsam Athem.

„Sie machten heute eine hübsche Partie, mein gnädiges Fräulein,“ sagte er nach einer Pause; „ich habe alle beneidet, die den schönen Herbsttag im Freien zubringen konnten.“

„Ah! Sie waren nicht dabei,“ erwiderte das Fräulein; und daß ihre Worte halb wie eine Frage klangen, verletzte ihn tiefer, als alles Uebrige.

Mit ihrem Glücke beschäftigt, hat sie es nicht einmal gesehen, daß du nicht dabei warst! dachte er und verbeugte sich trübe lächelnd, indem er sagte: „Mich hielt mein Dienst hier zurück; doch — jetzt bedaure ich es nicht mehr, zurückgeblieben zu sein.“

„Aber es hätte auch für Sie ein schöner Nachmittag sein können,“ sagte sie und schlug die Augen nieder, gewiß nur, um ihr Armband zu betrachten.

„Für mich nicht; — aber für Sie war er schön.“

„Wer weiß?“

„O! sehr schön und folgenreich.“

Bei diesen Worten zuckte ein schmerzlicher Schatten über ihr Gesicht, und sie blickte ihm fest in die Augen, während sie ihre vollen Lippen zusammenpreßte.

„Ja, schön und folgenreich,“ wiederholte er; „und hätte es da für mich ein Glück sein können, in Ihrer Nähe sein zu dürfen?“

Das sagte er mit leiser, aber heftig erregter Stimme; er war so bewegt, so außer sich, daß er vielleicht noch Anderes gesprochen hätte. —

Anderes, was, von fremden Ohren gehört, vielleicht mit allerlei merkwürdigen Verzierungen weiter erzählt worden wäre. Und so war es denn gut, daß dieses Gespräch plötzlich abgebrochen wurde. Die Prinzessin trat nämlich, sich leicht hin und her wiegend, einen Schritt vor die Fensternische und rief Helene mit lauter Stimme zu sich.

Der junge Offizier drückte seine Hand fest auf's Herz und machte eine tiefe Verbeugung, als das schöne Mädchen von ihm schied. Seine Augen folgten ihr aber und so bemerkte er denn, daß die Herzogin einige leise Worte zu Helenen sprach, und daß diese sie darauf flehentlich um etwas zu bitten schien. Doch schüttelte Ihre Durchlaucht heiter den Kopf und sagte ziemlich laut:

„Es ist sonderbar, daß man euch junge Mädchen zu Allem zwingen muß, selbst zu eurem Glück."

„Aber ich beschwöre Eure Durchlaucht!" entgegnete Fräulein von Ripperda mit leiser Stimme; „nur heute nicht, nur jetzt nicht!"

Doch war alles das vergeblich. Der Regent war auf einen Wink seiner Cousine näher getreten, und als die kleine Prinzessin Fräulein von Ripperda fest bei der Hand ergriff und sie einen Schritt vor, gegen den Herzog, führte, verbeugte sich Seine Hoheit leicht und anmuthig und sagte mit einer tiefen, klangvollen Stimme:

„Ich gratulire von Herzen, mein Fräulein. Sie hätten keine bessere Wahl treffen können." Dann wandte er sich zur Seite, reichte dem Oberstjägermeister, der entzückt und händereibend näher trat, die Hand und setzte hinzu: „In der That, Baron Rigoll diese Verbindung freut mich außerordentlich und ich hoffe, Sie werden glücklich sein."

Wenn ein Funke in einen lockeren Strohhaufen fällt, so kann die Flamme sich nicht schneller verbreiten und nicht geschwinder emporlodern, als sich bei Hofe, bei solcher Veranlassung die Gratulation, von Allerhöchstem Munde proclamirt, durch beide Säle fortpflanzte und verbreitete.

— „Man gratulirt!" rief dicht in der Nähe eine alte Hofdame,

der man in ihrem ganzen Leben nie gratulirt hatte, fast mit einem lauten Aufschrei.

„Man gratulirt!“ sagte eine alte Excellenz, und —

„Man gratulirt!“ tönte es von allen Seiten.

„Wem denn, um Gottes Willen?“

„Fräulein von Ripperda.“

„Ganz unerhört! — und — ? — “

„Nun, mit Seiner Excellenz dem Herrn Oberstjägermeister. Das war doch vorauszusehen;“ sagte Jemand, der sich gern das Ansehen gab, als sei seinem Scharfblick noch nie etwas entgangen.

Daß es hierauf ein unglaubliches Gedränge um die Fensternische gab, kann man sich leicht denken. Wer möchte gern der Letzte sein, um zu einer Verlobung zu gratuliren, die so offenbar von den allerhöchsten Herrschaften gutgeheißen und protegirt wurde! Es war rings im Kreise ein Lächeln, ein Sprechen, ein Trippeln und Scharren, daß man kaum die einzelnen Ausrufungen der uneigennützigen Freude, als: Superb! — Deliciös! — Wunderbar passend! — Ganz außerordentlich schön! — u. s. w., vernehmen konnte. — Nur Helene von Ripperda, eine der Hauptpersonen dieses lustigen Drama's, äußerte ihre Freude auf eigenthümliche Art. Ihr Gesicht war mit einer furchtbaren Blässe bedeckt, ihre Lippen bebten und ihre Augen starrten über den gratulirenden Haufen hinaus, wie weit, weit in unabsehbare Fernen.

Die Prinzessin schien das von dem jungen Mädchen begreiflich zu finden; denn sie lachte mit den Umstehenden, blickte wie entzückt auf das Gesicht ihrer lieben Freundin und wußte in deren Namen fast alle Gratulationen mit einigen passenden Worten zu erwidern.

Der Einzige, der die tiefe Blässe des jungen Mädchens zu verstehen schien und sie mit inniger Theilnahme betrachtete, war übrigens Se. Königl. Hoheit, der Regent. Er wußte vielleicht, was in ihrem Herzen vorging; er berechnete vielleicht oder sah es in ihren seltsamen Blicken, daß die Kraft desselben nicht lange mehr anhalten würde. In seiner zierlich chevaleresken Manier näherte es sich dem Fräulein und bot

ihr seinen Arm, indem er nicht ohne einen leisen Anflug von Ironi sagte:

„Man freut sich zu sehr über Ihr Glück. Ich muß wahrhafti in's Mittel treten, um Sie vor den Gratulationen zu retten, die i Stande sind, Sie zu erdrücken."

Es war ein Blick inniger Dankbarkeit, mit dem das arme Mä chen ihre Hand auf den Arm des Regenten legte; dann machte f rings umher eine graziöse Verbeugung und athmete tief auf, als d Herzog sie in das Nebenzimmer geleitete bis zur Thür, welche in d Gemächer der Prinzessin führte, und sie dort freundlich entließ.

Herr von Wenden war Einer von den Wenigen, die sich b der allgemeinen Gratulation begnügt hatten, von ihrem Platze au ein freundlich grinsendes Gesicht zu zeigen; dabei hatte er sich ab bemüht, sich der Prinzessin, so sehr es ihm möglich war, zu näher und er hatte hinter den Fenstervorhängen so gut manövrirt, daß nun Ihrer Durchlaucht, als diese, um den fortwährenden Gratulati nen zu entgehen, sich abermals gegen das Fenster wandte, ganz na gegenüber stand.

Da er Einer von den Gerngesehenen war, auch die Prinzess seinen in der That scharfen Verstand anerkannte, so zeigte sie in ihr Mienen, daß es ihr nicht unlieb war, gerade ihn hier zu treffen. S schmiegte sich in die Ecke der tiefen Fensternische und winkte dem Ka merherrn mit den Augen, ihr zu folgen. Es sprang ein recht boshaf Blitz aus ihren Blicken, als sie mit einer bezeichnenden Bewegung n den innern Zimmern zu sagte:

„Was meinen Sie wohl? Wie viel Procent unserer Gratulant haben anders gesprochen, als ihre Herzen dachten?"

„Recht viele, Euer Durchlaucht," erwiderte der Kammerherr, „u auch ich muß mich ihnen anschließen. Auch ich gratulire, aber ich g tulire nur dem Baron Rigoll, der sein Glück in so gute Hände legt

„Ah was!" versetzte die Prinzessin, indem sie die Oberlippe h nisch aufwarf; „an dessen Glück habe ich wahrhaftig wenig gedach

„Also an das des Fräuleins von Ripperda?“ entgegnete der Kammerherr mit einer eigenthümlichen Betonung.

„Finden Sie die Partie nicht vortrefflich?“

„So vortrefflich, das Ganze so gelungen, daß ich mich glücklich schätzen würde, wenn Eure Durchlaucht einmal die Gnade haben wollten, auch mein Glück in Allerhöchst Ihre Hand zu nehmen.“

Die Prinzessin warf dem Sprecher einen forschenden Blick zu, doch nur eine Sekunde lang; dann schaute sie durch die Scheiben ins Freie und entgegnete:

„Scherz bei Seite; Baron Rigoll verdient, daß man sich für ihn interessirt. Er ist mir außerordentlich attachirt.“

„Wenn das die Eigenschaft ist, die dazu gehört, um von Eurer Durchlaucht protegirt zu werden,“ antwortete Herr von Wenden mit einer tiefen Verbeugung, aber in sehr bestimmtem Tone, „so würde ich mich gewiß dazu eignen, dieses Glück zu genießen.“

„Ich danke Ihnen für Ihre Aeußerung,“ sagte huldvoll, aber etwas zerstreut die Prinzessin. „Leider befinden wir uns in Verhältnissen, wo man der zuverlässigen Leute bedarf.“ Als sie das gesagt, richtete sich der Kammerherr in die Höhe und dabei beugte er sich vorne über, um das, was er jetzt sagte, recht nahe vor den Ohren der Prinzessin hören zu lassen.

„Sollten Euer Durchlaucht,“ sprach er, „je in den Fall kommen, meine unterthänigsten und ganz ergebenen Dienste benutzen zu wollen, so könnte das in einem Augenblick sein, wo Sie möglicher Weise zu sich selber sprechen würden: „„Noch einen ganz zuverlässigen Mann, der Zutritt hat.““ Diese Worte aber, die der Kammerherr mit entschiedener Betonung sprach, waren dieselben, die durch feine Nadelstiche ausgedrückt, auf dem zusammengerollten Papierstreifen gestanden.

Bei Anhörung derselben zuckte die Prinzessin einen Augenblick zusammen, doch faßte sie sich augenblicklich wieder, warf einen schnellen Blick in dem Salon umher und sagte alsdann zu dem Kammerherrn mit jenem verbindlichen, aber doch gleichgültigen Lächeln, mit jenem

Lächeln, das man bei Hofe so genau kennt, womit starke Seelen ebensowohl die Worte: Glauben Sie in der That, daß es morgen regnen wird? oder auch: Lassen Sie sich vor meinen Augen nicht mehr sehen, Sie sind ein Nichtswürdiger! zu begleiten pflegen, mit diesem selben Lächeln, wobei sie wie zerstreut an die Decke blickte und eine leichte Neigung mit dem Kopfe machte, sagte die Prinzessin zu dem Kammerherrn:

„Ich werde Sie um neun Uhr bei mir empfangen."

Die anscheinend sehr unbedeutende Unterhaltung schien von Wenigen im Salon eigentlich bemerkt, von Niemandem gewürdigt worden zu sein; nur der Regent hatte einen Augenblick vorher, ehe Herr von Wenden sich zurckzog, einen Blick auf die Wanduhr über dem Kamin und dann auf die Prinzessin geworfen, wahrscheinlich weil es ihm Zeit dünkte, den Cercle abzubrechen und sich zurückzuziehen.

Daß Herr von Fernow, der unbeweglich neben der Eingangsthür stand, wenn auch äußerlich sehr aufrecht und ruhig, innerlich aber zusammengeschmettert von dem, was zwischen Helene und dem Baron Rigoll vorgefallen, ebenfalls die Prinzessin, sowie auch seinen Freund nicht aus den Augen ließ, ist begreiflich, wenn wir hinzufügen, daß er ja ebenfalls gesehen, wie sich Ihre Durchlaucht zugleich mit der Amour offensée jenes geheimnißvolle Papierstreifchen geben ließ, und weil er bemerkt, wie eifrig der Kammerherr gesucht hatte, sich der Prinzessin nähern zu dürfen. Als dieser nun von der eben gehabten Unterredung zurücktrat und dem Freunde darauf sein Gesicht zuwandte, war dieses so strahlend und von Freude beglänzt, daß es selbst ihm, dem gewandten Hofmanne nicht im Augenblick möglich war, die Spuren dieser Freude und dieses Glückes alsogleich vollständig zu verwischen, und es blieb davon noch so viel um den lächelnden Mund und die glückseligen Augen liegen, daß der Ordonnanzoffizier fragen konnte:

„Mir scheint, du hast mit deiner Unterhaltung reussirt."

„Reussirt?" erwiderte der Andere mit affectirtem Erstaunen: „ich wüßte nicht in was! Daß es mich freut, wenn Ihre Durchlaucht

eine der geistreichsten und liebenswürdigsten Damen der ganzen Welt, mit mir gnädig spricht, wirst du, denke ich, vollkommen begreiflich finden."

„Ich würde allerdings," entgegnete Herr von Fernow, „nur an eine gnädige Unterhaltung denken; doch will mir deine Theorie nicht aus dem Kopfe; ich weiß nicht weßhalb; aber ich fange an, an dieselbe zu glauben und möchte fast überzeugt sein, daß das heutige Diner nicht nur für dich ein Augenblick des Glückes war, sondern daß du denselben auch richtig erfaßt hast."

„Du kannst dein Spotten nicht lassen," versetzte der Kammerherr, „wirst aber vielleicht doch noch finden, daß meine Theorie eine ganz richtige ist."

Es war aber noch eine dritte Person vorhanden, welche das Gespräch zwischen der Prinzessin und dem Kammerherrn nicht nur mit angesehen, sondern vielleicht auch belauscht hatte. Dies war der dienstthuende Kammerdiener des Regenten, Herr Kindermann, mit dem ewigen Lächeln. Die Prinzessin stand in der Fensternische, zunächst der Thür, welche Herr Kindermann, als die Herrschaften den Speisesaal verlassen, sanft lächelnd hinter ihnen zudrückte, — schloß, könnten wir nicht sagen, denn er ließ eine unbedeutende Spalte offen, für Auge und Ohr brauchbar, welche er denn auch, angenehm lächelnd, abwechselnd mit diesen beiden Sinneswerkzeugen benützte. Darauf richtete er sich schmunzelnd in die Höhe, fuhr lächelnd durch's Haar, zupfte lächelnd an seiner Halsbinde und öffnete ein paar Augenblicke später beide Flügelthüren."

Ihre Durchlaucht hatte nämlich dem versammelten Hofstaate das bekannte Entlassungscompliment gemacht; dann verbeugte man sich ringsumher, krümmte den Rücken in alle Winkel, man knixte durch alle Grade, Säbel und Sporen klirrten abermals wie beim Empfang, die seidenen Kleider rauschten und die Gesellschaft stob nach allen Richtungen auseinander. Viele der Herren und Damen behielten ihr angenehmes stereotypes Lächeln bei bis auf die Treppe des Schlosses; da aber zogen sich manche Augenbrauen zusammen, mancher Hut wurde

schämen, daß er plötzlich so unendlich weich gestimmt wurde, wie ihm dies seit seinen Knabenjahren nicht mehr begegnete. Er war ja allein in dem weiten Gemach, und wenn die spiegelnden Lichtstrahlen auch auf einen sonderbaren Glanz in seinen Augen fielen, so verriethen sie nichts davon; ihnen war es ja gleichgültig, ob sie einem Glücklichen oder einem traurigen leuchteten. Dazu pickte die Uhr einförmig, und draußen hörte man die beiden Dragoner langsam auf- und abschreiten, alles Sachen, die den jungen Offizier in immer tieferes Nachdenken wiegten. Bei dem, was er verloren, war es begreiflich, daß er mit einem bitteren Gefühl an die Theorie seines Freundes dachte, an einen Augenblick des Glücks, welchen nach derselben Jeder in seinem Leben einmal habe, den aber nur wenige Auserwählte zu erfassen vermögen. — — —

„Es ist das eigentlich ein gräßlicher Gedanke," sprach er zu sich selber, indem er hastig von dem Fauteuil aufsprang; „zu denken, das Glück umschwebe Einen, man brauche die Hand nur darnach auszustrecken, aber man wisse weder den Augenblick, wo es uns nahe ist, noch nach welcher Seite wir fassen müssen, um es zu erlangen. Wenn ich mir," fuhr er nach einer Pause fort, „ein Sprichwort aus der Kinderzeit vergegenwärtige, daß auf Regen Sonnenschein folge, und daran glauben würde, so müßte ja der Augenblick des Glückes nahe sein, wenn man vom tiefsten Unglück berührt würde. — — Unglücklicher als ich heute geworden bin, kann ich wohl nimmer werden. Warum sollte mir nicht vielleicht in diesem Augenblick das Glück die Gunst erzeigen, mir nahe zu treten? Aber wo es erfassen? — wo? wo? —

Bei diesen Worten war er heftig auf- und abgegangen und hatte die letzteren lauter gesprochen, als gerade nothwendig war; er erschrack auch fast über den Ton der eigenen Stimme, als die Wände des weiten Gemachs von seinem Wo widerhallten. Er hätte lächeln können über sich selber und seine Träume zerrannen so in Luft, daß er sich erinnerte, er habe hier durchaus nichts mehr zu thun, als sein Buc

zu nehmen und dann nach Hause zu gehen. — — Da hörte er mit einemmale im Nebenzimmer den Klang einer Glocke, die ziemlich stark angeschlagen wurde. Ihm war dieser Ton wohl bekannt, er kam aus dem Kabinet des Regenten.

Der Ordonnanzoffizier eilte gegen die Thür des Vestibules, um dort einen der Lakaien oder Kammerdiener zu rufen. Als er aber schon die Hand auf den Drücker gelegt hatte, blieb er plötzlich stehen und es war, als spräche eine Stimme in ihm: Das ist der Augenblick des Glücks! — Obgleich er diesen Gedanken abweisen wollte, so trat er doch wieder in das Zimmer zurück, überlegte ein paar Sekunden und wenn er auch gleich darauf hinaus in das Vestibule zu gehen im Begriff war, so zog es ihn doch nach der anderen Thür, die er fast willenlos öffnete und trat in ein Gemach, welches zu den Zimmern Seiner Hoheit führte.

„Vorwärts!“ sprach er lächelnd zu sich; „was kann ein überflüssiger Diensteifer schaden? Du hast den Ruf der Glocke gehört, es ist Niemand in der Nähe; also vorwärts!“

Wenige Augenblicke nachher öffnete er die nächste Thür und stand in dem Kabinet des Regenten. Es war das ein kleines, freundliches Gemach, dicke Teppiche bedeckten den Boden, im Kamin loderte des noch kühlen Frühlingsabends wegen ein behagliches Feuer und vor diesem stand ein kleiner Tisch, bestrahlt von einer starken Carcellampe, die an Broncekettten von der Decke herabhing und an diesen auf und ab geschoben werden konnte. Diese Lampe war bedeckt mit einem weiten grünen Schirme, welcher das ganze Licht auf den Tisch niederwarf und das übrige Zimmer in einer sanften Dämmerung ließ. Diese war auch wohl Schuld daran, daß der Regent, der auf einem Sessel neben dem Tische saß, den Eintretenden nicht sogleich erkannte und in dem Glauben, es sei Herr Kindermann, ohne aufzublicken sagte:

„Sehen Sie nach, ob Graf Schuler im Schlosse ist; ich möchte ihn einen Augenblick sprechen.“

Graf Schuler aber war der erste Adjutant des Regenten.

Als der Ordonnanzoffizier sich umwandte, um diesem Befehle Folge zu leisten und als dabei sein Säbel leise klirrte, blickte der Regent in die Höhe und sagte rasch: „Ah! Sie sind es, Sie waren noch im Vorzimmer?"

„Zu befehlen, Euer Hoheit," erwiderte Herr von Fernow; „ich suchte draußen etwas, das ich vergessen, vernahm, daß Jemand gerufen wurde, und da keiner von der Dienerschaft in der Nähe war, erlaubte ich mir, einzutreten."

„So, so," sagte der Herzog und dabei faßte er den Fuß der Lampe und schob sie so hoch empor, daß das volle Licht auf den jungen Offizier fiel. Dieser stand ruhig erwartend an der Thür und blickte mit seinen klaren, ehrlichen Augen nach dem Regenten hin.

„So, so," wiederholte dieser und schien dabei über etwas nachzudenken, wobei er mit den Fingern auf dem Tisch trommelte. — — „Ich wollte meinen ersten Adjutanten rufen lassen," sprach er nach einer Pause, indem er lächelnd aufblickte, „und nun erscheint ungerufen mein letzter."

„Ordonnanzoffizier, Euer Hoheit," sagte Herr von Fernow nicht ohne Absicht.

„Ganz richtig, Ordonnanzoffizier;" entgegnete der Regent freundlich; „aber was nicht ist, kann werden. — Es ist vielleicht auch so gut," setzte er nach einem abermaligen Nachdenken hinzu.

„Ich würde mich außerordentlich glücklich schätzen, von Eurer Hoheit zu einem Dienste befohlen zu werden."

Der Regent hatte sich bei diesen Worten des jungen Offiziers von seinem Stuhle erhoben und, indem er um einen Schritt näher trat, wobei er sich mit einem Arme auf den Kamin stützte, sagte er:

„Ich danke Ihnen für Ihre Bereitwilligkeit; aber es gibt Dienste, die man eigentlich nicht befehlen will."

„Wenn Eure Hoheit mir die Anleitung zu einem solchen Dienst geben wollten, so stehe ich mit meinem Leben dafür ein, daß derselbe aufs Pünktlichste ausgeführt werden soll."

Der Regent betrachtete den jungen Mann, der mit so festem und bestimmtem Tone zu ihm sprach, mit augenscheinlichem Wohlgefallen, wobei seine Blicke von dem schönen, ruhigen Gesichte leicht über dessen ganze kräftige Gestalt hinabglitten.

„Wie kommt es," sprach er nach einer Pause, „daß Sie noch nicht unter die wirklichen Adjutanten eingereiht wurden? Sie sind Rittmeister im Gardedragoner-Regiment, und wie ich mich beständig gehört zu haben erinnere, von musterhafter Aufführung im Dienste. Sie ziehen es wahrscheinlich vor, im Regimente fort zu dienen? — — Nicht?"

„Ich würde mich glücklich schätzen, beständig um die Person Eurer Hoheit sein zu dürfen."

„So? — das begreife ich nicht recht. Weiß der Kriegsminister darum?"

„Er kennt meinen Wunsch ganz genau, Euer Hoheit."

„Warum schlug er Sie alsdann nicht zu einem meiner Adjutanten vor?"

Der junge Ordonnanzoffizier lächelte bei dieser Frage eigenthümlich; dann sagte er mit seiner gewöhnlichen Offenheit: „Eure Hoheit werden mir verzeihen, wenn ich diese Frage einfach mit der Bemerkung beantworte, daß ich Fernow heiße."

„Richtig," nickte der Regent; „ha! wahrlich! Ja, jetzt besinne ich mich. Ihr Vater stand mit dem Kriegsminister nicht auf dem allerbesten Fuße."

„Auf dem allerschlechtesten, Eure Hoheit."

„So ist's. — — Wer kann allen diesen Fäden folgen? Es ist aber doch ein Glück, wenn man zuweilen hineingreift."

„Eure Hoheit haben die Macht, dies zu thun," sagte Herr von Fernow sehr ernst; „wir Andern aber müssen geduldig zusehen, wenn auch unser Lebensglück unter so manchen Fäden, die angeknüpft werden, leidet."

Als das der junge Ordonnanzoffizier sagte, richtete sich der Regent

aus seiner ruhigen Stellung am Kamin in die Höhe und blickte dem Sprecher forschend in die Augen: „Das klingt ja ganz elegisch! Ei, ei! jetzt besinne ich mich auf mancherlei. Sie haben heute einen schlechten Tag gehabt.“

„Ja, Eure Hoheit,“ entgegnete Herr von Fernow mit großer Offenheit.

„Man sprach mir von Ihrer Leidenschaft für die schöne Ripperda. Ja, mein lieber Fernow, das sind Fäden, um bei unserer Anspielung zu bleiben, die ich nicht angeknüpft habe und in welche hineinzufahren meine Hand nicht mächtig genug ist.“

„Leider, Eure Hoheit!“

„Da hätten Sie sich mit der Prinzessin besser stellen sollen,“ fuhr der Regent lächelnd fort; doch wurde er gleich darauf sehr ernst und sagte: „Verzeihen Sie mir meine Heiterkeit; ich will Ihnen damit gewiß nicht wehe thun. Glauben Sie mir, ich fühle vollkommen, wie hart und schmerzlich der Vorfall heute nach der Tafel für Sie gewesen ist.“

Dabei reichte der Regent dem jungen Offizier die Hand, der sie tief gerührt ergriff und fast an seine Lippen geführt hätte; doch hinderte dies der Fürst durch eine rasche Bewegung, die er gegen den Kamin machte, um auf die Standuhr zu sehen.

„Schon halb acht!“ rief er aus; darauf schüttelte er mit dem Kopfe, legte die Hände auf den Rücken, ging bis an's Ende des Gemachs, und als er wieder zurückgekehrt war, trat er dicht vor den jungen Offizier hin, legte die Hand auf seine Schulter und sagte nach einem langen und festen Blick: „Wir wollen den Grafen Schuler nicht incommodiren; vielleicht können Sie mir einen Dienst erzeigen?“

„Ich werde mich glücklich schätzen.“

„Es ist kein Dienst gewöhnlicher Art,“ fuhr der Regent ernst, fast finster fort; „wenn Sie wollen, ein delicater Dienst, und indem ich Ihnen denselben übertrage, beweise ich Ihnen kein gewöhnliches Vertrauen.“

„Eure Hoheit beweisen es gewiß keinem Unwürdigen.“

Nach diesen Worten wandte sich der Regent um, ging mehrmals in dem kleinen Gemache auf und ab und nahm dann seine erste Stellung am Kamine wieder ein.

„Ich brauche Ihnen,“ sprach er, „als einem jungen Mann, der mit offenem Ohr und offenem Auge an unserm Hofe erscheint, wohl keine Andeutungen zu geben über die Spaltungen an demselben seit dem Tode meines Bruders. — Sollte ich Ihnen die erst geben müssen,“ setzte er mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu, „dann freilich würde es Ihnen schwer werden, mir im vorliegenden Falle zu dienen.“

„Eure Hoheit werden mir die Bemerkung verzeihen, daß ich diese Spaltungen sehr genau kenne, da ich ja selbst schwer und schmerzlich darunter zu leiden habe.“

„Sie wissen,“ sagte der Regent, „daß der so plötzliche und unerwartete Tod meines Neffen den Thron erledigte, daß er starb, ohne seinen Nachfolger gesehen zu haben. Nach dem Hausgesetz übernahm ich die Regentschaft und werde sie bis nach erfolgter Niederkunft der verwittweten Herzogin behalten. Gewährt der Himmel dem Lande einen Prinzen, so würde ich nach dem Familienstatut die Regentschaft bis zur Großjährigkeit des neuen Herrschers führen, erhalten wir aber eine Prinzessin, so fällt der Thron nach dem Familienstatut, das die Cognaten ausschließt, an den nächsten Agnaten des verstorbenen Herzogs, und der bin ich — sein Onkel.“

Der junge Ordonnanzoffizier machte eine tiefe Verbeugung.

„Wie wir uns Alle in den Willen des Schicksals fügen müssen, so würde das meine arme Nichte, die verwittwete Herzogin, in jedem Falle mit voller Ergebung thun und würde ihrem Kinde die gleich zärtliche Mutter sein, sei es ein Prinz, sei es eine Prinzessin. Es wird sie vielleicht vorübergehend betrüben, daß die Krone dieses Landes nicht bei ihren directen Nachkommen bleibt; aber sie wird sich darin zu fügen wissen und die Vorsehung nicht anklagen, die es so gewollt.“

Nachdem der Regent so gesprochen, machte er abermals einen

raschen Gang durch das Zimmer, stellte sich hierauf näher zu dem jungen Mann und schaute ihn fest an, während er das Folgende sprach:

„Die Prinzessin Elise dagegen denkt anders. — Sie möchte selbst gern eine Art kleine Vorsehung sein und dem Schicksal nachhelfen, wo es nicht galant genug wäre, einer schönen Dame, das zu erfüllen, was diese sich in den Kopf gesetzt hat. — Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen."

„Ich glaube, Euer Hoheit zu verstehen."

„Nun gut. — Wenn ich jetzt fortrede, junger Mann," sagte der Fürst plötzlich mit einem kalten, fast drohenden Tone, „so beweise ich Ihnen ein Vertrauen, dessen Mißbrauch von den bedenklichsten Folgen sein könnte, nicht sowohl für mich, als — für Sie. — Es gibt Menschen mit dem besten Willen," fuhr er gleich darauf in leichtem Tone und mit einer gefälligen Handbewegung fort, als er sah, daß ihm Herr von Fernow etwas antworten wollte; „Menschen, die mit dem besten Willen doch nicht im Stande sind, — ein Geheimniß zu bewahren. Wenn Sie zu diesen gehören, mein lieber Fernow, so beendigen wir die Unterredung, und ich bitte, mir den Grafen Schuler zu rufen."

„Wenn ich es aber vorzöge, selbst zu bleiben, Euer Hoheit?" entgegnete der junge Mann, indem er eine leichte Verbeugung machte und dabei die rechte Hand wie betheuernd auf die Brust legte. Zugleich aber schaute er dem Regenten so offen und ehrlich und mit so festem Blick in das Gesicht, daß dieser mit einem lächelnden Kopfnicken antwortete:

„So nehmen Sie meine Worte von vorhin als eine leichte Verwarnung, die sich ein älterer Mann einem jüngeren gegenüber wohl erlauben darf. — Hören Sie mich: Wie ich Ihnen schon andeutete und wie Sie auch selbst wohl wissen, ist die Prinzessin Elise eine andere Natur, als ihre Schwester. Mit unschätzbaren Eigenschaften des Geistes und auch des Herzens verbindet sie eine Lust zur Intrigue, die mich schon bittere Augenblicke gekostet hat. Statt einer Sache, die man nicht voraus berechnen kann, ihren Lauf zu lassen, interessirt sie

sich schon beim Anfange so lebhaft für das Ende, damit dies nämlich sein möge, wie sie es wünscht, daß sie alle möglichen Mittel aufbietet, selbst das Schicksal in die Bahnen zu lenken, die sie demselben in ihrer Laune vorzeichnen möchte. Man könnte sagen: die Laune eines Weibes! und achselzuckend vorübergehen; aber die Combinationen der Prinzessin, wenn auch auf falschem Wege, sind dabei so geistreich, daß man sie überwachen muß, um irgend ein Unglück oder wenigstens eine unsägliche Confusion zu vermeiden. Sie kommt mir zuweilen vor, wie einer jener alten Alchymisten, die mit großen Kenntnissen ausgerüstet, Alles daran setzen, den Stein der Weisen zu suchen, den sie freilich nie fanden, dagegen aber etwas anderes, irgend ein Fluidum oder ein Pulver zusammenstellten, dessen verheerende Wirkungen ihnen unbekannt waren und wodurch sie eben ihr eigenes Haus über ihren eigenen Köpfen zusammenstürzten. — Die Prinzessin kann den Gedanken nicht ertragen, daß die verwittwete Herzogin dem Lande möglicher Weise eine Prinzessin schenken könnte. — Ich begreife wohl, daß sie einen Thronfolger wünscht, indem sie alsdann der Hoffnung lebt, bei der künftigen Regentschaft ein bedeutendes Wort mitsprechen zu dürfen.“ Das sagte der Herzog mit einem sarkastischen Lächeln.

„Wir andern Menschenkinder,“ fuhr er fort, „müssen uns unter den Willen des Schicksals beugen, ein unruhiger Geist, wie der der Prinzessin aber glaubt, wie ich Ihnen schon vorher andeutete, daß es Mittel und Wege gebe, selbst das unabänderliche Geschick ihrem Willen unterthan zu machen. Sie hat sich vorgenommen, es soll ein Prinz zur Welt kommen, und sie wäre im Stande, sich mit Leuten einzulassen, die ihr begreiflich machten, man könnte ihren Willen auch in diesem Punkte durchsetzen. — Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen.“

„Ich fürchte fast, Euer Hoheit,“ antwortete Herr von Fernow.

„Gott soll mich bewahren,“ fuhr der Herzog mit großem Ernste fort, „daß ich die Prinzessin, die bei ihrem klaren Verstand ein sehr edles Herz hat, für fähig hielte, je was derartiges gegen ihre eigene Familie zu unternehmen, aber leider liebt sie nun einmal, mit dem

Feuer zu spielen; und wenn man ihr eine Intrigue zeigt, deren Gelingen fast unmöglich ist, so spornt sie das gerade an, die ersten einleitenden Fäden zu knüpfen, um sich selbst und Andern sagen zu können: „„Seht Ihr, so könnte es gehen."" Sie wird aber gleich darauf das ganze Gewebe zerreißen mit dem Zusatze: „„Aber ich will nicht."" — Es ist das ihre Manie. — Glauben Sie mir, lieber Fernow," sagte der Regent zutraulicher, „daß aus demselben Grunde die Verbindung der schönen Ripperda mit dem Baron Rigoll angebahnt worden ist. Hätte man ihr nicht gesagt: Das ist ja unmöglich, eine solche Verbindung kann nie zu Stande kommen, es ist völlig widersinnig, das Fräulein jung, unabhängig, reich und schön —"

„Ja, sehr schön," seufzte der Offizier.

„Der Oberstjägermeister von Allem das Gegentheil; liegt darin Verstand? Ich finde keinen."

„Das weiß Gott."

„Hätte sich nicht alle Welt dagegen erklärt, so würde sich die Prinzessin dieser fatalen Sache nicht mit ihrer unwiderstehlichen Leidenschaft angenommen haben. — Ja, recht fatal," setzte er in sehr gütigem Tone hinzu; „und mir jetzt doppelt unangenehm, da ich einen kleinen Blick in Ihr Herz gethan, mein lieber Fernow. Ob da noch etwas zu machen ist, darüber kann ich nicht urtheilen; da ich nicht weiß, wie genau Sie die junge Dame kennen. Rechnen Sie aber in jedem Verhältnisse auf meine Hülfe, soweit ich helfen kann."

Der junge Offizier wollte mit beredten Worten seinen Dank aussprechen; doch unterbrach ihn der Regent schon bei dem ersten Satze, indem er fortfuhr:

„Kommen wir zu Ende. Daß es viele dergleichen Sachen gibt, wo ich die Herzogin nicht contrecarriren kann und mag, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Sie soll meinetwegen die einleitenden Schritte zu einem Versuche thun, dieses Schloß mit Allem, was drinnen ist, mitten in die Stadt zu versetzen, und ich will ruhig zuschauen und dabei lächeln; dagegen ist es meine Pflicht, Fäden zu zerreißen, welche

die Prinzessin unbesonnen zum Gelingen einer Sache anknüpft, an deren Ausgang sie selbst nicht glaubt, ein Ausgang, der sie selbst erschrecken, ja empören würde, wo sie sich aber von gewissenlosen Menschen rathen läßt, die nur bezwecken, sie zu compromittiren."

„Wenn ich mir erlauben darf, zu fragen," sprach Herr von Fernow, „so wissen Euer Hoheit um die angeknüpften Fäden?"

„Vollkommen."

„Und kennen die Rathgeber?"

„Gewiß. — Baron Rigoll ist einer von denen, für die es, wenn man ihren Worten glauben will, keine Schwierigkeiten gibt. Und dem etwas in den Weg zu legen," setzte der Regent lächelnd hinzu, „würde Ihnen wohl gerade nicht unangenehm sein. Bei alledem gehört es mit zu der Art, wie die Prinzessin ihre Geschäfte besorgt, daß sie ihre sogenannten guten Freunde, die mit ihr an demselben Werke arbeiten, von einander fern zu halten weiß, so daß der Eine nie klar sehen kann, was der Andere neben ihm thut. Einer ihrer schlimmsten Rathgeber ist Jemand, der weder im Schlosse wohnt, noch Zutritt in demselben hat, den die Prinzessin nie oder höchst selten sieht, und der seine Botschaften auf die eigenthümlichste Weise in ihre Apartements einzuschmuggeln versteht. — Auch darin findet die Prinzessin einen eigenen Reiz, ein Zeichen zu erspähen, irgend öffentlich eine Botschaft zu vernehmen, worin sich ein Satz befindet, der für sie eine ganz andere Bedeutung hat. — Du lieber Gott! ich habe ihr selber oft den Gefallen erzeigt und in der Art mit ihr correspondirt. — Doch das ist vorbei."

Die letzten Worte sprach der Regent in fast trübem Tone, während er sich mit der Hand über die Augen strich.

Herr von Fernow hatte diese Bewegung kaum bemerkt, denn als der Regent von den geheimnißvollen Botschaften sprach, die von außen in das Schloß gelangten, fiel ihm mit einem Male die Geschichte mit dem Bouquet vor der Tafel ein.

„Früher," fuhr der Regent fort, „habe ich mich wie gesagt wenig um dergleichen geheimnißvolle Winke oder Worte bekümmert; der vor-

liegende Fall dagegen bedingt das anders, und ich muß wissen, was hin und her correspondirt wird. — Heute vor der Tafel —"

„Ah!" stieß der junge Offizier in so ausdrucksvollem Tone hervor, daß ihn der Regent fragend ansah und ihn, als er ehrerbietig schweigen wollte, durch eine Handbewegung zum Sprechen aufforderte.

„Heute vor der Tafel," fuhr demgemäß Herr von Fernow fort, „sahen wir im Vorzimmer Ihrer Durchlaucht ein prachtvolles Blumenbouquet."

„Wie?" fragte der Regent.

„Baron Wenden und ich. Wir waren beide im Dienst."

„Ganz richtig, Baron Wenden."

„Wir führten ein eigenthümliches Gespräch und im Verlauf desselben faßte Wenden mit der Hand in das Blumenbouquet und war überrascht, in demselben verborgen einen Papierstreifen zu finden."

„Er war wirklich überrascht?"

„Gewiß, Eure Hoheit. Er hatte keine Ahnung davon."

„Es ist möglich. Fahren Sie fort. Unsere Bemerkungen treffen sich."

„Wenden entrollte den kleinen Papierstreifen und versicherte mir, er sähe keine Zeichen daran. Ich glaubte ihm, doch als er hierauf das Papier gegen das Licht hielt, sah ich, wie seine Gesichtszüge für einen Augenblick höchst überrascht erschienen."

„Natürlich. Das Papier war durchstochen und diese Stiche hatten eine Bedeutung. — Weiter? Ich will doch hören, was Sie ferner gesehen."

„Nach der Tafel," fuhr der junge Mann in einem trüben Tone fort, „wurde jene Verlobung verkündigt..."

„Und das benahm Ihnen alle Lust zu weiteren Nachforschungen?" sagte lächelnd der Regent.

„Es war beinahe so, ich gestehe es Euer Hoheit."

„Nun, dann will ich Ihnen den Verlauf erzählen; Baron Wenden wandte sich an die Prinzessin; — es ist das ein junger Mann, der schnell seinen Weg machen möchte, — er versicherte sie seiner unbedingten Er-

genheit, und die Prinzessin befahl ihm, er solle sich heute Abend um neun Uhr in ihrem Kabinet einfinden."

„Aber, Eure Hoheit," entgegnete erstaunt der junge Offizier, „standen weiter von jener Fensternische entfernt, als ich; und ich vernahm nicht das mindeste von dem sehr leise geführten Gespräch."

„Das ist wohl möglich," antwortete der Regent; „aber Sie können mir glauben, daß es sich so verhält und Sie werden Gelegenheit haben, sich selbst davon zu überzeugen. Es ist mir nämlich alles daran gelegen, daß die Unterredung dieses Abends nicht stattfinde; ich will nicht, daß die Prinzessin ihre, gelinde gesagt, komischen Anschläge und augenblicklichen Eingebungen noch anderen Ohren preisgebe, sich weiter compromittire. Der Dienst, den Sie mir leisten können, besteht also in Folgendem: Sie begeben sich um halb neun zu Kindermann, der wird Sie in einen Saal führen, den der Baron auf seinem Wege zu passiren hat. Dort halten Sie ihn im Gespräche auf; begreiflicher Weise wird er sehr eilig sein und Ihnen nicht Rede stehen wollen. Da Sie ihn aber genau kennen, so gelingt es Ihnen vielleicht, ihn hinwegzuführen; meinetwegen können Sie ja etwas davon fallen lassen, Sie hätten aus guter Hand erfahren, ich, der Regent sehe es nicht gern, wenn das Schloß um die angegebene Stunde, ohne daß irgend eine Gesellschaft befohlen sei, auf geheimnißvolle Art besucht werde. Vielleicht komme ich sonstwie Ihrer Unterredung zu Hülfe; nützt aber das alles nichts, so sind Sie in Ihrem Dienst, Sie verhaften den Baron Wenden mit der größten Ruhe und bringen ihn nach Hause; auf alle Fälle hat er Ihnen dort sein Ehrenwort zu geben, daß er so lange in seiner Wohnung bleibt, bis es mir beliebt anders zu verfügen. Morgen werden Sie mir über das Ganze Bericht erstatten. Sollte sich dagegen etwas Außergewöhnliches ereignen, so bin ich schon heute Abend für Sie zu sprechen."

Herr von Fernow verbeugte sich ehrerbietig vor dem Regenten, dankte ihm in einigen Worten für sein Zutrauen, und als sich der Fürst darauf mit einem freundlichen Kopfnicken und einer leichten Handbewegung verabschiedet, verließ er das Kabinet, ging durch den Vorsaal bei den Dra-

gonern im Vestibule vorbei, ließ sich von den Bedienten erstaunt anschauen, die nicht begreifen konnten, was er um diese Zeit hier zu machen habe, und trat dann an der Nebentreppe ins Freie.

Draußen war es indessen sehr dunkel geworden, obgleich sich der Himmel klar und schön wie am vergangenen Tage auch jetzt noch über der Erde wölbte, mit Myriaden von Sternen, die in vielerlei Farben funkelten und blitzten und durch die eigenthümliche Stellung zu einander jene Figuren zeigten, die wir Sternbilder nennen.

Der Ordonnanzoffizier ging durch das Schloß und trat auf die große Terrasse vor dem Hauptportal, wo er die nächtliche Stadt mit ihrem Duft und Nebel, mit ihren langen, jetzt weiß leuchtenden Straßenlinien, mit ihren blitzenden Lichtern hie und da, mit Wagengerassel, entfernter Musik, mit ihrem unaufhörlichen Summen und Sausen vor sich liegen sah. Er hatte seinen Mantel umgenommen, eine Cigarre angezündet und wenn er, den süßen Dampf einziehend, auf dieselbe blickte, und den kleinen leuchtenden Punkt immer größer werden sah, so war er im Stande, seine Gedanken zu concentriren und eigenthümlichen Träumereien nachzuhängen. Was hatte er am heutigen Tage alles erfahren! Wie war sein Herz verwundet worden! Wie hatte er zum erstenmale so wild und stürmisch gefühlt, daß er jenes herrliche Mädchen liebe, innig liebe, ja, mit aller Kraft seiner Seele liebe, — — hoffnungslos liebe! Und darauf der Abend! Das, was ihm im Kabinet des Regenten begegnet war! Hatte er nicht vielleicht das Glück ergriffen, als er jenem Rufe der Klingel folgte? O ja, es mußte so sein, die Theorie des Baron Wenden war richtig, es gab einen Augenblick des Glücks, dann aber auch, da es kein Licht ohne Schatten gibt, ebenso gut einen Augenblick des Unglücks.

Sechstes Kapitel.

Im Kabinet des Kammerdieners.

Träumereien und Cigarre waren zu Ende, als die Schloßuhr acht schlug und eine Menge geschwätziger Glocken in der Stadt dieses wichtige Ereigniß lautklingend und fröhlich verkündeten, als erzählten sie eine große Merkwürdigkeit.

Der junge Ordonnanzoffizier schritt nach der hintern Seite des Schlosses zu, mit einem tiefen Seufzer an den Himmel blickend, wobei er den Namen „Helene" mehrmals und innig aussprach. Daß in diesem Augenblick ein blitzender Stern über einen Theil der dunkeln Wölbung droben niederfuhr, nahm er als eine gute Vorbedeutung; denn man sagt ja, die Sternschnuppe verheiße die Erfüllung eines Wunsches, an den man beim Erblicken derselben dachte; was aber Herr von Fernow dachte, als er gen Himmel blickend den Namen Helene aussprach, brauchen wir weder unsern geneigten Lesern und noch viel weniger unsern geneigten Leserinnen zu erklären.

Der gewöhnliche Aufenthaltsort des ersten Kammerdieners Kindermann war ein kleines Zimmer in der Nähe des herzoglichen Kabinets, und dahin begab sich gemäß dem erhaltenen Befehle der Ordonnanzoffizier und klopfte leise an die Thür. Innen rief man: Herein! und dieses Herein klang so angenehm und freundlich, daß man in diesem Herein ordentlich das lächelnde Gesicht des Herrn Kindermann sah.

Der würdige alte Herr befand sich auch in dem kleinen Gemache, lächelte dem Eintretenden freundlich entgegen und machte beim Anblick des Offiziers mit solcher Umständlichkeit seine Anstalten, um aus dem bequemen Lehnstuhle aufzustehen, daß Herr von Fernow nichts Eiligeres zu thun hatte, als den alten Herrn zu bitten, ja ihm zu befehlen, sitzen zu bleiben.

„In der That, man wird müde," sagte Herr Kindermann, und

dabei dämpfte er sein Lächeln ein wenig, um es gleich darauf wieder um so heller aufstrahlen zu lassen, als er hinzusetzte: „daher thut es einem alten Manne nach vollbrachtem Tagewerk so wohl, in stiller Beschaulichkeit ein wenig ausruhen zu können. Wenn ich aber sitzen bleiben soll, gnädiger Herr, so müssen Sie mir die außerordentliche Ehre erzeigen, sich ebenfalls am Kaminfeuer ein wenig niederzulassen; im andern Falle zwingen Sie mich aufzustehen, meinen Frack anzuziehen und in der mir zukommenden Haltung neben Ihnen aufrecht zu verharren.“

Herr Kindermann hatte nämlich sein Dienstkleid ausgezogen und steckte mit der weißen Halsbinde, mit dem lächelnden Gesichte, den wohlfrisirten Haaren und untadelhaften Schuhen und Strümpfen in einer feinen weißen Piquéjacke, die aber augenscheinlich zu lang und zu weit für ihn war, was wohl daher kommen mochte, daß die Persönlichkeit des Regenten größer und breiter war, als die seines Kammerdieners. Auch saß Herr Kindermann nicht trocken vor dem hell lodernden und sanft wärmenden Kamine. Auf dem Gesimse desselben stand eine zierliche kleine silberne Punschbowle, aus welcher es ganz allerliebst duftete.

Da der Ordonnanzoffizier einmal saß, so mußte er sich aus dem Getränke der Bowle ein kleines Glas auffüllen lassen, woran er auch zur großen Zufriedenheit des Kammerdieners nippte. — Dieser sah auf die Uhr und sagte:

„Wir haben vollkommen Zeit; noch eine gute halbe Stunde, und auch dann werden Sie in dem großen Saale dort oben noch lange genug warten müssen. So ist es denn doch offenbar besser, wir warten hier unten, als da oben. Zu lange dürfen wir uns dagegen auch nicht aufhalten, denn man weiß nie, was passiren kann. Unter uns gesagt, Herr von Fernow, mich freut es außerordentlich, daß Sie gerade im Vorzimmer waren und zufällig in's Kabinet Seiner Hoheit traten. Das sind Augenblicke, die zu viel Gutem führen können.“

„Augenblicke des Glücks,“ sagte lachend der Offizier.

„Gewiß, Augenblicke des Glücks," fuhr Herr Kindermann wohlgefällig lächelnd fort; „aber in der That es freut mich gerade für Sie. Ich habe den Papa sehr wohl gekannt; Seine Excellenz waren ein charmanter und liebenswürdiger Herr, und umgänglich, Herr von Fernow, sehr umgänglich. Ich kann Sie versichern, Seine Excellenz traten nie in dies kleine Vorzimmer, ohne zu mir zu sprechen: Herr Kindermann, wie geht's Ihnen? oder: Herr Kindermann, wie haben wir geschlafen? Und ich versichere Sie, das Wir war ein Act der Vertraulichkeit, den ich wohl zu würdigen verstand. Unter dem Wir meinte Ihr Papa auch noch was anderes. Ebenso, wenn er fragte: Herr Kindermann, was haben wir heute für Wetter? Damit meinte er nicht, ob es draußen regnete oder ob die Sonne schien, sondern er wollte wissen, ob sonstwo der Himmel klar oder stürmisch sei. Und dabei kann ich Sie versichern, daß ich Seiner Excellenz in diesem Punkte immer die besten Andeutungen gab. Gewiß, Seiner Excellenz, Ihrem Herrn Papa, habe ich nie falsch berichtet."

„Und sonst kam es Ihnen nicht darauf an, Herr Kindermann, vielleicht hie und da ein falscher Wetterprophet zu sein?"

Herr Kindermann hatte sein Glas ergriffen, schielte, ehe er es zum Munde führte, mit einem unaussprechlichen Lächeln nach dem Lichte hin, nahm einen tüchtigen Zug und antwortete:

„Es gibt ein altes Sprichwort: Wie man in den Wald hineinschreit, so hallt es heraus; und ich kann Sie versichern, Herr von Fernow, es gibt an jedem Hofe unbedachtsame Leute, die einen Kammerdiener des regierenden Herrn nur wie ein Ding betrachten, wie eine Sache, gut genug, um anzumelden und die Thür zu öffnen. Und das ist doch eine sehr unrichtige Auffassung unserer Stellung."

„Allerdings eine unverantwortliche Auffassung."

„Freilich sitze ich weder im Staatsrathe, noch habe ich Stimme im Ministerium," fuhr Herr Kinderman leise schmunzelnd fort; „dagegen aber," setzte er mit großem Selbstgefühl hinzu, während er leicht seine weiße Halsbinde strich: „dagegen bin ich es, der Seine Hoheit in

unbewachten Augenblicken sieht, der Höchstdemselben die Halsbinde knüpft, ihm den Säbel umschnallt, und der ihm vor allen Dingen Parfum auf das Sacktuch träufelt. — Sie sehen mich erstaunt an, Herr von Fernow; aber ich bin gegen Sie ungeheuer offenherzig, schon dem Andenken an den Papa zu Liebe; und ich versichere Sie, die drei soeben genannten Verrichtungen, namentlich die letztere, sind für mich von der größten Wichtigkeit. Verstehen wir uns recht. Es ist da irgend Etwas los, worüber ich gar zu gern die Meinung Seiner Hoheit hören möchte. Nun ist es mir aber um Alles in der Welt nicht erlaubt, den Herrn geradezu anzureden. Ich knüpfe also die Halsbinde ein wenig fester, als gewöhnlich; Seine Hoheit sagt vielleicht gar nichts darauf, sondern macht mir ein Zeichen, sie lockerer zu knüpfen. Das ist alsdann schlimm. Seine Hoheit bemerkt aber auch vielleicht: „„Kindermann, wir sind heute aber auch verdammt ungeschickt."" Das ist schon ermuthigender, und ich seufze dagegen und spreche: Ja, es ist wahr, Euer Hoheit, wir sind zuweilen recht ungeschickt. — Ist das heraus, so wette ich Zehn gegen Eins, der Herzog fängt an zu lachen und sagt z. B.: „„Nun, Kindermann, das Wi[...] bitte ich mir aus"" — — Sehen Sie, Herr von Fernow, dann habe ich gewonnen Spiel. Es ist dann gerade so, als wenn man eine Mühle aufzieht. Zuerst dreht sich das Rad widerstrebend, ist es aber einmal im Gange, so können Sie mir glauben, daß Kindermann sein Korn zu mahlen versteht, wie irgend ein Anderer."

„Das ist wirklich ganz erstaunlich," sagte lachend der Ordonnanzoffizier; „und ich werde mir von Ihren Andeutungen Einiges zu Nutze machen."

Herr Kindermann hatte abermals einen tüchtigen Schluck seines vortrefflichen Ananaspunsches zu sich genommen und fuhr dann fort:

„Oftmals aber nützt mir weder Halsbinde noch Säbel. Was den letzteren anbelangt, so wähle ich nämlich in gewissen Fällen einen, der Seiner Hoheit nicht convenirt. Heißt es nun kurz und barsch: Einen andern! so wird ganz einfach das Taschentuch mit Esbouquet beträu[...]

felt. Seine Hoheit ziehen nämlich Eau de Cologne vor. Das ist jedoch mein letztes verzweifeltes Mittel und wird in der That nur bei großen Angelegenheiten angewandt. Sie wissen selbst, Herr von Fernow, daß nichts so sehr die Erinnerung an Etwas auf's Lebhafteste zurückruft, als der Duft irgend einer Pflanze, eines Parfums. Wir haben das ja alle erfahren. Riechen wir im Frühjahr das erste Heu, so überfällt uns ordentlich wehmüthig der Gedanke an die Jugendzeit, wo wir die Schule schwänzten, um im Freien herumzulaufen. — Nun überkommt aber den Regenten eine ganz eigenthümliche Erinnerung, — das Nähere gehört nicht hieher — wenn Höchstdieselben Esbouquet riechen. Das stimmt Seine Hoheit weich und macht ihn nachdenklich; ja er kann sich dabei so in seine Phantasien vertiefen, daß ich nur etwas laut zu husten brauche, um gefragt zu werden: „Was haben Sie gesagt, Kindermann?“ Und wenn man gefragt wird, so darf man antworten. — Aber Sie trinken gar nicht von diesem wirklich kostbaren Punsche, Herr von Fernow! Thun Sie das ja! Die Nachtluft ist kühl, und droben in den Sälen ist es um diese Zeit gar nicht behaglich.“

Bei diesen aufmunternden Worten hatte der Kammerdiener sein Glas zwischen beide Hände genommen, drehte es hin und her und erfreute sich sanft lächelnd an den kleinen Ringeln, die sich in der goldgelben Flüssigkeit zeigten; auch roch er daran, ehe er abermals trank.

„Es freut mich in der That, Herr Kindermann,“ unterbrach der Ordonnanzoffizier die Stille, „daß Sie sich meines Vaters auf so angenehme Art erinnern, es geht nicht allen Leuten so.“

„Weiß wohl, weiß wohl,“ entgegnete der Kammerdiener; „Sie müßten lange Major sein und Adjutant, und deßhalb ist es gerade gut, daß Sie heute Abend Seine Hoheit im Vertrauen gesprochen. Wir werden schon darauf zurückkommen. — Apropos,“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort: „etwas Anderes in Ihren Angelegenheiten hätte ich mir nicht so stillschweigend gefallen lassen.“

„Und das ist?“ fragte eifrig und aufmerksam der Andere; denn er ahnte schon, was kommen würde.

„Nun, die Verlobung, die wir heute gefeiert haben. Ah! das ist ja ein Scandal, und ich werde mich der Sache ganz besonders annehmen.“

„Wenn das was helfen könnte, würde ich Ihnen zu großem Danke verpflichtet sein.“

„Was helfen könnte? — Es ist freilich schon spät! der Karren ist schon ziemlich verfahren.“

„Und Ihre wichtige Hülfe vielleicht schon unnütz; denn wer kann wissen, ob das Fräulein nicht mit der Partie einverstanden ist?“

„Den Teufel auch! das kann ich wissen,“ rief Herr Kindermann, und es hatte fast den Anschein, als wolle sein Gesicht für einen Augenblick ernst werden; doch überwand er diese Abnormität, und seine Augen strahlten fort und fort in ihrem angenehmen Lächeln, während er sagte: „Das Fräulein ist untröstlich, und es hat schon ganz absonderliche Scenen gegeben. Da hätten Sie energischer auftreten oder sich dem alten Kindermann anvertrauen sollen; der hat schon manchen guten Rath gegeben, das kann ich Sie versichern.“

„Davon bin ich fest überzeugt,“ erwiderte Herr von Fernow; „und wenn ich noch jetzt und recht dringend darum bäte?“

Der Kammerdiener schüttelte seinen Kopf und gab nach einer Pause zur Antwort:

„Vorderhand muß man den Faden laufen lassen, aber die Augen offen behalten, und wo sich Etwas zeigt, was uns nützen kann, nicht blöde sein und zugreifen. Wenn Sie mich Ihres Vertrauens werth halten,“ — dabei wurde das Lächeln des Herrn Kindermann feierlicher, und er hob seine Nase sehr hoch in die Höhe; — „so haben Sie die Freundlichkeit, mich auf dem Laufenden zu erhalten über das, was Sie in Ihrer Angelegenheit hören und sehen.“

„Das will ich mit dem größten Vergnügen thun und bin entzückt,“ sagte der junge Mann nicht ohne einen Anflug von Schmei-

chelei, „die für mich sehr wichtige Sache in so guten Händen zu wissen. Nehmen Sie im Voraus meinen besten Dank, und seien Sie von meiner beständigen Erkenntlichkeit überzeugt.“

Indem er das sagte, hatte er einen Blick auf die Uhr geworfen und sich erhoben, als er bemerkte, daß der Zeiger auf halb neun wies. Herr Kindermann folgte ruhig und bedachtsam seinem Beispiele, und nachdem er mit einer wahrhaften Feierlichkeit den letzten Rest des Punsches vertilgt, entgegnete er:

„Wie ich Ihnen schon früher bemerkt, Herr von Fernow, bin ich es dem Andenken Ihres Vaters schuldig, für Sie mein Möglichstes zu thun. Ich kann Sie versichern, Kindermann vergißt nie eine freundliche Behandlung. Jetzt will ich aber ein bischen Toilette machen, und dann gehen wir.“

Zu diesem Zweck zog sich der Kammerdiener hinter einen grauen Vorhang zurück, wo sein Bett stand, und als er wieder zum Vorschein kam, war er statt der weißen Piquéjacke mit einem so langen grauen Rocke bekleidet, daß man von seinen weißen Strümpfen nicht das Geringste mehr sah und nur die Spitzen der Schuhe hervorblickten.

Darauf gingen Beide miteinander fort.

Statt aber den gewöhnlichen Weg über die Stiegen und die breiten Corridors zu nehmen, gingen sie hinter dem Appartement des Regenten durch eine Thüre, die Herr Kindermann öffnete und sorgfältig wieder verschloß, dann eine Wendeltreppe hinauf und kamen oben in einen schmalen Gang, der durch das ganze Schloß lief, dabei weder Fenster noch sonstige Oeffnungen hatte und durch Lampen erhellt wurde, die unaufhörlich Tag und Nacht brannten. Diesem Gange folgten sie eine weite Strecke, dann öffnete der Kammerdiener auf der rechten Seite abermals eine kleine Thür und Beide betraten einen Durchgang, durch welchen sie in den uns wohlbekannten großen Saal gelangten, wo die Familienbilder an den Wänden hingen und der unmittelbar neben dem Speisesaal sich befand. Dieser weite Bildersaal lag still, fast unheimlich da, denn obgleich auf zwei Consolen vor den gewalti-

gen Spiegeln am untern und oberen Ende Carcellampen brannten, so waren diese doch nicht im Stande, die tiefe Dunkelheit in dem Saale gänzlich zu verdrängen; wenn sie auch an den beiden Enden eine kleine Helle um sich verbreiteten, so blieb doch in der Mitte des Saales eine solche Dämmerung, daß Jemand, der sich dort befand, von Weitem unkennbar war und nur wie ein Schatten aussah.

Herr Kindermann führte den Ordonnanzoffizier zu einer der Fensternischen, welche tief in die Mauern gehend und mit schweren breiten Vorhängen garnirt, noch dunkler waren. „Hier ist Ihr Platz,“ sagte er, „und da ich die Sache genau überlegt habe, so ist es besser, wenn Sie die Verhaftung des Barons als das letzte und äußerste Mittel betrachten.“

Der Ordonnanzoffizier blickte den Sprecher mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens an, was aber dieser begreiflicher Weise nicht bemerken konnte; doch sprach Herr von Fernow lachend: „Mir scheint, Herr Kindermann, Sie haben heute Abend sehr stark Esbouquet aufgeträufelt.“

„Das war nicht nöthig,“ entgegnete der Andere mit dem ruhigsten Tone von der Welt; „da mich Seine königliche Hoheit bei dieser Angelegenheit brauchen, so hat es Höchstderselben beliebt, mich von der Sachlage in Kenntniß zu setzen.“

„Was ich begreiflich finde,“ versetzte schnell einlenkend der Ordonnanzoffizier.

„Dort links ist der Speisesaal, wie Sie wissen,“ erklärte Herr Kindermann; „und der Baron wird von rechts kommen. — Glauben Sie mir,“ fuhr er nach einem augenblicklichen Stillschweigen fort, „Sie haben Ihr Glück in der Hand. Es ist eine delicate Sache und je feiner Sie sie behandeln, desto dankbarer wird Seine Hoheit sein. Wie ich Ihnen schon zu bemerken mir erlaubte, ich mag die Verhaftung nicht. Warten Sie damit so lange als möglich, und gerathen Sie in eine Verlegenheit, so bin vielleicht ich im Stande, Ihnen daraus zu helfen. — Jetzt halten Sie gute Wache, Sie haben noch volle zwanzig

Minuten und damit genugsam Zeit zur Ueberlegung." Bei diesen Worten machte er eine Verbeugung, glitt dann wie ein Schatten in die Dunkelheit zurück und verschwand auch geräuschlos wie ein solcher.

Den im Saale Harrenden bewegten seltsame Gedanken, als er jetzt in dem Halbdunkel auf und ab schritt. Es kam ihm gerade vor, als wenn er sich vor dem Feinde befände und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf jedes Geräusch hören müsse, das auch in weiter Ferne vernehmbar würde. Er hatte seinen Säbel fest an sich gedrückt und machte so langsame Schritte, daß ihm zwischen jedem derselben fast eine Secunde Zeit blieb und er so, während des Auf- und Abwandelns jedes Nahen des Erwarteten hören konnte.

Was war in der Zeit, seit er heute vor der Tafel diesen Saal betreten, bis jetzt nicht Alles von ihm erlebt worden! Oft glaubte er, in diesen wenigen Stunden seien Monate verflossen, traurige Monate, in denen er sich allmälig an den Verlust Helenens gewöhnt hatte. Waren es vielleicht die Worte des Regenten, er möge auch in dieser Sache auf ihn rechnen, welche ihm neue Hoffnung gaben, oder glaubte er sonst an ein glückliches Ohngefähr, das den Baron Rigoll von seinem Ziele zurückwerfen würde, oder hatte er sich beruhigt und als ein vernünftiger Mensch sich gesagt: „Wie kannst du von Fräulein von Ripperda verlangen, daß sie warten wird, bis es dir einmal beliebt, dich anders auszusprechen, als durch kleine Aufmerksamkeiten und allenfalls durch süße Augen — und wenn du dich ausgesprochen hättest, wer weiß, welche Antwort dir das stolze Mädchen gegeben? — O Gott, ja," seufzte er, „wie schön und wie stolz!" Es war ein Glück, daß er so innig und viel an Helene dachte, denn so blieb ihm nur wenig Zeit übrig für die bittern Empfindungen, die in der That in ihm aufstiegen, wenn er sich entsann, daß er im Begriffe sei, einen guten Freund, wie Baron Wenden, so mir nichts dir nichts in Haft zu nehmen. — Verfluchter Auftrag! — Und so grausam des armen Wenden Theorie vom Augenblick des Glücks und Unglücks zur Wahrheit zu machen!

Herr von Fernow befand sich unter diesen Gedanken und unter

dem Eindruck der Situation in einer größern Aufregung als er selbst wußte. Zuweilen seufzte er tief auf und fühlte dann wohl, wie sein Herz lauter und schneller als gewöhnlich schlug. Jetzt drückte ihn seine Schärpe, jetzt genirte ihn der Helm, jetzt machte er ein paar schnellere Schritte, um gleich darauf horchend stehen zu bleiben.

Die Schloßuhr schlug drei Viertel auf Neun.

Halt! jetzt hörte er etwas. Ja, er täuschte sich nicht; es waren Schritte, die sich näherten, — er lauschte aufmerksamer. Aber diese Schritte klangen nicht von da, woher er den Baron erwartete, sondern sie schienen vom Speisesaal zu kommen. Vielleicht Jemand, dachte er, der drüben noch zu thun hatte, und sich nun nach Hause oder in sein Zimmer begibt. Treten wir einen Augenblick in die Fensternische hinter den Vorhang! — Ehe aber der junge Offizier dies ausführte, blickte er zuerst scharf nach der Thür des Speisesaals, um sich zu vergewissern, wer von dorther erscheine. Jetzt öffnete sich ein Flügel der Thür langsam, es erschien ein Lakai, der ein Licht trug, und hinter ihm eine Dame, die in den großen Saal trat.

„Jetzt danke ich Ihnen," sagte diese, und obgleich sie diese Worte im gewöhnlichen leisen Tone sprach, so hallten sie doch in dem weiten Saale wieder.

Herr von Fernow bebte zusammen, als er den Ton dieser Stimme vernahm.

„Ich finde meinen Weg ganz gut allein," fuhr die Dame fort, und dann ging sie mit ziemlich raschen Schritten vorwärts. Der Lakai hob seinen Leuchter einen Augenblick in die Höhe und das Licht blitzte seltsam durch die Dunkelheit. Dann zog er sich durch den Speisesaal zurück und machte die Thür hinter sich zu.

„Sie ist es!" sprach Herr von Fernow zu sich selber: „einen Entschluß! Einen schnellen Entschluß! Halte ich mich versteckt, oder trete ich hervor? Selbst auf die Gefahr hin, das Fräulein zu erschrecken! — Ja, ich trete vor, der Augenblick ist günstig, — vielleicht abermals ein Augenblick des Glücks! —"

Siebentes Kapitel.

Ein Augenblick des Glücks.

Damit trat Herr von Fernow vor, sein Säbel klirrte auf dem Fußboden und die junge Dame blieb wenige Schritte von ihm entfernt, sichtlich erstaunt, ja erschreckt, stehen. Sie machte sogar eine kleine Bewegung, um zurückzutreten, doch traf in diesem Augenblick der Ton der Stimme des jungen Offiziers ihr Ohr, der ihr sagte:

„Fürchten Sie nichts, mein Fräulein, es ist ein Bekannter, der vor Ihnen steht, — Fernow.“

„Fast hätten Sie mich erschreckt, Herr von Fernow,“ gab das Fräulein mit etwas unsicherer Stimme zur Antwort; „freilich sind wir auf befreundetem Grunde, aber diese weiten Säle haben doch Abends etwas Unheimliches!“

Bei diesen Worten nahm sie ihren Gang wieder auf und hatte mit wenigen Schritten den Ort erreicht, wo der junge Offizier stand. Sie wandte ihren Kopf etwas gegen ihn, neigte ihn leicht und sagte: „Guten Abend, Herr von Fernow,“ als sie vorübergehen wollte.

Abends ist das Herz empfänglicher für ein inniges Wort, namentlich nach einer kleinen Emotion. Der junge Offizier holte in diesem Augenblick mühsam Athem. Die Hand, die auf seinem Säbelgriffe lag, bebte fast; er redete sich ein, gesehen zu haben, daß Helene langsam gegen ihn zu kam und daß sie zögerte, vorüberzugehen; er glaubte, ihre Bewegung mit dem Kopfe gegen ihn sei herzlicher gewesen, als sonst; er meinte, ihre Stimme habe gezittert, als sie sprach: „Guten Abend, Herr von Fernow.“ — —

„Mein Fräulein,“ sagte er und trat einen Schritt vor. „Herr von Fernow,“ entgegnete sie; und dabei hemmte sie ihre Schritte, ja, sie blieb stehen und wandte sich gegen ihn.

„Es ist kühn von mir,“ brachte er mühsam, mit fast tonloser Stimme hervor, „daß ich wage, Ihren Weg zu unterbrechen und Sie

dem Eindruck der Situation in einer größern Aufregung als er selbst wußte. Zuweilen seufzte er tief auf und fühlte dann wohl, wie sein Herz lauter und schneller als gewöhnlich schlug. Jetzt drückte ihn seine Schärpe, jetzt genirte ihn der Helm, jetzt machte er ein paar schnellere Schritte, um gleich darauf horchend stehen zu bleiben.

Die Schloßuhr schlug drei Viertel auf Neun.

Halt! jetzt hörte er etwas. Ja, er täuschte sich nicht; es waren Schritte, die sich näherten, — er lauschte aufmerksamer. Aber diese Schritte klangen nicht von da, woher er den Baron erwartete, sondern sie schienen vom Speisesaal zu kommen. Vielleicht Jemand, dachte er, der drüben noch zu thun hatte, und sich nun nach Hause oder in sein Zimmer begibt. Treten wir einen Augenblick in die Fensternische hinter den Vorhang! — Ehe aber der junge Offizier dies ausführte, blickte er zuerst scharf nach der Thür des Speisesaals, um sich zu vergewissern, wer von dorther erscheine. Jetzt öffnete sich ein Flügel der Thür langsam, es erschien ein Lakai, der ein Licht trug, und hinter ihm eine Dame, die in den großen Saal trat.

„Jetzt danke ich Ihnen," sagte diese, und obgleich sie diese Worte im gewöhnlichen leisen Tone sprach, so hallten sie doch in dem weiten Saale wieder.

Herr von Fernow bebte zusammen, als er den Ton dieser Stimme vernahm.

„Ich finde meinen Weg ganz gut allein," fuhr die Dame fort, und dann ging sie mit ziemlich raschen Schritten vorwärts. Der Lakai hob seinen Leuchter einen Augenblick in die Höhe und das Licht blitzte seltsam durch die Dunkelheit. Dann zog er sich durch den Speisesaal zurück und machte die Thür hinter sich zu.

„Sie ist es!" sprach Herr von Fernow zu sich selber: „einen Entschluß! Einen schnellen Entschluß! Halte ich mich versteckt, oder trete ich hervor? Selbst auf die Gefahr hin, das Fräulein zu erschrecken! — Ja, ich trete vor, der Augenblick ist günstig, — vielleicht abermals ein Augenblick des Glücks! —"

Siebentes Kapitel.

Ein Augenblick des Glücks.

Damit trat Herr von Fernow vor, sein Säbel klirrte auf dem Fußboden und die junge Dame blieb wenige Schritte von ihm entfernt, sichtlich erstaunt, ja erschreckt, stehen. Sie machte sogar eine kleine Bewegung, um zurückzutreten, doch traf in diesem Augenblick der Ton der Stimme des jungen Offiziers ihr Ohr, der ihr sagte:

„Fürchten Sie nichts, mein Fräulein, es ist ein Bekannter, der vor Ihnen steht, — Fernow."

„Fast hätten Sie mich erschreckt, Herr von Fernow," gab das Fräulein mit etwas unsicherer Stimme zur Antwort; „freilich sind wir auf befreundetem Grunde, aber diese weiten Säle haben doch Abends etwas Unheimliches!"

Bei diesen Worten nahm sie ihren Gang wieder auf und hatte mit wenigen Schritten den Ort erreicht, wo der junge Offizier stand. Sie wandte ihren Kopf etwas gegen ihn, neigte ihn leicht und sagte: „Guten Abend, Herr von Fernow," als sie vorübergehen wollte.

Abends ist das Herz empfänglicher für ein inniges Wort, namentlich nach einer kleinen Emotion. Der junge Offizier holte in diesem Augenblick mühsam Athem. Die Hand, die auf seinem Säbelgriffe lag, bebte fast; er redete sich ein, gesehen zu haben, daß Helene langsam gegen ihn zu kam und daß sie zögerte, vorüberzugehen; er glaubte, ihre Bewegung mit dem Kopfe gegen ihn sei herzlicher gewesen, als sonst; er meinte, ihre Stimme habe gezittert, als sie sprach: „Guten Abend, Herr von Fernow." — —

„Mein Fräulein," sagte er und trat einen Schritt vor. „Herr von Fernow," entgegnete sie; und dabei hemmte sie ihre Schritte, ja, sie blieb stehen und wandte sich gegen ihn.

„Es ist kühn von mir," brachte er mühsam, mit fast tonloser Stimme hervor, „daß ich wage, Ihren Weg zu unterbrechen und Sie

anzureden, und obendrein anzureden in einem Augenblick, wo ich mich in großer Aufregung befinde. Ja, mein Fräulein, — — seien Sie gnädig, seien Sie gütig gegen mich und verzeihen Sie es dieser Aufregung, daß ich mich unterstehe, mit Ihnen zwei Worte zu sprechen."

Er hatte das mit so bewegter, fast zitternder Stimme gesprochen, daß das junge Mädchen offenbar daraus entnehmen mußte, er befinde sich in einer ganz besonderen Gemüthsstimmung, und wahrscheinlich eben deswegen geneigt war, ihm freundlicher als sonst vielleicht geschehen wäre, zu antworten. „Ich sehe gerade kein Unglück darin," sagte sie, „daß Sie zwei Worte mit mir reden wollen. Freilich," fuhr sie fort, indem sie um sich schaute, „ist der Augenblick nicht ganz gut gewählt."

„Aber wenn man keine Wahl hat," entgegnete er hastig, „so nimmt man, was der Augenblick bietet."

„Sie haben hier auf mich gewartet?" fragte sie.

„Nein, mein Fräulein, um ehrlich mit Ihnen zu reden. Ich würde das nicht gewagt haben. Mein Dienst hält mich noch im Schlosse, in diesem Saale. Da sah ich Sie kommen, und hielt es für die höchste Gunst des Glücks, wenn Sie mir wenige Minuten gönnen wollten."

Als er dies sagte, mit leiser, wehmüthiger Stimme, klangen seine Worte so weich und schmerzlich in dem Herzen des jungen Mädchens wieder, daß sie unwillkürlich ihre Lippen auf einander preßte und ein paar Secunden vorübergehen ließ, ehe sie antwortete: „Sie wollen dadurch gut machen, was Sie während des ganzen Tages versäumt. Sie hatten sich von unserer Landpartie zurückgezogen — —"

„Ich war im Dienst, mein Fräulein," sagte er.

„Und nach der Tafel," fuhr sie zögernd fort, „waren Sie der Einzige, den ich nicht in meiner Nähe sah."

„Aber ich habe Sie gesehen, Fräulein Helene," entgegnet er rasch, fast heftig, „und dankte Gott, daß ich weit genug entfernt stand, um mich Ihnen nicht nähern zu müssen."

„Sie mißgönnten mir mein Glück," sagte sie mit einem Tone,

der Jedem hätte auffallen müssen, mit einem Tone, der dem jungen Mann in das Herz schnitt.

„Ich würde Ihnen kein Glück der Erde mißgönnen, nicht das größte; aber ja, Sie haben Recht, ich mißgönne Ihnen ein Glück, das mich — so unsäglich unglücklich macht.“

„Also sind unsere Begriffe von Glück so sehr verschieden?“

„Verschieden und doch ganz dieselben, wenn ich den Empfindungen meines Herzens glauben darf. Aber die Ihrigen, Fräulein Helene, sind freilich ganz anders.“

„Ja, meine Begriffe von Glück sind ganz anders, Herr von Fernow,“ sagte die junge Dame mit leiser Stimme, „ganz anders als das Glück, das sich mir darbietet.“

„So würden Sie also unglücklich sein?“ fragte er hastiger.

„Und wenn dem so wäre? Sehen Sie für mich eine Möglichkeit, glücklich zu werden? — — Doch wozu dieses seltsame Gespräch?“ setzte sie rasch hinzu, „diese qualvollen Reden, die mich nicht erfreuen und auch Sie nicht glücklich machen können.“

„Und doch, Fräulein Helene, bei Gott im Himmel, Ihre letzten Worte haben mich glücklicher gemacht, als ich es nach diesem furchtbaren Abend zu hoffen wagte. O! erschrecken Sie nicht über meine Reden, Helene; es ist vielleicht der Augenblick meines Glücks, den ich ergreife und festhalte, während ich so spreche. Dabei hatte er ihre Hand erfaßt, führte dieselbe an seinen Mund und drückte seine Lippen darauf.

„Um Gotteswillen, Herr von Fernow, keine Thorheiten!“ sagte ängstlich das junge Mädchen, doch machte sie nur einen schwachen Versuch, ihm ihre Hand zu entziehen.

„Helene, lassen Sie mich meinetwegen Thorheiten begehen, wenn es mir dadurch gelingt, meinem Glücke näher zu kommen. Ja, Helene, ich kann und will es nicht ertragen, daß jene Verbindung geschlossen wird.“

„Und Sie wollen das hindern?“ fragte sie bewegt.

„Sie und ich, wenn Sie mir vertrauen.“

„Und worauf soll sich mein Vertrauen gründen?“

„Auf meine grenzenlose Liebe zu Ihnen. Ja, Helene, ich liebe Sie unsäglich, ich liebe Sie, wie nur Jemand auf dieser Erde ein Mädchen lieben kann, — ja, und ich fühle an dem Beben Ihrer Hand, daß auch Sie mir gut sind. Wenn es so ist, so sprechen Sie ein einziges Wort; wenn Ihr Herz schneller schlägt bei dem Gedanken, daß ich Sie liebe, so lassen Sie mich's durch ein Wort errathen. Wer will uns auseinander reißen, wer will uns trennen, wenn wir Beide mit unserer Liebe einig sind?"

Obgleich er dies mit gedämpfter Stimme sprach, so klang doch aus seinen Worten eine solche Leidenschaft hervor, eine solche Gluth und Innigkeit, daß das junge Mädchen zitternd zurückweichen wollte; doch — er hatte ja mit ihrer Hand den Augenblick des Glücks erfaßt; er hielt diese Hand fest in der seinigen, er zog sie abermals an seinen Mund und drückte sie dann sanft an seine heißen Augen. Zuerst bebte die kleine Hand nur, ja, sie suchte sich sanft loszumachen aus der seinigen, dann aber wurde sie fügsamer, ihre Finger gaben dem Drucke der seinigen nach und schmiegten sich endlich mit einem leisen, leisen Druck in diese.

„Der Augenblick des Glücks!" jauchzte es in ihm, und wie es nun in diesem seligen Augenblicke weiter zuging, sind wir nicht im Stande, ganz genau anzugeben; doch war es wirklich für Beide ein Augenblick des Glücks: ihre liebenden Herzen hatten sich gefunden, und darauf bedurfte es keines bedeutenden Schrittes mehr, daß sich das glühende Mädchen von seiner Leidenschaftlichkeit berauschen ließ und sich erst erschreckt ermunterte, als sie einen heißen Kuß auf ihren Lippen fühlte.

Da wollte sie sich losreißen und eilig fliehen, — aber es war zu spät; er legte seinen Arm um sie, nicht um sie auf's Neue an sich zu ziehen, sondern um sie in dem dunkeln Versteck der Fensternische zurückzuhalten, — — denn er hörte deutlich den Schall von Tritten, die sich von rechts und ziemlich eilig näherten.

„Bleiben Sie ruhig, Helene, um Gottes willen bleiben Sie ruhig," sagte der junge Offizier mit eindringlicher Stimme; „Sie können nicht

mehr entfliehen; dort kommt Jemand und ist in diesem Saale, ehe Sie die andere Thür erreicht haben. Man würde Ihre Gestalt erkennen, man würde Sie verfolgen, man würde Nachforschungen anstellen und Alles wäre verloren, wenn die Welt schon jetzt etwas von unserem Glück erführe."

„Aber hier?" fragte das geängstigte Mädchen bebend, „man wird mich erkennen, mein Name, mein Ruf ist verloren."

„Muth, Helene, Muth!"

„O, Muth habe ich," entgegnete Fräulein von Ripperda, und als sie den ersten Eindruck der Ueberraschung niedergekämpft, richtete sie sich stolz empor, schaute mit ihren glänzenden Augen nach dem Eingang des Saales und antwortete dem jungen Offizier: „Ich gebe mich ganz in Ihre Hände, thun Sie, was Ihnen gut dünkt."

In diesem Augenblicke wurden beide Flügelthüren auf der rechten Seite des Saales geöffnet und zwei Herren traten ein, ihnen voraus ein Lakai mit Lichtern. Diese beiden Herren, in eifrigem Gespräch begriffen, waren Baron Wenden und der Oberstjägermeister, Baron Rigoll.

Herr von Fernow hatte die Hand des jungen Mädchens ergriffen, hatte sie dicht an das Fenster geführt und flüsterte, nachdem er einen leichten Kuß auf ihre Stirn gedrückt:

„Bleiben Sie ruhig stehen. Sollte man auch durch die Vorhänge die Umrisse Ihrer Gestalt sehen, man wird Ihre Person nicht erkennen, noch viel weniger eine unbescheidene Frage wagen, dafür stehe ich."

Nachdem er dies gesagt, trat er aus der Nische in den Saal, und befand sich nun so nahe bei dem voranschreitenden Lakai, daß dieser in der hervortretenden Gestalt einen Offizier erkannte, den Leuchter hoch emporhielt und darauf sich umblickend stehen blieb.

„Vorwärts! was gibt's denn da?" rief der Oberstjägermeister dem Bedienten zu.

Statt aller Antwort ging der Lakai auf die Seite und streckte den Leuchter vor.

„Ei der tausend, Fernow!" sagte der Baron Wenden in einem

sehr trockenen Tone; „was treibst du dich um diese Zeit wie ein Ge-spenst in den finstern Sälen des Schlosses umher?“

„Dieselbe Frage könnte ich an dich thun, mein lieber Wenden.“

„Nicht ganz mit dem gleichen Rechte; denn wie du siehst, sin[d] wir zu Zweien, und die Gespenster und Nachtwandler pflegen selte[n] paarweise zu erscheinen.“

„Und wenn ich nun an dich gedacht hätte, mein lieber Freund,“ erwiderte Herr von Fernow mit einem eigenthümlichen Lächeln, „wen[n] ich mich mit dir beschäftigt, während ich hier auf- und abspazierte?“

„Du siehst, daß Seine Excellenz mir die Ehre erweist, mich z[u] begleiten. Also, mon chèr, gute Nacht!“

Herr von Fernow machte indeß durchaus keine Bewegung die bei den Herren vorüber und ihres Weges gehen zu lassen.

„Es thäte mir in der That leid, wenn ich Seine Excellenz au[f]halten sollte; es liegt das durchaus nicht in meiner Absicht. Abe[r] Scherz bei Seite, ich habe in der That etwas Wichtiges mit dir z[u] sprechen, lieber Wenden, und würde es als eine große Gefälligkeit er[]kennen, wenn du mir eine kleine Viertelstunde dazu bewilligen wolltest[.] Seine Excellenz“ — damit wandte er sich an den Oberstjägermeister — „wird gewiß nichts dagegen zu erinnern haben und dich mir eine[n] Augenblick überlassen.“

Baron Rigoll hatte schon einigemale Zeichen der Ungeduld vo[n] sich gegeben; er war heftiger Natur, auch als ziemlich rücksichtslos b[e]kannt, und so war es von ihm noch außerordentlich höflich, als [er] sagte: „Aber, Herr von Fernow, Sie müßten doch begreifen, daß Ba[]ron Wenden und ich nicht hier zum Zeitvertreib spazieren gehen. W[ir] sind in der That beschäftigt. Welcher Art unser Geschäft, ist Ihn[en] vielleicht gleichgültig, aber es gibt Beschäftigungen, wo ein Cavali[er] zu delikat ist, den Weg eines anderen zu kreuzen. Und Sie sind a[ls] sehr delikat bekannt, Herr von Fernow.“

„Indem ich Eurer Excellenz für das Compliment ergebenst danke[“,] sprach der Offizier, „liefere ich den Beweis, daß es mir nicht unrec[ht]

mäßig gespendet wurde, und ich versichere Eurer Excellenz, daß es mir nicht einfällt, Ihren Pfad zu kreuzen, daß ich aber mit meinem Freunde Wenden ein paar Worte sprechen muß."

„Nun, ich werde die Höflichkeit gegen Sie auf's Aeußerste treiben," entgegnete der Oberstjägermeister mit eisigem Tone, „ich werde ein paar Schritte vorausgehen, damit Sie Zeit finden, Ihrem Freunde die so nothwendigen Worte zu sagen."

Der Offizier machte eine tiefe Verbeugung und ließ Seine Excellenz vorübergehen. Dann sagte er zu dem Andern mit leiser, aber eindringlicher Stimme: „Bei unserer alten Freundschaft, Wenden, thue mir einen Gefallen, — erzeige mir einen Dienst, um den ich dich dringend bitte. Verlasse das Schloß mit mir und begleite mich in meine Wohnung, ich habe dir etwas sehr Wichtiges mitzutheilen."

Der Kammerherr sah seinen Freund mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens an; „Fernow, ich glaube, du bist — — sehr aufgeregt."

„Ja, ich bin sehr aufgeregt."

„Lieber Freund, das begreife ich; aber das ist eine Sache, an der nichts zu ändern ist. Ich weiß aus der besten Quelle, daß du dir keine Vorwürfe zu machen brauchst, du habest etwas versäumt; wahrhaftig nicht. Ich sage dir, Fräulein von Ripperda ist enchantirt von dem Oberstjägermeister; sie schließt diese Verbindung ganz mit freiem Willen. Keine Spur von Ueberredung! Das ist freilich nicht angenehm für dich; doch kommst du mit diesem Gedanken leichter über deinen Schmerz hinweg. Morgen, wenn du willst, stehe ich ganz zu deinen Diensten. — Du siehst, Seine Excellenz wartet auf mich."

Der Ordonnanzoffizier sah wohl, daß der Kammerherr mit guten Worten nicht zurück zu halten war. Doch zögerte er von dem letzten Gewaltmittel Gebrauch zu machen. Eine Pause des Schweigens trat ein. Da raschelte etwas hinter dem Fenstervorhange. Die dort Versteckte hatte eine Bewegung gemacht, eines ihrer schweren Armbänder hatte sich gelöst. Es rutschte mit einem eigenthümlichen Geräusche an

dem glatten Stoff ihres Kleides herab. Der Versuch des Fräuleins, das Entfallende zu erhaschen, verrieth sich deutlich. „Was war das?" fragte überrascht der Baron Wenden. „Ja, was war das?" wiederholte scheinbar ebenso überrascht der Offizier.

„O Felix! o Felix!" lachte ihm der Kammerherr lustig neckend zu. — „Du bist ein unverbesserlicher Sünder und doch dabei so unschuldig wie ein neugebornes Kind. Das muß Baron Rigoll erfahren."

„Ich bitte dringend, halte Ruhe."

„Nein! Indiscret kann ich nicht sein, da ich nichts weiß. Aber die Geschichte muß heraus." Damit eilte er, von Fernow gefolgt, gegen den Oberstjägermeister, und rief lachend: „Sehen Euer Excellenz diesen verschmitzten Gesellen. Er hält Jemand hier versteckt! Und nicht schlecht, es war ein seidenes Kleid, das rauschte."

„Ein seidenes Kleid!" sprach freundlich grinsend der Oberstjägermeister. „Aber Baron, jetzt kommen Sie, es ist die höchste Zeit."

Der junge Offizier befand sich in der peinlichsten Situation. Es mußte ein Entschluß gefaßt und zur Verhaftung des Kammerherrn geschritten werden. Herr von Fernow nahm seinen Säbel fest in die Linke, drückte den Helm auf dem Kopfe zurecht und wollte vortreten, die so bekannte unangenehme Beschwörungsformel auszusprechen, als sich gerade vor den drei Herren die Flügelthüren des Speisesaals öffneten, und hinter einem hochgehaltenen zweiarmigen Leuchter das ewig lächelnde Gesicht des Herrn Kindermann sichtbar wurde, der, als er hier die eigenthümliche Gesellschaft beisammen fand, vergnügt mit den Augen zwinkerte und seinen Mund spitzte wie ein Karpfen. Dem Ordonnanzoffizier war diese Erscheinung wahrhaft tröstlich, er trat einen Schritt zurück, um ihn vorbei zu lassen. Herr Kindermann grüßte auf's Verbindlichste Seine Excellenz, den Kammerherrn, sowie auch den Herrn von Fernow, jeden einzeln nach den verschiedenen Abstufungen je nach ihrem Range, dann sagte er, als er eben durch die Gruppe dahinglitt, mit einem leise lispelnden Tone: „Seine Hoheit haben sich zum Thee

bei Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Elise ansagen lassen. Seine Hoheit werden um neun Uhr dort sein."

Damit wendete er sich erhobenen Hauptes links gegen die kleine Thür, welche auf die geheimen Gänge und Treppen führte, und verschwand dort.

„Verflucht!" sprach der Oberstjägermeister mehr zu sich selber, als zu einem der Anderen. — „Das ist sehr unangenehm," wandte sich der Kammerherr mit leiser Stimme gegen Baron Rigoll. „Was thun wir?" — „Fahren wir nach Hause, das ist offenbar das Klügste." — „Zu mir?" fragte Baron Wenden. — „Ich habe nichts Anderes vor," versetzte der Oberstjägermeister.

„Und du, Fernow?"

„Wenn ein Platz für mich bleibt, so begleite ich dich."

„So wollen wir gehen, wenn es Eurer Excellenz gefällig ist."

Was sollte der Ordonnanzoffizier thun? Blieb er zurück, um das Fräulein aus ihrem Versteck durch den Saal zu geleiten, so war er von der bekannten Wißbegierde des Oberstjägermeisters überzeugt, derselbe werde sich irgendwo placiren, um die Unbekannte zu belauschen. Den Baron Rigoll durfte er also nicht aus den Augen verlieren, wenn er auch dem Kammerherrn nicht auf Befehl des Regenten hätte folgen müssen. Wie schlug ihm jedoch das Herz vor Besorgniß und wieder vor Entzücken, als sie sich der mittleren Fensternische näherten! Wie eilte er, vorbei zu kommen, als der Baron Wenden zum Oberstjägermeister kicherte und leise sagte: „Hier war es. O, ich täusche mich nicht leicht in so etwas."

Endlich hatten sie indessen das Ende des Saales erreicht, und als sich die Thür hinter ihnen schloß, athmete der junge Officier lange und tief auf. Seine Gedanken blieben hinter ihm, und ungesehen von den Andern drückte er seine rechte Hand auf sein heftig schlagendes Herz. Unten vor dem Hauptportale wartete der Wagen der Excellenz. Die drei behalfen sich so gut wie möglich in dem Coupé und erreichten nach einer kurzen Fahrt die Wohnung des Baron Wenden, ein elegan-

tes Garçon-Appartement mit allen dazu gehörigen erdenklichen Bequemlichkeiten und Thorheiten, mit Bildern, Waffen, Statuetten, Fauteuils, Sesseln und den phantasiereichsten Ruheplätzen, mit blühenden Blumen und verblichenen Stickereien. — Eine Partie Whist ward in Vorschlag gebracht.

Das Spiel begann, und da es von drei guten Spielern gespielt wurde, so war es ein vollkommenes Whist. Man hörte nur das Fallen der Karten und das Ansagen der Tricks und Honneurs, mit der einzigen Unterbrechung, daß man eine Tasse Thee nahm oder eine Cigarre anbrannte. Baron Rigoll wollte eben seinen Platz gegenüber dem Strohmann nehmen, als der Kammerdiener des Hausherrn eintrat und eine Visitenkarte überbrachte, die eben draußen ein Herr für Seine Excellenz abgegeben. Der Oberstjägermeister warf einen Blick auf dieselbe und schien überrascht, fast erschreckt. Er erhob sich augenblicklich von seinem Stuhle und fragte: „Wo ist der Fremde?“ — „Er wartet draußen im Vorzimmer,“ antwortete der Bediente.

Seine Excellenz reichte dem Kammerherrn die Karte mit einem vielsagenden Blicke über den Tisch und sprach: „Sie werden mir erlauben, daß ich den Herrn bei Ihnen empfange. Ein genauer Bekannter von mir, Graf Hohenberg,“ fügte er gegen den Offizier gewendet hinzu. Nach diesen Worten war er hinausgeeilt und kehrte gleich darauf mit dem Angemeldeten zurück, worauf die gewöhnliche Vorstellung stattfand.

Der Angekommene war ein Mann vielleicht an den Vierzigen, mit einem klugen, aber etwas verlebten Gesicht. Seine Figur war schlank und elegant; er trug einen militärischen Schnurrbart, und seine Haltung erschien entschlossen und aufrecht. Er grüßte ungezwungen, bat um Entschuldigung, daß er die Herren störe und setzte hinzu, er bedaure das um so mehr, da er sich nur erlaubt habe, die Wohnung des Baron Wenden aufzusuchen, um den Oberstjägermeister von hier zu entführen.

Baron Rigoll, der gewöhnlich keine großen Umstände machte, hielt

sich dem Fremden gegenüber außerordentlich verbindlich, fast ehrerbietig. Auch er entschuldigte sich flüchtig und entfernte sich alsdann mit dem Grafen.

Herr von Fernow war nicht betrübt darüber, daß das Spiel aufhörte, er lehnte sich in seinen Fauteuil zurück, blies die Rauchwolken seiner Havanna vor sich in die Höhe und überlegte, ob er jetzt seinen unangenehmen Auftrag auf Umwegen mittheilen oder mit der Thür ins Haus fallen solle. Der Kammerherr blickte in tiefe Gedanken versunken in die Lichter auf dem Tisch. — „Kanntest du den Herrn, der eben da war?" — fragte endlich der Offizier. — „Ich habe von ihm gehört," versetzte Wenden. — „Woher?" — „Ich glaube aus S." — „Und wird länger bleiben?" — „Je nach Umständen."

„Hast du noch Lust," sagte Herr von Fernow nach einem kurzen Stillschweigen, „mich über eine nicht unwichtige Sache anzuhören?"

„Eigentlich bin ich müde," versetzte der Kammerherr gähnend.

„Nach der Tafel hatte ich eine zufällige Audienz beim Regenten."

„Wie ging das zu?" fragte der Kammerherr, und nachdem ihm der Offizier die Veranlassung erzählt hatte, auf welche er das Kabinet betreten: „Was wollte er?"

„Davon später. Zunächst plauderte er mit mir, fragte mich um meine Verhältnisse, und ich erlaubte mir, ihn darüber aufzuklären, weßhalb ich im Avancement zurück und noch nicht unter die wirklichen Adjutanten eingereiht sei."

„Und das nahm er freundlich auf?" — „Auf's Freundlichste."

„Siehst du, der Augenblick des Glücks!"

„Das habe ich mir auch gedacht. Dann aber kam die Rede auf — dich."

„Alle Teufel! auf mich?" versetzte der Kammerherr, vom wohlwollenden und gefälligen Zuhören schnell zur gespanntesten Aufmerksamkeit übergehend. — „Auf mich? Da bin ich doch begierig." —

„Ich war es ebenfalls, mein lieber Wenden. Aber nimm mir's nicht übel, ich wollte lieber, er hätte nicht von dir gesprochen."

„Du bringst mich in eine schöne Aufregung!“ rief erschrocken der Kammerherr. „Treib' mit so was keine Späße! Sei ehrlich und sage die Wahrheit. Sprach er nur so im Allgemeinen über mich oder ging er in Details ein?“

„Ziemlich in Details.“

„Sei verständig, Fernow,“ fuhr der Baron wirklich beunruhigt fort, indem er mit der Hand über seine Stirne strich: „Du bist doch kein Kind und weißt, daß aller Scherz seine Grenzen hat. Nun, ich will es dir verzeihen, wenn du einen schlechten Witz gemacht hast.“

„Ich habe aber keinen schlechten Witz gemacht.“

„Dann sprich in Gottes Namen,“ bat kleinlaut der Kammerherr, wobei er in stiller Resignation in seinen Fauteuil zurücksank und die Cigarre neben sich auf den Spieltisch legte.

„Seine königliche Hoheit gab mir einen Auftrag an dich.“

„Den du mir als Freund ausrichten sollst?“

„Nicht so ganz. Vielmehr als Ordonnanzoffizier.“

„O—o—oh! Das könnte mich völlig überraschen. Aber sprich nur, sprich, ich bin auf Alles gefaßt, obgleich ich keine Ahnung habe, was Seine Hoheit an mir auszusetzen belieben.“

„Denke an den kleinen Papierstreifen.“

„Nun?“ rief der Baron, indem er emporfuhr und seinen Freund wie athemlos anstarrte.

„An deine Unterredung mit der Prinzessin Elise. — Seine Hoheit scheint das mißliebig bemerkt zu haben; aus welchem Grunde? davon habe ich freilich keine Idee; du weißt das vielleicht besser als ich.“

„Ich weiß gar nichts!“ rief heftig der Kammerherr. „Aber nun deinen Auftrag! Deinen Auftrag!“

„Es wird mir schwer, ihn auszurichten. Seine Hoheit, obgleich nicht ungnädig für dich gesinnt, läßt dich ersuchen, ein paar Tage zu Hause zu bleiben — du kannst ein Unwohlsein vorschützen — und nicht eher wieder im Schlosse zu erscheinen, bis der Regent dich dazu auffordert.“

„Eine Ungnade! Eine Ungnade!“ jammerte aufspringend der

Kammerherr. „Wer hat mir das gethan?“ Und verschwunden auf einmal war die classische Ruhe, die er so gerne zur Schau trug; verschwunden das süße und gleichförmige Lächeln seines Mundes, ja, sein ganzes Gesicht, das sonst wie der Spiegel eines stillen aber tiefen Wassers aussah, arbeitete jetzt nach allen Richtungen; die Wogen seiner Gedanken schienen über ihre Ufer schlagen zu wollen.

„Alterire dich nicht so entsetzlich,“ sprach begütigend der Ordonnanzoffizier, indem er ebenfalls aufstand. „Das ist für einen oder zwei Tage. Du kennst meine Freundschaft für dich. Ich glaube, daß ich mir selbst erlauben darf, den Regenten morgen, übermorgen an dich zu erinnern.“

„So hoch stehst du in Gunst?“ fragte Baron Wenden.

„Es wäre möglich,“ entgegnete Herr von Fernow.

„In der That, dann hast du gut zugegriffen,“ rief Baron Wenden in gerade nicht freundschaftlichem Tone. „Aber thu mir die Liebe und laß mich jetzt allein. Ich bin zu aufgeregt, zu außer mir, selbst für deine Gesellschaft.“

„Ein Pilosoph wie du!“ sagte der Andere. „Was kümmert dich eine vorüberziehende Wolke am Hofhimmel! Hat sich doch deine Theorie glänzend bewährt.“

„Zum Teufel mit meiner Theorie! Sie hat mich in's Gesicht geschlagen, diese Theorie. Ich glaubte den Augenblick des Glückes zu erfassen — es war der Augenblick des Unglücks. — Gute Nacht!“

„Gute Nacht denn. Ich werde morgen nach dir sehen!“ Damit trennten sich die Freunde, und während der Eine von finsteren Gedanken bewegt, hastig im Zimmer auf und ab schritt, trat der Andere glücklich, selig vor das Haus, und als er an den klaren Nachthimmel hinaufblickte, dachte er an den leisen Druck ihrer Hand, der lauter zu seinem Herzen gesprochen, als tausend Worte es vermocht, und sprach mit einem innigen, herzlichen Gedanken an sie: „Das war der Augenblick des Glücks!“

Achtes Kapitel.

Ein photographisches Atelier.

Wenn ich mir erlaube, dem geneigten Leser zu sagen, daß ein Bild aus Licht und Schatten besteht, sowie, daß unser Leben aus Contrasten zusammengesetzt ist, so wird er um so eher und bereitwilliger glauben, als ich ihm hiermit keine neue Wahrheit verkündige, er dasselbe vielmehr täglich und stündlich schon selbst erfahren hat. Daß sich die Contraste berühren, und ebenso gut wie vom Erhabenen zum Lächerlichen, so auch von Glanz, Pracht und Herrlichkeit zu Armuth und Elend oft nur ein kleiner Schritt ist, das haben wir ebenfalls Alle sattsam erfahren, und wird mir nun ferner auch der geneigte Leser auf's Wort glauben, wenn ich ihm versichere, daß das Haus mit der Wohnung des Baron Wenden, so elegant und vornehm es sich auch von der Vorderseite präsentirte, doch hinten an eine finstere, stille Gasse stieß, welche es gleichsam vom Verkehr wohlhabender und vornehmer Leute förmlich absperrte. Ja, dieses Haus mit einer trotzigen unverschämten Breite und Höhe nahm der armen Gasse einen guten Theil der so nothwendigen Lebensbedingungen: Luft, Licht und Sonne. Daher mochte es denn auch wohl kommen, daß sich die alten Häuser mit ihren hohen Giebeln kummervoll vorwärts geneigt hatten, als wollten sie so viel wie möglich in die Straße hineinragen, um an dem bischen Sonnenlicht, das in gewissen Stunden fast wie spottend an den grauen Mauern dahinfuhr, nach besten Kräften Theil zu nehmen.

Wollten wir den verschiedenen Wohnungen in dieser Gasse einen Besuch machen, so würden wir so viel Stoff finden, daß die Bearbeitung desselben am Ende langweilig werden könnte; auch würde es sich nicht mit dem Titel unserer wahrhaftigen Geschichte vereinigen lassen in den meisten dieser Häuser zu verweilen; denn da würden wir von Augenblicken des Glücks sehr wenig erfahren, wohl aber von Stunden, langen Jahren, ja ganzen Menschenaltern des Unglücks.

Eines dieser alten Häuser aber, das größte in seiner Art, das stattlichste gehört in den Bereich dieser Geschichte, und muß sich der geneigte Leser schon unserer Leitung anvertrauen, um mit uns fünf der ziemlich dunkeln, holperigen und ächzenden Treppen hinaufzuklettern. Warum wir gerade im obern Stockwerk anfangen, wollen wir nicht verschweigen. Wir befinden uns hier oben im untern Theil des Dachgiebels, der nach Norden zeigt, haben, was den unteren Etagen völlig abgeht, eine ziemliche Aussicht auf die umherliegende Stadt, d. h. auf einige Tausend Dachseiten und doppelt und dreifach so viele Schornsteine. Da es Vormittags gegen zehn Uhr ist, so sind die zahlreichen Kinder, die das Haus beherbergt, in der Schule oder sonstwo bei der Arbeit beschäftigt, weßhalb das große Haus ziemlich ruhig daliegt. Unten feilt freilich ein Schlosser, im ersten Stock klopfen Schuhmacher, wir hören auch im zweiten Stock eine scheltende Weiberstimme, aber alles das verhallt in dem großen Bau, und wenn wir noch eine Treppe höher steigen in den vierten Stock, so vernehmen wir wenig mehr von der Feile, dem lederklopfenden Hammer und dem scheltenden Weibe. Dagegen klingt eine helle und frische Mädchenstimme an unser Ohr, und wenn sie singt:

Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein,
Hangen und bangen in schwebender Pein
Himmelhoch jauchzend, — zum Tode betrübt,
Glücklich allein ist die Seele die liebt.

so sagt uns die ungekünstelte, herzliche Art, mit der sie ihr Lied vorträgt, daß ihr Herz weiß, was sie singt, daß ihr Herz zuweilen schneller schlägt, und daß sie glücklich in ihrer Liebe ist. An der Thür, hinter welcher die Mädchenstimme ertönt, lesen wir auf einem Stück Papier, das dort angeklebt ist: „Wittwe Weiher besorgt alle Arten Strohflechtereien.“

Die Stimme klingt so frisch und jugendlich, daß wir gern hineintreten möchten, uns einen Strohhut zu bestellen oder ein Cigarren-

Etui zu kaufen; doch treibt uns der Gang dieser wahrhaftigen Geschichte noch eine Treppe höher hinauf, und wenn wir nun in dem fünften Stock angelangt sind, stehen wir vor einer andern Thür mit der Aufschrift: „Photographische Anstalt von Heinrich Böhler."

Hier, wie im Palaste des Fürsten, haben wir die Macht, ungehindert und ungesehen einzutreten. Wir kommen in ein geräumiges Zimmer, dessen schiefe Decke an der einen Seite anzeigt, daß sie in das Dach hineinragt. Vor uns haben wir ein großes Fenster, an dessen Einfassung und Scheiben wir deutlich ersehen, daß dasselbe erst in jüngster Zeit zum Gebrauche des photographischen Apparats eingesetzt wurde. Die andern Fenster im Hause mit ihren kleinen staubigen Glasscheiben haben sich auch bedeutend über den unverschämten Eindringling geärgert, denn je heller und goldener der letzte Strahl der Abendsonne diesen in seiner Höhe vergoldet, um so mürrischer und unzufriedener blicken alle andern Fensteröffnungen alsdann auf die dämmerige Straße.

Das Gemach hat weiße Kalkwände und ist sehr bescheiden möblirt. Gegenüber dem großen Fenster steht der Ofen, neben diesem ein breiter tannener Tisch, und ein paar eben solche Stühle, sowie ein ähnlicher Kasten vollenden die Einrichtung. Neben dem Fenster befindet sich dagegen eine kleine Ecke eleganter, fast reicher Ausstattung. Da ist ein erhöhter Fußboden mit einem Stückchen Teppich von spanischen Wänden umgeben, die mit alten seidenen Vorhängen malerisch drapirt sind. Auch sehen wir hier einen geschnitzten Eichenholzstuhl, ein rundes Tischchen mit gedrehtem Fuß und auf demselben eine große Vase mit Blumen. Vor dieser Ecke steht der photographische Apparat auf einem Stativ, jetzt bedeckt mit einem dunkeln Tuche, welches das geheimnißvolle Glasauge verhüllt, mit dem die gespensterhafte Maschine ihr Opfer anstiert, um es alsdann in erschreckender und oft auch in erschrecklicher Aehnlichkeit wieder zu geben. Ja, sie ist verhüllt wie in der Menagerie der Käfig des Basilisken oder die große Schlange mit den bezaubernden Augen; denn dem photographischen Apparat ist vielleicht

eben so wenig zu trauen, und wenn er unbedeckt dastände, wer bürgt dafür, daß ihm nicht auf einmal einfiele, Gegenstände aus dem Zimmer oder der Nachbarschaft in sich aufzunehmen und auf seine Weise zu bearbeiten, die sich nicht immer für die Oeffentlichkeit eignen. An den Wänden hingen, theils in Rahmen, theils mit kleinen Nägeln aufgeheftet, photographische Arbeiten, von denen einige sehr gelungen genannt werden konnten; andere aber, namentlich solche, wo sich mehrere Personen auf einem Blatte befanden, waren in den Stellungen verfehlt, und es zeigten die Figuren, wie bei vielen Arbeiten der Art, das seltsame Bemühen sich so unnatürlich wie immer möglich zu halten und so krampfhaft auszusehen, so schmerzlich zu lächeln und den Beschauer so stier anzublicken, daß man nicht umhin kann, an plötzlich ausbrechenden Wahnsinn, an Schlagflüsse oder dergleichen zu denken.

Künstlerisch schön aufgefaßt war dagegen das Portrait eines jungen Mädchens, welches selbst von der gespensterhaften Maschine mit Liebe wieder gegeben worden zu sein schien. Dies Blatt, mehrmals vervielfältigt, war ohne alle Retouche und gab trotzdem ein sehr liebliches Bild, das von einer wunderbaren Aehnlichkeit sein mußte. Das junge Mädchen, obgleich im einfachen Hauskleide, zeigte eine prachtvolle Gestalt; sie hatte den Kopf etwas erhoben und schien mit ihren hellen klaren Augen in die Höhe zu blicken. Es war als lauschte sie etwas Angenehmem, so war der Ausdruck ihres Gesichts und das drückten die leicht geöffneten feinen Lippen aus. Ihr rundes Gesicht war umgeben von reichem, kunstlos und doch ungemein kokett aufgestecktem Haar. Sie ließ die zusammen gelegten Hände herabhängen und hielt zwischen den Fingern etwas, das wie ein Bouquet ausschaute; bei näherem Betrachten aber sah man, daß es eine kunstreich gearbeitete Strohschleife war. Einmal befand sich dieses Portrait an der Wand in einem schönen aus Holz geschnitzten Rahmen; und wo dieser am Nagel hing, da bemerkte man einen Strauß vertrockneter Feld- und Waldblumen mit zierlichen Gräsern, die so über das Portrait hereinnickten, daß man glauben konnte, die klaren Augen des Mädchens

blickten nach ihnen, und wenn man sich dieser Phantasie hingab, so konnte man auch den zufriedenen glücklichen Ausdruck ihres Gesichtes verstehen, in dem die Erinnerung einer glückseligen Stunde lag.

Im Zimmer befinden sich drei Personen, an dem Tannentisch sitzt eine alte, einfach, aber reinlich gekleidete Frau mit einem guten Gesichte, auf dem sich Zufriedenheit und Wohlwollen abspiegeln. Man sieht ihr an, daß sie gern lacht und daß die kleinste Veranlassung im Stande ist, sie in eine heitere Stimmung zu versetzen. Der Besitzer der photographischen Anstalt, Herr Heinrich Böhler, befindet sich ebenfalls an dem Tische, und daß er der Sohn seiner Mutter ist, sehen wir an der außerordentlichen Aehnlichkeit zwischen Beiden.

Er ist ein kräftig gewachsener schlanker junger Mann von vielleicht sechsundzwanzig Jahren, mit einem hübschen offenen und ehrlichen Gesichte, hellblondem lockigem Haar, auf welches er etwas zu halten scheint, denn es ist sorgfältig gescheitelt, und die überall natürlich emporsteigenden krausen Locken sind mit Sorgfalt um Stirn und Schläfe geordnet.

Die dritte Person sitzt an einem besonderen Tische in der Nähe des Fensters, ebenfalls ein junger Mann von gleichem Alter wie der Photograph, aber von der Natur sehr stiefmütterlich behandelt. Sein Gesicht ist gelb und hager, von schwarzen, gerade herabhängenden Haaren beschattet, seine Figur klein und dürftig, und was bei anderen gerade gewachsenen Menschen wie eine gewölbte Brust aussieht, erscheint bei ihm als Höcker, der so weit vortritt und so hoch hinaufragt, daß er fast sein spitzes Kinn darauf stützen könnte. Obendrein ist seine linke Schulter höher als seine rechte, und da er diesen Mangel durch eine gezwungene Haltung zu verdecken sucht, so gibt ihm das etwas Geziertes, welches widerwärtiger erscheint, selbst als sein krüppelhafter Körperbau. Der kleine Mann ist Maler, retouchirt die Photographieen, wo es verlangt wird, und malt den jungen Damen auf den Daguerreotypen rothe, schwindsüchtige Backen. Da er den Kopf selbst bei der Arbeit immer etwas auf die linke Seite geneigt trägt, so mag es wohl

daher kommen, daß er sich angewöhnt hat, mit seinen Augen Alles von unten herauf zu betrachten, wodurch sein Gesicht einen lauernden Ausdruck erhielt. Leider aber sind wir gezwungen hinzuzusetzen, daß dieses lauernde, unstäte Aufblicken in seinem Charakter begründet und anfänglich wohl aus dem Mißtrauen entstanden war, das ihn gegen alle gerade gewachsenen und von der Natur besser behandelten Menschen erfüllte. Vielleicht hatte er auch als Kind von Lust, Glück und Liebe geträumt; vielleicht hatte er sich sogar später, seiner verkümmerten Gestalt noch nicht recht bewußt oder im verzweifelten Wagniß einem geliebten Wesen genähert und war durch ein sonderbares Lächeln aus allen seinen Himmeln gestürzt worden, tief hinab in die Finsterniß eines zerstörten Gemüthes, wo ihm alsdann Zähneknirschen und krampfhaftes Zusammenballen der Hände Linderung und Labsal war. Letzteres, das krampfhafte Schließen der Hände, hatte er beibehalten, und wenn er sprach, so zuckten seine Finger auf und zu und er hob sie meistens gegen sein Gesicht, als sollten sie ihn in seinen Reden unterstützen. Vielleicht war es auch Eitelkeit, daß er so that, denn die Natur, die ihm sonst alles versagt, hat ihm eine wunderschöne, feingeformte weiße Hand verliehen. — Herr Krimpf, der kleine Maler, saß da und zeichnete; die alte Frau Böhler strickte an ihrem Strumpfe, und der Photograph hatte eine Glastafel vor sich, in den Putzrahmen eingespannt, die er mit einem feinen Tuch polirte und zuweilen anhauchte, um zu sehen, wo irgend noch ein fettiges Theilchen sitzen geblieben war. Wir müssen hierbei erwähnen, daß Herr Böhler die Lappen, womit er das Glas putzte, auf eine eigenthümliche Art hielt, was daher kam, weil er sich durch einen unglücklichen Zufall den Zeige- und Mittelfinger vor nicht langer Zeit schwer verletzt hatte.

„Heute scheint wieder einmal Niemand zu kommen,“ sagte er, indem er die alte Frau anblickte; „doch will ich nicht darüber klagen, denn wenn es bei uns wie im Bäckerladen ginge, so würde ich ja am Ende noch ein reicher Mann werden, und daran denke ich doch wahrhaftig nicht.“

„Es ist noch früh," sprach Frau Böhler, „die Leute kommen ja meistens um die Mittagsstunde, da soll das Licht am besten sein, wie du immer sagst."

Herr Krimpf am Fenster wandte seinen Kopf noch mehr auf die linke Seite, als wolle er seine Arbeit auch in einiger Entfernung betrachten; dann ließ er sich nach einer kleinen Weile vernehmen: „Die Concurrenz thut's, die große Concurrenz. Auf dem Marktplatz, in der Finken- sowie in der Rosenstraße haben sich seit einigen Tagen neue Photographen niedergelassen. Der am Markt hat ein prachtvolles Atelier gebaut, ganz von Glas und Eisen."

„O, wir haben hier oben auch ein gutes Licht," warf der Andere hin; „ganz Norden und keine Mauern hinter uns, die Reflex geben."

„Dazu," fuhr Herr Krimpf fort, „hat der am Markt einen eleganten Salon eingerichtet, wo Damen und Herren warten können, auch einen gewandten Bildhauer engagirt, der die schönsten Stellungen angibt."

„Nun, einen Salon haben wir freilich nicht," entgegnete der Photograph, „und was den Bildhauer anbelangt, so glaube ich, daß sich Eure Stellungen damit messen können. Ihr müßt doch gestehen, Krimpf, daß wir in der letzten Zeit ganz famos gelungene Sachen gemacht haben."

„Sehr schöne Sachen," bekräftigte die alte Frau, und damit nahm sie die Nadel, welche sie gerade abgestrickt hatte, in die rechte Hand und zeigte auf das Portrait des jungen Mädchens. „Gibt es wohl was Besseres bei allen Photographen, als das Bild der Rosa?"

Herr Böhler hielt, als die Mutter so sprach, mit dem Reiben auf der Glasscheibe inne und blickte ebenfalls freundlich lächelnd zu dem Bilde des jungen Mädchens empor. „Ja, das ist sehr gelungen," sprach er halblaut.

Herr Krimpf hatte ebenfalls herübergeschielt, und ein Lächeln, von dem man nicht wußte, bedeutete es Schmerz oder Freude, zuckte um seinen breiten Mund, zu dem sich die Finger erhoben. „Das ist in

der That sehr gelungen," sagte auch er, „und wenn man das öffentlich ausstellen könnte, so wäre das Portrait allein im Stande, uns eine Menge Kundschaft herbeizuziehen."

„Nein, nein, das würde ich nie zugeben," fiel ihm der Photograph eifrig in's Wort, „selbst wenn sich Rosa dazu entschließen könnte."

„O, seid ganz unbesorgt," warf der Andere schnell ein, während er sich auf seine Malerei niederbückte, „die wird sich nie dazu entschließen, selbst wenn es den größten Vortheil brächte. Was bekümmert sich das hochmüthige Mädchen um Eure Kundschaft, um Euer Fortkommen."

Frau Böhler hatte bei diesen Worten den Kopf geschüttelt, und zum ersten Mal nahm ihr Gesicht einen ernsten Ausdruck an. „Krimpf, Krimpf," sagte sie alsdann, „das ist ein Punkt, wo Ihr immer bösartig werdet und wovon Ihr doch wahrhaftig nichts versteht."

„Sieht man nicht auch Prinzessinnen und Gräfinnen an den Schaufenstern ausgestellt?"

„Daß sich eine vornehme Dame nichts daraus macht, von der Menge angegafft zu werden, begreife ich vollkommen. Wenn sie im Theater und im Concert mit ihren Spitzen und Brillanten sitzen, so müssen sie es auch leiden, daß Tausende von Augen sie so lange anschauen, als es ihnen beliebt. Aber mit einem jungen bescheidenen Mädchen, die von der ganzen Welt nichts will, ist das doch was ganz Anderes. Nehmt mir's nicht übel, Krimpf, wenn Ihr eine Schwester hättet —"

„Oder eine Geliebte," sagte giftig der Maler.

„So möchtet Ihr es auch nicht haben," fuhr Frau Böhler fort, ohne auf diese Worte zu achten, „daß sie Jedermann anstarrte und fragte: wer ist denn das Mädchen? Wie heißt sie? Was thut sie? Wo wohnt sie?"

„Nun, was das anbelangt," entgegnete der Maler nach einem kleinen Stillschweigen, „so stellt Mamsell Rosa ihr Licht auch nicht gerade unter den Scheffel und läßt sich gehörig auf der Straße sehen."

„Ja, wenn sie ausgehen muß oder mit ihrer Mutter im Schloßgarten spaziert,“ bemerkte der Photograph in etwas gereiztem Tone und rieb seine Glasscheibe heftiger als nothwendig gewesen wäre.

„Der Effect ist derselbe,“ fuhr Herr Krimpf hartnäckig fort. „Ich bin ihr schon oft begegnet und habe häufig gehört, wie der oder jener Lieutenant oder sonst ein junger Herumtreiber fragte: Wer ist denn das schöne Mädchen? Wie heißt sie? Was thut sie? Wo wohnt sie?“

„Und wenn Einer wirklich auch so was gefragt hat,“ erwiderte der Photograph ärgerlich, „so hat doch Rosa gewiß niemals Anlaß dazu gegeben. Könnt ihr das anders sagen?“ fuhr er nach einer Pause fort, da der Maler sich achselzuckend über seine Arbeit niederbeugte; „hat sie je einen von Euern Herumtreibern angesehen oder durch ihr Betragen herausgefordert, daß er sich nach ihr umschaue und frage: Wer ist sie? Wo wohnt sie?“

Herr Krimpf betrachtete die Arbeit, die vor ihm lag, so angelegentlich, als habe er in der ganzen Welt für sonst gar nichts Sinn. Er nahm auf's Gleichmüthigste einen anderen Pinsel und suchte lange nach einem schönen Blau, um das Kleid der Dame, die er eben retouchirte, zu lasiren, und erst als er fand, daß die gesuchte Farbe passend war, nickte er befriedigt mit dem Kopfe und warf dann leicht hin:

„Ich muß selbst gestehen, daß Mamsell Rosa auf der Straße in der That Keinem eine Veranlassung gibt, sich um sie zu bekümmern oder ihr nachzugehen.“

Hätte er das „auf der Straße“ nicht so hoch betont! Aber er that es und so stark, daß selbst die alte Frau ihren Kopf schüttelte und ihr Sohn nicht unterlassen konnte zu entgegnen: „Krimpf, Ihr habt so ausdrucksvoll gesagt, Rosa gebe auf der Straße keine Veranlassung, daß man ihr nachsehe und sich um sie bekümmere, sie betrage sich auf der Straße nicht auffallend! Also vielleicht sonstwo, wenn auch gerade nicht auf der Straße?“

Herr Krimpf zuckte abermals mit den Achseln, spitzte seinen Mund und hielt den Nagel des Daumens seiner rechten Hand gegen das

Licht, um eine gemischte Farbe zu betrachten, die er darauf gesetzt hatte, während er sagte: „Seht, lieber Böhler, das ist das alte Kapitel. Da brauch' ich nur ein unschuldiges Wort zu sagen, daran klammert Ihr Euch, setzt mir so zu sagen die Pistole auf die Brust, und wenn ich mir dann erlaube, irgend eine Bemerkung fallen zu lassen, so heißt es, ich suche Streit und Unfrieden."

Die alte Frau winkte ihrem Sohne mit den Augen, das Gespräch fallen zu lassen, doch schien dieser es nicht bemerken zu wollen, und man sah deutlich, daß er sich in einer großen Aufregung befand, der er sich vergeblich bemühte, Herr zu werden. Sein Auge glänzte, und eine flammende Röthe lag auf seinem Gesichte, während er die Lippen heftig zusammenpreßte.

„Ich wollte nämlich sagen," fuhr Herr Krimpf gleichmüthig fort —

„O, sagt lieber gar nichts," unterbrach ihn rasch die alte Frau. „Kann es Euch denn eine Freude machen, meinen Sohn mit Sachen zu alteriren, von denen Ihr selbst am Besten wißt, daß sie nur in Eurem Kopfe entstanden sind?"

Es war ein eigenthümliches, fast süßes Lächeln, mit dem der Maler jetzt zu der alten Frau hinübersah. Es war ein Lächeln, welches sagen zu wollen schien: Gute, arglose Seele, wie bedaure ich dich aus dem Grunde meines ehrlichen Herzens! Dann zuckte seine rechte Hand nach dem Munde empor, und seine Finger berührten diesen leicht, als wollte er sich selbst Stillschweigen auferlegen, worauf der Pinsel auf dem Papier wieder gleichförmig seine Linien beschrieb.

„Nein, nein, er soll reden!" sagte bestimmt der Photograph; „aber er soll mit geraden Worten reden. Krimpf, ich halte große Stücke auf Euch; nur in diesem Einen Punkte geht Ihr nicht ehrlich mit mir um. Ich weiß wohl, was Ihr wollt. Ihr könnt mir keine Thatsachen berichten. Ihr habt nur böse Bemerkungen gegen das Mädchen, und doch könnt Ihr mir glauben, Krimpf, daß ich Euch in der That sogar dankbar wäre, — wenn —." Das Letzte sagte er mit un-

sicherer, gepreßter Stimme, wie Jemand, der sich vor seinen eigenen Worten scheut; auch war er nicht im Stande, den Satz zu vollenden.

„Laß dir doch keine Grillen in den Kopf setzen," sprach die alte Frau; „du weißt ja, was er dir sagen will. Gott der Gerechte! Und wenn sie hie und da auch einmal einen Blick hinüberwirft nach dem Fenster des großen Hauses, was thut so ein Blick? Habe ich in meiner Jugend doch auch meine Augen nicht immer zugeschlossen, und bin doch eine brave Hausfrau geworden, das kann ich mir wohl nachsagen. — Ach was, so ein Blick!"

„Es liegt ein großer Unterschied in der Art, wie man Blicke sendet," meinte Herr Krimpf.

„So wollt Ihr also sagen, daß Rosa da hinüber Blicke sendet, wie sie sich für ein junges Mädchen nicht ziemen?" fragte Herr Böhler.

„Wie es sich für ein junges Mädchen nicht ziemt, will ich gerade nicht sagen, aber," setzte er langsam und bedächtig hinzu, „wie es sich vielleicht für ein junges Mädchen nicht ziemt, die schon einen Liebsten, so zu sagen, einen Bräutigam hat, und wie es sich für ein junges Mädchen aus unserem Stande einem Manne jenes Standes gegenüber gewiß nicht paßt."

„Krimpf," rief jetzt heftig der Photograph, „entweder, oder! Laßt Eure schlimmen Reden oder sagt mir gerade heraus, was Ihr denkt und wißt."

„Bosheiten, nichts als Bosheiten," flüsterte leise die alte Frau.

„Nun?" fuhr ihr Sohn gegen den Maler los, da dieser schwieg.

„O, das ist sehr einfach," antwortete Krimpf, „und ich sage nie etwas, wozu ich nicht meine Gründe habe. — Es gibt gewisse Stunden im Tage," fuhr er in so gleichgültigem Tone fort, als begönne er eine Geschichte: Es war einmal ein König, der hatte eine schöne Tochter, — „es gibt gewisse Stunden, wo Mamsell Rosa ihr Fenster öffnet und sich an demselben sehen läßt. — Wißt Ihr, das Fenster ist gerade unter uns, also kann es Euch nicht gelten. Da an's Fenster stellt sie sich, doch ehe sie sich hinstellt, singt sie vorher, und sie hat

eine schöne Stimme und kann sehr laut singen. Habt Ihr sie vorhin singen hören?" fragte er mit seinem fatalen, lauernden Lächeln.

„Ja, ich habe sie gehört," sagte der Andere mit fast tonloser Stimme.

„Nun also," sprach Herr Krimpf mit dem ruhigsten Tone von der Welt weiter, „dann wette ich hundert gegen eins, daß sie sich jetzt am Fenster etwas zu schaffen macht."

„Und wenn dem so wäre," mischte sich die alte Frau gereizt in's Gespräch, „wollt Ihr dem jungen Mädchen verbieten an's Fenster zu treten und frische Luft zu schöpfen?"

„Ich? Ganz und gar nicht. Ich will ihr überhaupt nichts verbieten. O, wenn Ihr nur einmal begreifen wolltet, wie ehrlich ich es mit Euch meine. Nicht wahr, wo ich hier sitze, bin ich nicht im Stande in die Nachbarschaft zu sehen? Das werdet Ihr mir zugeben. Was ich also jetzt sagen will, kann ich nicht vorher gesehen haben. Unserem Hause gegenüber liegt, wie Ihr wißt, das große Palais, das mit seiner Pracht und Herrlichkeit unsere arme dunkle Gasse so zu sagen absperrt und uns verhindern will, mit der vornehmen Welt, die dort wohnt, in gar zu nahe Berührung zu kommen. Aber diese vornehme Welt," fuhr er boshaft fort, „kommt doch zuweilen gern mit uns in Berührung. Also im ersten Stock drüben ist ein Fenster, gerade dem der Frau Wittwe Weiher gegenüber; der Gesang ist verstummt, Rosa steht am diesseitigen Fenster und am jenseitigen befindet sich, oder meine Ahnung müßte mich trügen, ein junger Herr, wahrscheinlich im rothseidenen Schlafrock, da es noch früh ist. Er blickt angeblich in unsere schlechte Gasse, vielleicht vermittelst seines Opernglases, vielleicht auch nur so, und treibt allerlei kleine Thorheiten. Er legt die Finger an den Mund oder drückt ein Blumenbouquet, das er neben sich hat, an die Lippen, fächelt sich vielleicht auch mit seinem Schnupftuche Kühlung zu — —"

Schon bei den ersten Worten, die Herr Krimpf sprach, wollte sich der Photograph hastig erheben, doch legte ihm die alte Frau ihre Hand

auf den Arm und ihr Blick bat ihn, ruhig zu bleiben. Als aber der Maler in seiner boshaften Art alle die Einzelnheiten berichtete, da ließ es den Andern nicht länger auf seinem Stuhle, er sprang in die Höhe, holte tief und heftig Athem und trat an eine Stelle des Zimmers, wo er das gegenüberliegende Haus ins Auge fassen konnte.

Herr Krimpf blickte nicht einmal zu ihm empor, vielmehr malte er ruhig an seinem Bilde und sagte nach einer Pause: „Hab' ich Recht oder Unrecht?"

Auch Frau Böhler war hinter ihren Sohn getreten, und das sonst so wohlwollende Gesicht der alten Frau hatte sich finster überzogen. Daß Jemand drüben am Fenster war, darin hatte der Maler allerdings Recht; und wenn der geneigte Leser mit uns hinüberschauen will, so bemerkt er einen der Fensterflügel im ersten Stock geöffnet; an demselben steht ein Fauteuil, und auf diesem ruht ein junger Mann in rothem Schlafrock, der den Arm auf die Brüstung gestützt hat, den Kopf in die Hand gelegt, und zwar so, daß der Zeigefinger derselben an seinen Lippen ruht. Der junge Mann am Fenster hat sein blondes Haar glatt an den Kopf gestrichen, Kinn und Wangen sind sorgfältig rasirt, den feinen Mund hat er lächelnd zusammen gezogen, und die lebhaften Augen fixiren sich scharf auf einen Punkt ihm gegenüber. Der junge Mann im Schlafrock ist unser Bekannter, der Kammerherr von Wenden, der sich in seinem Hausarrest außerordentlich langweilt und sehr vergnügt zu sein scheint, in der Nachbarschaft ein vorübergehendes Amusement gefunden zu haben.

Der Photograph fuhr mit der Hand heftig in sein lockiges Haar und preßte sie dann an seine Stirn; — der junge Mann gegenüber lächelte freundlich herüber, nickte auch leicht mit dem Kopfe, und jetzt kam auch das Blumenbouquet zum Vorschein, von dem der Maler gesprochen. — „Nun?" fragte dieser abermals. „Habe ich Recht oder Unrecht?"

„Seht, Krimpf," sprach jetzt die alte Frau mit erzürntem Tone, „ich kann nicht begreifen, wie es Euch ein Vergnügen machen kann,

meinen Sohn mit so lächerlichen Sachen zu quälen. Was kümmert es die arme Rosa, wenn da drüben wirklich ein junger Mann am Fenster steht und seine Thorheiten treibt? Sie wird nicht nach ihm schauen, wird in ihrer Küche beschäftigt sein oder mit ihrer Strohflechterei. Wie könnt Ihr Euch einbilden, daß sie jetzt gerade auch am Fenster unter uns stehe? Kennt Ihr die alte Weiher so schlecht? Die hat Augen wie ein Falke, und Rosa würde schön ankommen."

„Daß die alte Weiher Augen wie ein Falke hat, daran habe ich noch nie gezweifelt," versetzte der Maler mit einem geringschätzenden Seitenblick; „doch nicht für ihre Tochter. Da ist sie, um in Eurem Gleichniß fortzufahren, blind wie eine Eule, sonst müßte sie die Geschichte schon lange gemerkt haben. Schon lange!"

„Nein, das ist nicht möglich," knirschte der junge Photograph. „Rosa kann nicht am Fenster sein und da hinüber sehen, das kann und wird sie mir nicht anthun. Es ist eine Schande, daß ich nur einen solchen Gedanken hatte. Von Euch finde ich es begreiflich, Krimpf," setzte er in fast verächtlichem Tone hinzu.

„Diese Bemerkung kann mich gar nicht anfechten, ich bin meiner Sache gewiß," flüsterte der brave Krimpf vor sich hin.

„Und ich will mich überzeugen," sagte entschlossen Herr Böhler. „Das Fenster der Schlafkammer ist offen. Wenn ich mich vorbeuge, kann ich hinabschauen, und ich will es denn in Gottes Namen für dieses Mal thun, um den Krimpf zum Stillschweigen zu bringen. Bleibt hier, Mutter," fuhr er fort, als er, sich umwendend, sah, daß ihn die alte Frau begleiten wollte.

„Aber ich sollte eigentlich mitgehen," meinte der Maler, und dabei lächelte er auf ganz eigenthümliche Art und kniff die Augen so zusammen, daß nur noch ein paar Blitze herausschossen; „ich sollte eigentlich mitgehen, sonst ist die Partie vollkommen ungleich."

Der Andere war aber schon in das Nebenzimmer getreten und hatte sich mit klopfendem Herzen dem Fenster genähert. Er wußte

nicht wie es kam, daß er nur mühsam Athem schöpfen konnte, und daß das Blut wie im Fieber durch seinen Körper raste. — Jetzt stand er am Fenster. Ehe er aber hinabblickte, faßte er mit der Hand krampfhaft die Brüstung.

O, warum mußte der Maler Recht haben! Warum stand Rosa jetzt gewiß und wahrhaftig am Fenster! Warum lehnte sie sich heraus, daß er deutlich ihr volles, schönes Haar sah, ihren Hals, ja die schlanke Taille und ihre kleine Hand, mit der sie leicht das Fensterkreuz gefaßt hielt und so auf dem erhobenen Arme ihren Kopf ruhen ließ. Er hätte hinausschreien können; er hätte wie ein Kind weinen mögen, denn er war zu fest überzeugt gewesen, daß Krimpf verleumdet habe. Kein Zweifel, es war Rosa selbst! Wenn er auch nur ihre Fingerspitzen gesehen hätte oder eine einzige Flechte ihres Haares, so hätte er gefühlt, daß sie es sei. Es ward ihm dunkel vor den Augen, und als er jetzt seine Lippen fest aneinander preßte, so schwellte ihm der Athem so heftig die Brust, daß sie zu zerspringen drohte. Also doch! Er blickte auf das Mädchen hinab, und es war ihm, als müsse er sie mit seinen Gedanken in das Zimmer zurückziehen können. Dann sah er neben ihr vorbei in die schwindelnde Tiefe, und es flimmerte seltsam vor seinen Blicken. Er wollte Rosa! rufen, aber er that es nicht. Er blickte auf das gegenüberliegende Haus und sah, wie sich der junge Mann am Fenster unverwandt herüberblickend langsam erhob, wie er dabei die Hand leicht an seine Lippen legte, ja, wie er herüberwinkte. Ach und wie ward dem Späher, als der nun sehen mußte, wie Rosa ebenfalls ihre Stellung änderte, wie sie die Hand und den Arm, auf denen so eben ihr Kopf geruht, langsam herabsinken ließ, und wie sie, ehe sie das that, leicht mit ihren weißen Fingern über das schwarze Haar herabfuhr. — Dann verschwand sie vom Fenster. Er aber oben preßte seine beiden Hände gewaltig gegen die Brust und blickte an den blauen Himmel empor, der ihm mit einem Male stockdunkel erschien und an dem Blitze hin und herfuhren, Blitze aus heiterer Luft, von denen er nicht wußte, woher sie kamen. Er mußte in das Wohnzimmer

zurück, das fühlte er wohl, aber er mußte lange mit sich kämpfen, ehe sein Athem wieder ruhiger ging, ehe seine Augen den sonderbar entsetzlichen Ausdruck verloren hatten, ehe sein Gang wieder gleichmäßig geworden, nicht mehr so schwankend war, als da er vom Fenster wegtrat. Ja, er versuchte zu lächeln, und es gelang ihm, als er nun wieder vor die Beiden im Nebenzimmer trat, wo ihn die alte Frau bestürzt anblickte; denn, wie sie ihm später sagte, habe er zum Erschrecken blaß ausgesehen.

Herr Krimpf hob ebenfalls den Kopf in die Höhe, und auch er lächelte, als er in die entstellten Züge des Photographen blickte. Darauf zuckten seine Finger, wie vergnügt nach seinem Kinn und als er sagte: „Nun?" lag in diesem einzigen Worte ein Hohn, ein Triumph, der unaussprechlich war.

„Nun?" fragte auch die alte Frau.

„Die Rosa war nicht am Fenster," entgegnete der Andere so gelassen als es ihm möglich war. Dabei blickte er besorgt auf den Maler, der aber seinen Kopf so tief über das Papier gebeugt hatte, daß man sein eigenthümliches Grinsen nicht sehen konnte. — „Nein, sie war nicht am Fenster," wiederholte er nach einer Pause und einem tiefen Athemzuge.

Ein paar Sekunden lang war es nun auch so still in dem Zimmer, daß das Picken der Schwarzwälder Uhr ein fast unerträgliches Geräusch machte. Dann sagte Herr Krimpf: „Nun, wenn sie nicht am Fenster war, so ist es mir lieb und ich will recht gern Unrecht gehabt haben. Denn wäre sie am Fenster gewesen," setzte er mit scharfer Betonung hinzu, indem er den Kopf erhob, „so hätte ich Recht behalten, und man müßte dann die Rosa für ein unverantwortlich leichtsinniges Mädchen halten, für ein Mädchen, das nicht werth ist, daß ein braver Mann, wie Ihr, sie liebt. — Darin stimmt Ihr mir bei, nicht wahr, Köhler?"

„Ja — darin," entgegnete der Photograph in einem Tone, dem man deutlich anhörte, wie mühsam und schmerzhaft er hervorgebracht

war. — Hierauf schien er aber nicht geneigt, sich noch in weitere Erörterungen einzulassen, sondern ging abermals in das Nebenzimmer, nicht um dort wiederholte Fensterbeobachtungen zu machen, vielmehr setzte er sich so entfernt wie möglich von demselben in eine Ecke der Kammer, barg das Gesicht in beiden Händen und blieb unbeweglich.

Neuntes Kapitel.

Chantons, buvons, traleralera.

Herr Krimpf hatte eine Zeitlang emsig fortgemalt und schien auch mit seiner Arbeit vollkommen zufrieden zu sein. Er betrachtete die Photographie, die er retouchirte, bald von dieser, bald von jener Seite, und währeud er so den Kopf bald rechts, bald links wandte, summte er in sich hinein eine lustige Melodie, was selten genug vorkam. Bald jedoch schien er mit seiner Arbeit für jetzt aufhören zu wollen, betrachtete das Portrait ein paarmal aus der Entfernung, legte es alsdann zwischen Fließpapier und fing an, seinen Pinsel mit großem Geräusche in einem vor ihm stehenden Wasserglase auszuspülen.

Die alte Frau hatte sich mit ihrem Strickstrumpf wieder an den Tisch gesetzt, doch zeigte ihr Gesicht lange nicht mehr den heiteren, wohlwollenden Ausdruck wie früher, bald blickte sie besorgt nach der Kammerthüre, dann einigermaßen entrüstet auf den Maler, der seine Farben zusammengelegt hatte, einen besseren Rock anzog, der in der Ecke hing, und sich zum Weggehen anschickte. „Es scheint diesen Vormittag Niemand kommen zu wollen,“ sagte er, „und da will ich einen kleinen Ausgang besorgen. Gegen zwölf Uhr bin ich wieder da, wenn man mich vielleicht doch noch brauchen sollte.“ Bei diesen Worten

hatte er den Rock bis unter das Kinn zugeknöpft und trat an das Fenster, um einen Blick in die Nachbarschaft zu werfen.

„Ja, ja," murmelte er vor sich, aber doch so laut, daß es die Frau deutlich verstehen mußte, „diese vornehmen Herren! Es ist mir begreiflich, daß ihnen so allerhand verfluchte Geschichten durch den Kopf gehen, da sie doch auf der Herrgottswelt den ganzen Tag so gut wie gar nichts zu thun haben. Möchte das auch 'mal mitmachen."

Hiebei versuchte er, seinen Halskragen aufzurichten, was ihm aber nur an der einen Seite gelang; an der anderen drückte ihn der herabhängende Kopf hartnäckig wieder gegen die Schulter. „Aber das könnt Ihr mir glauben, Frau Böhler," fuhr er nach einer Pause fort, „es ist mir gerade, als hätte mir Jemand was geschenkt, daß die Rosa nicht am Fenster war. Es wäre auf meine Ehre arg gewesen; denn der da drüben ist ein verrufener Patron, darauf könnt Ihr Euch verlassen, und wenn der einmal anbändelt, dann hört er nicht wieder auf, bis er die Schleife fest zugezogen hat. Jetzt behüt' Euch Gott, Frau Böhler, ich komme bald wieder." — Er hatte seinen Hut aufgesetzt und warf einen Blick in den Spiegel, so verstohlen und scheu, daß man wohl merkte, er fürchtete dort etwas sehr Unangenehmes zu erblicken. Dann lief er mit einer wahrhaft komischen Behendigkeit zur Thür hinaus.

Als er fort war, ließ die alte Frau ihre Hände mit dem Strickzeug in den Schooß sinken, schüttelte den Kopf und sagte in einem betrübten Tone: „Wie der Heinrich verstört aussah! Vielleicht war sie wirklich am Fenster, vielleicht hat der Krimpf Recht, aber das wäre doch gar zu entsetzlich! Nein, nein, so ist die Rosa nicht. Und wenn sie wirklich am Fenster war, bah! so hätte das noch nichts zu bedeuten. So ein junges Mädchen ist ein wenig vorwitzig und naseweis, aber schlimm ist die Rosa nicht, gewiß nicht; davon muß auch der Heinrich überzeugt sein."

Hastig warf sie ihr Strickzeug auf den Tisch und eilte in das Nebenzimmer, als wollte sie ihren Sohn fragen, ob er denn wirklich

etwas Schlimmes von Rosa glauben könne, selbst wenn sie am Fenster gewesen wäre. — Der Photograph saß noch immer in seiner Ecke. Die Hände hielt er freilich nicht mehr vor das Gesicht, sondern gefaltet auf seinen Knien; doch blickte er so starr durch das Fenster an den Himmel empor, daß die Mutter bei seinem Anblick ordentlich erschrack und es kaum wagte, leicht mit den Fingern seine Schulter zu berühren.

Er fuhr wie aus tiefen Träumereien empor, und als er die alte Frau neben sich stehen sah, sagte er mit erzwungenem Lächeln: „Ich bin doch recht thöricht, da sitze ich hier in tiefen Gedanken, als wenn Gott weiß was geschehen wäre, und es ist doch im Grunde gar nichts."

„Nein, es ist gewiß nichts, Heinrich, wahrhaftig nichts," entgegnete die alte Frau, „das kannst du mir glauben. Mach' dir doch keine so trüben Gedanken."

Er sah mit einem unendlich trostlosen Blick zu seiner Mutter empor, dann sagte er: „Aber sie war am Fenster."

„Ich hab' es dir angesehen."

„Dann hat es mir der Krimpf gewiß auch angesehen, und was er zu mir sprach, war aus lauter Bosheit."

„Du weißt doch," antwortete kopfschüttelnd die alte Frau, „wie der immer gereizt ist und wie es ihm ein Vergnügen macht, andere Menschen mit seinen schwarzen Gedanken zu quälen."

„Aber sie war am Fenster."

„Nun ja, laß sie. Man muß ihr das auf eine gute Art sagen. Ich versichere dich, Heinrich, ich bin deinem Vater immer eine brave und getreue Frau gewesen, aber als ich noch ein junges Blut war —"

„Da hast du auch so am Fenster gestanden?" fragte hastig der junge Mann und schaute zu der Mutter empor, als hoffe er Trost in ihren Blicken zu finden.

„Warum denn nicht?" fuhr diese mit ihrem tröstenden Lächeln fort. „Ich weiß mich noch wie heute zu erinnern, es war während

der Kriegszeit, da mußten wir armen Mädchen überhaupt viel ausstehen; Tag und Nacht keine Ruhe vor dem wilden Gezeug; nun, damals war ich achtzehn Jahre alt und so übel auch gerade nicht. Sie gafften mich an, wie es die jungen Leute von jeher gethan haben und auch nicht lassen werden, so lange die Welt steht und so lange es noch junge Mädchen gibt. Uns gegenüber lag ein sehr hübscher französischer Kapitain im Quartier. Das war ein Tollkopf, welcher der ganzen Nachbarschaft Besuche machte. Bei uns kam er aber nicht weiter, als bis an die Küchenthür."

„Siehst du, Mutter, das war sehr brav von dir."

„Das Lob verdien' ich nicht — ich hätte gern mal mit ihm geplaudert. Aber um wieder auf mein Kapitel zu kommen, so stand ich auch zuweilen am Fenster und hörte zu, wenn er seine lustigen Lieder sang. Da war eins, das schloß immer mit den Worten: Chantons, buvons, traleralera, und das hatte ich mir leider gemerkt. Leider, sag' ich, denn eines Tags, als wir am Essen saßen, spielte die Musik dies Lied gerade unter unsern Fenstern vorbei, und ich — ich werde das all' mein Lebtage nicht vergessen, wir hatten gerade Klöße und ich einen auf dem Löffel, mit dem ich eben zum Munde fahren wollte — singe so, ohne viel zu denken, die Melodie mit: Chantons, buvons, traleralera. Aber das Traleralera war von mir noch nicht ausgesungen, so erhielt ich von meiner Mutter eine so ungeheure Maulschelle, daß ich nicht wußte, wie mir geschah. Der Löffel und Alles lag am Boden, und ich selber duckte mich in Erwartung einer zweiten Ohrfeige So bös' hatte ich die Mutter in meinem ganzen Leben nicht gesehen als sie nun ausrief: warte du, ich will dich betraleraleraen."

„O die Großmutter war eine rechtschaffene Frau," seufzte der Photograph, worauf Frau Böhler entgegnete: „Laß das nur gut sein, die alte Weiher ist auch nicht links. Aber jetzt komm' mit hinüber; laß dein Grübeln, das kann wahrhaftig zu nichts führen. Man muß mit der Rosa reden."

„Nein, das darf man nicht thun," sprach fast erschrocken der junge

Mann, indem er aufsprang; „das darf um Gotteswillen nicht geschehen. Ist an der Sache wirklich etwas Unrechtes, und man warnt sie, so wird sie's verheimlichen, und dann wird es noch viel schlimmer. Nein, nein, Mutter, ich will erst die vollständigen Beweise und dann nach Umständen handeln.“ — Die alte Frau sah ihren Sohn fragend an. — „Dann will ich zu ihrem Herzen sprechen, und wenn es, wie ich zu Gott hoffe, nur eine kindische Eitelkeit ist, die sie antreibt, die Blicke jenes — Herrn zu erwiedern, so werde ich ihr vorstellen, was daraus entstehen kann, und hoffe sie zu überzeugen. Kann ich das Letztere aber nicht, Mutter, so habe ich am Ende nicht viel verloren.“

Damit waren Beide in das Wohnzimmer zurückgegangen; der Photograph legte das geputzte Glas bei Seite und machte sich mit den Schalen zu schaffen, worin er seine Silber- und Natronbäder hatte. Draußen schien die Sonne so prachtvoll, und das Licht war so glänzend, daß es ordentlich schade war, daß gerade in diesem günstigen Augenblicke so gar keine Menschenseele kommen wollte, um sich photographiren zu lassen. Das meinte auch Frau Böhler, und der Sohn pflichtete ihr achselzuckend bei.

„Ich weiß nicht, wie es kommt,“ sagte er, „daß es bei mir nie einen rechten Zug nehmen will. Ich will gerade nicht klagen und eben so wenig meine Werke selbst loben; aber bei den Arbeiten, die ich mache, könnte ich doch schon ein Bischen mehr zu thun haben. — Ich habe eben kein Glück.“

Frau Böhler hob den Kopf in die Höhe, und als sie bemerkte, wie ihr Sohn bei diesen Worten die beiden verstümmelten Finger seiner rechten Hand ansah, so schwieg sie seufzend still.

„Gewiß und wahrhaftig kein Glück,“ fuhr er fort. „Wie sauer habe ich es mir werden lassen, mit welcher Liebe habe ich gearbeitet, ehe ich's in der Holzschneidekunst zu etwas gebracht, und da ich eben anfing, hübsche Arbeiten zu machen, passirt mir das Unglück, woran ich mein ganzes Leben werde leiden müssen. Darauf fange ich an zu photographiren, mache auch ordentliche und hübsche Portraits, werde

von meinen Bekannten empfohlen; aber was hilft mir das Alles! Pfuscher haben den Zulauf, bei mir will nichts recht in den Zug kommen. Ich habe keine Protection, oder besser gesagt, kein Glück."

„Es ist nicht zu leugnen," entegnete Frau Böhler, „daß du bisher mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hattest."

„Mit vielem, vielem Unglück!"

„Aber das kann sich mit einem Male ändern, und ich habe es schon oft erlebt, daß Leute, die lange vom Schicksal verfolgt wurden, auf einmal an einen Punkt kamen, wo eben das Schicksal wie müde und matt von ihnen abließ."

„Darauf habe ich lange gehofft," sagte bitter der junge Mann, „immer geglaubt, auch für mich müsse endlich einmal so ein Augenblick des Glückes eintreten; und daß meine Wünsche nicht unbescheiden sind, das weißt du am besten, Mutter. Wie zufrieden war ich mit meiner Arbeit, ja, trotz des langsamen Ganges der Geschäfte, ich könnte wohl sagen fast glücklich, ja — ja, fast glücklich, bis vor einer halben Stunde, wo Alles mit mir zusammenbrach." — Die alte Frau blickte kopfschüttelnd in die Höhe, ohne eine Antwort zu geben.

„Und es ist so traurig," fuhr der Photograph fort, „daß in der Welt eine Widerwärtigkeit, ein Unglück das andere nach sich zieht." — — Er hatte bei diesen Worten einen Abdruck der Photographie jenes schönen jungen Mädchens, von dem wir vorhin sprachen, aus der Schale genommen und lange betrachtet. „Wie kann ich es der Rosa eigentlich übel nehmen, daß es ihr langweilig wird zu warten, bis mir einmal das Glück so lächelt, daß ich auch sie glücklich machen kann. — Habe ich eigentlich das Recht, von ihr zu verlangen, daß sie warten und immer warten soll? Und wie lange wird das Warten dauern! O glaube mir, Mutter, wir Beide können alt werden, ehe für mich der Augenblick des Glücks eintritt!"

„Wie kannst du so verzagt sprechen!" entgegnete die alte Frau; „das hab' ich noch nie von dir gehört. Du, sonst immer voll der schönsten Hoffnungen, du, der alle Widerwärtigkeiten, — ja, ich muß

dir das Kompliment machen — mit einer staunenswerthen Kraft und Geduld aushieltest; der mir in jeder Beziehung eine so feste Stütze war, zu dem ich wahrhaft beruhigt aufsah und von dem ich mir oft sagte: Heinrich ist ja da, dein Sohn! In seiner Hand muß noch Alles gut und schön werden."

„So hast du freilich gedacht, und ich dachte fast ebenso von mir selbst. Hast du auch bis jetzt je gesehen, daß ich den Muth sinken ließ; haben mich die Widerwärtigkeiten, die uns betroffen, im Geringsten gebeugt? Aber das von vorhin," setzte er leise hinzu, „das hat mich in's Herz getroffen. Und wenn das Herz verletzt wird, so ist auch der Muth dahin."

Die alte Frau wiegte unmuthig mit dem Kopfe hin und her, während sie sagte: „Schlag' dir doch diese Grillen aus dem Sinn. Du wirst sehen, das klärt sich Alles zum Guten auf, und ebenso, was dein Geschäft anbelangt. Ist doch aller Anfang schwer. Aber ich habe ein ahnungsvolles Gemüth, dein Schicksal wendet sich einmal plötzlich."

„Ja, nachdem ich so viel Herzeleid durchgemacht," sprach düster der Photograph, „daß mich das Glück nicht mehr freut, wenn es endlich bei mir einkehrt."

„Ach was — ich weiß noch, wie deine Großmutter selig, die es auch nicht leiden konnte, wenn man immer von Unglück sprach, und von Leuten, die stets vom Unglück verfolgt würden, — wie deine Großmutter zu sagen pflegte. Glück hat jeder Mensch, sagte sie, nur muß er es zu fassen wissen. Aber freilich gibt es Menschen, die, wenn das Glück an ihre Thüre klopft, nicht einmal „Herein!" rufen."

In diesem Augenblick klopfte es leise und bescheiden an die Thür des photographischen Ateliers.

Dieses Klopfen kam so apropos, daß sowohl die alte Frau wie ihr Sohn sich betroffen anblickten und keines das eben erwähnte Wort aussprach, so daß draußen zum zweiten Male geklopft wurde. Jetzt rief jedoch der Photograph: „Herein!" Die Thür öffnete sich und auf der Schwelle erschien ein herrschaftlicher Lakai in einfacher, aber ele-

ganter Livree, der den Kopf zur Thür hereinsteckte und mit leiser Stimme fragte: „Hier wohnt doch der Photograph, dessen Name unten an der Hausthür steht?“

„Allerdings, der Photograph Heinrich Böhler.“

„Und ist zu Hause?“ — „Ich bin es selber.“

„Ah!“ versetzte der Lakai und zuckte mit seinem Kopfe, wie zu einer leichten Begrüßung, vorwärts, wobei er die Schultern, dieser Bewegung anpassend, in die Höhe hob. „So habe ich denn zu fragen, ob Sie Zeit hätten, augenblicklich ein Portrait zu machen.“

„Vollkommen Zeit und sehr gutes Licht,“ entgegnete der Photograph, wobei er einen Blick auf seine Mutter warf, die in tiefen Gedanken da saß und wahrscheinlich an seine Großmutter dachte, an den Augenblick des Glücks, an das Klopfen und Hereinrufen.

„So werden wir sogleich kommen,“ sagte der Lakai, langte mit zwei Fingern an seinen Hut und verschwand geräuschlos, aber eilig die Treppen hinab.

Während der junge Mann sich daran machte, ein paar seiner größten Glasplatten zu präpariren, rückte Frau Böhler ihre Haube zurecht und wischte mit der Schürze eilig über den tannenen-Tisch, sowie über die Stühle an den Wänden, obgleich dort nirgends ein Stäubchen sichtbar war. „Ich weiß, du lachst mich immer aus, wenn ich von Ahnungen spreche,“ redete sie dabei. „Aber diesmal hab' ich recht. Es ist was ganz Apartes, vielleicht Jemand vom Hof. O du mein lieber Gott, wenn es dir heute nur recht gelingt!“

Jetzt hörte man Schritte auf der Treppe, dann wurde die Thüre geöffnet und der Lakai erschien, indem er dieselbe, außen stehen bleibend, soweit wie möglich zurückwarf und dann mit einer tiefen Verbeugung zwei Herren vorbeigehen ließ, die nun in das Zimmer traten.

Der erste, vielleicht ein Mann an den Vierzigen, hatte eine hohe, schlanke und elegante Figur; er trug einen dunkeln Paletot, im Knopfloch ein rothes Bändchen, lederfarbene, untadelhafte Handschuhe, und seine Haltung war entschlossen und aufrecht, wie die eines Militärs,

Sein Gesicht mit klugen Augen war interessant; man hätte es schön nennen können, wenn in den Zügen nicht ein matter, ja verlebter Ausdruck vorgeherrscht hätte. Er nahm seinen Hut ab, grüßte herablassend die alte Frau und den jungen Mann, welch' Letzterer eine tiefe Verbeugung machte, und sagte dann zu dem Anderen, der ihm folgte:

„Baron, das ging hoch hinauf."

„Nicht ohne Ursache, gnädiger Herr," versetzte dieser mit leiser Stimme; „der Mann hier soll gute Arbeiten machen, ohne daß er gerade einen besonders großen Zulauf hat."

Der, welcher also sprach, hatte ein ganz anderes Wesen als der, welcher zuerst eingetreten war, war viel kleiner und sah ungleich älter aus. Er war fast in das Zimmer herein getänzelt und bewies sich in allen seinen Bewegungen außerordentlich gelenkig; doch hatten diese Bewegungen etwas Forcirtes, und es war, als wende er sich bald rechts und bald links, um eine gewisse Steifheit und Hinfälligkeit seines Körpers zu verdecken. Sein Gesicht hatte einen ungemein klugen Ausdruck, dabei aber ein fatales Lächeln, ein Lächeln, bei dem man sich unwillkürlich sagen mußte, es sei nicht ehrlich gemeint.

Aber es wäre unrecht von uns, dem wahrhaftigen Erzähler, gehandelt, wenn wir mit dem geneigten Leser Versteckens spielen wollten. Daher wollen wir es seiner Verschwiegenheit anvertrauen, wenn er es nicht vielleicht schon errathen hat, daß der zuletzt Eingetretene Baron Rigoll war. Was jedoch den Andern anbelangte, den wir nur auf einen Augenblick in der Wohnung des Baron Wenden gesehen, so sind wir mit dem besten Willen selbst nicht im Stande, etwas Näheres über diesen Herrn anzugeben.

„Wir wünschen also ein Portrait," sagte der Baron, nachdem er in der Geschwindigkeit an der einen Wand des Zimmers heruntergefahren war und die dort aufgestellten Photographien betrachtet hatte; „ein Portrait, gut, aber sehr einfach. — Ah!" unterbrach er sich selber, „ist das ein schöner Kopf!" Er stand gerade an dem Bildniß jenes jungen Mädchens, über welches die verdorrten Feldblumen herabhingen.

„In der That superbe, magnifik! Wollen Eure — — wollen Sie, gnädiger Herr, sich das nicht einen Augenblick betrachten? Ein ganz wunderbares Geschöpf! — Das existirt doch irgendwo?“ wandte er sich fragend an den Photographen.

„O ja, es existirt,“ erwiderte dieser mit einer tiefen Neigung des Kopfes.

„Das ist wirklich ein schönes Mädchen,“ sprach der andere Herr, „und gut ausgeführt. Eine hübsche nette Arbeit. Ich glaube, wir sind an die rechte Quelle gekommen.“

„Das glaub' ich auch,“ entgegnete Baron Rigoll mit seinem seltsamen Lächeln; „und es sollte mich freuen, wenn wir reussiren.“

„So wollen wir denn sogleich beginnen,“ meinte der Andere, indem er sich an den jungen Mann wandte.

Dieser hatte schon den Stuhl zwischen den spanischen Wänden zurecht gerückt, und bat den großen schlanken Herrn, Platz zu nehmen; ehe sich derselbe aber setzte, wünschte er, daß man alles Beiwerk, Tisch, Vase, Blumen und Vorhänge weglasse, indem er wiederholte, es solle ein ganz einfaches Portrait werden.

Die Haltung, welche der Fremde hierauf von selbst annahm, war so gut gewählt und passend, daß weder der Photograph, noch Herr Krimpf es hätte besser arrangiren können.

Nun wurde die gespensterhafte Maschine von dem dunkeln Tuche befreit und gestellt. Der Photograph schaute einen Augenblick hinein, richtete das Objectiv, dann schob er die Casette mit dem präparirten Glase ein, bat den Fremden, ruhig zu sitzen und nahm den Deckel von dem Glase.

Eine Sekundenuhr hatte sich der gute Herr Böhler noch nicht anschaffen können, deßhalb zählte er von Eins bis Zwölf, wie er es bis jetzt gewohnt war, gleichförmig vor sich hin, und ebenso that die alte Frau, welche in der größten Spannung in der Ecke des Zimmers stand. Dabei können wir nicht verschweigen, daß diese, in ihrem ahnungsvollen Gemüthe den Augenblick für außerordentlich wichtig ansehend,

kleine Gebetsätze mit einfließen ließ, wobei sie, da es noch keine besonderen Heiligen für die Photographen gibt, verschiedene, die ihr gerade einfielen, bestens ersuchte, das gegenwärtige Portrait ihrem Sohn zu Nutz und Frommen gelingen zu lassen. Das Licht war günstig, der fremde Herr saß wie eine Mauer, und nach Verlauf der zwölften Sekunde machte Herr Böhler eine tiefe Verbeugung, wobei er mit der Hand den Schließdeckel des Glases gegen den Sitzenden schwenkte, was bei den Photographen ungefähr ebenso viel sagen will, wie bei den Soldaten das bekannte: Rührt euch!

Hierauf begab sich der Photograph mit der geschlossenen Kapsel in die dunkle Kammer, um das Portrait hervorzurufen und zu fixiren. Es schien außerordentlich gelungen, und nachdem die Glasplatte mit Wasser abgespült war, brachte er sie den beiden Herren zur Ansicht. Allerdings war das Portrait scharf und gut gekommen, nur wunderte sich der fremde Herr, ja er erschrak fast einigermaßen darüber, daß er auf dem negativen Bilde natürlicher Weise mit schneeweißem Haar, eben solchem Bart, dagegen mit fast schwarzem Gesicht, einem sehr bejahrten Mohren nicht unähnlich, erschienen.

„Unser photographischer Freund dorten," sagte er, nachdem er sein Portrait eine Zeit lang betrachtet, „erklärt das Bild für gelungen; also ist das Licht vollkommen günstig, weßhalb Sie sich jetzt ebenfalls hinsetzen müssen, bester Baron; ich verlange das als einen Beweis der Freundschaft, und werde Ihr Bild gern mit mir nehmen."

„Es wäre mir wahrhaftig im Schlafe nicht eingefallen," entgegnete der Andere, „mich photographiren zu lassen; aber nach der schmeichelhaften Aufforderung von Ihnen, gnädiger Herr, kann ich nicht umhin, mich preiszugeben. Eigentlich scheue ich die ganze Photographie; es ist etwas Unheimliches dabei, und ich kann es mir nicht anders denken, als daß sich doch etwas von dem Darzustellenden selber auf der Glastafel niederschlägt."

„Natürlicher Weise, ich habe es auch nie anders angesehen," sprach der schlanke Herr, „und eben deßhalb wird Ihr Portrait, von dem wir

einen doppelten Abdruck machen werden, an gewissen Orten außerordentlich willkommen sein." Inzwischen hatte sich Baron Rigoll auf den verhängnißvollen Stuhl gesetzt, nahm aber nicht die leichte und graziöse Stellung an, wie sein Vorgänger. Der Photograph mußte länger nachrichten, ihm Arme und Hände zurecht rücken, namentlich aber seinen Blick fixiren, damit derselbe nicht gar zu geschraubt und unnatürlich käme. — Uebrigens gingen die zwölf Sekunden ebenfalls ohne Anstand vorüber, das Bild wurde hervorgerufen und genügend befunden.

„Gott sei Dank!" sagte der Baron, als er von seinem Sitze aufsprang, „das wäre geschehen. Jetzt sind wir wohl fertig?" wandte er sich an den Photographen.

Dieser machte seine tiefe Verbeugung, dann fragte er, wie viele Abdrücke er herrichten solle. — Der große schlanke Herr warf dem Andern einen bedeutsamen Blick zu, worauf sich Baron Rigoll bestrebte, eine ernste und würdevolle Haltung anzunehmen. Auch ließ er von seinem beweglichen Wesen ab und stellte sich dicht vor den Photographen hin.

„Wer wir sind, wird Sie nicht interessiren, aber ich bitte Sie auch dringend," sprach er in scharfem Tone, — „jedwede Nachforschung darnach zu unterlassen. Von jedem der beiden Portraits werden zwei Abdrücke gemacht, dann wird die Glastafel vernichtet. Haben Sie mich verstanden? — Wohl. — Diese Abdrücke werde ich holen lassen. Vielleicht übermorgen, wenn Sie alsdann fertig sind."

Herr Böhler machte ein Zeichen der Zustimmung.

„Also übermorgen bitte ich sie demselben Bedienten, der vorhin da war, wohl verpackt und versiegelt zu übergeben, ihm auch den Preis zu bestimmen und sich darin durchaus nicht zu geniren. Befolgen Sie unsere Wünsche pünktlich, so wird es Ihr Schaden nicht sein, und werden wir in einiger Zeit Veranlassung finden, Ihrer Arbeiten, wenn sie es verdienen, lobend zu erwähnen und Ihnen so vielleicht eine gute Kundschaft zuzuwenden. — Noch Eins, ehe wir gehen. Eine Dame

meiner Bekanntschaft ist geneigt, sich bei Ihnen photographiren zu lassen, nur wünscht sie eine Ihrer Arbeiten zu sehen. Könnten Sie mir wohl zu diesem Zweck einen Abdruck des Bildnisses jenes jungen Mädchens dort überlassen? Ich erlaube mir Ihnen zu bemerken," fuhr der Baron fort, als er sah, daß ihn der junge Mann mißtrauisch anschaute, ohne eine Antwort zu geben, „daß damit in keiner Weise Mißbrauch getrieben werden soll; ja, ich glaube Ihnen versprechen zu können, daß das Original des Bildes es nie erfahren wird, daß diese Photographie irgendwo gezeigt worden ist; denn die Dame, bei der dies geschehen soll," setzte er lächelnd hinzu, „bewegt sich in einer ganz anderen Schichte der Gesellschaft."

Diese Forderung kam Herrn Böhler sehr ungelegen. Es widerstrebte ihm, einen Abdruck von dem Bilde Rosa's aus der Hand zu geben, namentlich an Leute, von denen er nicht wußte, wer sie waren und was sie möglicher Weise für Absichten mit der Photographie haben konnten. Daß Eifersucht dabei im Spiele war, verstand sich von selbst. — Ahnte vielleicht der Baron den Grund der schweigenden Weigerung? Wohl möglich, denn er lächelte gegen den Photographen auf eine verbindliche Art, wobei aber jener uns bekannte scheue, fast falsche Zug wieder um seine Lippen erschien; dann war er klug genug, sich mit der freundlichsten Miene gegen die alte Frau umzuwenden, wie um deren Hülfe nachzusuchen, die ihm auch bereitwilligst zu Theil wurde.

„Ich kann gar nicht begreifen, Heinrich," sagte Frau Böhler, „warum du dem Herrn eine dieser Photographien verweigerst. Du kannst das gegen Rosa wohl verantworten und wenn du es nicht willst, so nehme ich's auf mich. Sei kein Kind," setzte sie leise hinzu, „auf solche Art machst du dir keine Kundschaft."

Der Photograph ging noch unentschlossen nach der Ecke des Zimmers, wo sich die große Mappe befand, in der er seine fertigen Arbeiten aufzubewahren pflegte. Als er dabei an dem Fenster vorüberkam und einen Blick hinauswarf auf das gegenüberliegende Haus, wo

noch immer das Fenster geöffnet war und wo noch immer der kleine Fauteuil stand, da durchzuckte es ihn auf's Neue schmerzlich. Er preßte die Lippen auf einander, ballte seine rechte Hand krampfhaft zusammen und war nun mit einem Male entschlossen, das Bild herzugeben. Während er die Mappe öffnete, um einen Abdruck hervorzunehmen, hatte Baron Rigoll seine Brieftasche herausgezogen und eine Zehnthalernote auf den Tisch gelegt. Der Photograph hatte es nicht bemerkt, wohl aber Frau Böhler, die sich mit einem tiefen Knix dafür bedankte.

Die Photographie wurde eingerollt, dem Fremden übergeben, und darauf verließen beide Herren in derselben Art, wie sie gekommen, das Zimmer. Als sich die Thür hinter ihnen schloß, drückte der junge Mann beide Hände vor das Gesicht. Er hätte weinen können, denn es war ihm gerade zu Muth, als hätte er mit dem Bilde Rosa's ein Stück von seinem Herzen hinweggegeben.

Frau Böhler trat leise auf ihn zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Sei nicht wie ein Kind, Heinrich; denke daran, was ich dir vorhin gesagt, und sei meiner Ansicht, daß vielleicht in deinem Leben eine Aenderung eingetreten ist. Ich weiß nicht, mir kommt der Besuch dieser beiden Herren so bedeutungsvoll vor, und ich möchte darauf schwören, daß derselbe große Folgen hat."

„Ich fürchte auch, er hat große Folgen," sprach der Photograph, „und da ich das glaube, so mache ich mir jetzt die bittersten Vorwürfe, das Bild Rosa's weggegeben zu haben. Ach, ich that es nur, weil ich an das dachte, was ich heute Morgen gesehen. Jetzt aber, wo ich ihr ebenfalls ein Unrecht zugefügt, möchte ich hinab zu ihr, möchte ihr Alles sagen und sie um Verzeihung bitten."

Die alte Frau dachte einen Augenblick nach, dann schüttelte sie mit dem Kopfe und entgegnete: „Das ist nun einmal dein weiches Gemüth. Wenn es dir zur Beruhigung dient, zu Rosa hinabzugehen und ihr zu sagen, du habest dich, um vielleicht eine gute Kundschaft

zu erhalten, veranlaßt gesehen, ihr Portrait Jemandem zum Anschauen zu geben, so ist das Mädchen klug genug, dir es nicht übel zu nehmen."

„Ich wollte, sie wäre nicht klug genug und nähme es mir übel," seufzte der junge Mann. „Doch wie das Schicksal will!"

„Das Schicksal will dir wohl, davon bin ich überzeugt," sagte eifrig die Mutter. „Der kleine Herr mit den lebhaften Bewegungen und den freundlichen Mienen wird dich empfehlen, wo er kann. Auch der Andere vielleicht, doch waren seine Worte so feierlich und abgemessen. Er schien sich so um nichts anzunehmen. Daß aber Beide vornehme und reiche Herren sind, darauf kannst du dich verlassen. — Du hast noch gar nicht einmal gesehen, was man dir für das Portrait Rosa's zurückgelassen. Da sieh, zehn Thaler."

Der junge Mann erschrack fast, als ihm die Mutter die Banknote hinhielt. Es war ihm schmerzlich, ja es berührte ihn fast unheimlich, daß er ihr Bild verkauft haben solle. Daran hatte er nicht gedacht; er war der Ansicht gewesen, der Fremde habe es umsonst von ihm angenommen, er werde es wahrscheinlich sogar zurückschicken. Er schob die Zehnthalernote von sich, worauf die alte Frau sie in ihrem Schrank verschloß.

„So werde ich denn einen Augenblick zu Rosa hinuntergehen," sprach der Photograph nach einem Stillschweigen, während dessen er in tiefen Gedanken zum Fenster hinausgeschaut hatte. Er wandte sich gegen die Thür, blieb aber auf der Schwelle stehen.

„Mir ist nur lieb," sprach er dort, „daß der Krimpf nicht da war. Meinst du nicht auch, Mutter?"

„Im Gegentheil, ich wollte, er wäre da gewesen; der kennt die halbe Stadt und hätte uns vielleicht auf der Stelle sagen können, wen du eigentlich die Ehre gehabt, zu photographiren."

Die Thüre schloß sich und die alte Frau setzte sich wieder an ihren Tisch; doch ließ sie das Strickzeug in ihrem Schooße ruhen und baute die herrlichsten Luftschlösser. Sie zog in eine Hauptstraße, sie wußte schon in welches Haus. Hinten erhob sich ein fabelhaftes

Atelier aus Glas und Eisen, und vornehme Damen und Herren drängten sich zu der Ehre, von Herrn Böhler photographirt zu werden, selbst Gräfinnen und Prinzessinnen; ja eines Tages fuhr eine vergoldete Equipage vor, — die Thüre wurde aufgerissen — der Regent Allerhöchstselbst. Gott, der Gerechte! Frau Böhler, von ihren eigenen Träumereien erschreckt, wäre fast von dem Stuhl in die Höhe gesprungen, ja sie fuhr mit der Hand an ihre Schürzbänder, um dies für einen Empfang so unpassende Kleidungsstück zu beseitigen.

Indessen stieg der Sohn langsam Stufe um Stufe die Treppe hinab, leise, bedächtig, fast schleichend. Früher war er in zwei Sprüngen unten gewesen, hatte geräuschvoll die Thüre geöffnet und sich gefreut, wenn Rosa zuweilen erschrocken auffuhr. Glücklich, sie nur zu sehen, hatte er sodann ihr liebes Gesicht betrachtet, als sei es ihm fremd geworden, und es war ihm nie in die Gedanken gekommen, Acht darauf zu geben, ob und wo sie saß oder stand. Heute war das leider ganz anders. Er dachte an das gegenüberliegende Haus und sein Athem ging schwer, sein Herz schlug heftiger, wenn er fürchtete, daß sie vielleicht wieder am Fenster stehen würde, ja, daß sie in dem Augenblick, da er in's Zimmer träte, wieder mit der Hand über ihr schönes schwarzes Haar fahren könne.

Jetzt war er unten angelangt, drückte leicht die Thüre auf und trat in das Zimmer. — Sie stand nicht am Fenster, sie saß an ihrem gewöhnlichen Platze, an der rechten Seite des Gemachs, wo sie immer saß, vor ihrem Arbeitstischchen, das mit den feinen Strohhalmen bedeckt war, woraus sie ihre kunstreichen Sachen flocht. Früher war es ihm nie eingefallen, darüber nachzudenken, warum sie immer gerade auf dieser Stelle sitze, und er hatte durchaus nichts besonderes darin gesehen. Heute aber fuhr es ihm plötzlich durch den Sinn: Wer weiß, ob sie nicht von ihrem Stuhle in das gegenüberliegende Fenster blickt? Früher war er unbefangen auf sie zugeeilt, hatte ihr die Hand gegeben und, fröhlich plaudernd, ihren Arbeiten zugesehen. Heute blieb er schüchtern an der Thüre stehen und wagte nicht, sich ihr zu nähern,

aus Furcht, zu schnell zu erfahren, daß sein Verdacht gegründet sei. Dabei schlug ihm das Herz so heftig, als sei er selbst im Begriff etwas Unrechtes zu begehen.

Das junge Mädchen, das Original der Photographie, war in der That ein frisches, reizendes Geschöpf. Eine Fülle von Lebenslust lachte aus ihren klaren braunen Augen, und die feinen rothen Lippen schienen nie etwas anderes gekannt zu haben als Scherz und fröhliche Worte. Dabei war ihr Wuchs der untadelhafteste, den man sehen konnte. Während die schlanke, unerkünstelte Taille so fein war, wie sie nur die Natur in ganz gut gelaunten Augenblicken hervorbringt, gingen ihre Schultern so prachtvoll breit auseinander, und war ihre Brust so wunderbar gewölbt, daß man befürchten mußte, sie sprenge bei jedem Athemzuge das dünne Kleidchen. Rosa war vollkommen von dem kleinen Fuße an bis zur klein geformten Hand, und dabei waren alle ihre Bewegungen so unbewußt leicht und graziös, daß jede Stellung, die sie annahm, selbst dem ungenügsamsten Künstler zum schönsten Modell hätte dienen können.

An das Alles hatte der junge Mann schon so oft mit Entzücken gedacht und sich glücklich gepriesen, wenn sie so vor ihm stand, den Kopf etwas erhoben, die Lippen sanft geöffnet, mit den herabgesenkten langen Augenwimpern ihre glänzenden schelmischen Blicke dämpfend, oder wenn sie irgend eine Bewegung machte, einen Fuß vorsetzte, den Oberkörper zurückbog und sich mit dem Arme aufstützte. Das war Alles, als ob es das schönste Werk eines großen Bildhauers gewesen. Und dies herrliche Mädchen war sein! Er war der Glückliche, den sie liebte! — O Gott, wenn nur nicht das gegenüberliegende Haus mit seinem verhängnißvollen Fenster gewesen wäre!

Daß die alte Frau Weiher diese schöne Tochter hatte, war ein merkwürdiges Spiel der Natur; denn man konnte sich keinen größeren Gegensatz denken, und wenn man auch mit der größten Schmeichelei ihre sechzig Jahre in achtzehn verwandelt hätte, so konnte doch die regste Phantasie nichts erfinnen, was ihr eine Aehnlichkeit mit der

Tochter gegeben hätte. Frau Weiher war ein kleines mageres Weiblein mit einer sehr hervorstehenden Nase und den eckigsten Bewegungen.

So lange Zeit als wir brauchten, um diese Schilderung von Mutter und Tochter niederzuschreiben, blieb der Photograph freilich nicht an der Thüre stehen, aber doch lange genug, daß ihm Rosa mit vollem Recht zurufen konnte: „Aber, Heinrich, dir muß was passirt sein! Was Gutes oder was Schlimmes? Ich fürchte fast das Letztere, denn sonst wärst du wie sonst in's Zimmer hereingeflogen, und wir wüßten bereits, was dir auf dem Herzen liegt.“

Sie hatte bei diesen Worten ihre Hände mit der Arbeit in den Schooß sinken lassen und sich in ihren Stuhl zurückgelehnt. Konnte sie das gegenüberliegende Fenster sehen oder nicht? Diese Frage stieg dem jungen Mann auf, und trieb sein Blut siedendheiß empor. Wenn sie das Fenster sehen konnte, war es entsetzlich; denn während sie so mit ihm sprach, blickte sie ihn nur ein einziges Mal flüchtig an, dann schweiften ihre Augen hinüber, und sie sah fast gedankenvoll aus.

Früher hatte er nie daran gedacht, ihre süßen Augen auf solche Weise zu beobachten. Er hätte jedoch Gott weiß was darum gegeben, jetzt hinter ihrem Stuhle zu stehen. Wie ein vorsichtiger General wollte er suchen, langsam dorthin zu manövriren, und er hätte doch, wie sonst, mit ein paar Schritten an ihre Seite treten dürfen. So befangen ist der Mensch in gewissen dummen Augenblicken!

„Ja, es muß ihm was passirt sein,“ meinte jetzt auch Frau Weiher mit ihrer schnarrenden Stimme, „nun, Heinrich, werden wir es erfahren, oder ist es ein Geheimniß?“

„O, es ist ein Geheimniß,“ sagte das Mädchen mit einem lieblichen Lächeln, und dabei blickte sie abermals dorthin, wo vielleicht das verfluchte Fenster zu sehen war.

„So was Besonderes ist mir nicht widerfahren,“ sprach der Photograph mit einem tiefen Athemzuge. „Es waren nur eben ein paar Herren droben, die ihre Portraits machen ließen. Sie thaten geheim-

nißvoll, verschwiegen ihre Namen, und die Mutter meinte, es sei was recht Vornehmes gewesen."

„Ei," sprach Rosa, „und wie sahen die Herren ungefähr aus?"

Bei dieser Frage kam es dem jungen Manne vor, als erröthe sie ein klein wenig. Daß sie wieder nach dem Fenster blickte, das war nicht zu leugnen.

Er entwarf nun eine genaue Schilderung der beiden Fremden, und als er das gethan, fuhr er ernster fort: „Etwas Anderes ist noch dabei, was ich dir mittheilen muß, Rosa, da es eigentlich dich betrifft."

Jetzt rötheten sich in der That die frischen Wangen des jungen Mädchens, sie warf noch einen schnellen Blick an das Fenster hin, dann nahm sie ihre Arbeit eifrig wieder auf, während sie sagte:

„Was mich betrifft? Das finde ich doch sonderbar. Was gehen mich denn die vornehmen Herren an?"

„In der That hoffe ich, daß sie dich nichts angehen," erwiderte etwas unbedachtsam der junge Mann. „Es ist auch in der That nichts so besonders Auffallendes. Der eine der Herren sah dein Portrait und wünschte einen Abdruck davon, um ihn einer Dame zeigen zu können, die Lust habe, sich bei mir photographiren zu lassen." Während er das in größter Spannung sagte, hatte er sich mit kleinen Schritten ihrem Tische genähert und hoffte aus tiefstem Herzen, sie würde sich verdrießlich und erzürnt zu ihm wenden, sie würde ihm sagen, das gefalle ihr durchaus nicht, sie verbitte sich das für die Zukunft, sie habe nicht Lust, sich von fremden Menschen angaffen zu lassen. O Gott! wie lieb wäre es mir gewesen, wenn sie darüber einen kleinen Zank mit ihm angefangen hätte. Aber sie fing keinen Zank mit ihm an. Sie that gar nicht einmal überrascht, ja, gerechter Himmel! sie lächelte still in sich hinein und entgegnete mit dem ruhigsten Tone von der Welt: „Hoffentlich gefällt mein Bild der fremden Dame, und bringt — dir eine gute Kundschaft."

„Aber ich habe es höchst ungern weggegeben," sagte er zitternd

vor Aufregung, „und wenn die fremden Herren, ja sogar die Mutter, mich nicht so geplagt hätten, würde ich es nimmermehr gethan haben.“

„Das begreif' ich nicht,“ erwiderte das junge Mädchen, „du hast es ja mehrmals.“

„Ich möcht' es aber allein haben,“ fuhr er mit tonloser Stimme fort, und es war ihm gerade, als müsse er an dem Satze ersticken; denn er stand jetzt hinter dem Stuhle Rosa's und blickte deutlich in das weit offenstehende Fenster gegenüber mit dem verfluchten Fauteuil! Dahin also zielten ihre Blicke. Dorthin schaute sie sogar in Momenten, wo sie mit ihm sprach. Das war entsetzlich! Herr Heinrich Böhler war ein ruhiger und behaglicher Mensch, aber auch einem solchen können Sachen vorkommen, wo sich sein ganzes Naturell verkehrt. Er aber bezwang sich, wenn auch mühsam, und blieb anscheinend ruhig hinter ihrem Stuhle. Daß er todtenbleich war, sah weder das junge Mädchen, noch die Mutter, die mit dem Kochofen zu thun hatte, worin das bescheidene Mittagessen der kleinen Familie dampfte.

„Willst du vielleicht heute mitessen?“ fragte Rosa nach einer kleinen Pause.

„Ich danke dir, ich habe keinen sonderlichen Appetit,“ antwortete der Photograph.

„Mir scheint in der That,“ fuhr das junge Mädchen freundlich fort, indem sie ihren Kopf zurückbog, um den Mann anzusehen, „es hat dich verstimmt, daß du mein Portrait weggegeben. Sei doch nicht so kindisch. Wenn es mich auch einestheils freut, daß dir die Photographie so kostbar ist, so könnte es mich doch fast verdrießen, daß du etwas darin findest, sie Jemandem gegeben zu haben.“

Als sie das gesagt und ihren Kopf wieder wegwandte, bemerkte er, seitwärts hinlauschend, wie ihre Augen eine Sekunde an dem gegenüberliegenden Fenster hafteten, ehe sie wieder auf die Arbeit niedersanken.

„Wir haben heute Ihr Leibgericht, Heinrich, eine sehr gute Klößesuppe. Sie ist in der That vortrefflich, und ich rathe Ihnen mitzuhalten.“

nißvoll, verschwiegen ihre Namen, und die Mutter meinte, es sei was recht Vornehmes gewesen."

„Ei," sprach Rosa, „und wie sahen die Herren ungefähr aus?"

Bei dieser Frage kam es dem jungen Manne vor, als erröthe sie ein klein wenig. Daß sie wieder nach dem Fenster blickte, das war nicht zu leugnen.

Er entwarf nun eine genaue Schilderung der beiden Fremden, und als er das gethan, fuhr er ernster fort: „Etwas Anderes ist noch dabei, was ich dir mittheilen muß, Rosa, da es eigentlich dich betrifft."

Jetzt rötheten sich in der That die frischen Wangen des jungen Mädchens, sie warf noch einen schnellen Blick an das Fenster hin, dann nahm sie ihre Arbeit eifrig wieder auf, während sie sagte:

„Was mich betrifft? Das finde ich doch sonderbar. Was gehen mich denn die vornehmen Herren an?"

„In der That hoffe ich, daß sie dich nichts angehen," erwiderte etwas unbedachtsam der junge Mann. „Es ist auch in der That nichts so besonders Auffallendes. Der eine der Herren sah dein Portrait und wünschte einen Abdruck davon, um ihn einer Dame zeigen zu können, die Lust habe, sich bei mir photographiren zu lassen." Während er das in größter Spannung sagte, hatte er sich mit kleinen Schritten ihrem Tische genähert und hoffte aus tiefstem Herzen, sie würde sich verdrießlich und erzürnt zu ihm wenden, sie würde ihm sagen, das gefalle ihr durchaus nicht, sie verbitte sich das für die Zukunft, sie habe nicht Lust, sich von fremden Menschen angaffen zu lassen. O Gott! wie lieb wäre es mir gewesen, wenn sie darüber einen kleinen Zank mit ihm angefangen hätte. Aber sie fing keinen Zank mit ihm an. Sie that gar nicht einmal überrascht, ja, gerechter Himmel! sie lächelte still in sich hinein und entgegnete mit dem ruhigsten Tone von der Welt: „Hoffentlich gefällt mein Bild der fremden Dame, und bringt — dir eine gute Kundschaft."

„Aber ich habe es höchst ungern weggegeben," sagte er zitternd

vor Aufregung, „und wenn die fremden Herren, ja sogar die Mutter, mich nicht so geplagt hätten, würde ich es nimmermehr gethan haben.“

„Das begreif' ich nicht,“ erwiderte das junge Mädchen, „du hast es ja mehrmals.“

„Ich möcht' es aber allein haben,“ fuhr er mit tonloser Stimme fort, und es war ihm gerade, als müsse er an dem Satze ersticken; denn er stand jetzt hinter dem Stuhle Rosa's und blickte deutlich in das weit offenstehende Fenster gegenüber mit dem verfluchten Fauteuil! Dahin also zielten ihre Blicke. Dorthin schaute sie sogar in Momenten, wo sie mit ihm sprach. Das war entsetzlich! Herr Heinrich Böhler war ein ruhiger und behaglicher Mensch, aber auch einem solchen können Sachen vorkommen, wo sich sein ganzes Naturell verkehrt. Er aber bezwang sich, wenn auch mühsam, und blieb anscheinend ruhig hinter ihrem Stuhle. Daß er todtenbleich war, sah weder das junge Mädchen, noch die Mutter; die mit dem Kochofen zu thun hatte, worin das bescheidene Mittagessen der kleinen Familie dampfte.

„Willst du vielleicht heute mitessen?“ fragte Rosa nach einer kleinen Pause.

„Ich danke dir, ich habe keinen sonderlichen Appetit,“ antwortete der Photograph.

„Mir scheint in der That,“ fuhr das junge Mädchen freundlich fort, indem sie ihren Kopf zurückbog, um den Mann anzusehen, „es hat dich verstimmt, daß du mein Portrait weggegeben. Sei doch nicht so kindisch. Wenn es mich auch einestheils freut, daß dir die Photographie so kostbar ist, so könnte es mich doch fast verdrießen, daß du etwas darin findest, sie Jemandem gegeben zu haben.“

Als sie das gesagt und ihren Kopf wieder wegwandte, bemerkte er, seitwärts hinlauschend, wie ihre Augen eine Sekunde an dem gegenüberliegenden Fenster hafteten, ehe sie wieder auf die Arbeit niedersanken.

„Wir haben heute Ihr Leibgericht, Heinrich, eine sehr gute Klößesuppe. Sie ist in der That vortrefflich, und ich rathe Ihnen mitzuhalten.“

Bei dem Worte Klößesuppe dachte der Photograph an seine selige Großmama, und ihm fiel die Erzählung von dem Chantons, buvons, traleralera mit allen Folgen ein. Frau Wittwe Weiher führte auch eine recht gewandte Hand, und er hatte Rosa in früheren Zeiten oft bedauert, wenn eins ihrer kleinen Ohren mit den dürren Fingern der Mama in Berührung gekommen war. Jetzt aber hatte er im Innersten der Seele den frevelhaften Wunsch, diese zehn Finger möchten als das Schwert des Damokles über dem Haupte Rosa's schweben, eigentlich nicht um dreinzuschlagen, sondern nur um ihr die schönen Augen zuzuhalten, jedesmal, so oft sie einen so schlimmen Gebrauch davon machen wolle.

— — Doch sah er recht? An dem bewußten Fenster erschien ein Herr, und wenn ihn nicht Alles trog, einer von den beiden, die er vorhin photographirt. Es war der kleine, lebhafte Herr, eben jener, dem er das Bildniß Rosa's gegeben. Und dieses Bildniß! Rollte er es nicht so eben auseinander, ja beim Teufel, das that er, und zeigte es einem Andern, und dieser Andere war niemand als die impertinente Gestalt, die vorhin im rothen Schlafrock in dem Fauteuil gelegen. Hol' euch beide der — — Und Rosa? Sie knüpfte eifrig an ihrer Strohmasche. Ha! er mußte sehen, wie ihre Mienen waren, wenn sie hinüberblickte, deßhalb trat er leise wieder einen Schritt seitwärts. — Endlich schaute sie auf, und daß sie erschrack, daran konnte Niemand zweifeln, der sie anblickte. Sie ließ die Hände mit der Arbeit in den Schooß fallen und ihr Gesicht überzog sich mit einer tiefen Röthe. Ihr Erschrecken war aber auch begreiflich, denn der im rothen Schlafrock drüben hatte die Photographie erfaßt, und betrachtete, nein, verschlang sie mit seinen Blicken und all' den lächerlichen Zeichen eines höchst affektirten Enthusiasmus!

In diesem Augenblicke war es sehr natürlich und verstand sich von selbst, daß der Photograph die Frage that:

„Was hast du denn, Rosa? Warum erschrickst du so mit einem Male? Ach!“ fuhr er mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens fort,

einem Erstaunen, das übrigens ebenso affektirt war, wie drüben der Enthusiasmus, „was ist denn da drüben so Sonderbares?“

„Ich, erschrocken?“ sagte das junge Mädchen mühsam lächelnd, „ja, da kann man wohl erschrecken, wenn man sich in den Finger sticht, wie ich so eben. — Aber du siehst seltsam aus. Was bedeuten deine Blicke? Und was willst du mit deinem „Dadrüben“?“

Heftig versetzte er: „Das ist doch so klar wie der Tag.“

„Was?“ fragte sie trotzig.

„Siehst du dort drüben ein Fenster, das offen steht?“ — „Welches?“ — „Welches! Das ist schön gefragt. Nun das, wo sich jetzt die beiden Herren befinden. Die siehst du doch? Oder soll ich dir vielleicht auch noch sagen, welche Herren?“

Sie zuckte mit den Achseln, wie junge Mädchen das zu thun pflegen, sobald sie Unrecht haben, und wodurch sie das Gefühl gekränkter Unschuld ausdrücken wollen.

„Du brauchst dich wahrhaftig nicht in den Finger gestochen zu haben, um zu erschrecken,“ fuhr Herr Böhler in sehr bestimmtem Tone fort, „obendrein, wenn ich dir sage, daß der Kleine der beiden Herren dem Andern grade dein Portrait zeigt.“

Obgleich Frau Weiher eifrig mit ihrer Klößesuppe beschäftigt war, so wurde sie doch aufmerksam bei dem lauten Gespräch der Beiden und fragte: „Was gibt's denn?“

„Ich begreife den Heinrich wahrhaftig nicht,“ erwiderte Rosa beleidigt. „Denk' dir nur, er macht mir Augen und führt Reden, die ich gar nicht verstehe.“

„Die sie nicht verstehen will,“ versetzte der Photograph, „die ihr aber wohl noch verständlich werden sollen, und recht verständlich, fürchte ich. Blicken Sie selbst hinab,“ fuhr er gegen Frau Weiher gewendet fort, „dem einen der Herren hab' ich vorhin das Bild Rosa's abtreten müssen, und nun bringt er es dem Andern, der da gegenüber wohnt. Ist das nicht, um sich die Haare auszureißen?“

„Das finde ich nicht,“ entgegnete die alte Frau in sehr ruhigem

Tone, „das hat nichts auf sich. Der da drüben ist oft genug am Fenster; er kann sich Rosa in Person genau genug ansehen. Was wird er sich groß für ihre Photographie interessiren?“

„So, Frau Weiher, Sie finden nichts darin? Ich aber sehr viel. Sie wissen, wie ich mit Rosa stehe, und so kann es mir nicht gleichgültig sein, wenn ihr Portrait und noch weniger, wenn sie selber von fremden Herren angegafft wird.“

„Daran ist noch Niemand gestorben,“ sagte die alte Frau gleichgültig, und schickte sich an, mit dem Rührlöffel ihre Klößesuppe zu versuchen. „Wie kann man sich nur mit solchen Kleinigkeiten abgeben?“

„Er will mich nur ärgern,“ bemerkte das junge Mädchen, indem sie ihren Kopf erzürnt empor warf. „Was sind das für Anklagen! Am Ende werde ich dich noch um Erlaubniß zu fragen haben, ob ich zum Fenster hinaussehen darf oder nicht.“

Der Photograph strich sich mit der Hand über die heiße Stirn. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn er nichts gesagt hätte. Vielleicht war es wirklich zufällig geschehen, daß sie vorhin am Fenster stand, und er bildete sich nur ein, sie habe ein Zeichen hinüber gegeben. Vielleicht hatte sie sich wirklich in den Finger gestochen, vielleicht wußte sie in der That nichts von dem gegenüberliegenden Fenster. Unmöglich! So blind war er auch nicht. Und wenn er Recht hatte, wenn sie sich schuldig fühlte, und es dann wagte, so mit ihm zu sprechen, so war es ihm wohl zu verzeihen, wenn in ihm die Vermuthung aufstieg, alles, alles verloren zu haben. Aber das hätte er nicht ertragen. Nein, das konnte er nicht ertragen. Er liebte sie leidenschaftlich. Sie war sein Alles. Sie füllte sein ganzes Denken aus. Er konnte sich nicht die Stadt, worin er lebte, nicht die Spaziergänge, wo er sie gesehen, nicht die Kirche, die er Sonntags besuchte, nicht das Haus, wo er wohnte, ohne Rosa denken. Wie sie nicht mehr sein war, so war die ganze Welt öde, ausgestorben und leer für ihn. O Gott!

Drüben hatten sich die Herren vom Fenster zurückgezogen, das heißt, sie spazierten im Zimmer auf und ab, und so oft der im rothen

Schlafrock dabei zum Vorschein kam, warf er einen Blick herüber. Freilich schaute Rosa gerade jetzt nicht zum Fenster hinaus, sie hatte sich abgewandt und schien eifrig mit ihrer Stroharbeit beschäftigt.

„Nein," sagte die alte Weiher zu dem jungen Manne, „Streit müssen Sie wegen so etwas mit meiner Tochter nicht anfangen, das ist ja complet lächerlich; sie hängt so sehr an Ihnen, daß es eigentlich gar zu arg ist. Das wissen Sie auch."

„Nein, das weiß er nicht, oder er will es nicht wissen," fiel Rosa ein.

„Streit anfangen ist nicht gut," fuhr die Mutter fort, „gerade dadurch kommt man auf andere Gedanken. Wenn es wirklich wahr wäre, daß Rosa hie und da zum Fenster hinausschaute, und daß sie dabei zufällig Jemand sähe — wäre denn das so eine schlimme Geschichte?"

„Nein, das wäre in der That keine so schlimme Geschichte," erwiderte traurig der junge Mann, dem die sehr richtige Idee kam, es wäre klüger gewesen, die Sache mit Rosa allein zu verhandeln. „Nur jetzt hätte ich es sollen bleiben lassen," sprach er zu sich selber, „begreiflicherweise hilft die Mutter ihrer Tochter und läßt nun Aeußerungen fallen, die diese nur bestärken müssen!" — O er fühlte sich recht unglücklich!

Unterdessen war es Mittag geworden, die Kirchthurmuhren thaten ihre zwölf Schläge, und gleich darauf hörte man entfernt die Militärmusik, mit welcher die Wachparade aufzog. Sie spielte einen lustigen Marsch, und da sie näher und näher kam, so hörte man mit jedem Augenblick die heitern Klänge deutlicher und immer deutlicher. Nicht ohne Absicht und mit einem bittern Blick auf Herrn Böhler warf das junge Mädchen heftig ihre Arbeit auf den Tisch, strich sich ihr Haar zurecht, und trat — an's Fenster. Ja sie trat an's Fenster und es war ihm gerade, als fasse irgend etwas sein Herz und drücke es ohne Erbarmen zusammen. Sie trat an's Fenster, und in demselben Augenblick erschien auch das Gegenüber an dem seinigen, natürlich nur in

der gleichen Absicht wie Rosa, um die Militärmusik besser hören zu können. Schon wollte sich der junge Mann entfernen, als ihm einfiel, noch einen Versuch zu machen, der ihm zu einer Ueberzeugung verhelfen sollte. Er näherte sich Rosa: „Laß es gut sein, schreibe es meiner innigen Liebe zu, wenn ich ein Bischen sonderbar gewesen bin," dabei legte er sanft seine Hand um ihre Schulter. Das hatte sie früher oft und gern gelitten, ja sie hatte in solchen lieben Augenblicken ihren Kopf so auf die Seite geneigt, daß ihre Wange seine Hand berührte. — Heute aber trat sie bei der ersten Bewegung dazu von ihm weg, und nachdem sie rasch einen verlegenen Blick auf ihr Gegenüber geworfen, sagte sie: „Laß! — am offenen Fenster!"

„So! — am offenen Fenster!" wiederholte er zurückweichend mit leiser Stimme mehrmals und häufiger als er es vielleicht selbst wußte, so daß die alte Weiher von ihrem Kochofen her darauf erwiderte: „Ja, Rosa hat Recht. Man muß sich am offenen Fenster doch ein Bischen geniren. Es ist von wegen der Nachbarschaft."

„Richtig, von wegen der Nachbarschaft," bestätigte der unglückliche Photograph und ging dabei, ohne umzublicken, zur Thüre hinaus. Auf der Treppe sprach er zu sich selber, mit jeder Stufe abwechselnd: — am offenen Fenster! und von wegen der Nachbarschaft! Als er jedes sechsmal wiederholt, hatte er seine Stubenthür erreicht.

Rosa war noch einen Augenblick am Fenster stehen geblieben, doch hatte sie mehr in's Zimmer hineingehorcht, als nach dem Fenster gegenüber geblickt, so sehr sich auch das Gegenüber Mühe gab, die Aufmerksamkeit des jungen Mädchens auf sich zu ziehen. Sie hörte, wie Heinrich ganz still die Thüre schloß, sie hörte, wie er langsam die Treppe hinauf ging, wie er oben in seinem Zimmer ankam, und dann war es ihr gerade, als vernähme sie durch die dünne Decke einen Schrei des Schmerzes. Vielleicht konnte sie sich auch getäuscht haben, und der Schrei tönte aus ihrem eigenen Herzen herauf. Aber etwas tief Schmerzliches war dabei, das fühlte sie an ihrer heftig klopfenden Brust, das fühlte sie an ihren bebenden Lippen, das fühlte sie an ihren

zuckenden Augenlidern, an den heißen Thränen, die in schweren Tropfen über ihre Wangen herabrollten.

Aber sie hatte ja eine Mutter, um sie zu trösten, und das that Frau Wittwe Weiher auch, nachdem sie ihre Suppe vom Feuer gesetzt, und den Rührlöffel weggelegt. „Was sind das für Sachen," meinte diese. „So wirst du dich nicht behandeln lassen, hoff' ich. Glaubt der Herr Böhler, bei ihm allein wäre Heil und Glück dieser Welt? Ein Mädchen wie du, kann sich umschauen nach einer Partie und braucht nicht auf einen Photographen zu warten, der nichts zu thun hat. Sei ruhig, Rosa, es ist noch nicht aller Tage Abend, und es hat gar nichts auf sich, wenn du dich hie und da und sogar häufig am Fenster sehen lässest. Das Glück kann dort eben so gut hereinkommen, wie zur Thür, und ich weiß wahrhaftig nicht, ob es nicht für dich ein Glück zu nennen wäre, wenn der da oben von dir abließe. Warum soll auch Unsereins nicht das Recht haben, höher hinaus zu wollen?" fuhr sie fort, als Rosa keine Antwort gab, sondern sich ruhig an ihr Tischchen setzte, jetzt vom Fenster abgewendet. „Da drüben, der Herr Baron von Wenden ist ein junger Mann, unverheirathet, reich, und es wäre doch wahrhaftig nicht das erste Mal, daß ein armes, aber so schönes Mädchen wie du, eine gnädige Frau geworden."

Kurze Zeit darauf speisten beide Familien ihr bescheidenes Mittagsbrod, und bei beiden gab es traurige Gesichter. Während unten Frau Wittwe Weiher in ihren Versuchen fortfuhr, die Tochter für ihre Ansichten zu gewinnen, bemühte sich oben Herr Krimpf, seinen Compagnon aufzuheitern, doch wollte dies Beiden nicht gelingen. Das junge Mädchen war tief betrübt, ohne selbst genau zu wissen, warum. Der Photograph aber, in tiefe Gedanken versunken, dachte an offene Fenster und an genirende Nachbarschaften. Nur einmal änderte sich der Gang seiner Ideen, als er nämlich hörte, wie die Militärmusik wieder von dannen zog. Da ging ihm die Erzählung der Mutter wieder durch den Sinn, er dachte an seine vortreffliche und energische

Großmama, und in ihm erklang immer und immer fort der Refrain jenes französischen Liedes: Chantons, buvons, traleralera.

Zehntes Kapitel.

Ein Diner und zwei Freunde.

Der Zimmerarrest des Kammerherrn von Wenden hatte schon ein paar Tage gedauert. Eigentlich war es kein Arrest zu nennen, wenigstens konnte er von der Welt nicht so genannt werden, denn Se. Hoheit der Regent, taktvoll wie immer, hatte am Tag nach jenem denkwürdigen Abend bei der Tafel sehr laut und deutlich gesagt: „Wie ich höre, ist Baron Wenden erkrankt. Doch hat mir der Leibarzt gesagt, das Unwohlsein sei nicht von Bedeutung und ein paar Tage sorgfältiger Pflege und Ruhe könnten da schon viel ausrichten.“ Diesem Ausspruche gemäß, war also der arme Wenden leidend und keiner vom ganzen Hofe hätte den Muth gehabt, über die Angelegenheit in einer anderen Richtung zu sprechen. Ebenfalls nach diesem Ausspruch Seiner Hoheit fuhr der Leibarzt pünktlich gegen zehn Uhr am Hause des Baron Wenden vor, trat zu ihm in's Zimmer, fühlte seinen Puls, verschrieb ihm eine Limonade oder Brausepulver und ging lächelnd wieder fort, nicht ohne einen leise gemurmelten Segenswunsch des vermeintlichen Kranken, der aber ungefähr lautete, als wenn ein gesunder Mensch sagt: Hol' euch alle miteinander der Teufel!

Daß täglich zwischen zwei und drei Uhr einer der Lakaien vom Dienste sich bei dem Bedienten des Kammerherrn einfand, um sich im Allerhöchsten Auftrage nach dessen Befinden zu erkundigen, verstand sich von selbst, und, auf diesen Rapport gestützt, unterließ der Regent nie,

den Freunden des Kammerherrn die trostreichen Worte zu sagen, die Besserung mache beständige, wenn auch langsame Fortschritte.

Daß sich der Kammerherr zu Hause bedeutend langweilte, brauchen wir eigentlich dem geneigten Leser nicht zu sagen. Seine ganze Philosophie hatte ihn verlassen, und er schritt in seinem Zimmer ingrimmig auf und ab, wie der gefangene Bär in der Menagerie. Er kam sich vor wie ein gefesselter Adler, obgleich er in Wahrheit mit dem weißen glatten Gesichte, den anliegenden Haaren, dem rothen zugespitzten Munde, den großen, etwas hervorstehenden Augen und dem watschelnden Gange seiner ziemlich corpulenten Figur viel mehr Aehnlichkeit mit einem gefangenen Gänserich hatte. Am ersten Tage seines unfreiwilligen Zuhausebleibens lag er den ganzen Tag auf seinem Ruhebette, hatte die Vorhänge herabgelassen und las: „Der letzte Tag eines Verurtheilten" von Victor Hugo. Dann hatte er Briefe geschrieben an Freunde und Verwandte, an die er seit langen Jahren nicht gedacht. Dazwischen aber, und das war seine Hauptbeschäftigung, vertiefte er sich in Grübeleien und dachte und dachte, bis ihm der Kopf brannte, über die Ursache seines Zimmerarrestes. So unangenehm ihm dieser an und für sich war, so gab es doch Momente, wo er sich vor den Spiegel stellte, die rechte Hand unter seinem rothen Schlafrock auf der Brust verbarg und sich selbst mit einem triumphirenden Lächeln anschaute. „Man fürchtet dich," sprach er zu sich selber, „du hast dem Regenten imponirt, und daß dies geschehen, ist schon einige Tage Zimmerarrest werth. Wir werden uns revanchiren."

Daß das Lesen des kleinen Zettels und seine Unterredung mit der Prinzessin mit seinem Arreste in Verbindung stand, war wohl möglich. Aber wie konnte der Regent so plötzlich davon erfahren haben? Sollte vielleicht Fernow? . . . Bah! Fernow, ein guter Kerl, weder gemacht, eine Intrigue zu spinnen noch zu entdecken! Auch hatte derselbe ja gar keine Ahnung davon, daß überhaupt etwas auf dem Papierstreifen zu lesen war. Ja, dieser Papierstreifen, auch er hatte dem guten Kammerherrn schon manche Stunde des Nachdenkens gekostet. Was sollten

die Worte: „noch einen ganz zuverlässigen Mann, der Zutritt hat,“ eigentlich bedeuten? Er war da in ein Netz hineingerathen, das sich um seine Füße gelegt hatte, und ihn selbst, der doch damit etwas Tüchtiges zu fangen gehofft, beinahe zu Falle gebracht hätte. Daß es sich um die Ausführung irgend eines Planes handle, zu dem noch ein zuverlässiger Mann gesucht würde, der Zutritt bei Hof habe, war so klar, daß es jedes Kind begreifen konnte. Damit aber stand der Baron an der Grenze seines Wissens. Daß ihm die Prinzessin an jenem Abend bei der bewilligten Audienz Confidenzen gemacht haben würde, daran war nicht zu zweifeln. Aber warum, — sie mußte doch von seinem Zimmerarrest durch den Baron Rigoll erfahren haben! — aber warum sprach sie nichts über die bewußte Angelegenheit? Warum war Rigoll stumm wie ein Grab und spielte den Unbefangenen in einer wahrhaft beleidigenden Weise?

O, der Augenblick des Glücks, dem er so nahe gewesen, er war ihm unter den Händen entschlüpft, und wenn er träumerisch aufwärts blickte, so sah er es trügerisch in alle Weiten hinausflattern, schillernd, glänzend, strahlend: Aemter, Orden, Würden! — — — —

Wenn er so in finstern, fast verzweifelten Gedanken auf und ab schritt, wollte ihn der Glaube an seine Theorie vom Augenblick des Glücks verlassen; und doch hatte sich dieselbe an Fernow glänzend erwiesen. Hatte dieser Kerl in den wenigen Tagen seit jenem verfluchten Abend nicht ein ganz unverschämtes Glück gehabt? War er nicht inzwischen Major und wirklicher Adjutant des Regenten geworden? Ja, man flüsterte sich mit ernstem Kopfschütteln zu, er sei der allmächtige Vertraute und Günstling des Fürsten, der Regent habe ihm sein Herz geschenkt, „er nenne ihn seinen Sohn, er führe seine Siegel und seine Alba seien nicht mehr.“

So viel war gewiß, daß der gewaltige Herr Kindermann den neuen Major mit unbegreiflicher Zuvorkommenheit behandelte. Er hatte nicht nur sein freundlichstes Lächeln, sondern auch immer irgend ein geheimnißvolles Wort für ihn. Wodurch Fernow so plötzlich in

Gunst gestiegen, das konnte sich bei Hofe Niemand erklären. Die einen glaubten, der Regent habe sich erinnert, welch' ein verdienstvoller Mann sein Vater, der selige Minister gewesen; gutmüthige Leute, denen die Ehre und der gute Name ihrer Nebenmenschen heilig war, spitzten ihr breites Maul, zogen die Augenbrauen hoch empor und bemühten sich, schlau auszusehen, wenn sie flüsternd sagten: „Es war uns schon lange nicht unbekannt, wie angesehen der junge Fernow in allerhöchsten Kreisen ist, ein schöner junger Mann, vortrefflicher Reiter, immenser Tänzer — hm! hm!" Alternde Hofdamen, die anfingen, sich mit Schmerz daran zu erinnern, daß die Heirath die eigentliche und richtige Bestimmung des Mädchens ist und daß weder Soiréen noch Bälle das Herz auf die Dauer zu erwärmen vermögen, die, selbst vom reinsten Adel, mit mindestens sechszehn todten Ahnen hinter sich, darauf verzichten mußten, diese ehrwürdige Kette um ein Glied zu vermehren, die es für eine Mesalliance ansahen, wenn der Baron ein Fräulein von, oder der Graf eine Baronin heirathete, sie waren der Quelle von der Gunst des Herrn von Fernow am nächsten gekommen. Wer war Herr von Fernow? Sein Urgroßvater hieß noch schlechtweg Monsieur Fernow, und selbst der Vater des seligen Ministers, der doch in den Freiherrnstand erhoben worden war, hatte ein Mädchen geheirathet, deren Adel sehr zweifelhaft, wenigstens sehr jung war. Wird es der Enkel besser machen? Im Gegentheil. Ach! jetzt wußten sie ganz genau, woher dieses plötzliche Avancement. Herr Kindermann hatte eine einzige Tochter, die sollte aus dem Vorzimmer in den Salon verpflanzt werden.

Daß bei dieser Idee ein krampfhaftes Lachen die Herzen mehrerer Hofdamen erschütterte, ist selbstredend, und daß sich gegen dies Ereigniß wenigstens ein Dutzend Todfeindinnen zu inniger Freundschaft, zu Schutz und Trutz verbanden, können wir der Wahrheit gemäß versichern.

Ueber alle diese Sachen, Reden und Vermuthungen hatten den

Kammerherrn seine Freunde begreiflicherweise au fait gehalten; und daß er darin etwas zum Nachdenken hatte, zerstreute hie und da seine Langeweile. Gleich darauf aber kam dieselbe wieder riesengroß, erdrückend, und er eilte alsdann durch seine Zimmer, die Hände auf den Rücken gelegt, tief seufzend, fast der Verzweiflung nahe.

In einem dieser Momente war er an das Fenster seines hinteren Zimmers getreten und hatte melancholisch in die finstere Gasse hinausgeschaut, die sich hier seinen Blicken öffnete. Früher hatte er öfters am gegenüberliegenden Hause ein frisches Mädchengesicht bemerkt, das häufig am Fenster lag und verstohlen zu ihm herabblickte, wenn er einige auffallende Bewegungen gemacht. In der Langeweile greift man nach Allem, und so beschloß denn auch der Kammerherr von Wenden, jenes Haus und Fenster in förmlichen Belagerungszustand zu versetzen. Rosa war dieser Mühe schon werth, das mußte er sich am ersten Morgen gestehen, als er die äußerste Parallele eröffnet und eine Demontirbatterie aufgeführt hatte, bestehend aus einem kolossalen Opernglas, vermittelst dessen er die Nachbarin auf zwei Schritte heranzog. Ei der Tausend! wo hatte er bis jetzt seine Augen gehabt? War das ein prächtiges Geschöpf! Und gelehrig, bildsam. Dies Kompliment glaubte er ihr schon nach einigen Stunden machen zu müssen. Wenn sie auch anfänglich nur flüchtig und schüchtern herüberschaute, so gewöhnte sie sich doch bald an seine Blicke; ja, sie konnte lächeln, wenn er in einer melancholischen Attitude am Fenster stand, sie konnte lachen und ihren Kopf aufwerfen, wenn er einen Veilchenstrauß, von welchen Blumen er während seines Zimmerarrestes eine unglaubliche Anzahl consumirte, schmachtend an die Lippen brachte. Wie sie hieß und wer sie war, wußte er am Abend des ersten Tages; am Morgen des zweiten schenkte er seinen sämmtlichen Bekannten kleine zierliche Cigarrenetuis aus Stroh geflochten, so daß einige auf die Vermuthung kamen, er habe vielleicht einen alten Florentiner Onkel beerbt, der ein Lager in Stroharbeiten gehalten.

Wenn er auf die vorhin erwähnte Art wohl zufrieden war mi

seinen Vorarbeiten zur Belagerung der schönen Rosa, so hatte er dagegen in der That einige Furcht, ihr zu tief in die braunen Augen zu sehen. Der Kammerherr von Wenden hatte ein empfindsames Herz, er glaubte, daß es nichts Lächerlicheres in der Welt gäbe, als eine unerwiderte Liebe, und hatte sich nach seinen Erfahrungen zuweilen sagen müssen, daß diese schönen Bürgermädchen mitunter den Teufel im Leibe haben. Ein merkwürdiges Zusammentreffen war es, daß ihm am vierten Tage seines Arrestes Baron Rigoll bei einem Besuche die wunderbare Photographie der schönen Nachbarin zeigte. Er fühlte mit Schrecken, daß er fast eifersüchtig geworden wäre. Doch als ihm die Excellenz hoch und theuer versicherte, sie habe das Portrait in der unschuldigsten Absicht erworben, um es einer Dame vorzulegen, da hatte er sich beruhigt. Daß er aber in der That unruhig gewesen, das wollte ihm durchaus nicht gefallen, besonders da er an einem eigentlich seltsamen Umstande deutlich sah, welchen Eindruck er auf das Herz des jungen Mädchens gemacht. Er stand am Fenster, oder vielmehr er lehnte malerisch hingegossen an einem Flügel desselben. Es war um die Mittagsstunde, und er betrachtete nicht nur die Photographie, sondern er verglich sie Punkt um Punkt mit dem schönen Original, das ebenfalls drüben sichtbar war. Dann gab er sie dem Baron zurück mit der deutlich ausgedrückten Pantomime: Nimm hin einen großen Theil meines Herzens.

„Ach, wenn du wärst mein eigen,
Wie lieb sollt'st du mir sein!“

Dazu warf er einen in Wahrheit zerschmetternden Blick auf das unglückliche junge Mädchen. Und siehe da, sie fühlte in der That innig mit ihm, sie zuckte zusammen, sie wandte den Kopf in's Zimmer nur in der Absicht, um sich zu vergewissern, daß Niemand ihre Emotionen sähe, dann — der Kammerherr hatte sein Opernglas angesetzt — füllten sich ihre Augen mit Thränen, ja sie trat weinend in's Zimmer zurück — ein göttliches Geschöpf! — Das war aber eben der Moment,

die Worte: „noch einen ganz zuverlässigen Mann, der Zutritt hat,“ eigentlich bedeuten? Er war da in ein Netz hineingerathen, das sich um seine Füße gelegt hatte, und ihn selbst, der doch damit etwas Tüchtiges zu fangen gehofft, beinahe zu Falle gebracht hätte. Daß es sich um die Ausführung irgend eines Planes handle, zu dem noch ein zuverlässiger Mann gesucht würde, der Zutritt bei Hof habe, war so klar, daß es jedes Kind begreifen konnte. Damit aber stand der Baron an der Grenze seines Wissens. Daß ihm die Prinzessin an jenem Abend bei der bewilligten Audienz Confidenzen gemacht haben würde, daran war nicht zu zweifeln. Aber warum, — sie mußte doch von seinem Zimmerarrest durch den Baron Rigoll erfahren haben! — aber warum sprach sie nichts über die bewußte Angelegenheit? Warum war Rigoll stumm wie ein Grab und spielte den Unbefangenen in einer wahrhaft beleidigenden Weise?

O, der Augenblick des Glücks, dem er so nahe gewesen, er war ihm unter den Händen entschlüpft, und wenn er träumerisch aufwärts blickte, so sah er es trügerisch in alle Weiten hinausflattern, schillernd, glänzend, strahlend: Aemter, Orden, Würden! — — — —

Wenn er so in finstern, fast verzweifelten Gedanken auf und ab schritt, wollte ihn der Glaube an seine Theorie vom Augenblick des Glücks verlassen; und doch hatte sich dieselbe an Fernow glänzend erwiesen. Hatte dieser Kerl in den wenigen Tagen seit jenem verfluchten Abend nicht ein ganz unverschämtes Glück gehabt? War er nicht inzwischen Major und wirklicher Adjutant des Regenten geworden? Ja, man flüsterte sich mit ernstem Kopfschütteln zu, er sei der allmächtige Vertraute und Günstling des Fürsten, der Regent habe ihm sein Herz geschenkt, „er nenne ihn seinen Sohn, er führe seine Siegel und seine Alba seien nicht mehr.“

So viel war gewiß, daß der gewaltige Herr Kindermann den neuen Major mit unbegreiflicher Zuvorkommenheit behandelte. Er hatte nicht nur sein freundlichstes Lächeln, sondern auch immer irgend ein geheimnißvolles Wort für ihn. Wodurch Fernow so plötzlich in

seinen Vorarbeiten zur Belagerung der schönen Rosa, so hatte er dagegen in der That einige Furcht, ihr zu tief in die braunen Augen zu sehen. Der Kammerherr von Wenden hatte ein empfindsames Herz, er glaubte, daß es nichts Lächerlicheres in der Welt gäbe, als eine unerwiderte Liebe, und hatte sich nach seinen Erfahrungen zuweilen sagen müssen, daß diese schönen Bürgermädchen mitunter den Teufel im Leibe haben. Ein merkwürdiges Zusammentreffen war es, daß ihm am vierten Tage seines Arrestes Baron Rigoll bei einem Besuche die wunderbare Photographie der schönen Nachbarin zeigte. Er fühlte mit Schrecken, daß er fast eifersüchtig geworden wäre. Doch als ihm die Excellenz hoch und theuer versicherte, sie habe das Portrait in der unschuldigsten Absicht erworben, um es einer Dame vorzulegen, da hatte er sich beruhigt. Daß er aber in der That unruhig gewesen, das wollte ihm durchaus nicht gefallen, besonders da er an einem eigentlich seltsamen Umstande deutlich sah, welchen Eindruck er auf das Herz des jungen Mädchens gemacht. Er stand am Fenster, oder vielmehr er lehnte malerisch hingegossen an einem Flügel desselben. Es war um die Mittagsstunde, und er betrachtete nicht nur die Photographie, sondern er verglich sie Punkt um Punkt mit dem schönen Original, das ebenfalls drüben sichtbar war. Dann gab er sie dem Baron zurück mit der deutlich ausgedrückten Pantomime: Nimm hin einen großen Theil meines Herzens.

„Ach, wenn du wärst mein eigen,
Wie lieb sollt'st du mir sein!"

Dazu warf er einen in Wahrheit zerschmetternden Blick auf das unglückliche junge Mädchen. Und siehe da, sie fühlte in der That innig mit ihm, sie zuckte zusammen, sie wandte den Kopf in's Zimmer nur in der Absicht, um sich zu vergewissern, daß Niemand ihre Emotion sähe, dann — der Kammerherr hatte sein Opernglas angesetzt — füllten sich ihre Augen mit Thränen, ja sie trat weinend in's Zimmer zurück — ein göttliches Geschöpf! — Das war aber eben der Moment,

wo Herr Heinrich Böhler sich schmerzlich verletzt in sein höheres Stockwerk zurückzog.

An dem gleichen denkwürdigen Tage hatte der Kammerherr von Wenden einige seiner Bekannten zu einem Diner, ausdrücklich auf Krankensuppe, Gerstenschleim und Apfelcompot, eingeladen. Gegen halb fünf Uhr hatte er eine gewählte Toilette gemacht, sich in seinen Fauteuil an dem bewußten Fenster gesetzt, um vermittelst weißer Halsbinde und Ordensband eine neue Demontirbatterie gegen die schöne Nachbarin zu eröffnen. Der liebenswürdige Feind ließ sich übrigens nicht häufig sehen, nur einmal kam Rosa an's Fenster, dagegen aber, als er in diesem Augenblicke, wie betheuernd seine Hand auf's Herz legte, schien sie tief ergriffen zu sein, seufzte sichtlich und verschwand nach einem langen Blicke.

Der Kammerdiener meldete den Major Fernow, weßhalb sich Baron Wenden in seinen kleinen Salon zurückbegab, um ihn freundlich zu empfangen. Fernow kam ihm lächelnd entgegen und reichte ihm die Hand, indem er sagte: „Es geht dir gut, nicht wahr? Seine Hoheit, mit dem ich die Ehre hatte, ausreiten zu dürfen, sagte mir ausdrücklich, du müßtest auf deine Wiederherstellung Bedacht nehmen, damit du nächster Tage wieder ausgehen könnest.“

„Das sagte er wirklich?“ erwiderte der Kammerherr. „Nun, ich bin in der That Seiner Hoheit für die fortgesetzten Aufmerksamkeiten um mich den größten Dank schuldig. Das wirst du ihm sagen, und bitte ich dich, da du doch einmal das Allerhöchste Ohr hast, hinzuzufügen, ich werde alles Mögliche thun, um mich künftig vor dergleichen kleinen Krankheiten zu bewahren.“

„Soll ich ihm das wirklich sagen?“

„Du wirst mich sehr damit verbinden, lieber Freund. Doch da fällt mir eben ein, daß ich vielleicht zu viel verspreche. Weiß ich denn den Grund meiner Krankheit? — Weißt du ihn etwa?“

Der Major zuckte mit den Achseln.

„Der Teufel wird ihn wahrscheinlich wissen, — ich habe keine

Ahnung davon," fuhr der Kammerherr fort, indem er verdrießlich an seiner weißen Halsbinde zupfte, „und das ist gerade das Schlimme, daß ich keine Idee davon habe, vor was ich mich in Acht nehmen muß, um für die Zukunft vor einer solchen — Schulkrankheit bewahrt zu bleiben. — Ja du magst lächeln, wie du willst, das Ganze ist eine verdrießliche Geschichte, und, Spaß bei Seite, sei so gut und gib mir einen Anhaltspunkt, gib mir eine Idee, was ich thun und lassen soll, um künftig in den Augen des Regenten nicht wieder unwohl zu erscheinen."

„Du, ein Philosoph, ein Denker;" entgegnete lustig Herr von Fernow. „Wie kann ich, der nur so mit der ganzen Heerde läuft, dir einen Rath geben!"

Der Kammerherr warf unruhig den Kopf auf die rechte Seite, dann sprach er: „Sei ein bischen ehrlich, Fernow. Ich versichere dich, meine Krankheit ist mir räthselhaft. Wenn ich im gewöhnlichen Leben weiß, daß ich weder Austern noch Trüffeln vertragen kann, so esse ich nicht das Eine, nicht das Andere. Wenn mir der Champagner Beschwerden macht, so trinke ich keinen, wenn mir die Zugluft schadet, so ziehe ich mich warm an — aber was ich thun soll, um in den Augen des Regenten nicht krank zu werden, davon habe ich, auf meine Ehre, keinen Begriff."

Herr von Fernow strich seinen schwarzen Bart und blickte, ohne zu antworten, an die Decke empor.

„Nochmals, Fernow, sei ehrlich," fuhr Herr von Wenden fort, „sage, was du mir sagen kannst. Du weißt, daß ich wohl im Stande bin, Andeutungen, wenn sie auch mit wenigen Worten gegeben sind, zu verstehen."

„Was ich kann, will ich gern thun," antwortete der Major. „Laß uns einmal sehen, was könnte vielleicht auf deinen Fall passen?"

Er legte die Hand an die Stirn und schien in tiefes Nachdenken zu versinken. „Ja, ja, das wäre möglich," sagte er nach einer Pause. „Weißt du, lieber Wenden, es gibt Leute, die den Geruch von Blumen nicht ertragen können, — denen er die Nerven angreift."

„Ah! ich verstehe; — also doch! Namentlich sind mir vielleicht solche Blumen gefährlich, in denen Papierstreifen verborgen sind. Meinst du nicht auch?“

„Ob irgend ein Papierstreifen etwas dazu beiträgt, wäge ich in der That nicht zu entscheiden. Aber du wirst mich verstehen.“

„Vielleicht gibt es auch noch andere Dinge, die deiner Gesundheit nicht zuträglich sind.“ — —

„So, noch andere Dinge?“

„Ich meine nur so. Ich selbst, der ich recht gesund bin, habe doch zuweilen erfahren, daß die weiten Säle des Schlosses, besonders spät des Abends, eine feuchte, widrige Luft enthalten, die Einem, der dazu geeignet ist, die Lunge angreifen kann.“

„Und da werden vor Allem die Säle sehr gefährlich sein,“ ergriff der überraschte Kammerherr die Andeutung, „die zum Appartement Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Elise führen.“

„Ob die gerade mehr oder minder Krankheitsstoff zu gewisser Stunden enthalten, wage ich nicht zu entscheiden; genug — “

„Der Beweis ist geliefert,“ fiel ihm der Kammerherr unmuthig in's Wort. — „Fernow, Fernow, du bist in den wenigen Tagen ein ganz geriebener Patron geworden!“

„Das wird dich doch nicht wundern,“ versetzte der Major, „nachdem ein Denker wie du sich die Mühe gab, mir einen langen Sonntag Nachmittag seine kostbaren Theorien auseinander zu setzen.“

Der Kammerdiener meldete Seine Excellenz, den Oberstjägermeister Herrn Baron von Rigoll, und diese Excellenz hüpfte freundlich durch das Vorzimmer, blieb aber unter der Eingangsthür zum Salon in einer affektirten Haltung stehen. Das heißt, Rigoll heuchelte den Ausdruck der Bestürzung und Besorgniß. Er warf den Oberkörper zurück und breitete beide Arme aus, indem er rief: „Ist das Ernst oder Scherz, bester Freund? Sie haben mich auf Krankensuppe eingeladen, auf Gerstenschleim, was weiß ich; auf Apfelcompot, Horreur! Ich hoffe nicht, daß es Ihnen Ernst damit war, sonst müßte ich in der

That bedauern, hiehergekommen zu sein. Ich habe Ihretwegen sehr frühzeitig Fräulein von Ripperda, meine Braut verlassen, — Teufel auch! In einem solchen Falle muß man wissen warum!“

„Beruhigen Sich Euer Excellenz nur,“ lachte der Kammerherr, offenbar geschmeichelt durch den gnädigen Spaß. „Wenn ich auch bitten muß, mit der Küche eines Kranken Nachsicht zu haben, so wird sich doch wohl auch noch etwas für einen gesunden Appetit finden.“

Seine Excellenz hatte ein kleines Paketchen in der Hand; es sah ungefähr aus wie ein Buch in groß Octav, welches er dem Kammerdiener übergab und aufs Sorgfältigste anempfahl. Dann erst schien er den Major zu bemerken, der, die Hände mit dem Hut auf dem Rücken, mit gespreizten Beinen, seinem eigenthümlichen Wesen zuschaute. „Ah, Herr von Fernow,“ sagte Baron Rigoll, und das bekannte unangenehme Lächeln wetterleuchtete auf seinem Gesicht.

„Ich hatte schon die Ehre, Euer Excellenz mein Compliment zu machen,“ entgegnete der Major, „und erlaube mir nun, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen.“

„Vortrefflich, danke schön. Außerordentlich gut. Es muß mir ja ausgezeichnet gehen. Darüber wird keiner der Herren im Zweifel sein.“

„Wenigstens sind Euer Excellenz beneidenswerth,“ entgegnete Herr von Fernow mit der größten Ruhe von der Welt.

Der Kammerdiener meldete noch drei Freunde des Hausherrn und ebenfalls genaue Bekannte der Anwesenden. Man trat ein, man reichte sich die Hände, man stülpte die Hüte auf irgend ein Fauteuil oder einen Divan, man fand das Aussehen des Kammerherrn für einen Kranken unbegreiflich gut, man sprach über das Wetter, man erzählte von einem Ritt, von einer Soirée, man warf einen verstohlenen Blick in den Spiegel, man war zufrieden mit sich selber, und als nun der Kammerdiener eintrat und mit leiser Stimme ankündigte, daß servirt sei, ging man in's Speisezimmer, setzte sich um den vortrefflich arrangirten Tisch und das Diner nahm seinen Anfang, verlief zwischen Lachen und Scherzen, unter vortrefflichen Schüsseln, ausgezeichnetem Sauterne,

Bordeaux und Rheinwein, und endete, wie gewöhnlich mit einem Frucht-Aufsatz von Gefrorenem, mit Champagner und Tokayer.

Obgleich das Frühjahr schon angebrochen war, konnte man doch Abends im Zimmer noch ein leichtes Feuer ertragen, und die ganze Tischgesellschaft fand es außerordentlich comfortabel, als sie der Kammerherr in sein kleines Arbeitslokal führte, wo ein Kaminfeuer loderte, um welches sechs niedrige kleine Fauteuils standen, die so leicht auf ihren Rollfüßen liefen, daß sie der geringsten Bewegung nach rechts oder links nachgaben und so die Conversation außerordentlich erleichterten.

Der behagliche Aufenthalt, das muntere Gespräch, welches sich bei dem Dufte des Kaffees und dem Rauch der Cigarren entwickelte, hielt die Gesellschaft länger als sonst beisammen. Zu vorgerückter Stunde erst trennten sich die Gäste, mit Ausnahme der Excellenz von ihrem Wirthe.

Als der Kammerherr aus dem Vorzimmer, wohin er seine Freunde begleitet, zurückkehrte, fand er den Oberstjägermeister mit einem Buch in der Hand an dem Tische stehend; wenn er aber auch dieses aufgeschlagen vor sich hielt, so sah er doch nicht hinein, vielmehr starrten seine Blicke, wie in tiefen Gedanken, weit darüber hinaus. Auch war von seinem Gesichte der Ausdruck der heitern, sarkastischen Laune, den er während des Diners und auch nachher so sorgfältig bewahrt, gänzlich verschwunden; auf seiner Stirn lag eine Wolke trüber Sorge, er hatte die Lippen zusammengekniffen und das fast unvertilgbare Lächeln seiner Mundwinkel sah trotzig und höhnend aus.

Er warf das Buch auf den Tisch, als er die Schritte des Zurückkommenden hörte, wandte sich gegen den Kammerherrn und sagte: „So wären wir endlich allein." Dann setzte er in einem beinahe heftigen Tone hinzu: „Baron, ich bewundre Sie. Mit Ihrer Gewandtheit kann es Ihnen nicht fehlen, eine große Carrière zu machen."

Herr von Wenden sah ihn einigermaßen erstaunt an und so war auch der Ton seiner Stimme, als er entgegnete: „Ich begreife in der That Euer Excellenz nicht besonders. Sie sind so freundlich, von

meiner Gewandtheit zu sprechen, — ich bitte Sie um Gotteswillen, sehen Sie denn nicht, wohin mich meine Gewandtheit gebracht? Zu einem Arrestanten auf Ehrenwort."

„Das ist ja gerade, was Sie klug gemacht!" rief der Oberstjägermeister, indem er heftig auf- und abging. „Sie haben sich von der Sirene nicht verlocken lassen. Sie warf Ihnen die goldene Angel hin; Sie haben nur ein bischen darnach geschnappt, aber das Schicksal in Gestalt Ihres Freundes Fernow hat Sie vor dem Anbeißen bewahrt."

„Ich verstehe Euer Excellenz in der That nicht."

„Es ist aber nicht schwer, mich zu verstehen. Wie schon bemerkt, — Sie waren klug genug, sich hier in die Einsamkeit zurückzuziehen, und sind so dem Netze entgangen, welches man im Begriff stand, über Sie zu werfen. Ich dagegen zapple darin wie eine gefangene Fliege." Seine Excellenz machte in der That bei dieser Bemerkung ähnliche krankhafte Bewegungen, wie man sie wohl bei einem gefangenen unglücklichen Geschöpf der eben erwähnten Art sieht.

„Darf ich Sie wohl bitten, mir durch Ihren Kammerdiener das Paketchen herbringen zu lassen, das ich ihm vorhin übergeben?" sagte die Excellenz und fuhr alsdann fort, nachdem Herr von Wenden achselzuckend die Klingel gezogen und ihn mit unverkennbarem Erstaunen, fast mit Schrecken anstarrte: „Glauben Sie mir, lieber Freund, drüben im Schlosse sind alle zehntausend Teufel los."

Der Kammerherr deutete pantomimisch an, indem er die Augen weit aufriß und seine Hände von sich abstreckte: Sie sehen meine Ueberraschung.

„Ich versichere Sie, lieber Wenden, es war der klügste Streich Ihres Lebens, sich in Zimmerarrest setzen zu lassen. Hätte ich das vor acht Tagen nur auch gethan! O über die intriguanten Weiber! Sie wissen, weßhalb ich an die Prinzessin gefesselt bin. Meine Verlobung mit Fräulein von Ripperda ist ausgesprochen, ich interessire mich lebhaft für das schöne Mädchen; es wird mich auch glücklich machen, sie zu heirathen, und ich will und kann nicht anders. Denn wenn ich

selbst jetzt zurückträte, so würde sich doch die ganze Welt hohnlachend über den schönen Korb freuen, den der ältere Baron Rigoll von dem jüngeren Fräulein von Ripperda erhalten." Hiebei sandte er einen Blick in den Spiegel, und da er mit seinen Betrachtungen nicht sehr zufrieden zu sein schien, so warf er sich unmuthig in einen Fauteuil. Der Kammerdiener hatte unterdessen das bewußte Paketchen gebracht. Seine Excellenz riß hastig Papier und Bindfaden ab und reichte von zwei Portraits, die darin waren, eines dem Kammerherrn, ohne es anzusehen.

„Eine Photographie von Ihnen? Vortrefflich gemacht!" sagte Herr von Wenden. — „Ah! ich gab Ihnen das falsche!" rief der Oberstjägermeister. „Nehmen Sie dies da. Kennen Sie die Person?"

Der Kammerherr betrachtete lange und aufmerksam das Bildniß. Dann bedeckte er die Augen mit der Hand und dachte nach. „Gesehen habe ich diesen Kopf," sprach er nach einer Pause, „aber ich weiß nicht, ob die Person selber, oder ebenfalls nur ein Bildniß von ihr."

„Vielleicht beides; erinnern Sie sich."

Herr von Wenden sah den Oberstjägermeister mit einem eigenthümlichen Blick an, doch bemerkte man wohl an seinen Augen, daß er in seinem Gedächtnisse wühlte. „Ja, ja," sprach er alsdann, „das Gesicht ist mir bekannt. Ich meine, ich hätte es kürzlich gesehen."

Seine Excellenz nickte mit dem Kopfe.

„Wenn ich aber diesem Kopfe in meinen Gedanken ein Tuch gebe, wie es die Beduinen auf ihren Ritten in der Wüste zu tragen pflegen, und mir statt des Paletots einen Burnus denke — — — — Alle Teufel! ja, ich hab's." Bei diesen Worten eilte er an seinen Bücherschrank, öffnete ihn hastig, zog ein sehr elegant gebundenes Buch hervor und hielt das Portrait in demselben dem Oberstjägermeister vor die Augen. — Dieser nickte abermals und sehr verdrießlich mit dem Kopfe.

„Herzog Alfred von D..," rief der Kammerherr im Tone der höchsten Ueberraschung, „und er ist hier in der Residenz, ich sah ihn kürzlich in — wo war es doch — in irgend einer Gesellschaft."

„O, in der besten von der Welt. Der Herzog war — hier in diesem Zimmer, auf demselben Fauteuil, wo ich jetzt zu sitzen die Ehre habe."

„Graf Hohenberg?" — „Graf Hohenberg." — Einen Augenblick sahen sich die Beiden forschend an. Ihre Gedanken konnten sich unmöglich vereinigen. Auf dem Gesichte des Kammerherrn bemerkte man deutlich, daß er in Vermuthungen umhertappe, in den Blicken der Excellenz dagegen lag eine unheimliche Ruhe, die verrieth, er wisse vollkommen, um was es sich handle, und er schweige vielleicht nur aus Schonung, um den Andern nicht zu plötzlich zu erschrecken.

„Aber um Gotteswillen, Excellenz, was hat es zu bedeuten, daß sich der Herzog so incognito bei uns aufhält? Denn daß man bei Hofe von seiner Anwesenheit nichts weiß, liegt auf flacher Hand. — Sie lächeln so sonderbar. Wüßte man doch etwas davon, und hätte Ursache, es zu verheimlichen?"

„Daß Personen vom Hofe um dieses in der That gefährliche Geheimniß wissen, beweisen wir Beide. Wir gehören ja auch zum Hof."

„Ich muß recht sehr bitten, Excellenz. Ich erfahre so eben die ersten Andeutungen darüber."

„Weil Sie sich schlauer Weise auf die Krankenliste setzen ließen."

„Das also hängt mit jenem Papierstreifen zusammen?" fragte der Kammerherr in höchster Spannung. — „So ist es." — „Also, um da zu irgend etwas mitzuhelfen, irgend welche Instructionen zu empfangen, sollte ich an jenem verhängnißvollen Abend die bewußte Audienz haben?"

„Die Sie durch Ihren Freund, Herrn von Fernow, vereiteln ließen. O, Sie haben das schlau angefangen, bewundernswürdig fein."

„Aber ich versichere, daß es mir ein wahres Glück wäre, der durchlauchtigen Prinzessin Elise mich und meine Dienste unbedingt und unbeschränkt anbieten zu können."

„Und das sagen Sie mir?" rief der Oberstjägermeister, „mir, den Sie in diesem Augenblick fast darüber in Verzweiflung sehen, daß ich mich, verzeihen Sie mir den Ausdruck, der Prinzessin mit Leib und

Seele übergeben habe?" Er war bei diesen Worten in die Höhe gesprungen und griff mit seinen Fingern zwischen die Halsbinde, wie Jemand, dem es zu warm wird.

Obgleich sich der Kammerherr bemühte, ein recht gescheidtes Gesicht zu machen, so mußte er sich doch gestehen, daß es der Situation angemessener gewesen wäre, recht dumm auszusehen; denn er verstand durchaus nichts von den Verlegenheiten des Oberstjägermeisters, wenn sich auch unzählige Vermuthungen in seinem Kopfe kreuzten.

Seine Excellenz hatte sich wie ermattet in den Fauteuil zurückgelehnt; sie faltete ihre Finger zusammen und ließ die Daumen beider Hände um einander herumspazieren. „Da ich fest auf Sie vertraue," sagte Rigoll nach einer Pause, „und da ich eine Hilfe vielleicht nothwendig brauche, so will ich Ihnen die ganze Geschichte mittheilen. Aber, lieber Wenden, es ist eine Sache, die, auf unrechte Art am unrechten Orte hinterbracht, ganz eigenthümliche Folgen haben kann."

„Für Sie, Excellenz?" — „Ja. Eigentlich für Jeden, der damit zu thun hat."

„Da könnte sich also meine Krankheit in's Unendliche verlängern, ja am Ende gar zu einem chronischen Uebel werden."

„Machen Sie keinen Scherz. Gerade Ihre so außerordentlich à propos eingetretene Krankheit überzeugt mich, mit welcher Gewandtheit Sie unsere Sache behandeln werden. Wenn man sich in die Intriguen einer Dame, wie die Prinzessin Elise, einläßt, so spielt man va banque."

„Spielen wir," sagte entschlossen der Kammerherr. „Wie ich an Euer Excellenz gesehen habe, ist Ihnen schon vor Beendigung des Spiels ein wunderbarer Treffer zugefallen. Vielleicht bin auch ich so glücklich."

Der Oberstjägermeister unterdrückte einen leichten Seufzer. „Daß der Herzog also hier ist, wissen Sie. Ich habe ihn früher sehr gut gekannt, daher suchte man auch gerade mich aus zu der höchst gefährlichen Commission."

„Und was will er?" fragte fast ungeduldig der Kammerherr.

„Was er will? Nun, nichts mehr und nichts weniger, als — die Prinzessin Elise heirathen.“

„Donner und Wetter!“ sagte Herr von Wenden, und trat einen Schritt zurück.

„Und das habe ich einfädeln müssen,“ fuhr die Excellenz fort, indem sie sich leicht mit der Hand über die Stirn strich. „Habe die nothwendigen Correspondenzen besorgt und habe den Herzog eingeladen, hierher zu kommen.“

„Und das Alles hinter dem Rücken Seiner Hoheit des Regenten?“ fragte der Andere in einem sonderbar gedehnten Tone.

„Diese Frage, mon chèr,“ antwortete ungeduldig der Oberstjägermeister, „beweist mir, wie wenig Sie die Prinzessin kennen. Hat es ihr jemals Spaß gemacht, irgend eine Sache gerade und offen zu betreiben? Ich wüßte mich derart nichts zu erinnern, und sie selbst vielleicht auch nicht. — Stellen Sie sich nun in meine Lage. Der Herzog, dem die Idee, die Prinzessin im Geheimen kennen zu lernen, recht schön und romantisch vorkam, ist hier, die heillose Angelegenheit aber will nicht den kleinsten Schritt vorwärts thun.“

„Und aus welchem Grunde nicht?“

„Bester Wenden, nehmen Sie mir's nicht übel, Sie fragen wie ein unschuldiges Kind, aber nicht wie ein Kammerherr, der schon so und so viele Jahre an diesem Hofe gelebt. Warum? — Weil die Prinzessin nun einmal die Idee hat, die Sache nicht vorwärts zu treiben, sondern sie auf's Langsamste oder vielmehr gar nicht gehen zu lassen.“

„Und sieht sie den Herzog häufig?“

„Ihn häufig sehen? Sie hat ihn noch gar nicht gesehen, seit er hier ist. Sie will sein Portrait, er soll das ihrige haben, und dann wird sie sich vielleicht entschließen, ihm auf Gott weiß welche verzwickte und geheimnißvolle Art zu begegnen. Da haben Sie die Geschichte meiner Leiden. Zwischen diesen beiden Feuern sitze ich, und kann es mir da ein vernünftiger Mensch übel nehmen, wenn ich mich zuweilen in einer völligen Verzweiflung befinde? — Aber das habe ich mir

Seele übergeben habe?" Er war bei diesen Worten in die Höhe gesprungen und griff mit seinen Fingern zwischen die Halsbinde, wie Jemand, dem es zu warm wird.

Obgleich sich der Kammerherr bemühte, ein recht gescheidtes Gesicht zu machen, so mußte er sich doch gestehen, daß es der Situation angemessener gewesen wäre, recht dumm auszusehen; denn er verstand durchaus nichts von den Verlegenheiten des Oberstjägermeisters, wenn sich auch unzählige Vermuthungen in seinem Kopfe kreuzten.

Seine Excellenz hatte sich wie ermattet in den Fauteuil zurückgelehnt; sie faltete ihre Finger zusammen und ließ die Daumen beider Hände um einander herumspazieren. „Da ich fest auf Sie vertraue," sagte Rigoll nach einer Pause, „und da ich eine Hilfe vielleicht nothwendig brauche, so will ich Ihnen die ganze Geschichte mittheilen. Aber, lieber Wenden, es ist eine Sache, die, auf unrechte Art am unrechten Orte hinterbracht, ganz eigenthümliche Folgen haben kann."

„Für Sie, Excellenz?" — „Ja. Eigentlich für Jeden, der damit zu thun hat."

„Da könnte sich also meine Krankheit in's Unendliche verlängern, ja am Ende gar zu einem chronischen Uebel werden."

„Machen Sie keinen Scherz. Gerade Ihre so außerordentlich à propos eingetretene Krankheit überzeugt mich, mit welcher Gewandtheit Sie unsere Sache behandeln werden. Wenn man sich in die Intriguen einer Dame, wie die Prinzessin Elise, einläßt, so spielt man va banque."

„Spielen wir," sagte entschlossen der Kammerherr. „Wie ich an Euer Excellenz gesehen habe, ist Ihnen schon vor Beendigung des Spiels ein wunderbarer Treffer zugefallen. Vielleicht bin auch ich so glücklich."

Der Oberstjägermeister unterdrückte einen leichten Seufzer. „Daß der Herzog also hier ist, wissen Sie. Ich habe ihn früher sehr gut gekannt, daher suchte man auch gerade mich aus zu der höchst gefährlichen Commission."

„Und was will er?" fragte fast ungeduldig der Kammerherr.

„Was er will? Nun, nichts mehr und nichts weniger, als — die Prinzessin Elise heirathen.“

„Donner und Wetter!“ sagte Herr von Wenden, und trat einen Schritt zurück.

„Und das habe ich einfädeln müssen,“ fuhr die Excellenz fort, indem sie sich leicht mit der Hand über die Stirn strich. „Habe die nothwendigen Correspondenzen besorgt und habe den Herzog eingeladen, hierher zu kommen.“

„Und das Alles hinter dem Rücken Seiner Hoheit des Regenten?“ fragte der Andere in einem sonderbar gedehnten Tone.

„Diese Frage, mon chèr,“ antwortete ungeduldig der Oberstjägermeister, „beweist mir, wie wenig Sie die Prinzessin kennen. Hat es ihr jemals Spaß gemacht, irgend eine Sache gerade und offen zu betreiben? Ich wüßte mich derart nichts zu erinnern, und sie selbst vielleicht auch nicht. — Stellen Sie sich nun in meine Lage. Der Herzog, dem die Idee, die Prinzessin im Geheimen kennen zu lernen, recht schön und romantisch vorkam, ist hier, die heillose Angelegenheit aber will nicht den kleinsten Schritt vorwärts thun.“

„Und aus welchem Grunde nicht?“

„Bester Wenden, nehmen Sie mir's nicht übel, Sie fragen wie ein unschuldiges Kind, aber nicht wie ein Kammerherr, der schon so und so viele Jahre an diesem Hofe gelebt. Warum? — Weil die Prinzessin nun einmal die Idee hat, die Sache nicht vorwärts zu treiben, sondern sie auf's Langsamste oder vielmehr gar nicht gehen zu lassen.“

„Und sieht sie den Herzog häufig?“

„Ihn häufig sehen? Sie hat ihn noch gar nicht gesehen, seit er hier ist. Sie will sein Portrait, er soll das ihrige haben, und dann wird sie sich vielleicht entschließen, ihm auf Gott weiß welche verzwickte und geheimnißvolle Art zu begegnen. Da haben Sie die Geschichte meiner Leiden. Zwischen diesen beiden Feuern sitze ich, und kann es mir da ein vernünftiger Mensch übel nehmen, wenn ich mich zuweilen in einer völligen Verzweiflung befinde? — Aber das habe ich mir

terredung und sprach zu sich selbst: „Helf' was helfen mag! Ich glaube einen guten Blitzableiter gefunden zu haben."

Der Kammerherr droben blickte durch das Fenster auf die Straße, und als er die Equipage Seiner Excellenz um die Ecke verschwinden sah, rieb er sich die Hände und meinte: „Ich glaube, diese Mittheilung könnte in der That im Stande sein, mein Unwohlsein plötzlich aufhören zu machen. Fort mit diesen Intriguen! Sie sind mir schlecht bekommen. Ich werde nach Befund der Umstände bei dem Regenten schriftlich um eine Audienz nachsuchen."

Eilftes Kapitel.

Leuchtkäfer.

Als der Major von Fernow das Haus seines Gastfreundes verließ, fand er, daß es ein angenehmer Abend sei. Daß es ein wenig kühl war, achtete er nicht; erwärmten ihn doch die freundlichen Bilder und Gedanken, die ihn zahllos umschwebten und deren Mittelpunkt immer *sie* war. Wie fühlte er sich so glücklich, mit dem geliebten Mädchen ein Geheimniß zu haben, ein so entzückendes Geheimniß! Gesehen hatte er sie selten seit jenem Abend, sich mit ihr unterhalten so gut wie gar nicht, es müßte denn eine Unterhaltung zu nennen sein, wenn er sie nach der Tafel fragte: „Sie besuchen heute die Oper?" und sie antwortete: „Ich glaube wohl, daß ich dort sein werde." Dagegen aber war ein so vollständiger Telegraphen- und Zeichendienst zwischen Beiden eingerichtet, daß die längsten Depeschen mit Leichtigkeit aufgegeben und ebenso verstanden wurden. Die Liebe ist darin entsetzlich erfinderisch, entsetzlich für alle armen Hüter, mögen sie nun Ehemänner, Eltern, Vormünder oder wie immer heißen. Hat doch

mit einer Antwort zögerte, schien dem Baron Rigoll durchaus nicht zu gefallen. Er wandte sich unmuthig gegen ihn und sagte in einem etwas scharfen Tone:

„Ei, bester Baron, wie nehme ich Ihr Stillschweigen? Sie ließen mich mein Geheimniß ruhig erzählen, und jetzt, da Sie es wissen, zögern Sie auf eine für mich fast beängstigende Art."

„Sie sollen sich in mir nicht verrechnet haben," antwortete Herr von Wenden entschlossen. „Sagen Sie der Prinzessin in Gottes Namen, ich sei ganz zu ihren Diensten, und lassen Sie mich wissen, was ich thun soll."

Der Oberstjägermeister schien freier aufzuathmen. Er reichte dem Andern die Hand und erwiderte: „Ich danke Ihnen herzlich und werde Ihre Bereitwilligkeit bestens anzubringen wissen. Jetzt werden Sie aber vor allen Dingen gesund, lassen Sie sich morgen bei der Prinzessin melden; sie wird von unserer Angelegenheit beginnen, und dann tragen Sie mit Ihrer ganzen Ueberredungskunst dazu bei, daß sie uns endlich einmal eine vernünftige Antwort gibt, die wir dem Herzog mittheilen können."

„Daran soll's nicht fehlen. Sobald ich ausgehen kann," setzte er mit Beziehung hinzu, „und mich die Prinzessin annimmt, werde ich mein Mögliches thun."

„Gott sei Dank, ich sehe endlich ein wenig Licht in dieser Finsterniß," sagte der Oberstjägermeister nach einem tiefen Athemzuge. „Seien Sie zufrieden, daß Sie jetzt ruhig in Ihrer Wohnung bleiben können. Ich habe noch eine Verhandlung mit dem Herzoge und fürchte, ich bekomme pikante Redensarten zu hören. Also auf Wiedersehen morgen," — er reichte ihm die Hand, „zu Schutz und Trutz!"

„Und auf gutes Gelingen," antwortete Herr von Wenden, und darauf trennten sie sich.

Der Oberstjägermeister warf sich in seinen Wagen, und als er nach Hause rollte, dachte er begreiflicherweise an die eben gehabte Un-

terredung und sprach zu sich selbst: „Helf' was helfen mag! Ich glaube einen guten Blitzableiter gefunden zu haben."

Der Kammerherr droben blickte durch das Fenster auf die Straße, und als er die Equipage Seiner Excellenz um die Ecke verschwinden sah, rieb er sich die Hände und meinte: „Ich glaube, diese Mittheilung könnte in der That im Stande sein, mein Unwohlsein plötzlich aufhören zu machen. Fort mit diesen Intriguen! Sie sind mir schlecht bekommen. Ich werde nach Befund der Umstände bei dem Regenten schriftlich um eine Audienz nachsuchen."

Eilftes Kapitel.

Leuchtkäfer.

Als der Major von Fernow das Haus seines Gastfreundes verließ, fand er, daß es ein angenehmer Abend sei. Daß es ein wenig kühl war, achtete er nicht; erwärmten ihn doch die freundlichen Bilder und Gedanken, die ihn zahllos umschwebten und deren Mittelpunkt immer sie war. Wie fühlte er sich so glücklich, mit dem geliebten Mädchen ein Geheimniß zu haben, ein so entzückendes Geheimniß! Gesehen hatte er sie selten seit jenem Abend, sich mit ihr unterhalten so gut wie gar nicht, es müßte denn eine Unterhaltung zu nennen sein, wenn er sie nach der Tafel fragte: „Sie besuchen heute die Oper?" und sie antwortete: „Ich glaube wohl, daß ich dort sein werde." Dagegen aber war ein so vollständiger Telegraphen- und Zeichendienst zwischen Beiden eingerichtet, daß die längsten Depeschen mit Leichtigkeit aufgegeben und ebenso verstanden wurden. Die Liebe ist darin entsetzlich erfinderisch, entsetzlich für alle armen Hüter, mögen sie nun Ehemänner, Eltern, Vormünder oder wie immer heißen. Hat doch

zwischen zweien, die einander verstehen, Alles seine Bedeutung! Ob sie den Fächer in die rechte oder linke Hand nimmt, ob sie über ihre Stirn streift, oder über ihr Haar, ob sie den Kopf auf den rechten oder linken Arm stützt, ob sie gegen ihre Nachbarin lächelt oder ernst mit ihr spricht. Und bei ihm ist es ganz der gleiche Fall. Ein Hervorziehen des Sacktuchs, ein-, zwei- oder dreimal schnell nach einander; ein Augenblick mit aufgestütztem Arm, wie in tiefes Nachdenken versunken, dann ein plötzliches Auffahren, das Betrachten der Uhr, das Ausziehen eines Handschuhs oder beider, — wer kann alle diese Zeichen einer Sprache nennen, die so verschiedenartig ist, von Jedem und Jeder neu erfunden, und mit so außerordentlicher Leichtigkeit erlernt wird. Es geschieht das unbewußt, wir möchten sagen, instinktartig, und das junge Mädchen, welches einmal beginnt, mit ihrem Gegenüber zu telegraphiren, hat, ehe es das selbst weiß, ein ganzes Alphabet bei einander, und wird durch keinen Ausdruck in Verlegenheit gebracht.

Wie sich sein Schicksal, in Betreff des Fräuleins von Ripperda, entwickeln würde, daran hatte Fernow eigentlich noch gar nicht gedacht. Er war in gewissen Beziehungen eine von den glücklichen Naturen, welche im Stande sind, sich mit einer entzückenden Gegenwart zu unterhalten, und die es vermögen, die finster blickende Zukunft vollständig zu ignoriren. Was hätte ihm aber auch sein Nachgrübeln helfen können? Wie die Sachen standen, konnte ihm nur etwas ganz Unverhofftes den Pfad ebnen, nur ein Wunder zum glücklichen Ziele führen. Und darauf hoffte er im Namen der Liebe und Treue.

So schritt er durch die Straßen bei dem herzoglichen Schlosse vorüber und trat in die Gärten, welche dasselbe von einer Seite umgaben. — Hier hatte der Frühling Bäume und Sträucher mit dem ersten saftigen Grün aufgeputzt und die Blätter waren noch so wenig entwickelt, daß sich gerade dadurch die einzelnen Partieen auf's Zierlichste nuancirten. Ein mächtiges Bauwerk stand am Rande des Park-

abhanges, von dem man eine entzückende Aussicht über die Anlagen ringsumher hatte. Es war ein ehemaliges Bastion, zu den Befestigungen des früheren Schlosses gehörig, das man stehen ließ, gerade wegen der wunderbaren Aussicht, die man von der Plattform derselben genoß. Man ging von den oberen Gärten gerade hinauf und wenn man an den Rand dieses Bollwerks trat, so erblickte man in der Tiefe die unteren Partieen des schönen Parks. Oben standen riesenhafte Kastanien, deren breite Kronen einen Schattengang um den Platz bildeten, während die dicken Stämme die Landschaft stellenweise einrahmten, und dieselbe noch malerischer erscheinen ließen.

Obgleich die Sonne nicht mehr am Himmel stand, so war es doch noch so hell, daß man eine gute Strecke der Umgebung deutlich überblicken konnte. Die feine glänzende Sichel des jungen Mondes schwebte im Osten über einer fast schwarzen Föhrenpartie und glitzerte anmuthig zwischen den fein gezackten Zweigen und Nadeln hindurch, gerade wie das Diadem der Nachtkönigin, die langsam herniederschwebt, um in dem aufdampfenden Abendnebel den Spielen ihres lustigen Hofstaates zuzuschauen.

Als der Major die Terrasse betrat, glaubte er hier allein zu sein, wenigstens bemerkte er Niemand, und erst als er dicht vor der Brüstung stand, erblickte er in seiner Nähe einen Mann, der auf derselben saß und den er bis jetzt nicht bemerkte, da ihn einer der dicken Kastanienbäume verdeckt. — Da es nichts Seltenes war, hier Jemand anzutreffen, so bekümmerte sich auch Herr von Fernow nicht weiter darum, sondern lehnte sich an einen der Bäume und blickte auf die schattenhaften Buschpartieen zu seinen Füßen. Sein Nachbar auf der Brüstung schien mit Interesse den Mond betrachtet zu haben, doch wandte er sein Gesicht dem neuen Ankömmlinge zu und begrüßte ihn durch höfliches Abnehmen des Hutes, sowie durch den freundlichen Wunsch eines guten Abends.

Herr von Fernow dankte und warf einen Blick auf den Dasitzenden. Es war ein anständig gekleideter, junger Mann, mit hübschen

einnehmenden Gesichtszügen; er hatte den rechten Arm um das eiserne Geländer geschlungen, womit die Brüstung erhöht war, und da er seinerseits nun ebenfalls den Andern betrachtete, so trafen sich ihre Blicke und es war nichts Auffallendes darin, daß der junge Mann sagte: „Es ist dies ein schöner Abend — vielleicht ein Vorbote des kommenden Frühlings.“

„In der That, ein angenehmer Abend,“ entgegnete der Major, und damit wäre die Unterhaltung wahrscheinlich abgebrochen gewesen, wenn nicht der Fremde gesehen hätte, daß der Andere seine ausgegangene Cigarre musterte und eben im Begriff war, dieselbe über die Brüstung hinabzuwerfen.

„Wünschen Sie vielleicht Feuer?“ fragte er, und als der Major, durch die freundliche Bereitwilligkeit einigermaßen überrascht, darum bat, holte der Andere ein kleines Etui hervor und zündete ein Streichhölzchen an, dessen Flämmchen sich bei dem ruhigen Abend kaum bewegte. Herr von Fernow warf das Hölzchen, nachdem er es benutzt, brennend über die Brüstung, und der Andere blickte ihm sich herabbeugend nach.

„Es kam glimmend da unten an,“ sagte er, „es sah aus wie ein Leuchtkäfer, und ich habe eine ungemeine Vorliebe für die Leuchtkäfer.“

Diese Bemerkung machte den Major lächeln und er interessirte sich für den gefälligen jungen Mann, der eine Vorliebe für Leuchtkäfer hatte. Auch ihm rief die Erinnerung an dieselben die Stunde eines warmen Maiabends in's Gedächtniß, wo man nach der Tafel in den Gärten von Eschenburg promenirte, und er ganz zufällig an der Seite des Fräuleins von Ripperda einen kleinen Leuchtkäfer erblickte, den Beide zu gleicher Zeit aus dem Grase aufheben wollten, wobei es denn kam, daß Hellenen's kühles duftiges Haar seine heiße Wange streifte, und das ist eine der gefährlichsten Berührungen, die es im Menschenleben gibt. Ihm war es, wie ein elektrischer Funken in's Herz gefallen; es hatte ihn so eigenthümlich berührt, daß er nachher häufige, aber

vergebliche Versuche machte, wieder zu einer ähnlichen Berührung zu kommen. Leider fanden sich nicht so bald wieder Leuchtkäfer, und wenn er später einen sah, so war das schöne Fräulein nicht in seiner Nähe.

War es die Aeußerung des jungen Mannes über die Leuchtkäfer oder die Gefälligkeit desselben, ihm Feuer zu geben, was den Major veranlaßte, dem Fremden eine Cigarre anzubieten, genug, er that es, und der Andere nahm sie zögernd an. Dabei war er von seinem Sitze aufgestanden und hatte mit seinem Hut respektvoll gedankt.

Wenige Zeit darauf brannten beide Cigarren und Herr von Fernow, dem es nicht unerwünscht war, seine mannigfaltigen Gedanken für den Augenblick verabschieden zu können, und ein wenig über gleichgültige Dinge zu plaudern, setzte sich auf die Brüstung an die Seite seines neuen Bekannten.

Nun ist es nicht leicht, mit einem gänzlich fremden Menschen ein Gespräch anzuknüpfen, welches nicht schon den Keim des Todes in sich trägt, ehe es zum Leben gelangt. Versuchsweise sagte deßhalb Herr von Fernow: „Also Sie interessiren sich für die Leuchtkäfer? Lieben vielleicht im Allgemeinen die kleine Thierwelt? Und sind wohl, was man einen Insektensammler nennt?“

„Nein, davor graut mir,“ antwortete der Andere. „Ich könnte um Alles in der Welt so ein unschuldiges Geschöpf nicht mit der Nadel durchstoßen, wie sie es zu machen pflegen. Und dann hätte ja auch ein aufgespießter Leuchtkäfer durchaus keinen Sinn. Wenn er todt ist, hat er Licht und Glanz verloren, und das ist eigentlich recht traurig.“

„Ja, das ist allerdings recht traurig,“ pflichtete der Major bei, um das Gespräch nicht einschlafen zu lassen. Aus demselben Grunde fragte er auch: „Weßhalb lieben Sie also die Leuchtkäfer? Ich hoffe nicht, daß ich mit meiner Frage unbescheiden bin.“

Auf dem Gesichte des Andern zeigte sich ein trübes Lächeln und er schwieg einen Augenblick, ehe er antwortete. „Wenn ich Ihnen das erzähle,“ sagte er, „so werden Sie lachen; und es ist auch vielleicht schon oft vorgekommen.“

„Erzählen Sie, ich werde nicht lachen; wenn es aber in der That lächerlich wäre, und ich müßte alsdann lachen, so würden Sie es mir wohl auch nicht übel nehmen."

„O gewiß nicht. — Kennen Sie den Königsgarten?"

„O ja, ich kenne ihn."

„Aber Sie waren noch nie dort, wenn er schön beleuchtet ist und Abends die Musik spielt, kurz, bei einer italiänischen Nacht? Das ist langweilig für die vornehmen Herren."

„Ich bin kein vornehmer Herr."

„Lassen wir das meinetwegen gut sein. Ihre Cigarre ist vortrefflich. Nun also, in den Königsgarten ging ich früher häufig, ich hatte ja meine Interessen dabei."

„Ah! ich verstehe!"

„Natürlich, man ist jung, man sucht, man findet. Genug, ich hatte denn auch gefunden, ein sehr schönes, junges und liebenswürdiges Mädchen. Es kommt das sehr häufig in der Welt vor, es wird Ihnen auch schon passirt sein, und ich erzähle es Ihnen nur, weil es mit den Leuchtkäfern zusammenhängt. Also wir hatten uns gefunden, wie man sich so findet. Wissen Sie, eigentlich noch ganz ohne Absicht und Zweck. Wie sie gern nach mir sah und lieber mit mir tanzte, als mit jedem Andern, so war es auch bei mir der Fall. Weiter nichts. Da spazieren wir eines Abends vom Tische ihrer und meiner Familie hinweg, ich führe sie durch den dunkeln Garten, und da sehen wir auf einmal auf dem Boden zwischen dem Grase einen Leuchtkäfer glühen. — Wir bücken uns beide zu gleicher Zeit, um ihn zu fangen, und da streift sie mit ihrem kühlen Haar an mein heißes Gesicht. Es war das erste Mal, daß wir uns so nahe kamen und es machte auf mich einen unbeschreiblichen Eindruck. Von da an war ich eine Zeit lang sehr glücklich. Sehen Sie," fuhr er nach einer Pause fort, als sein Nachbar schwieg; „das ist die ganze Geschichte von den Leuchtkäfern. Und sollten Sie das jetzt lächerlich finden, so mache ich mir am Ende nichts daraus, wenn Sie darüber lachen."

Daß der Major diese Geschichte nicht lächerlich fand, brauchen wir dem geneigten Leser nicht zu sagen. Im Gegentheil, sie hatte ihn so außerordentlich überrascht, daß er fast ein gleiches Interesse für den Erzähler faßte. Es war ihm seltsam, so zufällig mit Jemand zusammengetroffen zu sein, der etwas Aehnliches erlebt, wie er, und das Gleiche dabei gefühlt. Jetzt hätte er aber auch gern erfahren, wie sich eine Liebe, gleich der seinigen beim Anblick eines Leuchtkäfers entstanden, weiter entwickelt, und um einen Versuch zu machen, das Gespräch über dieses Thema fortzuführen, sagte er: „Nun begreif' ich freilich weßhalb Sie sich für die Leuchtkäfer interessiren, und verstehe auch vollkommen, daß es Ihnen ein höchst angenehmes Gefühl macht, wenn Sie einen solchen glänzenden Punkt erblicken."

„In der That, das hat mir lange ein großes Vergnügen gemacht," fuhr der Andere mit leiser Stimme fort, „doch jetzt — —; aber das kann Sie in der That nicht interessiren!"

„Für ein paar einander gänzlich Fremde sind wir da auf ein seltsames Thema gerathen," sagte Herr von Fernow; „glauben Sie aber nicht," fuhr er in zutraulichem Tone fort, „daß ich unbescheidener Weise Ihre Verhältnisse erforschen will, oder daß ich mir von Ihnen geben lasse, ohne dafür etwas zurückzuerstatten."

Es war etwas in dem ganzen Benehmen des jungen Mannes, ja in dem Tone der Stimme, sowie in der äußerst anständigen Art, mit der er erzählte, was den Major zu ihm hinzog. „Wie schon bemerkt," fuhr der letztere fort, „es ist keine müßige Neugierde, die mich zu der Frage getrieben hat, denn auch mir ist etwas ganz ähnliches passirt ich habe die genauere Bekanntschaft eines sehr liebenswürdigen Mädchens auf gleiche Art gemacht."

„Aber da waren die Verhältnisse und ihre Folgen ganz anders das kann ich mir denken. Sie, mein Herr, gehören zu den Bevorzugten dieser Erde, Ihrer Liebe stellte sich nichts entgegen, Rang und namentlich Vermögen ließen alle Schwierigkeiten verschwinden, und wenn

Sie jetzt nicht schon zum ersehnten, schönen Ziele gekommen sind, so wird das doch in Kurzem geschehen."

„O, ich wollte, Sie hätten wahr prophezeit!" sagte Herr von Fernow; „wie wollte ich dieser Stunde eingedenk sein und den glücklichen Propheten gewiß nicht vergessen."

Das sprach er sehr leise, fast wie zu sich selber, und der Andere schien auch in der That diese Worte nicht gehört, oder nicht verstanden zu haben, denn er fuhr fort:

„Das ist Ihr glückliches Loos; während mich der Druck der Verhältnisse lange nicht aufkommen ließ, und da dies endlich zu geschehen scheint, andre Verhältnisse mich wieder tief zu Boden drücken. Ja, Reichthum und Rang, ich habe bisher nie daran gedacht, Andere darum zu beneiden; aber jetzt sehe ich doch wohl ein, wie viel leichter man mit ihrer Hülfe zu dem kommt, was wir Menschen Glück, ja Seligkeit nennen." Er hatte bei diesen Worten seinen Arm auf das eiserne Geländer gestützt, den Kopf auf die Hand gelegt und blickte in das weiße, glitzernde Stückchen Mond, welches langsam zwischen den dunkeln Föhren niedersank. Nachdem er die letzten Worte gesprochen, seufzte er tief und schmerzlich auf.

Unten im Park begann eine Nachtigall wie schüchtern ihr Liebeslied, und erst als die Sängerin gefühlt, daß Baum und Gras, Quell und Blüthe in tiefer, feierlicher Stille aufhorchten, schlug sie stärker und immer stärker, schmelzender und immer schmelzender und jubelte endlich unter Lachen und Schluchzen ihr Lied hinaus, ihr Lied ohne Worte, aber deutlich wie kein anderes redend von Liebesleid und Liebeslust, von Liebesschmerz und von der Liebe höchster Seligkeit.

Solch ein Lied dringt ans Herz, und wenn man das in stiller Nacht hört, so möchte man hinausjubeln sein Glück und hinausschreien sein Leid an irgend einen Stern hin, an des Mondes bleiche Scheibe, an die duftende Blüthe, wie viel lieber an ein Menschenherz, das denkt und fühlt wie wir.

Bewegt von diesen Klängen sagte denn auch Herr von Fernow

zu dem unbekannten Nachbar, mit dem er fast willenlos Geheimnisse tauschte:

„Was Sie da reden von Rang und Vermögen, durch die Glück und Seligkeit zu erkaufen wären, ist ebenso unrichtig, als wenn Sie glauben, meiner Liebe habe es genützt, daß ich wohl etwas von diesen Gütern besitze. — — Vielleicht ist es Ihnen tröstlich zu vernehmen, daß ich mich der Dame, die ich liebte, lange Zeit kaum nähern durfte und daß dieselbe jetzt — die Braut eines Andern ist."

„O!" rief der junge Mann und fuhr aus seiner Stellung empor, „so sind Sie also auch unglücklich? Das trifft sich eigenthümlich."

„In der That seltsam," entgegnete Herr von Fernow, und mußte lächeln über dieses Zusammentreffen. Es entstand in dem Gespräch eine kleine Pause. Der junge Mann lehnte sich über die Brüstung und schaute in die Tiefe hinab, wo man jetzt nur noch schwarze Schatten und kaum sichtbar das Leuchten eines Wasserspiegels bemerkte.

„Wie lieb ist es mir," sagte er endlich, „daß ich hier war, als, Sie, mein Herr, kamen. Mein Herz war so voll, o so voll, daß es eine Wohlthat für mich ist, zu Jemand sprechen zu können, von dem ich überzeugt bin, daß er mich versteht. Ich habe wohl Verwandte, Freunde, aber die begreifen meine Verhältnisse nicht, ihnen ist es vielleicht lächerlich, was mein Innerstes zerreißt. Sie aber müssen mich verstehen; denn ich bin überzeugt, Sie kennen das, was man die hohe Welt nennt. Sie sind jung, vornehm, reich. Sie können mir Trost und Rath geben — nicht wahr, Sie sind jung, vornehm und reich?"

Während er das sagte, hatte er seine Hände zusammen gelegt, und war dem Andern näher gerückt, nur mit einer leichten Bewegung, aus welcher man aber fühlen konnte, wie sehr es dem Sprecher darum zu thun war, daß seine Rede an das Herz des andern dringe. Ebenso innig und anschmiegend war der Ton seiner Stimme.

„Nach den gewöhnlichen Begriffen," beantwortete Herr von Fernow die Frage seines seltsamen Nachbars, „habe ich allerdings von den Eigenschaften, die Sie eben nannten, und wenn mich dieselben befähi-

gen, Ihnen einen Rath zu geben, so bin ich gern dazu bereit. Lassen Sie mich hören."

„Von diesen Eigenschaften," sprach der Andere nach einer Pause, „habe ich nur eine einzige. Ich bin jung. Aber ich besaß Muth und Kraft, um mir eine Laufbahn zu schaffen. Ich bin Künstler, war ein geschickter und gesuchter Holzschneider, und kann das sagen, da ich voraus schicke: Ich war es. Ein Unglücksfall lähmte mir die Finger der rechten Hand, ich mußte mich nach einer anderen Beschäftigung umsehen und wählte die Photographie. Aller Anfang ist schwer, und wenn ich auch nicht viel zu thun hatte, so wurden doch meine Bilder gelobt, und ich konnte hoffen, nach und nach bekannt zu werden. Das ist eigentlich Nebensache," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillschweigen fort; „Nebensache in der Angelegenheit, in welcher ich Ihren Rath zu hören wünschte; und doch gehört es wieder dazu, denn ich ernährte mit meinen photographischen Arbeiten nicht nur meine alte Mutter, sondern hoffte auch — "

„Ah! ich verstehe," sagte Herr von Fernow, der sehr aufmerksam zuhörte, „das Mädchen, welches Sie liebten, hoffte sehnlich auf Vergrößerung Ihrer Kundschaft."

„Ich glaube, daß sie darauf hoffte," fuhr der Andere mit schmerzlicher Selbstüberwindung fort, „bis — nun ja," rief er fast heftig, „bis sie sich eines Andern besann, und glauben mochte, sie sei zu gut und schön, um die Frau eines armen Photographen zu werden!"

„So knüpfte sie ein anderes Verhältniß an?"

„Ja," — antwortete der junge Mann nach einer Pause, während welcher er mit sich selbst zu kämpfen schien, ob er weiter sprechen solle; „ja, sie ist wenigstens im Begriff, eines anzuknüpfen, und das möchte ich hindern, wenn es irgend in meiner Macht stände."

Herr von Fernow sah sich in einer eigenthümlichen Lage. Er hatte es mit einem Verliebten, einem Eifersüchtigen zu thun, und wußte wohl, wie schwer es bei solchen ist, die richtige Ansicht von der betreffenden Sache zu erhalten. Daß der junge Mann unendlich litt,

daß es ihm ein Trost war, sich Jemand anvertrauen zu können, das erkannte er daraus, daß er mit ihm, dem Fremden, über diese Angelegenheit sprach. Es war wie eine Beichte, nach deren Ablegung er sein Gemüth erleichtert fühlen mußte.

Wie schon bemerkt, hatte der junge Mann zögernd des Verhältnisses erwähnt. Als dies aber einmal geschehen war, und als ihn der Andere mit sanften Worten aufforderte, ohne Rückhalt zu sprechen, wenn ihm dies einen Trost gewähre, so erzählte ihm der Photograph seine ganze Liebes- und Leidensgeschichte, wie glücklich er gewesen sei in seiner Liebe bis plötzlich sein Gehülfe, Herr Krimpf, ihn auf gewisse Vorgänge am Fenster aufmerksam gemacht und wie er die Anklage bestätigt gefunden.

„Und wer ist Herr Krimpf?“ fragte der Major.

Die Schilderung, die der Photograph auf diese Frage von dem Wesen seines Gehülfen entwarf, war so lebendig und treffend, daß der andere ihn vor sich zu sehen glaubte und daß der Zuhörer, trotz der Bemühungen des Erzählers, den guten Eigenschaften des Herrn Krimpf Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, doch auf ganz eigenthümliche Vermuthungen gerieth. „Und wissen Sie, wer der Herr im gegenüberliegenden Fenster ist?“ fragte Herr von Fernow.

„Ein Kammerherr Sr. Hoheit des Regenten, ein Herr Baron von Wenden,“ antwortete der Photograph.

„Alle Teufel!“ entfuhr es dem Major, indem er von seinem Sitze fast in die Höhe gesprungen wäre. Obgleich er sitzen blieb, so entging doch die Bewegung, die er machte und der Ausruf des Erstaunens dem Andern nicht.

„Sie kennen ihn?“ fragte er besorgt. „Sie kennen ihn vielleicht sehr genau, und am Ende that ich Unrecht, darüber zu sprechen.“

„Und wenn es mein Bruder wäre,“ entgegnete ernst Herr von Fernow, „so würde ich, nachdem Sie mir Ihr Geheimniß anvertraut, auf Ihrer Seite stehen. Aber seien Sie unbesorgt, ich kenne Herrn von Wenden gut, ich kenne ihn sogar recht genau, und bin daher wohl

im Stande, Ihnen einen Rath zu ertheilen. Nur muß ich in diesem Falle bitten, ohne Rücksicht zu sprechen, und mir auch nicht die kleinsten Umstände zu verschweigen, die in den letzten Tagen vorgefallen sind."

Das that der Photograph, aber was er zuerst erzählte, drehte sich immer um denselben Punkt, daß sie am Fenster stand und hinüberblickte, daß er das Gleiche that, und Zeichen gab. Als aber der Erzähler darauf zu dem gelungenen Portrait kam, das er von dem Mädchen gemacht, und daran knüpfend der beiden Herren erwähnte, die auf so geheimnißvolle Art bei ihm erschienen seien, da wurde die Aufmerksamkeit des Majors, welche diesem bis jetzt die Theilnahme für den jungen Mann eingeflößt, auf einmal ganz anderer Art. Er schaute vorsichtig umher, und beugte sich dann gegen seinen Nachbar, um kein Wort von der leisen Schilderung zu verlieren, welche dieser ihm von den beiden Herren entwarf. Die kleine, lebendige Figur mit dem forcirt jugendlichen Wesen, mit dem ewigen, seltsamen Lächeln, mit dem wunderlichen Gange und der zuckenden Bewegung der Hände war sofort entdeckt: Baron Rigoll, wie er leibte und lebte. Die fernere Erzählung des Photographen, daß er später die beiden Herren an dem gegenüber liegenden Fenster bemerkt, machte die Entdeckung zur Gewißheit. Aber wer konnte der andere Herr sein? Der Regent, nach der ehrerbietigen Art, wie er von dem Baron Rigoll behandelt ward? Unmöglich jedoch! Was sollte dieser davon haben, sich im Geheimen photographiren zu lassen? Das hatte keinen Sinn. Wer also konnte es sein? Das Einfachste war auf alle Fälle, den Photographen nach Hause zu begleiten, und sich eine Copie der beiden Köpfe zeigen zu lassen. Er nahm sich vor, ihm später diesen Vorschlag zu machen, doch theils getrieben von der wirklichen Theilnahme, welche er für den jungen Mann gefaßt, theils auch, um das große Interesse nicht zu verrathen, das er an den beiden geheimnißvollen Herren nahm, überlegte er einen Augenblick, was in der Sache zu thun sei. Baron Wenden war nicht ungefährlich; doch da ihm in allen Dingen Entschlossenheit und Energie

fehlte, und er, statt sein Ziel durch ein gerades Darauflosgehen zu erringen, es liebte, seine Fäden langsam zu ziehen, wie die Spinne sein Opfer nach und nach zu umgarnen, es zu ermatten, bis es zu fernerem Widerstand unfähig in seine Netze fiel, so wurde der Kammerherr, wenn es einmal nöthig war, einen kecken Schritt zu thun, leicht plump und täppisch. Darauf baute Herr von Fernow seinen Plan.

„Es ist eine delikate Sache," sprach er nach längerem Nachsinnen, „und für einen Dritten schwer zu rathen. Sind oder waren Sie wenigstens von der Liebe des Mädchens zu Ihnen überzeugt?"

„Ob ich es war!" antwortete der junge Mann. „Wie sie mir, so war ich ihr Alles. Sie hatte keinen andern Gedanken als für mich und ihr Glück."

„Und das Mädchen lebt bei ihrer Mutter?" — „Leider, leider!" — „Dies Leider! beweist mir, daß ich richtig vermuthe. Das Mädchen ist schön, die Mutter eitel; es schmeichelt ihr, wenn sich ein vornehmer Herr, wie sie es nennt, um ihre Tochter bewirbt."

„So ist es," seufzte der Photograph.

„Die Mutter protegirt die Geschichte mit dem Gegenüber, — ja die Sache ist nicht ohne Bedeutung."

„O, sie ist sehr schmerzlich. Ich kann es nicht ertragen und werde darüber zu Grunde gehen."

„Geduld," antwortete Herr von Fernow mit ermunterndem Ausdruck, „man geht nicht sogleich zu Grunde, wenn man den Kopf oben und die Augen offen behält. Wir müssen sehen, wie zu helfen ist."

„Wenn es ein guter Augenblick gewesen wäre, daß ich Sie hier getroffen!" sagte der Andere im herzlichsten Tone.

„Vielleicht ein Augenblick des Glücks für uns Beide," versetzte lächelnd der Major, indem er an die geheimnißvollen Photographien dachte. „Armer Wenden," sprach er zu sich selber; „ich fürchte, dir nochmals in die Quere zu kommen; es war unprophetisch von dir, mir deine Theorien so zuversichtlich auseinander zu setzen — doch zur Sache." Er wandte sich abermals an seinen Nachbar. „Vor allen

Dingen muß ich wissen, von welchem Charakter das junge Mädchen ist. Verzeihen Sie mir die peinliche Frage: Halten Sie sie in der That für fähig, sich in ein Verhältniß einzulassen, das durch Zeit und Umstände gefährlich werden könnte?"

„Wenn ich das zugäbe," entgegnete der junge Mann, „so müßte ich ja der Ansicht sein, sie liebe mich nicht mehr, und das kann und will ich nicht. Ich will und muß vieles von der Schuld, die sie vielleicht hat, auf die Einflüsterungen ihrer Mutter werfen. Sie wissen wohl selbst, was eine tägliche Umgebung vermag. Die Eitelkeit, von einem vornehmen jungen Manne beachtet zu werden, mag auch das Ihrige dazu beigetragen haben. Rosa berechnete in ihrer Unschuld nicht, was unter solchen Verhältnissen ein Blick des Auges, ein Zeichen zu bedeuten hat. — Aber vielleicht hat sie jetzt schon den Abgrund zu ihren Füßen erkannt, und ist schaudernd davor zurück gewichen."

„Das ist möglich," sagte Herr von Fernow in ruhigem Tone, „und dann wäre es am Ende unnöthig, Ihnen in Ihrer Angelegenheit zu rathen."

„Dennoch fürchte ich wieder, es ist nicht unnöthig!" rief der Andere. „Den ganzen Tag werfe ich das Für und Wider in meinem Kopfe herum."

„So beantworten Sie mir eine andere Frage. Hat das junge Mädchen einen energischen, festen Charakter? Ist ihr Gemüth weich, hingebend, oder stolz und zurückstoßend?"

„O eher das letztere, und das hat mich so unsäglich zu ihr hingezogen." — „Sie ist noch sehr jung?" — „Zwei und zwanzig Jahre." — „Sie ist also heiter, offen, lebhaft, keiner von jenen stillen Charakteren, die nur um Alles in der Welt den Schein meiden mögen, die beständig die Augen niederschlagen, so bald sie sich bemerkt sehen, die dagegen fest zu blicken wissen, so bald sie sich unbeobachtet glauben?"

„Ob sie heiter und offen und ehrlich ist! Aber etwas heftig, wenn man sie reizt, und sie kann leicht gereizt sein."

„Wohlan denn, so seien Sie klug und sehen Sie vor der Hand

nicht was am diesseitigen oder jenseitigen Fenster vorfällt. Bekümmern Sie sich gar nicht darum, ob der drüben irgend welche Schritte thut. Das zu erfahren sei meine Sache."

„O ich danke Ihnen."

„Keinen Dank, bis wir zu einem guten Ende gekommen sind. — Wie gesagt, halten Sie sich ganz ruhig. Sollte Gefahr vorhanden sein, so werde ich Sie zu benachrichtigen wissen. — Also Ihr Atelier ist vis-à-vis dem Hinterhause?"

„Heinrich Böhler im 4ten Stock, Pfahlgasse No. 4."

„Ich werde mir's merken, und Ihnen vielleicht morgen einen Besuch machen. Sollte ich das Zimmer verfehlen und ein Stockwerk tiefer anfangen, wo — Sie verstehen mich — so darf Sie das nicht wundern. Ich habe vielleicht meine Gründe dabei. — „Apropos," setzte er nach einem augenblicklichen Stillschweigen hinzu, „wenn ich Sie besuche, könnten Sie mir einen Gefallen thun. Es wäre mir interessant, die Portraits jener beiden Herren zu sehen, die sich vor einigen Tagen, wie Sie mir erzählten, bei Ihnen photographiren ließen."

„Was das anbelangt," sagte fast erschrocken der Photograph, „so bin ich in der That trostlos, Ihnen nicht dienen zu können. Sie werden mir beipflichten, daß ich Alles aufbieten muß, um den Wünschen meiner Kundschaft entgegen zu kommen. Nun hab' ich aber den beiden Herren nicht nur versprechen müssen, keine weiteren Copien von den Bildern zu machen, sondern auch die Glasplatten nach dem ersten guten Abzug augenblicklich abzuschleifen. Ich bin in der That unglücklich, Ihnen den kleinen Dienst nicht leisten zu können. Aber da ich mein Wort gab, muß ich's halten."

Daß der Andere ärgerlich mit dem Fuße auftrat, und eine sehr unmuthige Geberde machte, konnte der junge Mann nicht sehen, da es völlig dunkel geworden war; auch zuckte Herr von Fernow ein paar Mal verdrießlich mit den Achseln, worauf er jedoch gelassen sagte: „Allerdings, sein Wort muß man halten. Auch ändert das nichts in unserer Angelegenheit. Sie haben mir Ihr Vertrauen geschenkt, ich

werde es nicht mißbrauchen. Hier nehmen Sie meine Karte, damit Sie auf alle Fälle wissen, mit wem Sie es zu thun gehabt."

Der Photograph streckte seine Rechte darnach aus und als er mit der Karte zugleich den Finger des Unbekannten berührte, griff er mit beiden Händen darnach und drückte sie herzlich und innig, indem er sagte: „Wie danke ich Ihnen für die Freundlichkeit, die Sie mir erzeigt. Ich weiß nicht, wie es kam, aber es war ein unerklärliches Gefühl, welches mich antrieb, mit Ihnen zu sprechen, als Sie auf die Terrasse traten. Sie hatten für mich so viel Zutrauen Erweckendes und es war gerade, als spräche es in mir: Das ist ein Mann, der dir zu rathen und zu helfen vermag. Wahrhaftig," fuhr er mit Wärme fort, „wenn unser Gespräch sich nicht auf so überraschende Art von selbst dahin gewandt hätte, ich wäre im Stande gewesen, mich Ihnen geradezu zu entdecken."

„Ich danke Ihnen für die gute Meinung," versetzte der Major, „und glaube Ihnen versichern zu können, daß Sie an keinen Unrechten gekommen sind. Aber gehen wir, es ist Nacht geworden."

Und so war es in der That. Die Nachtigall war längst verstummt, der Mond war zwischen den schwarzen Föhren verschwunden, der Himmel strahlte nicht mehr im Widerglanz der untergehenden Sonne, sondern hatte ein tiefes glänzendes Blau angenommen, auf dem mit jeder Sekunde mehr und mehr plötzlich aufleuchtender Sterne hervorsprangen. Die Nacht sank nieder und in ihrem Gefolge tiefes, feierliches Schweigen, nur von den Schritten der beiden Dahinwandelnden unterbrochen.

Der Augenblick des Glücks.

Zweiter Theil.

Zwölftes Kapitel.

Ein freundschaftliches Souper.

Am Hauptgitter, welches den Park von der Straße trennte, wendete sich der Photograph mit nochmaligem Danke links der Stadt zu, während der Andere auf das Schloßgebäude zuschritt, und durch eine kleine, ihm bekannte offene Thür in das Innere trat. Es mochte acht Uhr sein, Corridors und Treppen waren hell beleuchtet, die Posten schritten gleichförmig auf und ab, und Herr von Fernow begegnete, während er durch das Gebäude schritt, keinem Bekannten. Nur hie und da glitt ein Bedienter eilfertig vorüber, die Zubereitungen zum Thee oder Souper für irgend eine Hofdame tragend.

Aus dem Hauptportal trat der Major auf die große mit Orangenbäumen besetzte Terrasse, von wo aus man die ganze Stadt übersehen konnte, und von wo aus man auch rückwärts blickend, die Zimmer der Prinzessin Elise sah und über denselben die Fenster, welche zur Wohnung des Fräuleins von Ripperda gehörten. Letztere waren matt, die ersteren hell beleuchtet. Herr von Fernow wandte sich mit einem langen, innigen Blick den letzteren zu und dachte seufzend: — „Wer da einen Vorwand hätte, um mich nur auf einen Augenblick eintreten lassen zu dürfen, nur einen Augenblick, nur um sie zu sehen, wie sie vielleicht in irgend einem Fauteuil ruht, den Kopf verstohlen auf die

Hand stützt, und an dies und das denkt. — O, an dies und das! Wer ist wohl so glücklich, das Dies und Das zu sein?" — Es war Furcht vor zu großem Glück, daß er also dachte, und in dem andern Augenblick, als er wohl fühlte, daß sein Herz heftiger schlug, wagte er sich zu gestehen, daß er wohl selbst das Dies und Das wäre, und daß ein Mädchen wie Helene, nachdem sie ihm einmal gestanden, sie liebe ihn ein wenig, warm und innig an ihn denke. — Ja, er war glücklich; denn, wie mußte der geliebt sein, dem dies stolze energische Mädchen, wenn auch noch so flüchtig die Hand gedrückt. Und das hatte sie gethan. Ja, an jenem Abend und gestern abermals, als er sie in den Wagen gehoben. Auf das hin kam Fernow die eigene Hand wie geweiht vor, und er betrachtete sie lange und aufmerksam und küßte die Stelle, wo ihre Finger geruht. Zu gleicher Zeit hob er die also geküßte Hand empor und winkte damit ein Mal, zwei Mal, drei Mal zu den erleuchteten Fenstern. Ob sie das fühlte? Wir glauben fast; denn wir glauben an die Kraft jener allgewaltigen Liebe, die in einem geheimnißvollen Rapport steht mit ihrem Gegenstande, die es fühlt, ohne es zu sehen, wenn das Auge des Geliebten auf ihr ruht, oder wenn er in der gleichen Sekunde, wie sie, mit glühenden, hingebenden Gedanken sich in den Anblick der glänzenden Mondscheibe versenkt, oder in das Flimmern irgend eines Sternes, den beide bei einer andern Gelegenheit gefunden, als sie neben einander standen, sich leise mit der Hand berührend, so leicht und leise, daß die Finger selbst es nicht merkten, und nur das Herz in lauten Schlägen davon sprach.

Dergleichen für Manchen wenig verständliche Gedanken beschäftigten den jungen Offizier, als er hinter einer Reihe der mächtigen Orangenbäume, häufig rückwärts blickend, der breiten Rampe zuschritt, die auf die Straße hinabführte. Mit einem Male blieb er stehen, denn er vernahm vorsichtige Schritte und leises Sprechen. Er wußte nicht warum er stehen blieb, er hatte durchaus nicht die Absicht zu lauschen, ihm kam nur der Gedanke, es sei besser von den Heraufsteigenden hier unter ihren Fenstern nicht gesehen zu werden. Si

tauchten indessen am Rande der Terrasse auf: ein großer Mann in Livrée, ein kleiner in gewöhnlicher Kleidung.

„Vielleicht ist die Sache von gar keinem Belang," sagte der in Livrée mit gedämpfter Stimme, doch klang jedes Wort durch die Stille der Nacht vernehmlich an das Ohr des Offiziers; „aber ich bin dankbar für Eure Aufmerksamkeit. Die Livrée, die der Bediente anhatte, war also keine Hoflivrée?"

„Nein," sprach der Andere, „es war Grün mit Gold."

„Hm, hm! Grün mit Gold," wiederholte der Erstere. „Und die Beiden thaten geheimnißvoll?"

„Sehr, sonst wäre es uns am Ende gar nicht aufgefallen. Wenn man keine Absicht dabei hat, so befiehlt man nicht so bestimmt, daß von einer Photographie nur Ein Abzug gemacht und die Glasplatte alsdann vernichtet werden soll."

„Was ist das?" dachte der Major und schenkte jetzt dem Gespräch der Beiden seine gespannte Aufmerksamkeit.

„Den Einen der Herren," fuhr der kleine Mann fort, „habe ich öfter gesehen. Es ist ein Herr bei Hofe; der Andere aber muß ein Fremder sein. Ich kenne ihn nicht."

„Aber warum bringt Ihr die Geschichte erst heute?"

„Weil ich erst gestern Zeit fand, die beiden Bilder mit der Maschine nochmals zu copiren. Er hatte ja selbst die Glasplatten abgeschliffen; aber wenn Ihr glaubt," setzte er in gleichgültigem Tone hinzu, als der Andere schwieg, „die Sache habe keine Bedeutung, so lassen wir's bleiben."

„Ich glaube kaum, daß sie viel nützen wird, denn ich habe eine Ahnung, was es sein kann. Wißt Ihr, lieber Freund, wir draußen im Vorzimmer sehen mehr, als man weiß, und ich glaube, Euch sagen zu können, daß der Kammerdiener Ihrer Durchlaucht der Prinzessin die ersten Abzüge der beiden Portraits, die Ihr da habt, heute Morgen in Händen hatte."

„Nur die allein?" fragte lauernd der Andere.

„Nein, es war auch noch ein Drittes dabei, das eines schönen jungen Mädchens.“

„So ist es dasselbe!“ rief der kleine Mann fast unmuthig. „Nun ich habe meine Schuldigkeit gethan.“

„Das habt Ihr auch, lieber Freund;“ entgegnete der Lakai, im Tone eines Beschützers, „und der Herr Kammerdiener wird Euch dankbar dafür sein. Es ist für uns nothwendig, Alles zu erfahren, was auf den Hof Bezügliches draußen in der Stadt vorgeht. Ich will jetzt hinauf und es melden, bleibt unterdessen hier, bis ich zurückkomme.“

„Aber, laßt mich nicht zu lange warten.“

„Unbesorgt, sollte ich im Augenblick nicht selbst abkommen können, so schicke ich Euch Jemand, dem Ihr die Dinger ohne Weiteres übergeben könnt.“

Damit entfernte sich der Lakai und der Andere blieb an der Rampe stehen. Wer anders konnte der Wartende sein, als Böhler's Gehülfe, sagte sich der Major. Wie hatte ihn der Photograph doch genannt? Herr Krimpf glaubte er, und wenn er seine scharfen Augen anstrengte, um jene Figur zu betrachten, die sich dort auf dem Rande der Terrasse ziemlich deutlich abzeichnete, so war gar kein Zweifel, die zusammengekrümmte kleine Gestalt war genau dieselbe, die ihm der Photograph beschrieben hatte.

Die eiligen Schritte des Lakaien waren unter dem Hauptportale verklungen. Hier mußte ein Entschluß gefaßt werden. „Ist es Recht von mir,“ fragte sich der Offizier, „wenn ich den Versuch mache, die Photographien in meine Hand zu bekommen? Ja, nachdem die Art des Versuchs wäre. Mit Bestechung oder meinetwegen mit Gewalt? Aber, wenn ich mich als den darstellte, der sie abholen soll! — Die Rolle eines Bedienten übernehmen? Pfui Teufel, das wäre ordinair! Eine Art von Betrug begehen? — Doch nein, es könnte vielleicht nicht so angesehen werden. Wenn ich jenem die Photographien abnehme, so bin ich am Ende im Rechte, denn Krimpf besitzt sie wider-

rechtlich nach der eigenen Aussage. Ueberhaupt gelten in dem Kriege hier alle Mittel, — nur nicht die gemeinen, nein. Aber geschehen muß etwas. Was geht vor? was ist's, was Lakai und Kammerdiener der Prinzessin bei Nacht und Nebel verhandeln? — Es ist die Gegenpartei, es ist meine Schuldigkeit, der des Regenten die Stange zu halten. Vielleicht machen wir eine wichtige Entdeckung, vielleicht ist dies abermals — ein Augenblick des Glücks."

Als der junge Offizier sein Selbstgespräch beendigt hatte, vernahm er wieder sich nahende Schritte und gleich darauf kehrte der Lakai zurück. Jetzt galt es. Entweder Herr Krimpf übergab die Photographien, dann mußte man dem Lakaien in's Schloß folgen und sie ihm mit Güte oder Gewalt abdringen. Doch war dies ein mißliches Unternehmen, vielleicht war die Sache von gar keiner Wichtigkeit, und dann konnte man in einen üblen Conflict mit der Prinzessin gerathen. — Achtung! Vielleicht ist das Glück günstig.

Der Lakai hatte jetzt den Rand der Rampe erreicht, wo ihm der Andere sogleich entgegenkam. „Nun, wie ist's," fragte dieser.

„Gerade so, wie ich gedacht," antwortete der Lakai; „es sind dieselben Photographien, die wir bereits kennen. Die Sache hat nichts auf sich; da sie aber verschwiegen werden muß, so ist es am besten, die Photographien zu vernichten."

„Da habe ich mich also umsonst geplagt," entgegnete mürrisch Herr Krimpf.

„Umsonst nicht," sagte der Andere, „man thut bei Hofe nie etwas umsonst. Ich werde Euch morgen aufsuchen, und da wollen wir die Sache arrangiren, daß Ihr zufrieden sein werdet."

„Morgen also," hörte man den kleinen Mann sagen, und der Ton, mit dem er das sprach, klang gerade wie der Ausdruck einer gescheiterten Hoffnung.

„Gewiß!" betheuerte der Lakai, „und was die Photographien anbelangt — —"

„So werde ich sie vernichten, darauf könnt Ihr Euch verlassen."

„Wäre es nicht besser, wenn das hier gleich auf der Stelle geschähe?“ mahnte der Lakai.

„Daß man morgen früh die Stücke davon fände!“ versetzte Krimpf. „Nein, nein, ich will das anderwärts besorgen. Nur vergeßt mich morgen nicht.“

„Keinenfalls!“ versetzte der Lakai, und man wünschte sich „gute Nacht.“

Der Lakai ging in's Schloß zurück, und Herr von Fernow mußte warten, bis er unter dem Hauptportal verschwunden sein würde, so gern er auch sogleich dem Andern nachgeeilt wäre. Er mußte noch dazu ziemlich lange warten, denn der verfluchte Lakai schien ein Liebhaber von Orangenblüthen zu sein. Er zupfte ein paar sehr hübsche ab, und dies gerade an dem Baume, hinter welchem der Offizier stand. Freilich hatte dieser dabei den Vortheil, das Gesicht des Andern genau zu sehen, was auch nichts schaden konnte, um ihn in irgend einem Falle wieder zu erkennen. Es war das ein dummes, aufgeblasenes Gesicht, und als der Lakai so seinen dicken Kopf mit der langen Nase und den großen Ohren zwischen die süßduftenden Blüthen steckte, gab er ein Bild wie der Esel, der Rosen frißt. So befand er sich ein paar Sekunden lang in sehr gefährlicher Nähe der zuckenden Finger des jungen Majors. — Es ist eigentlich ein Trost zu nennen, daß der Mensch nie weiß, wie nahe ihn Gutes oder Böses umschwebt.

Endlich war der Lakai im Schlosse verschwunden und Herr von Fernow eilte an den Rand der Terrasse. — Die Rampe, die auf den Schloßhof führte, war lang, ebenso dieser selbst. Niemand dort zu sehen. Von dem großen Platze liefen vier Straßen aus. Mit seinem scharfen, geübten Blicke hatte der Major die Mündungen derselben überschaut. Der Eingang zu dreien derselben war leer, in der vierten, gerade unter der Gaslampe schob sich eine Gestalt dahin, — eine kleine Gestalt, ja, er war es.

In wenigen Sätzen sprang Herr von Fernow die Rampe hinab. Wer ihn über den Schloßplatz hätte laufen sehen, müßte irgend ein

großes Unglück vermuthet haben, das im Schlosse geschehen wäre. Jetzt erreichte er die Straße, in welcher der muthmaßliche Herr Krimpf verschwunden war. Ein Blick hinein ließ sie ihm in ihrer bedeutenden Länge als ganz leer erscheinen. Doch nein, dort bewegte sich etwas auf dem Trottoir. Herr von Fernow hätte selbst lächeln mögen über die außerordentliche Anstrengung, die er machte, um vorwärts zu kommen, und dabei hatte er sich noch in Acht zu nehmen vor den Leuten, die sich der Nachtluft an den offenen Fenstern ihrer Häuser erfreuten.

Ja, es war die kleine verwahrloste Gestalt, die er auf der Terrasse gesehen, es war Herr Krimpf, der glücklicherweise nicht sehr eilig nur noch wenige Häuserlängen entfernt vor ihm herging.

Daß Herr von Fernow scharf nach ihm blickte, kann man sich leicht denken. Er fürchtete bei jeder auffallenden Bewegung, die der kleine Mann mit den Armen machte, und dergleichen Bewegungen kamen häufig vor, jetzt werde er in seine Tasche greifen, die Photographien hervorziehen und sie zerreißen. In dem Falle aber war der Offizier entschlossen, so säuberlich als möglich über ihn herzufallen, ihm die Blätter abzunehmen und ihn darauf fürstlich zu belohnen.

Aber Herr Krimpf zog die Blätter nicht aus der Tasche. Wohl schlenkerte er mit seinen Armen hin und her, wohl hob er sie zuweilen zuckend gegen sein Gesicht, aber dabei blieb es vorderhand. Noch eine Zeitlang ging er gerade aus, zuweilen einen Augenblick vor einem Laden stehen bleibend, zuweilen sogar sich halb umwendend, als wolle er einen andern Weg einschlagen. — Jetzt bog er rechts in eine Seitengasse und der Offizier beeilte sich, ihm nachzukommen, damit er ihm nicht in irgend ein Haus entschlüpfe. —

Doch war diese Befürchtung unnöthig. Herr Krimpf schien weder die Absicht zu haben, einen Besuch zu machen, noch überhaupt sehr eilig zu sein. Denn jetzt in der schmalen Gasse angekommen, schlenkerte er dahin, wie Jemand, der seine Zeit auf irgend eine Weise tödten will. Ja, er blieb hie und da so plötzlich und lange vor einer beleuchteten Boutique stehen, daß der Andere alles anwenden mußte,

um durch sein Zurückbleiben kein Aufsehen zu erregen. Endlich aber hielt es der Major an der Zeit, einen Entschluß zu fassen. Herr Krimpf konnte noch stundenlang so fort promeniren wollen, und das wäre denn doch gar zu langweilig gewesen.

Schon vorher hatte der Major einiges an seiner Toilette geändert, das heißt, er hatte den leichten Paletot, den er über dem Frack trug, so unordentlich als möglich zugeknöpft, seine Handschuhe ausgezogen, und die Frisur seines elegant gerollten Haares durch ein hastiges Durchfahren mit der Hand so viel als möglich verdorben.

Als nun der kleine Mann vor einem Victualienhändler, der beim Glanze einiger Gaslichter seine Waaren recht appetitlich ausgelegt hatte, stehen blieb und angelegentlich, wenn auch mit etwas düstern Blicken, die saftigen Schinken, die Würste in allen Formen, Farben und Größen, sowie den zierlichen Schweinskopf betrachtete, auf dem eine angenehme, häusliche Scene aufs Schönste mit allerlei Fett incrustirt war, schien es dem Andern der günstige Moment für die Ausführung seines Plans zu sein. Er trat so dicht an Herrn Krimpf heran, daß dieser sich nothwendig umwenden mußte, und als er dies that, lüftete der Major den Hut und sagte mit angenehmer Stimme:

„Sie verzeihen wohl die Frage, ist vielleicht mit diesem Laden eine Restauration verbunden, in der man einen guten Nachtimbiß zu sich nehmen kann?“

Herr Krimpf blickte einigermaßen mürrisch auf den Frager, dann zeigte er mit der Hand auf das transparente Schild über der Hausthür, auf dem deutlich das Wort Restauration zu lesen war.

„Verzeihen Sie, das habe ich nicht gesehen,“ sprach der Andere verbindlich; „sonst hätte ich Sie durch meine unnöthige Frage nicht aufgehalten.“

„O, aufgehalten haben Sie mich gerade nicht,“ antwortete der kleine Mann, „meine Beschäftigungen in dieser Stunde sind nicht groß, ich spaziere so zu meinem Vergnügen herum.“

„Das stellt mich in der That zufrieden,“ sagte der Andere, „und

so will ich denn versuchen, was Küche und Keller in der Restauration vermögen." Herr Krimpf machte ein Gesicht als verspüre er große Lust zu einem ähnlichen Versuche.

„Ich will doch geschwind sehen, welche Zeit es ist," sagte der Major. Damit knüpfte er seinen Paletot auf, zog die Uhr hervor, und fuhr fort: „Acht Uhr! noch gar nicht spät." Da er hiebei that, als brauche er zum Aufknüpfen des Paletots und zum Hervorziehen der Uhr beide Hände, so erschien es ganz natürlich, daß er seinen feinen Spazierstock auf die Brüstung des hellerleuchteten Ladens legte. Daß er ihn vergaß, nachdem er die Uhr wieder eingeschoben, hatte auch gerade nichts Auffallendes und konnte Jedermann passiren.

„Nochmals herzlichen Dank," sagte er alsdann und eilte so schnell er konnte, in das Haus hinein.

Wir können nicht verschweigen, daß Herr Krimpf in diesem Augenblick seufzend an seine Tasche griff und mit bewegten Lippen die Herrlichkeiten überschaute, die hier vor ihm aufgestapelt lagen. Er war in der That nicht mit Geld versehen, hatte auf den Lakaien gehofft, und dann die Absicht gehabt, hier in der ihm wohlbekannten Restauration ein gutes Souper zu machen.

„Der Teufel hole alle diese Commissionen!" brummte er vor sich hin. „Hätte ich nicht gedacht, man wolle mich ordentlich belohnen, so wäre ich zu Frau Böhler gegangen und da hätte es mir an etwas Bescheidenem zum Nachtessen nicht gefehlt. 'S ist doch ein wahres Sprichwort, daß ein Sperling in der Hand besser ist, als eine Taube auf dem Dache."

Indem er diese Worte sprach, zuckte er verdrießlich mit den Händen nach seinem Gesichte, so daß es von Weitem aussah, als übe er, beim Anblick der Delicatessen in dem Laden die Bewegung von Messer und Gabel. Jetzt wollte er sich mit einem letzten Blick auf den prächtigen Schinken entfernen und hatte sich schon halb abgewandt, da bemerkte er etwas Glänzendes auf der Fensterbank, griff hin und hielt den kleinen Spazierstock empor, den der Fremde dorthin gelegt.

Nun war Herr Krimpf in gewisser Beziehung ein ehrliches Gemüth, weßhalb er sich beeilte, den kleinen Stock in das Haus zu tragen, um ihn dem Eigenthümer einhändigen zu lassen. Dieser schien aber seinen Verlust im Augenblick bemerkt zu haben, — er hatte, im Vertrauen gesagt, Herrn Krimpf durch die Glasthür belauscht, — und kam ihm schon auf der Thürschwelle entgegen.

„Sie haben etwas liegen lassen," sagte der kleine Mann.

„Tausend Dank für Ihre Aufmerksamkeit. Es wäre mir fatal gewesen, den Stock zu verlieren, nicht seines Werthes halber, sondern weil ich ihn von einer theuren Hand geschenkt erhielt, Sie verstehen mich wohl, wodurch so etwas unbezahlbar wird."

„Es ist nicht der Rede werth, dafür zu danken," meinte Herr Krimpf, „und mir nur angenehm, daß er nicht von einem Vorübergehenden mitgenommen wurde."

Der Andere schien den wieder erhaltenen Stock mit Entzücken zu betrachten. „Es liegt in der That für mich ein solcher Werth darin, daß ich nicht weiß, wie ich Ihnen dankbar sein soll. Ja, Sie müssen mir erlauben, Ihnen dafür erkenntlich zu sein."

Herr Krimpf machte eine Bewegung, wie Jemand, der im Begriff ist, mit einigem Befremden ein Geschenk auszuschlagen. „O, ich bitte, mich nicht mißzuverstehen," sagte der Fremde im verbindlichsten Tone. „Meine Erkenntlichkeit sollte darin bestehen, Sie zu ersuchen, ein Glas Wein von mir annehmen zu wollen. Es trinkt sich überhaupt allein sehr schlecht, und ich muß gestehen, daß mir Wein nur in Gesellschaft mundet."

Gegen diese höfliche Einladung war nichts einzuwenden. Herr Krimpf brachte freilich anstandshalber noch einige Einwendungen vor, einige Aber — Ich bitte — Es könnte zudringlich erscheinen — doch ließ er sich bereitwillig am Arme nehmen und folgte darauf seinem freundlichen Wirthe in ein kleines Stübchen hinter dem allgemeinen Wirthszimmer, welches ganz dazu gemacht schien, um ein gutes Glas Wein in stiller Beschaulichkeit darin genießen zu können. — Beide

nahmen Platz, der Fremde schob Herrn Krimpf die Speisekarte hin, und bat es sich als eine besondere Vergünstigung aus, daß er sich ganz nach seinem Belieben ein Nachtessen aussuchen möchte.

Da das Gaslicht in dem kleinen Stübchen sehr hell brannte, so fanden die beiden so unvermuthet Zusammengetroffenen vollkommen Gelegenheit, sich gegenseitig zu betrachten. Während der Andere die Speisekarte studirte, musterte Herr von Fernow sein Opfer, indem er sich behaglich in seinen Stuhl zurücklehnte und mit einer gewissen Befriedigung ausruhte. Hatte er doch vor der Hand erreicht, was er wollte. Sein Gegenüber, mit den vielleicht kostbaren Blättern in der Tasche, konnte ihm nun nicht mehr entwischen, und im Gefühl des Besitzes lächelte er in sich hinein, wenn er an die Jagd über die Rampe, den Schloßplatz und die Straßen dachte.

Wenn wir sagen, Herr Krimpf studirte die Speisekarte, so müssen wir dem vorsichtigen und etwas mißtrauischen Charakter dieses Herrn Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem wir sagen, daß er dies nur mit dem rechten Auge that, daß aber das linke, auf seine uns schon bekannte Art von unten herauf lauernd, wobei ihm die Haltung des Kopfes nach der linken Seite sehr zu Statten kam, sein Gegenüber zuweilen beschaute. — Als er dies zum ersten Male bei dem vollen Glanz des Gaslichtes gethan, blinzelten seine beiden Augen und die eine Hand, die er frei hatte, zuckte auffallend gegen sein Gesicht. Wenn das Aeußere des Herrn Krimpf auch von der Natur verwahrlost war, so hatte dagegen sein Geist eine außerordentliche Schärfe und Lebhaftigkeit, und unterstützt von einem ebenso scharfen Blicke ward es ihm leicht, einmal empfangene Eindrücke festzuhalten. Da er Maler war, so hatte er namentlich für Figuren und Physiognomien ein außerordentliches Gedächtniß, und dies täuschte ihn nicht, als er bei sich dachte, er habe den Mann, der ihm gegenüber saß, schon gesehen, wenn auch in anderer Kleidung und Umgebung. So Herr Krimpf, während er anscheinend gelassen auf der Speisekarte las: Suppe, Beefsteaks, Coteletten und dergleichen. Er war aber noch nicht bis

zum Dessert gekommen, so war er bereits sicher, daß er es mit einem Offizier zu thun habe, mit einem vornehmen Offizier, den er vor Kurzem bei einer großen Parade in der Nähe des Regenten gesehen.

Herr Krimpf dachte gern, dachte schlau und verständig, und da seine Gedanken stets mit Mißtrauen gegen seine Mitmenschen gespickt waren, so fing er an, nachzusinnen, ob die Begegnung mit seinem Gegenüber so ganz zufällig sei, ob dessen Frage nach einer Restauration, da doch das Schild an dem Hause dieses Wort so deutlich zeigte, daß Einem fast die Augen weh thaten, nicht ein Vorwand war, mit ihm zu sprechen; selbst das Hinlegen des Spazierstockes war vielleicht nicht unabsichtlich geschehen, und wenn er alles das zusammenhielt, wenn er überlegte, daß jener Offizier mit dem Hofe in genauer Berührung stand und daß er selbst eben in einer geheimen Mission dort gewesen, so schien es ihm nicht unmöglich, daß er zu irgend einem ihm bis jetzt noch unbekannten Zweck hieher in die Restauration gebracht ward. Herr Krimpf lächelte still und vergnügt in sich hinein, als er diese Betrachtungen anstellte. Er war sich eines klugen Verstandes, einer guten Zunge bewußt, Waffen, mit deren Hülfe er es mit Jedem aufnehmen zu können glaubte.

Herr von Fernow hatte ebenfalls das Gesicht des kleinen Mannes studirt und fand die Schilderung, die ihm Herr Böhler entworfen, vortrefflich. Man konnte nicht leicht etwas Abstoßenderes und Unangenehmerers sehen. Dabei entging ihm das Lauern der Blicke nicht, das fast höhnische Lächeln um den Mund. Gewiß, daß er es mit einem schlauen Gegner zu thun hatte.

Jetzt war die Speisekarte studirt. Herr Krimpf hatte bescheidene Wünsche, und der Andere hütete sich wohl, ihm zu viel aufdringen zu wollen. Da sie aber natürlicher Weise gemeinschaftlich tranken, so ließ Herr von Fernow nicht ohne Absicht einen guten Bordeaux kommen, mit dessen Hülfe er hoffte, die Zunge seines Gastes zu lösen.

Herr Krimpf trank recht gern Wein, namentlich guten Wein, und wenn er auch anfänglich nur an dem Glase nippte, und mit der pur-

rurnen Finsterniß in demselben liebäugelte, so war doch der Duft des vortrefflichen La Rose zu verführerisch, als daß es lange dauerte, bis er sein Glas ausgeschlürft hatte, das ihm bereitwillig wieder gefüllt wurde. Bei dem Geschäfte des Austrinkens überlegte er und sagte zu sich selber: „Wenn der Herr da drüben wirklich etwas mit dir vor hat, so muß er wissen, wer du bist, was du treibst, und wenn er darauf anspielt, so haben wir uns doppelt in Acht zu nehmen."

„Es ist eigenthümlich," sprach der Offizier nach einer Pause, wobei er sich in den Stuhl zurücklehnte und aufmerksam die Gasflamme über dem Tische betrachtete, „wie zwei gänzlich fremde Leute durch Zufälligkeiten zusammengeführt werden können. Und doch sind Sie mir nicht ganz fremd. Ich erinnere mich, Sie schon irgendwo gesehen zu haben; vielleicht ist es Ihnen mit mir gerade so ergangen."

„Kann mich wahrhaftig nicht erinnern," entgegnete Herr Krimpf mit der größten Unbefangenheit. „Ich muß wirklich nie das Glück gehabt haben, den Herrn — verzeihen Sie mir, aber ich habe nicht die Ehre, Ihren Namen zu kennen."

„Thut nichts zur Sache. Indessen heiße ich Müller, Kaufmann Müller; Reisender, bin ziemlich fremd hier in der Stadt." — Richtig, dachte der kleine Mann, der will mich aus irgend einem Grunde einseifen.

„Darf ich nun auch meinerseits wissen, mit wem ich das Vergnügen habe?" fragte Herr von Fernow nach einer Pause.

„Ist eigentlich nicht der Mühe werth, Herr Müller; aber wenn Sie mir erlauben, so heiße ich Franz Joseph Maier, ein unbedeutender Lithograph!" — Der Major kniff die Lippen zusammen. „Krimpf verheimlicht seinen Namen," sprach er zu sich selbst. — „Habe fast gar keine Bekanntschaften," fuhr der Andere fort, „komme wenig aus dem Hause. Hätte ich aber jemals das Glück gehabt, Herrn Müller zu sehen, so würde ich einen — verzeihen Sie mir — in der That so interessanten Kopf schon als Künstler nie vergessen haben."

Eigentlich hätte Herr von Fernow sich für dieses Compliment be-

danken müssen, er war auch im Begriffe, es zu thun, um nicht aus der Rolle zu fallen; doch begleitete Herr Krimpf seine letzte Rede mit einem so sonderbaren Lächeln und seine Augen blitzten über das Glas so verrätherisch herüber, daß der Major auf die Idee kam, der kleine Buckelige kenne ihn am Ende ganz genau.

Es war gut, daß in diesem Augenblicke das Nachtessen gebracht wurde. Herr Krimpf ließ sich nicht nöthigen, griff tapfer zu und trank auch mehr von dem Bordeaux, als er sich im Anfang vorgenommen haben mochte. Nachdem das kleine Souper zu Ende war, bot der fremde Herr seinem Gaste eine Cigarre an, welche Franz Joseph Maier mit außerordentlichem Danke annahm. Er hatte eine große Schwäche für gute Cigarren, und wir müssen leider gestehen, daß er einen unverhältnißmäßigen Theil seines Einkommens in Rauch aufgehen ließ. Vorsichtig, wie er war, sah er genau auf das hin, was der Major aus seiner Cigarrendose hervorzog, betrachtete sich die Art, wie er das that, die Hände, ferner das einfache elegante Etui und dann prüfend die Cigarre selbst, ehe er sie anzündete. Kaum hatte er den ersten Zug gethan und den Dampf, langsam genießend, wieder ausgestoßen, so sagte er: „Herr Müller rauchen ein vortreffliches Kraut.“ Seine geheimen Gedanken bei diesen Worten aber waren: Ich habe mich nicht geirrt, das ist weder Herr Müller, noch ein reisender Kaufmann, das ist jener Offizier vom Gefolge des Regenten.

Der Major hatte sein Glas ausgetrunken und schenkte sich und seinem Vis-à-vis ein. „Also Sie sind Lithograph?“ sagte er nach einem augenblicklichen Stillschweigen, „liefern auch Portraits? Das trifft sich gut. Ich habe einen kleinen Auftrag in dieser Richtung, und wenn Sie mir Ihre Adresse geben wollen, so werde ich mir erlauben, Sie morgen zu besuchen.“

„Eine Visitenkarte besitze ich nicht,“ sprach lächelnd Herr Krimpf, „kann aber meine Adresse auf ein Stückchen Papier schreiben. Der Speisezettel ist überflüssig groß, einen Bleistift hab' ich bei der Hand; das ist gleich geschehen.“ Er riß ein Stück Papier herunter, schrieb

einige Worte darauf und übergab den Zettel. Herr von Fernow las: „Maier, Lithograph, Rosengasse Nro. 86.“

„Sie haben in Ihrem Geschäft viel zu thun?“ fragte Fernow nach einer kleinen Pause.

„O ja,“ erwiderte Herr Krimpf, „so ziemlich, bald wenig, bald viel. Man schlägt sich durch und lebt von einem Tag zum andern, so gut es gehen mag.“

„Und hatten Sie Lust zu Ihrem Geschäft, haben Sie es aus Liebhaberei ergriffen?“

„Wie Sie mich da sehen,“ sprach Herr Krimpf, und ein Schatten flog über seine Züge, „so mußte ich ein Geschäft ergreifen, dem mein schwacher, krüppelhafter Körper nicht im Wege stand. O, ich hätte wohl einen anderen Beruf gewählt. Ich würde auch lieber fein gekleidet gehen, wie Sie, Herr Müller, in der Welt herumreisen, überhaupt lieber ein reicher, vornehmer Herr sein.“

Nachdem er das gesagt, stürzte er ein Glas Bordeaux hinunter und seine Augen flammten.

„Sie haben nicht Unrecht; in manchen Beziehungen mag mein Leben angenehm sein,“ antwortete der Major, „doch versichere ich Sie, ich halte es durchaus nicht für ein übles Loos, ein Künstler zu sein, schöne Frauengestalten abzubilden, ihnen während des Arbeitens in die Augen zu blicken und nachher,“ — fügte er lächelnd hinzu.

„Und nachher,“ wiederholte Herr Krimpf und seine weißen Hände zuckten mißmuthig gegen sein Gesicht, „und nachher — wenn man die fertige Arbeit überreicht, in den Blicken lesen zu müssen: Es ist eigenthümlich, was der verwachsene Mensch für wohlgestaltete Sachen macht. Ja, Herr — — Müller,“ fuhr er aufgeregt fort, „wenn ich wäre wie Sie, ein schlanker, schöner Mann, wohlgefällig den Weibern, dann wäre es auch für mich eine Lust, Künstler zu sein. Dann säße ich gern vor ihnen und blickte ihnen in die blitzenden Augen, dann würde vielleicht auch ich triumphirend sagen: Und nachher —.“ Bei diesen

Worten zuckte er mit der rechten Hand empor, seine Finger wühlten in dem spärlichen struppigen Haar, der Glanz seiner Augen erlosch, und indem er die dünnen Lippen auf einander biß, versank er in tiefe Träumereien.

Der Major blickte ihn forschend an, dann erhob er sein Glas und sagte: „Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen, ohne es zu wollen, wehe gethan. Jedem lächelt das Leben auf die eine oder die andere Art. Jeder hat einen Augenblick, wo ihn das Glück umschwebt, wo er nur zuzulangen braucht. Freilich sind die Glücksgüter verschieden, aber auch Ihnen schlägt gewiß einmal eine gute Stunde. Trinken wir darauf!"

Die Beiden leerten ihre Gläser, und als Herr Krimpf darauf in die Höhe blickte, brannte ein düsteres Feuer in seinen kleinen Augen, seine sonst so kalten Wangen waren heftig geröthet, und er sagte: „Ich danke Ihnen für den Trost, Herr Müller, aber was sind Glücksgüter? — Güter, die uns glücklich machen. Glauben Sie mir, es liegt mir verflucht wenig an Geld und Reichthum, ich habe nur eins, wonach ich strebe, und das," setzte er mit fast tonloser Stimme hinzu, — „werde ich nie erreichen."

Herr von Fernow befand sich mit einem Male auf der Höhe der Situation. Was der kleine häßliche Maler für das höchste Glück des Lebens hielt, das war nicht schwer zu errathen: Die Gunst eines reizenden Mädchens, welche ihm dieses begreiflicher Weise verweigerte. Und welches Mädchen? Fernow begann klarer und immer klarer zu sehen. Hatte der Photograph ihm nicht gesagt, woher die Anklage gegen Rosa gekommen? Er irrte sich nicht, Herr Krimpf selbst liebte jenes Mädchen, und es war die wüthende Eifersucht, die ihn antrieb, sie anzuklagen, vielleicht zu verderben — und nachher — ja, so mußte es sein.

Herr Krimpf hatte sich einen Augenblick von seinen Gefühlen fortreißen lassen. Der Major war auf der rechten Fährte: Krimpf liebte Rosa. Aber dieser Ausdruck ist nicht der richtige, — er dachte an sie mit einer wilden glühenden Leidenschaft, er hätte um ihre Gunst Alles hingegeben, — es wäre ihm eine Seligkeit gewesen, nach einem kurzen

glücklichen Augenblicke den Tod zu finden, aus ihren Armen hinweg, der ewigen Verdammniß zu verfallen. Darum allein hing er sich an den Photographen, deßhalb ließ er sich von dem Kammerdiener der Prinzessin zu allen möglichen Diensten gebrauchen. So unbedeutend diese waren, so glaubte er sich doch dadurch dereinst an die Macht und den Glanz des Hofes klammern zu können, hoffend, ein glückliches Ungefähr, vielleicht ein Wunder, reiße ihn in eine andere Bahn hinein, in eine Bahn, die es ihm möglich mache, vor jenes Mädchen hinzutreten, freilich derselbe kleine krüppelhafte, häßliche Mensch, aber nicht mehr der arme Maler, sondern Jemand, der sich durch die Kraft seines Geistes emporgebracht, und der es werth ist, daß man zu ihm aufblickt.

Als die Flut seiner wilden Phantasie vorüber war und die Ebbe der Ueberlegung eintrat, fielen seine Blicke wieder auf den fremden Mann ihm gegenüber, der leicht mit den Fingern das Glas gefaßt hatte, ruhig an die Decke blickend rauchte und sich um die ganze Welt nicht zu kümmern schien. Die Uhr der Gaststube pickte vernehmlich und Herr Krimpf dachte, vielleicht habe er sich doch geirrt, und das Zusammentreffen mit seinem freundlichen Wirthe sei ein zufälliges. Dann aber kam es ihm wieder in den Sinn, daß bei Hofe zwei Parteien seien, die des Regenten, und die andere der Prinzessin Elise. — Der letztern diente er, zur ersteren gehörte vielleicht sein Gegenüber. Konnte nicht sein Besuch am Schlosse bemerkt worden sein? Als Krimpf an seine Portraits dachte, faßte er mit der Hand an seine Brusttasche, worin er die Blätter aufbewahrt hatte, eine Bewegung, die dem Major nicht entging.

Dieser hatte indessen Zeit zur Ueberlegung gehabt. Obschon es nicht so leicht schien, den Gegner zu überrumpeln, so beschloß er, ihm doch, wenn auch nur mit einem Scheinangriffe, geradezu auf den Leib zu gehen. Er drehte mit der Hand seinen langen schwarzen Schnurrbart und sah den kleinen Maler so herausfordernd und lächelnd an, daß dieser ebenfalls nicht umhin konnte, ihn mit einem langen, freundlichen Blick zu betrachten. Da schlug das Lächeln des Majors in

nichts, als die einfache Abgabe eines Briefes. Aber an dem Inhalte dieses Briefes hing das Lebensglück eines armen unschuldigen Mädchens, hing die Ruhe und Verzweiflung seines Freundes, an dessen Tische er saß, der sein Brot mit ihm theilte.

„Das wollen Sie also mit bestem Willen für uns thun?“ fragte der Major.

„Ich will es,“ entgegnete Herr Krimpf, und zuckte mit der rechten Hand über den Tisch hin, sie dem Major darreichend, der sie mit einigem Widerstreben ergriff.

Die kleine feine Hand des Malers war kalt und doch feucht von Schweiß. — —

„So wären wir mit unserem Geschäft zu Ende,“ sprach nun der Major mit einer erzwungenen Leichtigkeit, denn ihm grauste vor seinem Gegenüber, das es so leicht zu nehmen schien, Freunde und Hausgenossen zu verrathen. „Trinken wir noch ein Glas, nehmen wir noch eine Cigarre.“

Beides that Herr Krimpf; ja, er schien jetzt mit dem Bordeaux das Andenken an die eben erlebte Viertelstunde hinabgeschwemmt zu haben; seine Augen verloren ihren düstern Ausdruck und er blickte fast lustig im Zimmer umher; seine Finger umspannten zuckend das Glas, welches augenblicklich wieder gefüllt worden war, ja seine gute Laune schien so weit wiedergekehrt zu sein, daß er leise etwas vor sich hinsummte, und zwar einen Refrain, den er in den letzten Tagen sehr häufig von Herrn Heinrich Böhler vernommen: „Chantons, buvons, traleralera.“

Der Major hatte sich in seinen Stuhl zurückgelehnt, wobei er den Rauch seiner Cigarre in zierlichen Ringeln von sich blies. Er schien sich ganz behaglich zu fühlen, und nur Jemand, der ganz genau auf ihn Achtung gegeben hätte, würde bemerkt haben, daß sich zuweilen seine Augen forschend nach der Zimmeruhr richteten, deren Zeiger langsam, aber unaufhaltsam fortrückte. Jetzt dehnte er sich gähnend und sagte. „So, so, Sie sind Photograph, und sollen sehr schöne

Arbeiten liefern. Ich habe das von einem Freunde gehört, dessen Portrait Sie vor einigen Tagen gemacht."

„Von einem Ihrer Freunde, gnädiger Herr?" fragte zweifelnd der kleine Maler; doch sogleich schien er sich zu besinnen und sagte: „Ach! die beiden Herren."

„Ja, es waren zwei meiner Bekannten. Sie hatten eine Ueberraschung vor und diese ist vollkommen gelungen. Wir haben viele Freude daran gehabt; — eigentlich war es eine Wette — und eben deßhalb befahlen sie auch zu schweigen und augenblicklich die Glasplatten zu vernichten."

„Das geschah auch," versetzte der kleine Maler, dessen Blicke etwas stier geworden waren, indem er sich mit der Hand auf die Brusttasche patschte.

„Was mir leid thut," sprach der Major, nachdem er getrunken und den langen Schnurrbart sorgfältig abgetrocknet, „ich hätte gerne eine Copie gehabt, namentlich war eines der Portraits, das meines besten Freundes, des Oberstjägermeisters Baron Rigoll, ausgezeichnet gerathen. In der That ausgezeichnet."

„Ja, der eine der Herren waren Seine Excellenz," sagte Herr Krimpf, indem er langsam seinen Rock aufknöpfte, „aber der Andere?" fügte er lauernd hinzu.

„Der Andere war ein Vetter des vorhin erwähnten Baron Wenden, der Ihnen gegenüber wohnt. Wie gesagt, es ist mir leid, daß die Gläser vernichtet wurden, ich hätte eine Copie theuer bezahlt. Aber da es nicht sein kann — müssen wir eine andere Gelegenheit erwarten."

Obgleich der Major dies Alles mit einer wahrhaft bewunderungswürdigen Gleichgültigkeit sagte, so hätte doch der überaus schlaue kleine Maler bei ganz unbefangenen Sinnen etwas Künstliches und Gesuchtes darin bemerkt. Dank dem La Rose aber lächelte Herr Krimpf häufig, ohne alle Ursache, freute sich über den wunderbaren Abend, den er verlebt, und fing an, eine außerordentliche Dankbarkeit, ja Hochachtung für sein Gegenüber zu fühlen, welches ihm dagegen wieder so impo-

nirte, daß es nur eines Blickes aus den dunkeln blitzenden Augen bedurfte, um einen etwas zu lauten Gesang im Munde des Malers plötzlich verstummen zu machen. „Ein sehr liebenswürdiger Herr," murmelte er halblaut, „könnte ihm am Ende wohl die lumpigen Photographien an den Kopf werfen. Der Kammerdiener ist ein geiziger Schuft und der Lakai stiehlt mir wieder, was der Kammerdiener bezahlt. Was braucht man sich eigentlich mit dem Pack gemein zu machen, wenn einem die Herrschaft selbst freundlich entgegen kommt. Und die Herr — schaft hat Rrrr — echt — ein Künstlerrr ist auch kein Hund. — Und es hat Jemand einmal gesagt: Es soll der Künstlerrr mit dem König gehen, warum denn nicht auch mit so einem lumpigen Adjutanten des Rrrregenten. Aber das ist ein ganz immenser Kerrrl! Und wenn es ihm Spaß macht, so soll er die beiden Eselsköpfe haben. — Ja, die Eselsköpfe nnd den Lakaien und Kammerdienerrr dazu, — — morrrrrrgen, hat der Hund gesagt: „Buvons, chantons, tralealera!" Und er wiederholte den Refrain viel zu oft und zu laut: „Juho! ho!"

Der Major hatte zu viel von dem Selbstgespräch seines Gastes verstanden, als daß er ihn in seiner ausbrechenden Lustigkeit hätte stören mögen; ja, er stieß mit ihm an und zwang sich in den Refrain einzustimmen.

„Ja, Herrrr Offizier, Sie sind so liebenswürdig, daß ich Ihnen eine ganze miserrrable Gefälligkeit erzeigen will. Wenn es Ihnen Spaß macht, die Köpfe Ihrer Freunde zu haben, so kann dem Manne geholfen werden. Krimpf ist nicht so dumm, als er aussieht. Hier sind noch zwei ganz verfluchte Copien." Damit hatte er das Papier aus der Tasche herausgezogen, und da sich seine zuckenden Finger eine Zeit lang vergeblich bemühten, die Siegel ordentlich zu lösen, so zerriß er das Papier so heftig in mehrere Fetzen, daß er die Photographien auf den Boden des Zimmers schleuderte. „Das warr geschickt," sagte er, indem er den Blättern mit stieren Blicken nachschaute. — „Da liegen die

Eselsköpfe. Lassen wir sie liegen, Herr General, es ist auf Ehre nicht der Mühe werth. — Hsp! Hsp!"

„Ja, da haben Sie Recht," entgegnete Herr von Fernow; „es ist nicht der Mühe werth, — lassen wir sie, wo sie sind."

„Gut gesagt, — Hsp! Hsp! wo sie sind, Hsp! Da können sie ihren Rausch ausschlafen, Hsp! Hol' sie der Teufel! Hsp! Hsp!"

„Was das Rauschausschlafen anbelangt, mein lieber Herr Krimpf," sagte nun der Major mit einem festen Blick auf sein vis-à-vis, „so meine ich, es wäre auch für uns jetzt Zeit, daß wir unsere Betten aufsuchten."

„Doch — nicht — um unseren — Rrrrrausch auszu — schlafen, Hsp?" erwiderte Herr Krimpf mit immer schwererer Zunge; „so weit — sind wirrrr — noch lange nicht."

„Das ist bei Ihnen möglich, aber ich spüre den Wein und bin schläfrig."

Es war etwas wie Verachtung in dem Blicke, mit dem der kleine schwächliche Maler, der sich nur mühsam von seinem Stuhle erhob, den kräftigen Offizier ansah. „Nun ja," sagte er nach einer Pause, „wenn Sie meinen, Hsp! — daß es genug ist — so wollen wir denn gehen, Hsp! doch — habe ich — noch eine Bitte an Sie."

Bei diesen Worten hob er den Zeigefinger der rechten Hand in die Höhe, während er sich mit der linken an der Tischplatte festhielt; — „wenn Sie wieder Spazierstöcke — verlieren, so lassen Sie mich's ganz ergebenst wissen; ich bin dann immer Ihr gehorsamer Diener, um sie aufzuheben, Hsp!"

Mit ziemlich ordentlichen Schritten ging er darauf nach dem Nebentische, wo sein Hut lag, und Herr von Fernow hatte nur Angst, er möge auf die Photographien treten, die am Boden lagen; doch schwankte er bei ihnen vorüber, machte seinem freundlichen Wirthe ein steifes Compliment und schoß dann mit einer wunderbaren Schnelligkeit zur Thür hinaus.

Der Major, besorgt um ihn, wollte doch sehen, wie er sich auf

der Straße benehmen würde, und ging ihm nach bis zur Hausthür. Herr Krimpf war zur Rechten davongeeilt. Wenn er auch die ganze Breite des Trottoirs in Anspruch nahm, so schob er sich doch ziemlich schnell von hinnen und war offenbar in der besten Laune; denn man hörte ihn die Straße hinab mit lauter Stimme singen:

„Chantons, buvons, traleralera!“

Herr von Fernow kehrte in das Zimmer zurück, raffte die Photographien vom Boden auf und betrachtete sie. Ja, die eine stellte den Baron Rigoll vor. Mit noch größerer Aufmerksamkeit aber betrachtete er den sehr distinguirten Kopf des andern Bildes. Wo hatte er dies Gesicht gesehen? Richtig, jetzt fiel es ihm plötzlich ein. Es war der Herr, der an jenem Abend zu Baron Wenden kam, der ihm als Graf Hohenberg vorgestellt wurde, gegen den Baron Rigoll sich mit so ausgezeichneter Artigkeit benahm. Das war ihm damals schon aufgefallen, — da lag ein Geheimniß verborgen. Ja, was er hier in seinen Händen hielt, mußte wichtig sein und es war gewiß der Mühe werth gewesen, ein paar Stunden an die Erlangung dieser Blätter zu wenden. „Ich weiß nicht, eine unbestimmte Ahnung sagt mir, meine Anstrengungen seien in der That nicht verschleudert worden. Es ist zehn Uhr, suchen wir Herrn Kindermann zu sprechen. Wenn das Sprichwort wahr ist, daß man das Eisen schmieden soll, so lange es warm ist, so muß man dagegen auch nicht säumen, das Glück, wenn es einmal erscheint, festzuhalten.“

Er bezahlte seine Rechnung, wobei der Kellner auf eine eigenthümliche Art lächelnd das Geld einstrich. Dann trat der Major auf die Straße, rief einen schläfrig vorüberfahrenden Fiaker an, warf sich in den Wagen und befahl: „nach dem Schlosse!“

Dreizehntes Kapitel.

Wiederum im Kabinet des Regenten.

An demselben Abend war einer der dienstthuenden Lakaien Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Elise zu einem der dienstthuenden Lakaien Seiner Hoheit des Regenten hinabgestiegen. — Dieses Hinabsteigen ist wörtlich zu nehmen, denn sonst herrschte das umgekehrte Verhältniß und die dienstthuenden Lakaien des Regenten sahen auf die dienstthuenden Lakaien der Prinzessin mit einer souverainen Verachtung hinab, und nahmen in jeder Beziehung den Vortritt, welches bei gemeinschaftlichen Diners so weit ging, daß die Lakaien Ihrer Durchlaucht stets die Sauce zu präsentiren hatten, nachdem die dienstthuenden Lakaien Seiner Hoheit des Regenten mit dem Braten vorangeschritten waren. Einer der Lakaien der Prinzessin war also hinabgestiegen und hatte dem dienstthuenden Lakaien Sr. Hoheit, welcher in seinem Stuhle sitzen blieb, während der andere vor ihm stand, also gemeldet: „Der Herr Kammerdiener Ihrer Durchlaucht der Prinzessin lassen dem Herrn Kammerdiener Seiner Hoheit des Regenten ein gehorsames Compliment machen, und da die Herrschaften bei Ihrer Hoheit der verwittweten Frau Herzogin sein werden, so lassen der Herr Kammerdiener anfragen, ob es dem Herrn Kammerdiener angenehm wäre, wenn ersterer den letzteren Herrn auf ein Stündchen besuche. Er habe sich eine kleine Erdbeerbowle angesetzt und möchte sich erlauben, dieselbe gleichfalls bei dem Besuch erscheinen zu lassen.“ Darauf hatte Herr Kindermann den Besuch huldreich acceptirt, und die beiden würdigen alten Herren saßen nun in dem uns wohl bekannten Kabinet vor dem Kamin.

Der Kammerdiener der Prinzessin, Herr Steppler, war fast von gleichem Alter, wie Herr Kindermann, doch wie diesen ein ewiges freundliches Lächeln schmückte und verjüngte, so herrschte auf den Zügen des Andern beständig ein finsterer Ernst; dabei ging er ziemlich

gebückt, hustete fast bei jedem Worte, meistens aus schlechter Angewohnheit und weil er es bei vorkommenden Fällen für zweckdienlich gehalten hatte, eine Brustkrankheit zu affektiren. Er war ein altes Möbel bei Hofe, und hatte schon bei der Mutter des höchstseligen Herrn gedient, die eine wunderliche Dame war, und über welche sich die beiden Veteranen gerade unterhielten.

„Ja," sagte Herr Steppler, „so etwas kommt doch heut zu Tage nicht mehr vor, daß man für den Schooßhund ein eigenes Schlafzimmer hält, eine Bonne zur Aufwartung und daß der Kammerdiener der Herrschaft selbst, ich dazumal, allabendlich bei dem alten Mopse die silberne Nachtlampe anzünden mußte. Und das Thier hatte Verstand, wie ein Mensch, denn wenn das Licht nicht brannte oder ausging, so bellte es so lange, bis Jemand kam."

„Es ist ganz erstaunlich," erwiderte Herr Kindermann mit einem süßen Lächeln; „und doch wenn Sie mir's nicht übel nehmen, bester Freund, so waren die Zeiten für den Regierenden damals viel besser. Erinnern Sie sich noch der Tante des höchstseligen Herrn, die sich nie im Geringsten in irgend eine Angelegenheit mischte, die harmloseste Dame der ganzen Welt, die ruhig lebte, und ruhig leben ließ." —

„Ja wohl, ja wohl, die zufrieden war, wenn sie vier Stunden des Tages spazieren fahren konnte, die Pferde im langsamsten Schritt, wie vor einem Leichenwagen, und die sich zur Unterhaltung jeden Tag ein kleines Körbchen mit Weidenruthen auf's Zimmer bringen ließ, die sie geduldig eine nach der andern auf dem Tisch zerklopfte — —"

„Gelt, alter Freund," sagte Herr Kindermann, indem er sein Glas emporhob und pfiffig lächelnd durch die goldgelbe Flüssigkeit nach seinem Collegen hinschielte, „das waren andere Zeiten. Ich möchte wohl mal sehen, wenn wir Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Elise ein Körbchen Weidenruthen auf's Zimmer setzten, ob sie sie auch auf dem Tische zerklopfte."

„Davor soll uns Gott bewahren — das hieße den Teufel an die Wand malen."

„Ja, sie ist eine absonderlich merkwürdige Dame," meinte Herr Kindermann, und that einen guten Schluck des angenehmen Getränkes. Nachdem er dies gesagt und sich die Lippen abgeleckt, lehnte er sich in seinen weichen Sessel zurück und betrachtete mit einem außerordentlich pfiffigen Blick den Herrn Steppler, der tief nachsinnend eine große Erdbeere anstarrte, die in seinem Glase schwamm. „Lieber Freund," sagte er alsdann nach einer kleinen Weile, „was ich Ihnen schon erst bemerkt, muß ich hier wiederholen. Es ist Pflicht und Schuldigkeit eines guten Dieners, auf die Herrschaft nach besten Kräften einzuwirken. Wenn man gescheidt ist, gelingt dies auch und man kann sie gewissermaßen ziehen, daß es eine Freude ist."

„Ja, da hat sich was zu ziehen," brummte Herr Steppler. „Das ist wie ein Aal, wie ein Kreisel; das dreht sich zehnmal, ehe ich nur einmal weiß, wo rechts oder links ist."

„Zugestanden, daß es schwierig ist, mit der hohen Dame droben umzugehen, aber im Vertrauen gesagt, Ihr waret zu nachgiebig. Ihr hättet in vielen Sachen nicht mithelfen sollen; ja, Ihr hättet manches hintertreiben können. — Den Teufel auch," fuhr Herr Kindermann nach einem augenblicklichen Stillschweigen fort, und nachdem er im Spiegel sein freundliches Gesicht beschaut, „man muß zu Zeiten auch etwas zu hindern verstehen. Wissen Sie, ich spreche als Freund zu Ihnen, lieber Steppler, aber ihr macht da oben doch ganz sonderbare Geschichten. Wie kann man zum Beispiel nun eine solche Heirath protegiren, wie die der alten Excellenz mit dem jungen schönen Fräulein?"

„Wie kann man so was hindern, frag' ich Sie."

„Man kann viel dagegen thun, mein lieber Steppler. Man läßt hie und da ein Wort fallen, man meldet zu spät oder gar nicht, man bedauert, daß die Herrschaft verhindert ist, Jemand anzunehmen — aber dazu gehört mehr als ein gewöhnlicher Muth. Ich sage Ihnen, das ist ein Mißgriff, der nicht hätte passiren sollen."

Obgleich Herr Steppler ziemlich gebückt saß, so daß er seinen

Collegen nicht ansehen konnte, so merkte man doch, wie er, ohne den Kopf zu bewegen, die Augen erhob, und aus den Winkeln derselben nach Herrn Kindermann hinüberschielte. „Habt ihr etwas dagegen gethan?“ fragte er alsdann.

„O lieber Freund,“ entgegnete Herr Kindermann mit dem Ausdruck großen Selbstbewußtseins, „wenn eine Sache einmal so verfahren ist, da kommt der beste Kutscher nicht mehr heraus, und doch — — aber wie gesagt,“ unterbrach er sich selbst, „das war nur so eine Idee von mir, und es ist eigentlich unklug, überhaupt noch über dergleichen zu sprechen, denn ich weiß doch, daß Sie mir nicht um die Ecke trauen, mein lieber Steppler.“

Der Andere blickte abermals verstohlen in die Höhe, ohne etwas zu entgegnen.

„Ich versichere Sie, es ist Schade,“ fuhr Herr Kindermann nach einer Pause fort, „daß wir nicht besser zusammenhalten. Ich sage Ihnen, wir könnten hier das Steuer führen, daß es eine Freude wäre, ich mit meiner Lebhaftigkeit, wenn Sie mir erlauben, Sie mit Ihrer unbezahlbaren Ruhe. Kommt her, alter Steppler, stoßen wir zusammen an; den Teufel auch, das sollte doch endlich einmal aufhören, daß die Herrschaften, mit Respekt zu sagen, wie Hund und Katze zusammen leben. Haben Sie denn einen Begriff davon, wie es Ihre Durchlaucht da oben vermag, so hämisch gegen uns zu handeln, gegen einen Herrn, wie der Regent ist? Gott erhalte ihn hundert Jahre, den ritterlichen Herrn, den schönen Mann, mit Eigenschaften, daß ihn die ganze Welt liebt und achtet. Aber gerade die, an deren Achtung ihm besonders gelegen ist — — ja, Steppler, schauen Sie mich nur an, — an deren Achtung ihm besonders viel gelegen ist, bereitet ihm mit ihren Launen alles mögliche Herzeleid. Darin ist doch weder Sinn noch Verstand.“

„Das ist gegenseitig, Kindermann, gewiß gegenseitig.“

„Nein, ihr macht es zu arg. Es muß da droben wieder etwas im Spiele sein; ich kann Sie versichern, Steppler, der Herr ist in den

letzten Tagen sehr schlecht gelaunt, und ich glaube, man kann sich vor ihm in Acht nehmen. Er ist nun einmal der Herr, und wenn wir selbst, was sich in den nächsten Tagen entscheiden soll, einen Thronerben erhalten, so wird doch die Regentschaft achtzehn Jahre dauern, eine Zeit, deren Ende wir beide schwerlich erleben werden."

„Was wollen Sie damit sagen, Kindermann?" fragte der Andere, nachdem er eine Zeit lang nachgedacht.

„Nun, ich will damit sagen, daß der Herr die Macht noch lange behält, seinen Freunden wohl zu thun und seinen Feinden auf unangenehme Art zu vergelten."

„Aber ihr thut uns sehr unrecht," sprach nun Herr Steppler, wobei zum erstenmale ein Lächeln über seine düstern Züge flog, „wenn ihr glaubt, wir oben haßten den Herrn, im Gegentheile, kann ich Sie versichern. Freilich bemüht man sich, zuweilen seine Plane zu vereiteln, ihm entgegenzuwirken, aber, ich bin auch ein alter Prakticus, Kindermann, das geschieht nicht nach einem kalten, berechneten System, sondern das ist die Aufwallung des Augenblicks, ist wie ein kindischer Trotz — verzeihen Sie mir das Wort — eine fast fieberhafte unerklärliche Neigung, Nein zu sagen, wenn der Herr Ja sagt."

Herr Kindermann blickte in sein Glas und antwortete nicht.

„Von wirklicher Feindschaft kann da keine Rede sein und von Haß noch viel weniger. Wenn man Jemand haßt, verstehen Sie mich wohl, ohne Nebengedanken haßt, so nennt man seinen Namen nicht, so blickt man nicht nach ihm, so ist man froh, wenn man weder etwas von ihm zu hören noch zu sehen bekommt; und hauptsächlich, wenn man Jemand wirklich haßt, so verschließt man das in sich und zeigt seine Feindseligkeit nicht aller Welt."

„Da ist schon was Wahres d'ran," meinte nachdenkend Herr Kindermann, „es wäre wirklich schade, wenn zwei Herrschaften, wie der Regent und die Prinzessin, ihr Leben so verbringen sollten. Haben Sie nie gedacht, Steppler," sagte er nach einer längeren Pause, welche er dadurch ausgefüllt, daß er den Rest der Erdbeerbowle nachdenklich

mit dem großen goldenen Löffel umgerührt, „— ist es Ihnen nie eingefallen, daß die Beiden ein prächtiges Paar abgeben würden?“

„Wer hätte nicht schon daran gedacht!“ entgegnete der Andere, „und das ist ein vortrefflicher Gedanke. Dann gäbe es doch einmal endlich Ruhe im Schloß! Man könnte seine Tage in stiller Beschaulichkeit beschließen, wenn die verdrießlichen Geschichten hier einmal aufhörten. Aber, wie kommen Sie auf die Idee?“

„Sie haben mich darauf gebracht,“ erwiderte Herr Kindermann mit großer Wichtigkeit. „Freilich habe ich schon manchmal über das Benehmen der Prinzessin so meine Betrachtungen angestellt, und dann bestätigt das, was Sie mir eben sagten von der fieberhaften Heftigkeit, mit der Ihre Dame zuweilen meinem Herrn opponirt, meine Meinung; ebenso, daß sie häufig von ihm spricht, nach ihm blickt, sich mit ihm beschäftigt.“

„Das habe ich doch nicht gesagt?“ fragte erschrocken Herr Steppler.

„Ja, Steppler, Sie haben das gesagt, und Ihr guter Geist sprach aus Ihnen. Sehen Sie, das ist eine großartige Idee, mit der ich mich lange getragen und die gelingen muß, wenn zwei Männer wie wir sie in die Hand nehmen. Sie werden Ihre Stellung so gut wie ich begreifen. Anmelden und den Tisch und die Garderobe besorgen, kann Jeder; aber kräftig in's Leben eingreifen, dazu gehören sichere Hände, und ich glaube, die haben wir, nicht wahr?“

„Ja, ich glaube so,“ antwortete Herr Steppler. Doch konnte er sich einer festen Hand nur im bildlichen Sinne rühmen, in der Wirklichkeit dagegen zitterte das Glas in seiner Rechten einigermaßen, wenn er es zum Munde führte. „Freilich erschreckt mich diese Idee, Kindermann, aber wenn ich mich an Ihren Gedanken gewöhne, so finde ich in der That nichts so absonderlich Befremdendes darin. Seine Hoheit der Regent aber?“

„Das sei meine Sorge,“ entgegnete Herr Kindermann, „glauben Sie mir, er interessirt sich mehr für die Prinzessin, als sich die ganze Welt träumen läßt.“

„Wirklich?“ warf der Andere mit einem fast heiteren Tone dazwischen.

„Gewiß, ich merke das aus Vielem heraus. Wie oft steht Seine Hoheit entfernt von der Prinzessin, ist anscheinend in eifrigem Gespräch mit Anderen begriffen, und findet doch Zeit genug, jeden Augenblick nach ihr hinüberzuschauen, alle ihre Bewegnngen zu beobachten.“

„In der That, das ist mir auch schon so vorgekommen,“ gab Herr Steppler zur Antwort und wiegte dabei seinen Kopf auf und nieder, wie Jemand, der einem angenehmen Gedanken nachhängt.

„Wäre es für uns nicht in jeder Hinsicht das Beste, wenn da was zu Stande gebracht werden könnte?“ meinte Herr Kindermann. „Ich setze den Fall, daß wir uns Beide in unseren Meinungen nicht irren. Wie dankbar müßten solche Bemühungen überdieß von den höchsten Herrschaften aufgenommen werden! Dazu gehört aber vor allen Dingen, daß man nicht sucht die kleinen Streitigkeiten zu vergrößern, die hier und da vorkommen, oder gar neue zu erfinden, und in dem Punkte müssen Sie sogar etwas Uebriges thun, Meister Steppler.“

„Du lieber Gott, unsereins handelt nur nach Befehlen, das kann ich Sie versichern,“ entgegnete der Andere. „Wir wagen es wahrhaftig nie, eine eigene Meinung zu haben, noch viel weniger dieselbe durchzusetzen. Ja, wir sind nicht Herr Kindermann,“ setzte er mit einem pfiffig sein sollenden Lächeln hinzu.

Der Kammerdiener Seiner Hoheit, offenbar geschmeichelt durch diese Aeußerung, machte ein spitzes Maul, wobei er sich verstohlen im Spiegel betrachtete. „Man thut wahrhaftig nur seine Schuldigkeit,“ sagte er alsdann, „und wenn Einem zufällig einmal etwas gelingt, so meinen die Leute, man habe Gott weiß welche Macht.“

Daß in diesem Augenblick der dienstthuende Lakai der Prinzessin ziemlich ohne Umstände eintrat, mußte seine Ursache haben, und so war es auch in der That. Er meldete aus respectvoller Entfernung mit flüsternder Stimme, daß die Prinzessin in Begleitung Seiner Hoheit so eben aus den Appartements der verwittweten Frau Herzogin

Collegen nicht ansehen konnte, so merkte man doch, wie er, ohne den Kopf zu bewegen, die Augen erhob, und aus den Winkeln derselben nach Herrn Kindermann hinüberschielte. „Habt ihr etwas dagegen gethan?“ fragte er alsdann.

„O lieber Freund,“ entgegnete Herr Kindermann mit dem Ausdruck großen Selbstbewußtseins, „wenn eine Sache einmal so verfahren ist, da kommt der beste Kutscher nicht mehr heraus, und doch — — aber wie gesagt,“ unterbrach er sich selbst, „das war nur so eine Idee von mir, und es ist eigentlich unklug, überhaupt noch über dergleichen zu sprechen, denn ich weiß doch, daß Sie mir nicht um die Ecke trauen, mein lieber Steppler.“

Der Andere blickte abermals verstohlen in die Höhe, ohne etwas zu entgegnen.

„Ich versichere Sie, es ist Schade,“ fuhr Herr Kindermann nach einer Pause fort, „daß wir nicht besser zusammenhalten. Ich sage Ihnen, wir könnten hier das Steuer führen, daß es eine Freude wäre, ich mit meiner Lebhaftigkeit, wenn Sie mir erlauben, Sie mit Ihrer unbezahlbaren Ruhe. Kommt her, alter Steppler, stoßen wir zusammen an; den Teufel auch, das sollte doch endlich einmal aufhören, daß die Herrschaften, mit Respekt zu sagen, wie Hund und Katze zusammen leben. Haben Sie denn einen Begriff davon, wie es Ihre Durchlaucht da oben vermag, so hämisch gegen uns zu handeln, gegen einen Herrn, wie der Regent ist? Gott erhalte ihn hundert Jahre, den ritterlichen Herrn, den schönen Mann, mit Eigenschaften, daß ihn die ganze Welt liebt und achtet. Aber gerade die, an deren Achtung ihm besonders gelegen ist — — ja, Steppler, schauen Sie mich nur an, — an deren Achtung ihm besonders viel gelegen ist, bereitet ihm mit ihren Launen alles mögliche Herzeleid. Darin ist doch weder Sinn noch Verstand.“

„Das ist gegenseitig, Kindermann, gewiß gegenseitig.“

„Nein, ihr macht es zu arg. Es muß da droben wieder etwas im Spiele sein; ich kann Sie versichern, Steppler, der Herr ist in den

„Wirklich?“ warf der Andere mit einem fast heiteren Tone dazwischen.

„Gewiß, ich merke das aus Vielem heraus. Wie oft steht Seine Hoheit entfernt von der Prinzessin, ist anscheinend in eifrigem Gespräch mit Anderen begriffen, und findet doch Zeit genug, jeden Augenblick nach ihr hinüberzuschauen, alle ihre Bewegungen zu beobachten.“

„In der That, das ist mir auch schon so vorgekommen,“ gab Herr Steppler zur Antwort und wiegte dabei seinen Kopf auf und nieder, wie Jemand, der einem angenehmen Gedanken nachhängt.

„Wäre es für uns nicht in jeder Hinsicht das Beste, wenn da was zu Stande gebracht werden könnte?“ meinte Herr Kindermann. „Ich setze den Fall, daß wir uns Beide in unseren Meinungen nicht irren. Wie dankbar müßten solche Bemühungen überdieß von den höchsten Herrschaften aufgenommen werden! Dazu gehört aber vor allen Dingen, daß man nicht sucht die kleinen Streitigkeiten zu vergrößern, die hier und da vorkommen, oder gar neue zu erfinden, und in dem Punkte müssen Sie sogar etwas Uebriges thun, Meister Steppler.“

„Du lieber Gott, unsereins handelt nur nach Befehlen, das kann ich Sie versichern,“ entgegnete der Andere. „Wir wagen es wahrhaftig nie, eine eigene Meinung zu haben, noch viel weniger dieselbe durchzusetzen. Ja, wir sind nicht Herr Kindermann,“ setzte er mit einem pfiffig sein sollenden Lächeln hinzu.

Der Kammerdiener Seiner Hoheit, offenbar geschmeichelt durch diese Aeußerung, machte ein spitzes Maul, wobei er sich verstohlen im Spiegel betrachtete. „Man thut wahrhaftig nur seine Schuldigkeit,“ sagte er alsdann, „und wenn Einem zufällig einmal etwas gelingt, so meinen die Leute, man habe Gott weiß welche Macht.“

Daß in diesem Augenblick der dienstthuende Lakai der Prinzessin ziemlich ohne Umstände eintrat, mußte seine Ursache haben, und so war es auch in der That. Er meldete aus respectvoller Entfernung mit flüsternder Stimme, daß die Prinzessin in Begleitung Seiner Hoheit so eben aus den Appartements der verwittweten Frau Herzogin

komme und daß sich die höchsten Herrschaften voraussichtlich nach ihren Gemächern verfügen würden. Herr Steppler erhob sich rasch von seinem Stuhle, schlürfte sein Glas hastig aus und machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung, als ihm Herr Kindermann nochmals einschenken wollte. Dann reichten sich die beiden würdigen Männer die Hände und der ausdrucksvolle Blick eines Jeden sagte dem Andern, daß das Gespräch von vorhin nicht vergessen sei. In Gegenwart des Lakaien etwas hinzuzufügen, wäre nicht räthlich gewesen. Schon daß sich die beiden mächtigen Kammerdiener die Hände reichten, wurde einer vertrauten Kammerjungfer erzählt, die es denselben Abend noch zu den Ohren Ihrer Durchlaucht brachte, welche die Annäherung der beiden bisher sehr feindlichen Parteien wichtig genug fand, um einen Augenblick darüber nachzudenken. Ja, wenn wir unserer Geschichte vorgreifen dürften, so würden wir hinzufügen, daß die Prinzessin sehr bald an ihren Schreibtisch eilte, nachdem sie die vertrauliche Mittheilung von dem Einverständniß der beiden Kammerdiener erhalten. „Gut," hatte Ihre Durchlaucht darauf erwidert, „es ist am Ende gleichgültig — mich überrascht man nicht." Aber dann hatte sie einen Brief gesiegelt, adressirt und befohlen, ihn sogleich zu dem Kammerherrn Baron Wenden zu bringen. Es war zehn Uhr des Abends und die Prinzessin erwartete eine Entgegnung auf ihre Zeilen.

Herr Kindermann war, dem Rufe der Glocke folgend, kaum in die Appartements des Regenten getreten, als sich Herr von Fernow in dem Zimmer des Kammerdieners einfand. Da sich Seine Hoheit noch nicht zur Ruhe begab, sich vielmehr zum Lesen niedergesetzt hatte, so kehrte Herr Kindermann in wenigen Augenblicken zurück und war offenbar etwas erstaunt, den Adjutanten zu so später Stunde und in Civilkleidung anzutreffen.

„Verzeihen Sie, lieber Herr Kindermann," sagte der Major, indem er rasch auf den Eintretenden zuging, „daß ich störe. Aber Sie waren vor einiger Zeit so freundlich, mir zu sagen, ich solle mich bei vorkommenden, mir wichtig erscheinenden Umständen vertrauensvoll an

Sie wenden. Ein solcher Augenblick ist nun gekommen, wo ich Ihres Rathes, vielleicht auch Ihrer Hülfe bedarf." Der Kammerdiener, offenbar geschmeichelt durch die freundliche Anrede des jungen Mannes, zeigte ein in der That angenehmes Lächeln und bat den Adjutanten, Platz zu nehmen. „Wenn Sie mir erlauben," sagte dieser, „so ziehe ich vor, stehen zu bleiben. Ich habe eine Bitte an Sie und diese besteht darin, mir offenherzig zu sagen, ob es Ihnen möglich ist, mich noch bei Seiner Hoheit zu melden."

Der Kammerdiener ließ einen bedenklichen Blick auf die Standuhr fallen und sein Gesicht bemühte sich, sehr ernsthaft auszusehen.

„Es ist nach zehn Uhr," bemerkte er, „und müßten wir eine dringende Ursache haben, Seine Hoheit, die mir nicht besonders gut gelaunt scheinen, beim Lesen zu unterbrechen. Auch sieht der Herr, wie Sie selbst wissen, lieber Herr von Fernow, den schwarzen Frack nicht gern an seinen Adjutanten, sobald sie ihm eine Meldung oder dergleichen zu machen haben. Daß ich für Sie thun werde, was ich kann, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu versichern. — Ohne unbescheiden fragen zu wollen," setzte er nach einer Pause mit einem schlauen Lächeln hinzu, „ist die Sache sehr dringend?"

„Das ist es ja gerade, was ich selbst nicht weiß," erwiderte Herr von Fernow; „denn sonst könnte ich mich ja geradezu melden lassen. Sie wissen, wie sehr ich überzeugt bin, daß Alles, was die Angelegenheiten Seiner Hoheit betrifft, in Ihren Händen vortrefflich aufgehoben ist. Daher nehme ich auch gar keinen Anstand, Ihnen mitzutheilen, was mich hierher führt. Ich kam vorhin in den Besitz dieser beiden Photographien," damit zog er die Blätter heraus, „und gewisse sonderbare Umstände lassen mich vermuthen, daß es Seiner Hoheit erwünscht sein werde, von dem Dasein dieser beiden Portraits, namentlich von dem einen, Kenntniß zu erhalten. Was meinen Sie, lieber Herr Kindermann?"

Der Kammerdiener hatte die beiden Blätter ergriffen und trat an die Lampe über dem Kamin, um sie zu betrachten. — „Baron Rigoll,"

sagte er nach einem augenblicklichen Stillschweigen und schaute freundlich lächelnd auf den Adjutanten.

„Ich bitte das andere zu betrachten,“ versetzte Herr von Fernow.

„Richtig, das andere,“ entgegnete der Kammerdiener und schob das Portrait des Oberstjägermeisters auf die Seite. Er beschaute das zweite Blatt längere Zeit, zuckte mit den Achseln und das Lächeln verschwand von seinen Zügen. Er wurde sogar sehr ernst, was, wie wir wissen, bei Herrn Kindermann nicht leicht vorkam. „Das ist freilich wichtiger,“ sagte er nach einer Pause, „Herzog Alfred von D. Alle Wetter, Herr von Fernow, wie kommen Sie zu dem Portrait?“

„Auf eine etwas umständliche Art, die ich mir morgen das Vergnügen machen werde, Ihnen genau mitzutheilen.“ Bei diesen Worten machte der Adjutant eine verbindliche Handbewegung, blickte aber zugleich auf die Standuhr über dem Kamin.

„Verstehe,“ erwiderte Herr Kindermann geschmeidig. „Wenn etwas geschehen soll, muß es gleich geschehen. Sie geradezu einzuführen, scheint mir nicht passend. Ich muß manövriren.“

„Wollen Sie dem Herrn Eau de Cologne aufgießen oder den Säbel klappern lassen?“ meinte scherzend der Major.

„Alles hat seine Zeit. — Lassen Sie mich nur machen, Herr von Fernow, und glauben Sie mir, es war ein glücklicher Augenblick, der Sie in den Besitz dieses Portraits brachte. Glücklich für Sie, wenn auch nicht für Andere,“ setzte Kindermann hinzu, indem er kopfschüttelnd abging. —

Der Kammerdiener machte ein siegreich lächelndes Gesicht, als er wieder eintrat. „Ich habe für Sie gewirkt, wie ich in den schönen Tagen that, wo Ihr Herr Vater, Gott hab' ihn selig, auf dieser selben Stelle an den unbedeutenden Kindermann manch freundliches Wort spendete. Gehen Sie getrost zu Sr. Hoheit.“

„Sprachen Sie davon, was mich hieher geführt?“ fragte Herr von Fernow.

Der Kammerdiener erhob seinen Kopf mit einem unbeschreiblichen

Ausdruck von Würde, als er hierauf entgegnete: „Kindermann sollte in einem solchen Falle voreilig sein? Der Mittheilung eines Mannes, dem er wohl will, dadurch die Spitze abbrechen? O nein, das thut man nur in Fällen, wo es nöthig erscheint, Jemanden die Freude zu verderben. Vorkommen mag dergleichen freilich. Nein, ich meldete Seiner Hoheit, sie hätten sich auf eine auffallende Art im Vorzimmer blicken lassen, es scheine mir, Sie hätten etwas auf dem Herzen, ohne gerade den Muth zu haben, eine Audienz zu verlangen. — Vor allen Dingen," setzte er mit leiser Stimme, aber in sehr vertraulichem Tone hinzu, „habe ich Seine Hoheit den Regenten neugierig gemacht."

„Ob mir das helfen wird, mag Gott wissen," antwortete Herr von Fernow im Abgehen; „vor Allem aber meinen herzlichsten Dank."

Herr Kindermann blieb einen Augenblick nachdenklich in der Mitte des Zimmers stehen, nahm bedächtig eine Prise aus der großen goldenen Dose und sprach dann zu sich selber: „das ist ein junges, dankbares Gemüth; er ist es werth, daß wir ihn protegiren."

Im Kabinet des Regenten war es fast wie an jenem Abend, an welchem wir den Leser zum erstenmal dorthin führten. Im Kamin spielte ein leichtes Feuer, die schwere Bronzelampe war tief auf den Tisch hinabgezogen, wie damals auch mit dem grünen Schirme bedeckt, nur schritt der Regent langsam im Zimmer auf und nieder, den Eintretenden erwartend.

Der junge Mann machte an der Thür eine tiefe Verbeugung, der Anrede Seiner Hoheit harrend.

„Ei, ei, mein bester Fernow," sagte der Fürst, „ich erfahre so eben durch Kindermann, daß Sie sich wie ein Gespenst nächtlicher Weile in meinem Vorzimmer sehen lassen. Den Himmel auch, was machen Sie um diese Stunde im Schlosse? Wenn das der Oberstjägermeister erfährt, so wird er seine Heirath so beschleunigen, daß Ihre besten Freunde nichts für Sie thun können."

„Dürfte ich mir nach diesem gnädigen Empfange schmeicheln, daß Eure Hoheit selbst einigen Antheil an mir nehmen, so darf ich mir

vielleicht erlauben, der Wahrheit gemäß zu sagen, daß ich in diesem Augenblicke nicht im Schlosse bin, um Seiner Excellenz Anlaß zum Mißvergnügen zu geben. Es ist wahr, ich hielt mich im Vorzimmer auf, hoffend auf das Glück, das mir jetzt zu Theil geworden, — Eure Hoheit noch heute Abend sehen zu dürfen."

„In der That, Sie machen mich neugierig, lieber Fernow, aber ehe Sie mir mittheilen, was Sie hierher führt, erlauben Sie mir, meine Lampe aufsteigen zu lassen. Es ist ein unbehagliches Gefühl, so im Halbdunkel zusammen zu sprechen, für Sie wie für mich. — So." Er hatte bei diesen Worten die Carcellampe vermittelst des Gegengewichts ihrer Ketten an die Decke gehoben, wodurch das kleine Kabinet mit einem Male hell beleuchtet erschien, dann lehnte er sich gegen das Gesims des Kamins, blickte den jungen Mann wohlwollend an, und forderte ihn mit einer gefälligen Handbewegung zum Sprechen auf.

Nachdem Herr von Fernow um Entschuldigung gebeten, daß er ein wenig weit ausholen müsse, erzählte er von seinem abendlichen Spaziergang im Parke, von seinem Zusammentreffen mit dem Photographen und wie er durch diesen von jenen beiden Herren erfahren, die vor einigen Tagen auf so geheimnißvolle Art ihre Portraits machen ließen, und wie er aus der näheren Beschreibung ersehen, daß der Eine Baron Rigoll gewesen. Nachdem der Fürst von Anfang an dieser Erzählung des jungen Mannes mit einigem Interesse gefolgt war, ohne gerade viel Spannung zu verrathen, so richtete er sich bei der Erwähnung des Oberstjägermeisters in die Höhe, schlug die Arme übereinander und lauschte begieriger jedem Worte seines Adjutanten. Dieser berichtete hierauf in möglichster Kürze von seinem Aufenthalt auf der Schloßterrasse, von der Erscheinung des Herrn Krimpf, wie er denselben verfolgt und wie es ihm endlich gelungen, jene Blätter zu erhalten.

Mit steigendem Interesse hatte der Regent zugehört und zuweilen den Erzähler mit einem aufmunternden Zuruf unterbrochen. Als nun

der Major in seine Brusttasche griff und die beiden Blätter hervorholte, trat ihm der Regent rasch entgegen und nahm sie aus seiner Hand. Das Bild des Oberstjägermeisters warf er hastig bei Seite, als er jedoch das andere gegen das Licht hielt, entdeckte Herr von Fernow eine außerordentliche Umwandlung auf dem sonst so ruhigen Gesichte des Regenten. Die Züge waren starr und bleich geworden, als er die Photographie angeblickt, er biß die Lippen fest aufeinander und faßte mit der linken Hand nach dem Tische, freilich nicht, um sich daran zu halten, wohl aber um die Decke auf demselben in der geballten Faust zusammenzudrücken.

„Diese Photographien wurden also vor wenigen Tagen hier in der Stadt gemacht?“ fragte der Regent mit bewegter Stimme.

„Vor vier Tagen.“

„Und nicht etwa nach Bildern,“ fuhr er fort, „sondern beide nach den lebendigen Originalen?“

„Beide, Eure Hoheit,“ entgegnete ruhig der Adjutant. „Ich sah selbst den andern Herrn.“

„Wo sahen Sie ihn? Wo? Warum machten Sie mir keine Meldung darüber?“

„Weil ich ihn nicht kannte, und er mir einfach als Graf Hohenberg vorgestellt wurde.“

„Graf Hohenberg? Das ist ein Incognito zur Unzeit, kein ritterliches! Und wo sahen Sie ihn?“ forschte der Regent mit steigender Heftigkeit.

„Im Hause des Baron Wenden, wo er Seine Excellenz den Herrn Oberstjägermeister suchte.“

„Ah diese Rigoll und Wenden!“ rief der Regent nicht nur zornig aufgeregt, sondern es lag zugleich etwas tief Schmerzliches im Blicke seiner Augen, ja selbst im Tone der Stimme. Es war ein Moment, wo der sonst so ruhige und feste Mann vergaß, daß er nicht allein in seinem Kabinet war. Doch eine Sekunde genügte, um ihn an die Gegenwart des Andern zu erinnern. Er legte einen Augenblick die

Hand an die Stirn, fuhr sich über das Gesicht herab, und sagte nach einem fast mühsamen Athemzuge: „Sie sind erstaunt, mein lieber Fernow, daß das Portrait einen so tiefen Eindruck auf mich macht. Vielleicht wird eine Zeit kommen, wo ich Ihnen das erklären kann, denn ich vertraue Ihnen, wie wenigen. Vielleicht, —" wiederholte er mit einem bittern Lächeln. „Um Ihnen aber einen Beweis zu geben, wie sehr ich Ihnen vertraue und da ich es für nöthig halte, Sie au fait zu setzen, will ich mich bemühen, Ihnen mit wenigen Worten zu sagen, in welchem Zusammenhange dieser Mann da mit mir, das heißt mit unserer Familie steht. Es ist der Herzog Alfred von D.," sagte er und fügte, die Photographien nochmals betrachtend, hinzu: „Er hat sich alt gemacht, der Herzog, recht alt." Dann warf der Regent einen Blick in den Spiegel und fuhr fort: „Der Herzog projektirte schon vor einigen Jahren eine Verbindung mit meiner Cousine, der Prinzessin Elise. Das war also noch zu Lebzeiten des seligen Herzogs. Die Prinzessin schlug die Partie aus und — — bereute ihre Weigerung später, wie sie mir nachher, freilich in Momenten des Zorns und der Aufregung — wiederholt versicherte." — Auch diesen Satz sprach der Regent wieder, wie mit sich selbst redend. „Darauf machte der Herzog seine großen Reisen und jetzt, da er zurückgekehrt ist, scheint er, oder — — Jemand anders, diese Verbindung knüpfen zu wollen — ja Jemand anders," fuhr er heftiger fort, „nicht aus Liebe, das glaube und hoffe ich nicht, aber aus Trotz und Widerspruchsgeist, unterstützt von den Rathschlägen des Herrn Wenden, Rigoll und Consorten. Ich werde aber Gelegenheit finden, ein Wort mit ihnen zu reden."

Damit schleuderte der Fürst die Photographie auf den Tisch und schritt im Kabinet auf und ab, bis er plötzlich vor dem Adjutanten stehen blieb, ihm die Hand auf die Schulter legte, und mit einem so weichen Tone sagte, wie der junge Mann ihn nie von ihm gehört:

„Mein lieber Fernow, man sagt, ich sei kalt, verschlossen, ernsthaft, ja finster. Es ist wahr, es ist so meine Art, doch glauben Sie

mir, ich kann auch fühlen, tief und schmerzlich fühlen.“ Er wandte sich rasch um, stellte sich wieder an den Kamin, und lehnte seinen Kopf leicht gegen die Wand.

Es herrschte einen Augenblick eine so tiefe Stille in dem Kabinet, daß man auf's Deutlichste nicht nur den klingenden Schlag der Standuhr vernahm, sondern daß der Adjutant auch das leichte Rauschen eines Vorhangs im Nebenzimmer zu hören glaubte. Es war in dem Zimmer, welches an das des Herrn Kindermann stieß.

„Wenn die Prinzessin sich verheirathen will,“ fuhr der Herzog nach einigen Sekunden fort, „wenn sie sich, wie gesagt, vermählen will und die Partie ist passend, wie die mit dem Herzog Alfred, warum denn diese heimlichen Wege? Warum mir, dem Regenten, dem Chef des Hauses nicht geradezu sagen: das sind meine Ansichten, meine Wünsche. Bei Gott, wenn es denn einmal sein muß, so hätte ich die Annäherung doch viel ehrenhafter, ja anständiger herbeigeführt, als diese Herren Wenden und Rigoll; was meinen Sie, Fernow?“

Der junge Mann hatte einen tiefen Blick in das Innere des Herzogs gethan und es war ihm klar geworden, was sich der Regent vielleicht selbst nur ungern eingestehen mochte: der Fürst liebte die Prinzessin; nicht wie ein junger Mensch, wie er selbst liebte, leidenschaftlich sprudelnd, aber herzlich und innig, und das feste Gemüth des Fürsten verschloß diese Regung vor aller Welt, seine Liebe allein fühlend, die Leiden derselben allein tragend. Der Adjutant war in Träumereien versunken über die seltsamen Geschicke des Menschen und fuhr fast zusammen, als ihm der Regent jene Frage vorlegte. Glücklicherweise hatte er die Worte, welche der Frage vorausgingen, verstanden und er antwortete: „darüber kann kein Zweifel herrschen. Doch wenn mir Eure Hoheit eine ganz ergebene Bemerkung erlauben, so hatten Sie vor einiger Zeit die Gnade, mir etwas über den Charakter Ihrer Durchlaucht mitzutheilen, was mir auf den vorliegenden Fall außerordentlich passend erscheint.“

„Lassen Sie hören,“ sprach aufmerksam der Regent.

„Eure Hoheit sagten damals, daß die Prinzessin mit seltenen Eigenschaften des Geistes und Herzens, die wir ja Alle an der hohen Dame kennen und verehren, eine außerordentliche Lust zur Intrigue verbinde, daß es ihr nicht möglich sei, einer Sache, für die sie sich interessire, ihren gewöhnlichen Lauf zu lassen, daß es Ihrer Durchlaucht das größte Vergnügen mache, Minen und Gegenminen springen zu lassen, um zu irgend einem Resultat zu kommen, das sie vielleicht auf geradem Wege leichter erreichen könne."

„Und ich bestätige meine Worte von damals," antwortete der Regent, „ich sprach so eben noch das Gleiche aus. Aber er verletzt mich tief, dieser Mangel an Vertrauen, ja, er thut mir unendlich weh und ich will mich nicht schämen, das vor Ihnen zu gestehen. — Wir sind ja einmal Vertraute geworden, bester Fernow," fuhr er mit einem schmerzlichen Lächeln fort, „was ich meines Theils nicht bereue, da ich überzeugt bin, mich in Ihnen nicht geirrt zu haben."

Damit trat er einen Schritt gegen den jungen Mann und reichte ihm seine Rechte, die jener mit beiden Händen ergriff und ehrerbietig an seine Lippen führen wollte; doch entzog sie ihm der Regent auf eine sanfte Art.

Er strich sich leicht über die Stirn, trat zum Tische, warf das aufgeschlagene Buch zu und sagte: „Für Ihre Nachricht danke ich Ihnen herzlich. Ich hatte eine Ahnung von dieser Angelegenheit, wußte aber in der That nicht, daß dieselbe schon so weit gediehen sei. Wollen Sie mir noch einen ferneren Dienst leisten, so werden Sie mich außerordentlich verbinden."

„Es macht mich glücklich, wenn Eure Hoheit über mich befehlen wollen," entgegnete der junge Offizier mit herzlichem Tone.

Der Regent blickte auf die Uhr über dem Kamin.

„Es ist beinahe elf Uhr, Sie kennen Baron Wenden gut genug, um ihm, falls er noch nicht zu Bette ist, einen Besuch machen zu können?"

„O ja, Euer Hoheit, ich kann das schon wagen."

„Gehen Sie also zu ihm, suchen Sie ihn heute noch zu sprechen, und sagen Sie ihm, ich wisse um die geheime Angelegenheit, ich sei sehr ungehalten und geben Sie ihm den freundschaftlichen Rath, — begreiflicher Weise habe ich Sie nicht geschickt, Sie kommen ganz aus eigenem Antriebe — Sie geben ihm also den guten Rath, Ihnen zu entdecken, wie die Sache überhaupt steht. Sagen Sie ihm, dies sei Ihrer Ansicht nach das beste Mittel, seine Krankheit nicht nur augenblicklich aufhören zu machen, sondern auch allenfallsige kleine Wünsche erfüllt zu sehen. — Die Sache ist mir wichtig, lieber Fernow," setzte der Regent in fast liebreichem Tone hinzu, „denken Sie nicht, Sie handeln für den Regenten, denken Sie, es sei für einen Ihrer guten Freunde, dem Sie nach bestem Willen einen Liebesdienst erzeigen möchten."

„Hoffentlich soll Euer Hoheit mit mir zufrieden sein; ich darf mir wohl erlauben, morgen mit dem frühesten meinen Rapport abzustatten?"

„So früh, als Sie wollen, Fernow," antwortete der Regent mit einer freundlichen Handbewegung.

Als der junge Mann das Zimmer verlassen hatte, schaute der Regent einen Augenblick starr vor sich hin, dann drückte er die rechte Hand auf das Herz und that mit fest zusammen gebissenen Zähnen einen tiefen Athemzug.

„Also doch!" sprach er zu sich selber, „sie hat mich wirklich überlistet! Aber zu welchem Zweck? Das möchte ich wissen. Zu welchem Zwecke? Will sie Herzogin von D. werden? Bah! ich kann und will nicht daran glauben. Und doch — und doch! Diese ganze Intrigue sähe ihr ähnlich, — wenn — ja wenn — sie dieselbe nicht so außerordentlich geheim gehalten hätte. Fernow ist ehrlich. Er hängt an mir und ist keines ihrer Werkzeuge. — Und doch wäre ich unaussprechlich glücklich, wenn er zum Verräther an mir geworden wäre, wenn er auf den Wunsch der Prinzessin mir diese Mittheilung gemacht hätte, wenn sie mich einen drohenden Verlust ahnen lassen

wollte, um mich zu einem entscheidenden Schritt zu drängen. — — Aber nein, nein, es ist nicht so. Ich fürchte, ich habe zu lange gezaudert, ein verlorenes Spiel in der Hand. Da Fernow treu ist, ist die Prinzessin in Wahrheit falsch gegen mich. Sie will sich von mir losreißen, sie will Herzogin von D. werden. — Wir wollen sehen."

Herr von Fernow hatte draußen im Vorzimmer Mühe, sich so schnell, als es nothwendig war, von Herrn Kindermann zu verabschieden. Der alte Herr saß wie geknickt in seinem Lehnstuhle und machte kaum einen schwachen Versuch, aufzustehen. Er hatte natürlicher Weise sehr wenig von der Unterredung im Kabinet verloren und ihm, der, wie wir es wissen, für eine Verbindung des Regenten mit der Prinzessin Elise schwärmte, war das, was er erfahren, so überraschend gekommen, daß es ihn ganz niedergeschmettert hatte, und er beim Eintritt des Adjutanten nicht einmal im Stande war, ein ganz gewöhnliches Lächeln auf seine Züge zu zaubern. Er hätte gar zu gern seinem Kummer durch ein Gespräch Luft gemacht, doch legte Herr von Fernow den Finger auf den Mund und sagte nichts als: „Ein dringender Auftrag, Herr Kindermann, morgen das Nähere."

Dann verließ er eilig das Kabinet des Kammerdieners und trat durch das Vorzimmer in die jetzt schon öden Gänge des Schlosses. Man hörte hier nichts mehr als das taktmäßige Auf- und Abschreiten der Schildwachen und nur dann und wann von weither schallend das Zuschlagen einer Thür.

Jetzt war der junge Mann an eine große Treppe gekommen, wo er hinter einem der dicken Pfeiler stehen blieb, denn droben hörte man Thüren öffnen und sah den Glanz von Lichtern, mit denen ein paar Lakaien eilfertig auf den Gang hinaussprangen. Jetzt wurden auch Schritte vernehmbar, der Tritt eines Mannes und das Rauschen eines seidenen Kleides.

„Mir scheint," sprach der Adjutant zu sich selber, „ich bin heute einmal dazu verdammt, im Schlosse zu lauschen. Ein unangenehmes Geschäft — man erfährt da selten was Gutes. Eigentlich sehe ich

nicht ein, warum ich hier verborgen stehen bleiben soll. Was kümmert mich, wer da von den Gemächern der Prinzessin kommt. — Vorwärts."

Und doch ging er nicht vorwärts. Denn der Klang der Stimme, die jetzt auf der Treppe laut wurde, hielt ihn gewaltsam hinter dem Pfeiler fest. Es war Seine Excellenz der Oberstjägermeister, der in seinem scharfen Tone sagte: „Sie werden nicht so grausam sein, mein Fräulein, um mir zu verbieten, daß ich Sie in meinem Wagen bis an Ihre Wohnung begleiten darf. Ich habe ja das Glück, Ihnen so nahe zu stehen, daß selbst die Oberhofmeisterin Ihrer Durchlaucht, die doch im Punkte des Anstandes fast unmöglich zu befriedigen ist, nichts dagegen einzuwenden hatte, wie Sie droben vernahmen."

So sprach er, und was er sagte, fiel wie gewaltige Schläge auf das Herz des armen Fernow. Jetzt wußte er, wer neben dem verhaßten Nebenbuhler die Treppen hinabstieg. O wäre der hundert Meilen von diesem Platze entfernt gewesen! Wie ein Kind nach blendendem Blitz entsetzt auf den heftigen Donnerschlag wartet, so lauschte er angstvoll auf ihre Gegenrede.

Ja, sie war es. Es war Helene von Ripperda, die aus ihren Dienstzimmern im Schloß in ihre Stadtwohnung zurückkehren wollte. Und wenn sie dem Oberstjägermeister auch zur Antwort gab: „Ich will sie wahrhaftig nicht bemühen, mein Wagen steht ja ebenfalls bereit," wenn sie ihm auch mit diesen Worten seine Bitte verweigern zu wollen schien, so war doch der Klang der Stimme so freundlich, daß der arme Lauscher darob seine Hände zusammenballte. — O, seine Leiden waren noch nicht zu Ende. „Dießmal lasse ich mich nicht abweisen, mein schönes Fräulein," sagte die Excellenz lustig, „ich muß Sie sonst bei Ihrer Durchlaucht und sogar bei der Oberhofmeisterin verklagen. Schicken Sie Ihren Wagen weg. Ich erbitte es mir als eine Gunst, — ja, als eine Gnade, Sie in meiner Equipage begleiten zu dürfen."

„Das dank' ihm der Teufel, daß das eine Gunst ist," dachte ingrimmig Herr von Fernow, indem er mit den Zähnen knirschte. „Wenn

ich mich sehen ließe? — Doch nein. Was brauche ich zu ihrer Hülfe zu erscheinen, o, dies stolze Mädchen ist selbstständig genug, ihren Willen durchzusetzen. Sie ist nur nachgiebig, wo es ihr gefällt. Fahr' hin!"

Der Klang der Schritte und das Rauschen der seidenen Robe verloren sich nach dem Hauptportale zu. Herr von Fernow eilte unwillkürlich nach. Er wußte, daß er die Beiden nicht mehr erreichen konnte, er wollte sich nur das unaussprechliche Vergnügen machen, die beiden traulich Beisammensitzenden davonfahren zu sehen.

Jetzt fuhr ein Wagen vor, man hörte den Tritt herabschlagen, dann die Stimme Seiner Excellenz, welche dem Kutscher die Wohnung des Fräuleins von Ripperda angab, und die Equipage rollte davon. Der arme Adjutant stand in diesem Augenblicke unter dem Hauptportal. Was hätte er um die Stelle des Oberstjägermeisters gegeben! Neben ihr im engen Wagen ruhen zu dürfen, ein freundliches Wort mit ihr plaudernd, vielleicht sanft ihre Hand berührend — o Gott, daß Träumereien, und namentlich Träumereien eines Unglücklichen so extravagant sind!

Ein zweiter Wagen hielt noch bei der Anfahrt, der Wagen der schönen Hofdame. Der Kutscher wollte gerade seine Pferde wenden, um leer in die königlichen Stallungen zurückzukehren, als ihm Herr von Fernow zurief, zu halten. Auf den Thürmen schlug es eilf Uhr, es war eine gute Strecke bis zur Wohnung des Baron Wenden. Warum sollte er sich nicht erlauben, einen leeren herzoglichen Wagen zu benutzen! Und — woran er wohl dachte, und was ihm einen süßen Schmerz bereitete — ihren Wagen!

Der Lakai, der neben dem Coupé stand, öffnete dem Adjutanten bereitwillig den Schlag, dieser nannte die Wohnung des Baron Wenden und warf sich auf das Kissen der linken Seite. Helene pflegte in der rechten Ecke zu sitzen. An sie denkend, legte er seine Hand auf das Polster, wo ihr Kopf gewöhnlich ruhte, und als er hierauf sanft über die schwere Seide hinabfuhr, erfaßten seine Finger mit unaussprech-

lichem Vergnügen ein feines Battisttuch, welches sie im Wagen gelassen. Daß er es an seine Lippen drückte und es dann, ein glücklicher Dieb, sorgfältig in seine Brusttasche steckte, brauchten wir dem geneigten Leser eigentlich gar nicht zu sagen, doch war dieser kostbare Fund nicht im Stande, seine schmerzliche Stimmung zu verscheuchen, vielmehr dachte er immer und immer wieder an den vorausrollenden Wagen, und wenn er zornig sagte: „Warum konnte ich nicht früher das Schloß verlassen?" so seufzte er in Uebereinstimmung mit diesem Gedanken gleich darauf aus vollem Herzen: „Das war kein Augenblick des Glücks!"

Vierzehntes Kapitel.

Eine goldene Brücke.

Auf die Gefahr hin, dem geneigten Leser den Anfang des ersten Kapitels zu wiederholen, müssen wir ihn doch, dem Lauf unserer wahrhaftigen Geschichte gemäß, am heutigen Abend nochmals zur Wohnung des Kammerherrn Baron von Wenden zurückführen, obgleich wir dieselbe nach dem Diner, und zwar erst vor wenigen Stunden verlassen. Nachdem sich auch der Oberstjägermeister von ihm verabschiedet, hatten Reflexionen über seine Krankheitszustände abgewechselt mit Plänen für die Zukunft, und nebendem hatte der Dienst am Fenster eine nicht unbeträchtliche Zeit in Anspruch genommen. Doch schien der Baron in letzterer Angelegenheit keinen besonderen Schritt vorwärts machen zu können. Denn wenn sich auch das Mädchen zuweilen blicken ließ, sogar flüchtig herniederschaute, so hielt sich Rosa höchstens sekundenlang auf, von irgend einer Bewegung mit der Hand war gar keine Rede, sie sah ernst, ja, was noch schlimmer war, höchst gleichgültig aus, und

alles dies gab dem Kammerherrn Stoff genug zum Nachdenken. Was die beiden erst erwähnten Angelegenheiten betraf, so glaubte er den richtigen Weg gefunden zu haben. Das kühlere Betragen seiner schönen Nachbarin dagegen konnte er sich unmöglich erklären. Sollte sie vielleicht Aufmerksamkeiten anderer Art, sollte sie eine Annäherung erwarten und darum des Schmachtens aus der Ferne überdrüssig sein? Seine Eitelkeit wollte so weit nicht gehen. Und doch warum sollte das unmöglich sein! Warum sollte ihm seine schöne Nachbarin nicht in Wahrheit ihre ganze Liebe zugewendet haben? — Ja, und wenn das der Fall war, — und daß dieser Fall in der That denkbar war, das glaubte Herr von Wenden im Spiegel zu lesen, in welchen er in diesem Augenblicke einen mörderischen Blick warf, — so konnte er es seiner Nachbarin nicht verübeln, wenn sie von ihrem Gegenüber endlich einen anderen Beweis der Zuneigung verlangte, als das ewige Anblicken, als das beständige Zeichenmachen mit Hand, Schnupftuch und Blumenbouquets. Dieser Gedanke war dem Kammerherrn so schmeichelhaft, daß er ihm mit Vergnügen nachhing, ja, daß er nach einiger Ueberlegung entzückt von dem Benehmen des jungen Mädchens war. Daß er morgen am Tag Schritte thun wollte, um sie nicht länger harren zu lassen, versprach er sich freilich, war aber noch nicht recht mit sich darüber im Reinen, auf welche Weise er eine Begegnung bewerkstelligen sollte. Ein Anderer hätte sich vielleicht darüber nicht viel Kopfbrechens gemacht, aber Herr von Wenden hatte einestheils in diesem Punkte etwas sehr Kindliches und anderntheils hatten ihn schon traurige Erfahrungen auf diesem Felde der Diplomatie so vorsichtig als schüchtern gemacht.

Daß er bei diesen Betrachtungen sehnlichst auf das Aufhören seines höchsten Orts befohlenen Unwohlseins harrte, versteht sich von selbst. Noch nie hatte er seine sämmtlichen Zimmer mit solcher Ungeduld durchschritten, wie am heutigen Abend. Wie lang wurden ihm die Stunden nach Beendigung seines Diners bis neun Uhr. Glücklicherweise wurde ihm alsdann sein Thee servirt, neben der sprudelnden Maschine schichtete ihm sein Kammerdiener die [illegible] der Abendpost

eingelaufenen Zeitungen und Briefe auf, und mit Durchlesung derselben verflossen eine bis anderthalb Stunden unendlich viel schneller, als wenn er im Zimmer auf- und abspazierend die Zeit todttrat.

Da erschien der Kammerdiener geräuschlos wie ein Schatten im Zimmer, glitt vor den Fauteuil des Barons und präsentirte ihm auf silbernem Teller ein kleines Briefchen, welches so eben draußen abgegeben worden war. Der Hoflakai, sagte er, warte auf Antwort.

Wenn man gelangweilt ist, so ist die Ankunft jedes Briefes erwünscht; ein Schreiben aber, das ein Hoflakai bringt, der obendrein auf Antwort wartet, gehört zu den interessantesten Erlebnissen eines Kammerherrenlebens. Daß der Baron hastig das Schreiben ergriff, versteht sich von selbst, ebenso, daß er mit Vergnügen die Aufschrift von einer feinen Damenhand sah, und nicht minder, als er auf dem Siegel das herzogliche Wappen erkannte.

Der Kammerdiener zog sich einige Schritte zurück, der Baron rückte die Lampe näher und erbrach in der größten Ehrfurcht das Siegel. Daß der Brief von der Prinzessin Elise kam, hatte er an Schrift und Petschaft erkannt, daß er einen freundli[illegible] Dank enthalte für seine Bereitwilligkeit, ihr unbedingt seine [illegible]e widmen zu wollen, ahnte er, öffnete aber trotzdem in einiger [illegible]gung das zierlich zusammengelegte Blatt. „Mein lieber Kamm[illegible] von Wenden," schrieb die Prinzessin; — die Anrede war gut und viel versprechend, und der Brief selbst mußte seinem Inhalte nach diese Aufschrift wahrhaftig rechtfertigen, ja, er mußte interessant und pikant sein; denn das spiegelte sich deutlich in dem seltsamen Gesichtsausdruck, mit dem der Kammerherr das Blatt anstarrte. Auf seinem Gesichte war Ueberraschung, ja, einiges Erschrecken deutlich zu lesen. Er durchlief das Schreiben einmal, zweimal, er las es zum dritten Mal. Er schüttelte mit dem Kopfe, er fuhr mit der Hand über Stirn und Augen und las dann zum vierten Male, um sich zu überzeugen, daß er sich nicht geirrt. — Nein, hier war kein Irrthum möglich; da standen die Worte in den ihm [illegible] bekanten scharfen und ausdrucksvollen Schriftzügen

der Prinzessin, klar und bestimmt, ohne eine andere Deutung zuzulassen, als ihren Willen, den sie aufs Klarste ausdrückte.

Die Prinzessin schrieb folgendermaßen: „Mein lieber Kammerherr von Wenden! Durch Baron Rigoll erfuhr ich so eben Ihre freundliche Bereitwilligkeit, mir Ihre Dienste ohne Rückhalt widmen zu wollen. Leider aber sind Sie durch ein ähnliches Anerbieten vor wenigen Tagen in unangenehmen Conflikt mit dem Regenten gekommen, was mir indessen Ihre heute ausgesprochene Bereitwilligkeit nur um so schätzenswerther macht. Hören Sie meinen Wunsch, für dessen pünktliche Erfüllung ich Ihnen aufs Dankbarste verpflichtet sein werde. Durch Baron Rigoll erfuhren Sie den Aufenthalt des Herzogs Alfred von D., sowie dessen Absichten auf meine Hand. Die Unterhandlungen sind so weit gediehen, daß ich nur ein einfaches Ja zu sagen brauche, um sie zum Abschluß zu bringen. — Daß sich der Herzog im strengsten Incognito hier aufhält, liegt in dem Benehmen des Regenten, der sich gegen die projektirte Heirath schon vor einiger Zeit ungünstig auszusprechen beliebte. Ob sich dessen Ansichten geändert, möchte ich auf indirektem Wege erfahren. Deßhalb wünsche ich, daß Sie dem Regenten, ihm selbst oder noch besser einem seiner Vertrauten die Mittheilung über alles das machen, was Sie in dieser Angelegenheit den Herzog und mich betreffend heute von Baron Rigoll erfuhren, mit Einem Worte, und um es Ihnen vollkommen deutlich zu erklären, Sie sollen mein Geheimniß dem Herzog verrathen."

„Wenn ich Sie zu gleicher Zeit ersuche, dieses Schreiben, nachdem Sie es gelesen, dem Ueberbringer wohlversiegelt an mich zurückzugeben, so bitte ich darin kein Zeichen des Mißtrauens zu sehen, sondern mein Begehren den eigenthümlichen Verhältnissen zuzuschreiben, in denen wir uns, vor allen aber ich mich hier befinde, und Sie werden dadurch meinen vollkommen gerechtfertigten weiteren Wunsch verstehen, daß meine Zeilen auf's Allerstrengste unter uns bleiben. In diesem Falle können Sie auf meine unbegrenzte Dankbarkeit rechnen; im andern aber, den ich indessen bei Ihnen nicht voraussetze, müßte

ich Sie desavouiren und, so leid es mir auch vielleicht thun würde, als erbitterte Feindin verfolgen. Elise."

Dem Kammerherrn war nach viermaligem Lesen dieses Briefes zu Muthe, als befinde er sich in einem schweren Traum, aus dem zu erwachen ihm fast unmöglich wurde. Er griff an seine Stirn, er sah im Zimmer umher, betrachtete Aufschrift und Siegel, aber das blieb unverändert, und wie schon vorhin bemerkt, war der Brief so klar abgefaßt, daß er keiner Mißdeutung unterlag.

„Das ist eine schöne Commission," seufzte Herr von Wenden nach längerem Nachdenken. „Teufel auch! warum ersieht sie gerade mich dazu? Wie werde ich Seiner Excellenz gegenüber bestehen! — O, o, geht Einer vom geraden Wege ab, lasse sich in Intriguen ein, namentlich in Intriguen, die von Weibern eingefädelt und durchgeführt werden, so hat ihn der Teufel nicht nur bei einem Haar, sondern beim ganzen Schopfe." Er war mißmuthig von seinem Fauteuil in die Höhe gesprungen und schritt aufgeregt durch das Zimmer. Vor allen Dingen durfte er die Prinzessin nicht auf Rücksendung des gefährlichen Billets warten lassen; das war in dem Ganzen die ungefährlichste Forderung, und daß sie ein Recht dazu hatte, sah er wohl ein. „Ein Recht?" sprach er trübe lächelnd zu sich selber, „ein Recht, das sich die Großen dieser Erde nehmen, um selbst im Schatten stehen zu bleiben, um uns nach Gutdünken an das Licht stellen zu können. Sei es darum. Vielleicht bin ich diesmal der Ausübung meiner Theorie näher, als damals bei dem Blumenbouquet; vielleicht ist dies ein Augenblick des Glücks." —

Rasch trat er zum Tische, steckte das Billet in ein Couvert, siegelte es sorgfältig, schrieb die Adresse an Ihre Durchlaucht und befahl, als vorsichtiger Mann, den Bedienten eintreten zu lassen.

Es war der ihm und auch uns, geneigte Leser, wohlbekannte Kammerlakei der Prinzessin.

„Wer ga[illegible]en den Brief an mich?"

„Ihre D[illegible]cht selbst."

„Um welche Zeit?“

„Es schlug gerade zehn Uhr.“

„Gut, wir haben ein Viertel auf Elf, um halb Elf muß meine Antwort in den Händen Ihrer Durchlaucht sein.“

„Ich habe Befehl, sie selbst zu übergeben,“ entgegnete der Bediente mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung.

„Gut — ich danke Ihnen.“

Herr von Wenden entließ ihn mit einer Handbewegung, und der Kammerlakai zog sich, von dem Kammerdiener begleitet, zurück. Der Baron begann wieder, von seinen Gedanken getrieben, hastig im Zimmer auf- und abzugehen.

„Wenn ich mir die Sache genau überlege,“ sprach er nach einer Pause, „erweist mir die Prinzessin mit diesem Auftrage eine ganz besondere Gunst. Es sind das zwei Fliegen mit einem Schlage. Die Dankbarkeit Ihrer Durchlaucht und die Erkenntlichkeit des Regenten indem man ihn von einem eigentlich gefährlichen Unternehmen in Kenntniß setzt, was ohne sein Vorwissen betrieben wird. Wahrhaftig es ist mir gerade, als sei ich dem Augenblick des Glücks nahe und brauche dießmal nur zuzugreifen. — Die Prinzessin schrieb, sie den Regenten selbst zu verrathen, noch besser aber einem seiner Vertrauten Mit dem Letzteren bin ich mehr einverstanden. Den Teufel auch, es ist kein kleines Unternehmen, eine Prinzessin des Hauses so geradezu zu verrathen und anzuklagen! Da gibt es Kreuz- und Querfragen da will man Quellen und Beweise, ich kenne das, und dann hat Seine Hoheit der Regent eine so eigenthümliche Art bei solchen Veranlassungen seinen großen Bart zu streichen, und die Leute anzusehen, eine Art, die gerade nicht encouragirend ist. Spreche ich aber mit einem Dritten, so kann der am Ende hinzufügen, was er will, was geht das mich an, ich brauche nicht für jedes seiner Worte einzustehen.“ — Er hielt in seinem Spaziergange ein, warf sich in den Fauteuil und trank den Rest seines kalt gewordenen Thees. — „Nur [illegible] Baron Rigo macht mir einige Sorge,“ fuh[illegible] in seinem Selbstg[illegible]ch fort, „Sein

Excellenz sind heftiger Natur. Sie könnten einen Versuch machen, mich sehr hart anzulassen, und den Verrath gegen die Prinzessin als auch gegen ihn selbst begangen darzustellen. Aber ich kann mich auf nichts berufen. Das ist wahr, — ich darf Seiner Excellenz gegenüber nicht einmal von dem Befehle Ihrer Durchlaucht sprechen. O! o, die Sache ist in der That verwickelter, als ich gedacht. — Und an wen soll ich mich wenden? Wer ist ein Vertrauter des Regenten, der mir zugleich so befreundet ist, daß ich unumwunden mit ihm reden kann, daß er meine Lage einsieht, und ehrlich für mich handeln wird? —" Er beugte den Kopf in die Hand und blickte eine Zeit lang düster vor sich nieder.

„Wie läßt doch," fuhr er nach einer Pause fort, „der unübertreffliche Schiller bei einer ähnlichen verwickelten Angelegenheit den hochseligen König Philipp sprechen? — Ich habe wahrhaftig meinen ganzen Schiller vergessen. Doch nein," er sagt: „Jetzt gib mir einen Menschen gute Vorsicht — du hast mir viel gegeben. Schenke mir Jetzt einen Menschen —"

In diesem Augenblicke hörte man das dumpfe Rollen eines Wagens auf dem Pflaster, der drunten vor dem Hause des Kammerherrn anhielt. Der Kammerdiener, der im Nebenzimmer am Fenster gestanden, meldete durch eine Spalte der Thür, es sei ein Hofwagen angefahren, und fragte an, ob der Herr Baron für irgend Jemand zu Hause sei.

„Wenn es einer von meinen genauen Bekannten ist," entgegnete dieser, „so sag' ihm, ich habe mich schon zurückgezogen, du wolltest aber sehen, ob ich noch nicht zu Bette sei."

Die Thüre schloß sich und der Kammerherr im Fauteuil zurückgelehnt, lauschte aufmerksam. Jetzt sprang Jemand eilig die Treppen hinauf, und gleich darauf hörte er eine Stimme im Vorzimmer: „Ei zum Henker, mein lieber Henri, wenn man so spät kommt, hofft man seine Freunde auch zu Hause zu finden. Sagen Sie dem Baron, wenn er auch schon zu Bette gegangen sei, so würde ich mir doch er-

lauben, mich einen Augenblick zu ihm zu setzen, es sei ja nicht das erstemal."

„Es ist Fernow," sagte Herr von Wenden, indem er eine Klingel in Bewegung setzte, die vor ihm auf dem Tische neben den Zeitungen stand. Der Kammerdiener erschien augenblicklich, und ließ als ein gewandter Mann sogleich die Thür offen, als er vernahm, wie ihm sein Herr mit lauter Stimme entgegen rief: „Wenn ich mich nicht irre, ist Major Fernow draußen. Ich lasse ihn recht sehr bitten, bei mir einzutreten." — „Fernow," sprach er zu sich selber, „sollte er's am Ende sein, dem ich meine Sache an's Herz legen könnte —? Ich glaube, ja. Wenn er auch fest zu dem Regenten hält, ist er doch ein ehrlicher Kerl, und man kann sich auf ihn verlassen."

Der Major erschien auf der Schwelle und sagte zu dem Kammerdiener, der draußen blieb: „Bitte, sagen Sie drunten, daß der Wagen nicht zu warten braucht. Ich gehe zu Fuß nach Hause." Dann trat er in's Zimmer und rief heiter, fast lustig: „Du siehst, lieber Wenden, wie sehr ich dich in Affection genommen. Nachdem ich noch vor wenigen Stunden vortrefflich bei dir gespeist, zieht es mich jetzt schon wieder zu dir hin. Nennst du das nicht Freundschaft?"

Der Andere hatte sich erhoben, und indem er dem Eintretenden entgegenging, sagte er ebenfalls recht freundlich: „Es ist in der That schön von dir, daß du einen armen Kranken noch so spät besuchst. Was aber die pure Freundschaft anbelangt, so hoffe ich im Laufe einer Viertelstunde zu erfahren, ob du wirklich ohne Nebenabsichten zu mir gekommen bist."

„Ach!" rief der Major, wobei er ein ernstes Gesicht zu machen versuchte, das aber in der That komisch aussah, „du solltest mich besser kennen. — Uneigennützig bis zum Exceß!"

„Setzen wir uns, setzen wir uns," entgegnete der Kammerherr mit einer Handbewegung und einer Miene, die deutlich sagte: „Lassen wir das gut sein."

Obgleich Herr von Fernow dieser Einladung augenblicklich Folge

leistete und es sich in einer weichen chaise longue so bequem als möglich machte, so hatte er doch die Miene und den Ton der Stimme seines Freundes vollkommen verstanden und wiederholte:

„Nein, ich bin nicht eigennützig, — diese Tugend mußt du an mir loben. Ich opfere mich im Nothfall für meine Freunde.“

„Ja, ja,“ erwiderte der Andere in gedehntem Tone, wobei er sich langsam in seinen Fauteuil niederließ; „du warst früher ein guter Kerl.“

„Früher?“

„Nun, du wirst dir doch wohl nicht einbilden, daß du im hellen Glanz der allerhöchsten Gnadensonne derselbe geblieben bist?“ meinte der Kammerherr, „deßhalb sei ehrlich, was führt dich in so später Abendstunde zu mir?“

„Die Begierde, dich zu sehen.“

„Ah, Redensart!“

„Ich sage dir, du bist unendlich mißtrauisch geworden.“

„Und wenn dem so wäre, habe ich nicht Ursache dazu? Sitze ich nicht hier jetzt schon fast acht Tage, im unangenehmsten Zimmerarrest und keiner meiner Freunde wirft sich für mich in's Feuer, um mich daraus zu erlösen?“ Das sagte er beinahe mißmuthig.

„Davon später,“ erwiderte Herr von Fernow, „vorderhand bin ich wirklich noch hier, um in diesem bequemen Lehnstuhle eine halbe Stunde auszuruhen zu können und, wenn du nichts dagegen hast, dazu eine Cigarre zu rauchen.“

„Das hättest Du Alles zu Hause haben können,“ entgegnete der Kammerherr, indem er langsam den Fuß der Lampe ergriff und dieselbe fast unmerklich so zu rücken begann, daß er in den Schatten des grünen Schirmes zu sitzen kam, während auf den Andern das volle Licht fiel.

Der Adjutant lächelte in sich hinein über dieses Manöver, das er vollkommen begriff, und zündete sich eine Cigarre an, worauf er erwiderte: „Allerdings hätte ich alles das zu Hause auch haben können, aber ohne deine Unterhaltung. Weißt du, daß es schon ziemlich lange

her ist, daß wir nicht mehr zusammen sprachen, so was man eigentlich zusammen sprechen nennt?"

„O ja, ich weiß es," seufzte Herr von Wenden.

„Seit jenem Tage nicht mehr, als wir zusammen Dienst im Schlosse hatten, wo du so freundlich warst, mir deine wirklich pikanten Theorien vom Augenblicke des Glückes auseinanderzusetzen."

„Und womit ich den Teufel an die Wand malte," sagte Herr von Wenden. „Der vermeintliche Augenblick des Glücks wurde mir zum Augenblick des Unglücks. Meinst Du nicht auch so?" setzte er lauernd hinzu.

Der Adjutant hatte seine beiden Hände unter den Kopf gelegt und blickte an die Decke des Zimmers, wobei er behaglich seine Cigarre rauchte. Auf die Frage des Freundes zuckte er mit den Achseln und entgegnete:

„Wer weiß? — Ich kann nicht ganz deiner Ansicht sein. Daß für dich damals ein Augenblick des Glückes nahe war, davon bin ich fest überzeugt, und glaube eben so sicher, daß der Augenblick unbedeutenden Unglücks, der gleich darauf eintrat, dich vielleicht vor größerem Unglück bewahrte."

„Darin liegt etwas Wahres," antwortete Herr von Wenden nach einem Moment des Nachdenkens, „aber wie ich schon vorhin sagte," fügte er sanft lächelnd hinzu, „du hast dich in den acht Tagen außerordentlich gemacht. Ich sehe, du bist im Begriff, mir ganz neue Seiten meiner Theorie zu entwickeln. Nur zu!"

„Was kein Verstand des Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth."

„Hol' der Teufel dein kindliches Gemüth! Aber jetzt Scherz bei Seite. Wenn du auch nicht mit der Sprache herauswillst, was du eigentlich so spät bei mir suchst, so unterhalte mich armen Gefangenen wenigstens mit der Erzählung dessen, was du von sieben Uhr bis jetzt getrieben. — Denn du hast doch heute Abend etwas getrieben?" setzte er hinzu, indem er ihn seltsam aus den Augenwinkeln anblitzte.

„Ich habe allerdings getrieben und bin getrieben worden," entgegnete Herr von Fernow mit einem leichten Zucken seines Mundes, „aber deine Forderung ist außerordentlich klug, ganz diplomatisch. Sage mir, mit wem du umgehst, so will ich dir sagen, wer du bist."

„Allerdings."

„Oder sage mir, wo du warst, so will ich erkennen, was du getrieben."

„Auch richtig. Aber wenn es Geheimmnisse sind, so bin ich nicht so indiscret, deren Mittheilung zu verlangen."

„Geheimnisse habe ich keine, am allerwenigsten vor dir, und wenn es dich unterhalten kann, so sollst du auch den Punkt erfahren, womit ich mich heute Abend beschäftigt, oder was ich, um dein Wort zu gebrauchen, getrieben. Vorher aber wirst du mir erlauben, daß ich mich in eine ganz bequeme Lage bringe, denn ich bin äußerst müde."

Bei diesen Worten zog er einen Stuhl zu sich hin, legte die Füße darauf und streckte sich so aus, daß er in der That in seinem Bette nicht hätte bequemer liegen können. Der Kammerherr sah ihm lächelnd zu und lehnte sich ebenfalls so weit als möglich in seinen Fauteuil zurück, was er jedoch hauptsächlich in der Absicht that, ganz in den Schatten zu kommen.

„Also," begann der Adjutant, — „du weißt, ich fange gern meine Reden mit Also an."

„Ich weiß das, ich weiß das," sagte ungeduldig der Kammerherr.

„In Erinnerung an ein schönes und liebenswürdiges Mädchen, das es ebenso machte."

„Meinetwegen."

„Also ich verließ dich nach deinem famosen Diner und machte, meine Cigarre rauchend, einen Spaziergang. Ich ging in den Schloßgarten und auf die Terrasse, die dir wohl bekannt ist, und fand dort einen jungen Mann, mit welchem ich mich über Leuchtkäfer unterhielt."

„So, über Leuchtkäfer?"

„Ja, auch noch über andere Sachen. Dann spazierte ich nach der

Stadt zurück, ging durch das Schloß und erfreute mich auf der großen Terrasse an dem Duft der Orangen."

„Das war ein harmloses Vergnügen. Nebenbei hast du wohl an den Fenstern des Schlosses hinaufgeblickt?"

„Das that ich auch, was mich aber hauptsächlich interessirte, war eine Unterredung von zwei Personen, die ich dort ganz zufällig hörte."

„Wer waren die Personen?" fragte aufmerksam der Kammerherr.

„Vorderhand müssen sie unbekannt bleiben," fuhr der Major fort; „vielleicht entwickelt sich ihr Charakter im Laufe meiner Erzählung."

„Du sahst sie also im Lauf des heutigen Abends wieder?"

„Ja, ich folgte dem Einen durch mehrere Straßen, schloß mich ihm an und soupirte freundschaftlich mit ihm."

„Also Jemand aus der Gesellschaft?"

„Das weniger, es war ein Künstler, und da ich von jeher die Kunst protegirte, so nahm ich mich des jungen Mannes recht innig an, und wir tauschten Ideen und sonst noch allerlei mit einander."

„Das hätt' ich hören mögen," meinte Herr von Wenden mit einem fast verächtlichen Zucken der Mundwinkel.

„Gerade für dich," sagte Herr von Fernow, der sich stellte, als nehme er die Antwort seines Freundes für vollkommen ernst, „wäre das sehr interessant gewesen; der junge Künstler nämlich sprach auch von dir."

„So, so? Ich habe ihn vielleicht irgendwo einmal protegirt," warf der Kammerherr leicht hin.

Jetzt war die Reihe an dem Adjutanten, auf eine sonderbare Art zu lächeln, was er denn auch nicht unterließ, indem er fortfuhr: „Diesmal irrst du dich, lieber Wenden, der junge Mann ist vielmehr im Begriff, dich zu protegiren."

„Du bist sehr spaßhaft aufgelegt."

„Im Gegentheil, aber du bist ein verfluchter Kerl."

„He?"

„Deine Intriguen bei Hofe lassen dir noch vollkommen Zeit, dich

um deine Nachbarschaft zu bekümmern," fuhr der Adjutant nach einer Pause fort, während welcher er mit der größten Ruhe die Asche von seiner Cigarre stieß; „du setzst Herzen in Brand, du machst Unglückliche, du schmachtest und lässest schmachten."

So überraschend es auch für den Kammerherrn war, zu erfahren, daß Herr von Fernow um seine Fensterbeobachtungen wußte, so schmeichelte es ihm doch wieder, für einen Unwiderstehlichen gehalten zu werden. Er spitzte den Mund auf die uns bekannte wohlgefällige Art, und um diesen Ausdruck des Behagens sehen zu lassen, tauchte er auf einen Augenblick aus seinem Schatten hervor.

„Ich sehe, daß mein Berichterstatter Recht hat," sagte der Major; „Wenden, Wenden, das soll ein außerordentlich schönes und reizendes Mädchen sein!"

„Ja, sie ist schön," versetzte der Kammerherr mit weicher Stimme, und als er dabei die Augen schmachtend gegen das Fenster verdrehte, sah er aus, wie ein vollendeter Geck.

„Aber du hast noch wenig Fortschritte gemacht?" fragte anscheinend gleichgültig der junge Offizier.

„Es ist unendlich schwer, ihr beizukommen," erwiderte der Kammerherr mit einem leichten Seufzer; „und dann weißt du auch so gut wie ich, daß ich krank bin, mein Zimmer nicht verlassen darf."

„Aber vorderhand brieflich —."

„Du hast gut reden," entgegnete lebhaft Herr von Wenden. „Soll ich das Mädchen durch einen von meinen Eseln compromittiren? Ach! ich liebe das nicht. Du kennst mich in dem Punkte besser."

„Mein Bekannter, mit dem ich soupirt," sagte Herr von Fernow, wie ohne Absicht, „wohnt in dem gleichen Hause mit dem Mädchen, hat sogar Zutritt in ihre Wohnung."

„Ein Liebhaber?" fragte fast eifersüchtig der Andere.

„Im Gegentheil, lieber Wenden; ein junger, verständiger Mann, der es vollkommen begreiflich findet, daß ein hübsches Mädchen, wie jenes ist, an einem jungen Mann, wie du bist, verzeih' mir die ver-

deckte Schmeichelei, Wohlgefallen findet. Ein junger Mann, der in der Welt etwas gesehen hat und —"

„Und?" wiederholte Herr von Wenden sehr aufmerksam.

„Und der für mich Alles unternehmen würde. Doch davon später. Vorderhand muß ich dir weiter referiren. Nach den Ideen tauschten wir reellere Dinge mit einander aus, Dinge, in deren Besitz der junge Mann zufällig gerathen!"

„Werden für mich gleichgültig sein," meinte der Kammerherr, der mit seinen Gedanken offenbar bei seiner schönen Nachbarin war.

Der Adjutant hatte unterdessen ruhig seine Cigarre auf den Tisch gelegt, seinen schwarzen Frack geöffnet und zog aus der Brusttasche ein viereckiges Papier hervor, das er behutsam öffnete. Um dies aber zu können, da der Tisch voller Zeitungen und Papiere lag, mußte er diese bei Seite schieben und verrückte dabei die Lampe, gewiß ohne Absicht, aber so, daß nun er im Schatten saß und auf den Andern das volle Licht fiel. Der Kammerherr hatte dem Oeffnen des Papiers zugesehen, wie Jemand, dem eine Sache vollkommen gleichgültig ist. Als der Major aber äußerst langsam das Umhüllungspapier entfernt hatte, und der Andere eine Photographie erblickte, da war die Wirkung des Anblicks dieser Photographie auf ihn wahrhaft überraschend, fast erschreckend. Seine süßen Augen, die er in Gedanken an die kleine vorhabende Schwärmerei machte, verwandelten sich mit Einemmale und blickten so starr auf das Blatt, als sähen sie ein Gespenst. Dabei stützte er die Hände auf den Tisch und erhob sich schnell aus seinem Fauteuil, ohne seine Augen von dem Portrait des Grafen Hohenberg wegzubringen. — „Fernow?" rief er nach einer drückenden Pause, „woher hast du dies Blatt, was soll das bedeuten?"

So gut auch der Major das plötzliche Erschrecken seines Freundes bemerkt, so that er doch gerade, als beschäftigte er sich ausschließlich mit dem Wiederanzünden seiner Cigarre, und erst als er den lauten Ausruf des Andern vernahm, blickte er ihn wie erstaunt an und antwortete lebhaft:

„Was brauchst du zu erschrecken? Ist das nicht das Portrait eines Herrn, den ich bei dir gesehen? Des — — Grafen Hohenberg?“

Wenden sah, daß er sich einigermaßen verrathen und suchte dies wieder gut zu machen, indem er mit affectirter Gleichgültigkeit auf das Blatt blickte. Auch sagte er mit etwas verlegener Stimme: „Du hast Recht, es ist Graf Hohenberg. Aber was du so eben von meinem Erschrecken sagtest, dazu sehe ich eigentlich keinen Grund. Ich kenne diesen Herrn wohl ebenso wenig, wie du selbst und interessire mich durchaus nicht für ihn.“

Er hatte bei diesen Worten das Blatt wirklich in die Hand genommen, doch zuckten seine Finger, so erregt war er, und er konnte sich nicht enthalten, über das Papier hinüber einen flüchtigen Blick auf seinen Freund zu werfen.

„Es wäre in der That besser,“ sagte dieser, „wenn du mir offenherzig geständest, daß dieser Herr sowohl für dich, wie für mich und auch noch für eine dritte hohe Person interessant, außerordentlich interessant ist. Du wirst im Verlauf meines Referats derselben Ansicht werden.“

„So bist du noch nicht zu Ende?“ fragte der Kammerherr fast ängstlich.

„O nein, jetzt kommt das Beste; und das soll dir zugleich einen Beweis geben, wie offenherzig ich gegen dich bin. Nach unserem Souper, nachdem ich diese Photographie erhalten, begab ich mich zu Seiner Hoheit, dem Regenten.“

„Ah!“ rief wirklich erschrocken der Andere, „und er ließ dich vor in später Nacht? — Fernow, du hast den Augenblick des Glücks wohl zu benutzen verstanden.“

„Ich glaube so,“ entgegnete dieser, und setzte mit Beziehung hinzu: „Für mich und meine Freunde. — Ich war also beim Regenten,“ sagte er in leichterem Tone.

„Und der Regent?“ fragte fast athemlos der Kammerherr.

„Der Regent war beim Anblick dieser Photographie augenschein-

lich überrascht. Doch du weißt so gut, wie ich, er läßt sich von seinen Ueberraschungen nicht bemeistern, faßte sich auch augenblicklich wieder, dankte mir für meine Nachricht, und sprach: „„Gehen Sie sogleich zu Baron Wenden, das ist ein Mann, dem etwas an unserer Gunst gelegen ist, und der Ihnen in dieser Sache Aufklärungen geben kann und wird."" — „Verstehst du das?"

Der Kammerherr war bei dieser Rede seines Freundes in seinen Fauteuil zurückgefallen, aber bei den letzten Worten mit allen Zeichen der Ueberraschung und des Schreckens wieder in die Höhe geschnellt.

„Fernow!" rief er mit zitternder Stimme, „du bist mein Freund. Sei ehrlich und wahr gegen mich. Bin ich verloren oder bin ich es nicht?"

„Du? — verloren?" entgegnete der Adjutant verwundert, „glaubst du denn, daß ich mich herbeiließe, dich auf so etwas vorzubereiten? Und daß meine Vorbereitungen darin beständen, von deinen Liebschaften zu sprechen? O Wenden, du kennst mich sehr schlecht. Vom Verlorensein ist gar nicht die Rede. Im Gegentheil, ich glaube dir fast mit Bestimmtheit versichern zu können, daß du berechtigt bist, diesen Moment einen Augenblick des Glücks zu nennen, — wenn —"

„Wenn! Ah! ich verstehe dieses Wenn, und Gott sei gedankt, wenn ich es recht verstehe. Wenn Seine Hoheit die außerordentliche Gnade hat, dem gänzlich mit Netzen umgebenen Wilde einen ehrenden Rückzug zu gewähren, dem geschlagenen Feind eine goldene Brücke zu bauen. —"

„Diese Brücke," sprach jetzt sehr ernst der Adjutant, „wird in der That sehr golden sein, wenn ihre Pfeiler Wahrheit und Aufrichtigkeit heißen."

Trotz der gewissermaßen peinlichen Situation, in welcher sich Herr von Wenden befand, zuckte es doch, wie ein Gefühl des Triumphes durch sein Herz, da er an den Brief der Prinzessin dachte, und bei sich überlegte, daß die Aufklärungen, die er im Begriff war, dem Regenten für das Versprechen seiner Gunst zu verkaufen, schon durch die

nicht zu verachtende Dankbarkeit der Prinzessin im Voraus bezahlt waren, — also in der That zwei Fliegen mit einem Schlage.

Der Kammerherr warf sich in die Brust, und sein Gesicht nahm einen halb wehmüthigen Ausdruck an, als er, die linke Hand auf den Tisch gestützt, nach einiger Ueberlegung sagte:

„So will ich mich denn ohne Rückhalt der Gnade Seiner Hoheit anvertrauen, und das wirst du nicht vergessen, lieber Fernow, bei dem Regenten hervorzuheben. Ich bitte dich, ihm zu sagen, daß ich aus freiem Willen, ohne Furcht vor dem Zorne einer andern hohen Person — der nicht ausbleiben wird,“ — setzte er mit einem Seufzer der Falschheit hinzu, — „alles sagen will, was ich weiß.“

Nun erzählte er in der That, was er von der Anwesenheit des Herzogs Alfred von D. durch den Baron Rigoll erfahren, und sagte eher zu viel, als zu wenig. Denn er schmückte aus, wo es ihm nothwendig erschien, und wenn sich der Adjutant am Schluß ein Resumé dieses Berichtes machte, so stand der Kammerherr Baron Wenden wahrhaftig in der Glorie eines treuen Dieners des Regenten da, der mit seinem ganzen Einfluß bei der Prinzessin darnach gestrebt, diese nicht gern gesehene Verbindung zu hindern. Als er geendigt, machte er mit beiden Händen eine Bewegung, als wollte er sagen: „Nun bin ich fertig, nicht nur mit dieser, meiner Erzählung, sondern auch für diese Welt. Ich habe mich in die Hände meiner Feinde gegeben, da steh' ich, ein entlaubter Stamm, der keine Blätter mehr treiben wird, wenn Seiner Hoheit Gnadensonne nicht wieder wohlthätig auf ihn wirkt.“

Herr von Fernow hatte bei der Erzählung seines Freundes nicht im Geringsten ein erstauntes Gefühl gezeigt. Wenn ihm auch Manches neu war, so hatte er doch den Hauptfaden schon durch die Worte des Regenten erhalten. Nur eins wünschte er noch aus dem Munde des Kammerherrn zu erfahren, weßhalb er sprach: „Setze deiner Aufrichtigkeit die Krone auf, lieber Freund, und sage mir, ob Baron Rigoll der Hauptagent bei Eurer Verheirathungskomödie gewesen.“

„Diese Frage könnte mich fast beleidigen," entgegnete Herr von Wenden mit einem empfindlichen Blick. „Wo ich handle, pflege ich ziemlich selbstständig zu handeln. Daß Seine Excellenz allerdings seine Dienste der Prinzessin ebenfalls mit Wärme gewidmet, findest du begreiflich."

„Gewiß sehr begreiflich," versetzte Herr von Fernow nicht ohne Bitterkeit, „für einen so großen Lohn kann man schon etwas riskiren. Aber unsere Dienstgeschäfte sind hiemit zu Ende. Lieber Wenden, du hast das Vertrauen, welches der Regent in dich setzte, glänzend gerechtfertigt. Du wirst aber erstaunen, wenn ich dir sage, daß derselbe bereits von der ganzen Geschichte unterrichtet war, und nur wissen wollte, wie weit du in deinem, verzeih' mir den Ausdruck, blinden Eifer gehen würdest, der Prinzessin hinter seinem Rücken zu dienen."

„Nicht weiter, als ein Mann von Ehre gehen darf, um den Wünschen einer hohen Dame gerecht zu werden und doch nicht gegen den Gehorsam zu verstoßen, den er seinem Landesherrn schuldig ist."

Das sagte Herr von Wenden mit außerordentlicher Wichtigkeit und nahm dabei die Attitude eines Volksredners an. Er schob die rechte Hand unter seinen seidenen Schlafrock auf die Brust, aber nur einen Augenblick; dann zog er sie wieder hervor und fuhr mit einer gefälligen Bewegung fort: „Von diesen meinen vollkommen guten Gesinnungen gegen den Regenten werde ich mir erlauben, dich Schwarz auf Weiß zu überzeugen. Sieh' hieher."

Damit ging er an den Schreibtisch und nahm ein Blatt Papier, das er dem Adjutanten hin hielt. Es war das Concept eines Schreibens an den Regenten, worin er denselben zur Mittheilung eines wichtigen Geheimnisses um eine Audienz bat. Herr von Fernow durchflog das Papier und blickte fast zweifelnd zu dem Kammerherrn empor.

„In der That," sagte er alsdann, „diese Zeilen kann man auf eine freundschaftliche Art für dich benutzen und ich werde es thun. Vor der Hand aber," setzte er lächelnd hinzu, „erlaube mir, dir bestens zu gratuliren, daß deine Gesundheit so plötzlich wieder hergestellt ist.

Seine Hoheit wünscht morgen früh beim Rapport von dir selbst zu erfahren, ob dein Leiden ein bedeutendes gewesen oder nicht."

Dem Kammerherrn entfuhr fast ein leichter Seufzer, als er vernahm, daß sein Zimmerarrest nun aufgehört habe. Nicht als ob ihm dies unangenehm gewesen wäre, aber er sah aus der Art und Weise seines heutigen Gesprächs mit Fernow, wie sehr dieser beim Herzog in Gunst stehen mußte, und fühlte dabei neidisch, wie richtig seine Theorie vom Augenblick des Glücks gewesen.

Als Beide damals vor dem großen Blumenstrauß gestanden, da hatte Beide das Glück umschwebt; und es lächelte dem, der es richtig erfaßte. Und dies war Fernow gewesen. Hätte er selbst in jenem Augenblick sich statt links zur Prinzessin, nach rechts zum Herzog gewandt, so war die ganze Sache umgekehrt, und er hatte vielleicht einen Gesandtschaftsposten in der Tasche. Ja, das Glück ist launenhaft: es hilft nicht, nur den rechten Augenblick zu begreifen, man muß ihn auch auf richtige Art ergreifen.

„Es scheint mir, deine Genesung macht dir kein besonderes Vergnügen," sagte Herr von Fernow, als er bemerkte, wie der Kammerherr in tiefen Gedanken versunken vor ihm stand. — „Den Teufel auch, ich glaube fast, die Liebe zu deiner kleinen Nachbarin ist dir tief ins Herz gegangen, und es thut dir leid, keinen Vorwand mehr zu haben, um den ganzen Tag am Fenster zu stehen."

„Meinst du in der That?" fragte Herr von Wenden; doch war es ihm nicht unlieb, daß sein Freund der Ansicht war, der Zimmerarrest habe ihn in der That nicht so geschmerzt, als dies in Wirklichkeit der Fall war. Auch hatte es der eitle Kammerherr von jeher geliebt, für einen unerbittlichen Eroberer zu gelten, obgleich seine Eroberungen selten Eroberungen zu nennen waren. Er machte einen vergnüglich gespitzten Mund, strich mit der linken Hand über das glatte Haar und lächelte zu dem andern Fenster hinüber, wobei er einen leichten Seufzer affectirte. „Du hast wahrhaftig nicht ganz Unrecht," meinte er, „und wenn du das schöne Mädchen kenntest, so würdest du

begreifen, daß es sich um sie wohl einer außerordentlichen Mühe verlohnt."

„So gib dir außerordentliche Mühe," entgegnete Herr von Fernow, indem er seine Uhr herauszog und alsdann lebhaft ausrief: „Was? fast Mitternacht! — Von morgen an," fuhr er in gewöhnlichem Tone fort, „hast du vollkommen Zeit und kannst eine weitere Parallele vorschieben, um deine schöne Festung einzunehmen. Wenn ich dir dabei dienen kann, so weißt du, ich thue für einen Freund Alles. — Apropos, sagte ich dir schon, daß jener junge Mann, mit dem ich soupirt, in der Wohnung deiner Angebeteten Zutritt hat?"

„Allerdings sprachst du davon."

„Und auch, daß er sich mir verpflichtet fühlt, und mit Vergnügen bereit sei, mir und in diesem Fall auch dir zu dienen?"

„Ich glaubte, du sagtest so, und dann?"

„Und dann? — Das ist doch eine curiose Frage für einen Kammerherrn in den Zwanzigen, der sich doch auch schon in der Welt umgesehen."

„Du meinst also," sagte zweifelnd Herr von Wenden, „ich soll —"

„Ihr schreiben. Das ist doch ganz natürlich. Wenige Worte, aber fest."

„Daß ich sie liebe?"

„Andeutend, ja, aber nicht zu extravagant; du bittest vielmehr ganz bescheiden, sie besuchen zu dürfen. Du schreibst in der Art, daß, wenn deine Zeilen der Mutter in die Hände fallen, sie sagen muß, das ist ein bescheidener, anständiger junger Herr und wenn der unser Haus besucht, so wird das meiner Tochter keinen Schaden bringen."

„Du hast Routine in solchen Billets?" fragte lauernd Herr von Wenden.

„Im Gegentheil," entgegnete Herr von Fernow; „überhaupt weißt du mit der Feder besser umzugehen als ich. Mir scheint aber fast, du fürchtest dich durch dein Schreiben zu compromittiren. Wenn du das

glaubst, so lassen wir die Sache fallen. Ich habe dir nur meine Bereitwilligkeit zeigen wollen."

Damit stand er auf und nahm seinen Paletot, den er bei der Ankunft auf ein Sopha geworfen.

„Und glaubst du, daß dein junger Mann sicher ist?"

„Er wird es sicher übergeben, daran zweifle ich nicht."

„Und wann?"

„Morgen, wenn es dir genehm ist."

Das sagte Herr von Fernow, wie gelangweilt, in einem fast schläfrigen Tone, wobei er gewaltig gähnte.

„Dann werde ich zwei Zeilen schreiben."

„Wie du willst."

Der Kammerherr setzte sich an den Schreibtisch, kaute einen Augenblick an der Fahne seiner Feder, und als dieselbe nun hastig über das Papier zu fliegen begann, zündete sich der Major zum Nachhausegehen eine neue Cigarre an und knöpfte Paletot und Handschuhe zu.

„So," sprach Herr von Wenden, „kurz und gut. Soll ich es dir vorlesen?"

Der Major nickte mit dem Kopfe und stellte sich neben den Schreibtisch.

„Verehrtes Fräulein! Seit längerer Zeit bin ich so glücklich, Sie an Ihrem Fenster zu sehen, würde aber beneidenswerth sein, wenn es mir erlaubt wäre, Ihnen ein freundliches Wort sagen zu dürfen. Sind Sie so gut, wie schön, so darf auf eine Antwort hoffen Ihr ganz ergebenster Verehrer."

„Und weiter?" fragte lachend der Major.

„Weiter nichts!" antwortete verwundert der Kammerherr.

„Keine Unterschrift?"

„Meinst du vielleicht, ich sollte irgend einen Buchstaben hinsetzen?"

„Du gefällst mir mit deinen anonymen Liebesbriefen. In solchen Fällen, wie der vorliegende, tritt man nicht im Geheimen auf, sondern sehr öffentlich und unterschreibt mit seinem ganzen Namen."

„O, du spaßest!“

„Nicht im Geringsten. Aber du besitzest eine gewaltige Einbildungskraft! Da soll ein anständiges Mädchen, — denn für das halte ich sie nach deinen Beschreibungen — auf einen Wisch antworten, der keine Unterschrift hat! Nein, nein! Entweder laß die ganze Geschichte fallen, oder gib deinen ganzen Namen: Baron Eduard von Wenden.“

„Das ist am Ende compromittirend,“ sagte der Kammerherr; „doch wenn du meinst,“ fuhr er fort, als er sah, wie der Offizier ungeduldig die Achseln zuckte, „soll es mir auch darauf nicht ankommen.“

Er unterschrieb mit einem raschen Federzuge.

„Jetzt hoffe ich, bist du zufrieden: Baron Eduard von Wenden. — „„Es ist mein ehrlicher Name, es ist meine ganze Zukunft, die ich in Ihre Hände lege.““ —

„Dein Citat ist falsch, lieber Freund,“ sagte der Major, indem er das Billet, nachdem es versiegelt war, einsteckte. „Ich bin nicht der Secretär Wurm, du aber noch viel weniger die unschuldige Louise. — Nun, behüt dich Gott. Morgen sehen wir uns wieder.“

„Ja, bei Philippi!“ entgegnete der Kammerherr mit Pathos. Er begleitete den Freund an die Thür und fragte beim Weggehen desselben fast schüchtern: „Und bekomme ich auf mein Billet eine Antwort?“

„Hoffentlich ja, und zu gleicher Zeit eine Einladung,“ versetzte Fernow lachend, „zu einem Augenblick des Glücks.“

Fünfzehntes Kapitel.

Keine Rose ohne Dornen.

Die Appartements Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Elise stießen, wie wir bereits in einem frühern Kapitel erfahren, an den großen Empfangs-, Tanz- und Speisesaal des Schlosses und waren nur durch ein kleines Entrée, sowie durch ein paar Vorzimmer von letzterem getrennt. Eigentlich wäre dies die Wohnung der regierenden Herzogin gewesen, doch hatte es der hochselige Herr vorgezogen, den rückwärts gelegenen stilleren Schloßflügel zu bewohnen und so die Prinzessin in einem Rechte belassen, das sie sich selbst angemaßt. Wenn man alles genau betrachtete, so war sie, was das innere Leben und Treiben des Hofes anbelangte, die eigentliche Herrscherin. Mit wenigen Ausnahmen ließ ihr der Regent das Vergnügen, die Einladungen zu den Diners zu bestimmen, und selbst wenn solche Ausnahmen eintraten, wußte sie immer auf eine feine Art die einen oder andern ihrer Lieblinge, die vielleicht vergessen worden waren, noch nachträglich befehlen zu lassen.

Da der Regent ihren klaren und scharfen Verstand anerkannte, auch ihr Urtheil hochschätzte, so gab er nicht selten große Audienzen an fremde Gesandten und dergleichen in ihren Zimmern und konnte alsdann vielleicht lächelnd zuschauen, wie sie durch ihre pikanten Fragen oder ihre gewandten Bewegungen in jeder Beziehung den Vortritt nahm und er selbst wie die zweite Person neben ihr erschien. Die Herzogin, welche in früheren Zeiten fast den ganzen Tag bei der Prinzessin zubrachte, verließ jetzt ihre Appartements nicht mehr, und daher kam es, daß die der Prinzessin im gegenwärtigen Augenblicke weniger lebhaft als sonst waren, weil diese jetzt meist im andern Schloßflügel bei ihrer Schwester war. Wenn man die Gemächer durchschritt, welche die Prinzessin bewohnte, so begriff man wohl, daß Jeder gerne darin verweilte. Hier war jedes Zimmer, jedes Kabinet auf's Vortrefflichste benutzt und

dabei mit einem Kunstsinne, einem Geschmack arrangirt, der die Einrichtung eben so fern von Ueberladung, wie von ungebührlicher Einfachheit hielt.

Die Herzogin liebte ihre Schwester außerordentlich, und der regierende Herr hatte ein verhätscheltes Kind aus ihr gemacht. Wo sich nur ein Kunstwerk, sei es ein Bild, sei es eine kleine Statue, sei es eine reiche Broncearbeit, für die Zimmer einer Dame passend zeigte, da wurde dasselbe für die Prinzessin Elise bestimmt, und die Herzogin trat ihr dergleichen Spielereien, wie sie es nannte, um so bereitwilliger ab, da ihr Sinn das Einfache liebte und deßhalb ihre Zimmer auch so bescheiden meublirt waren, wie man sie kaum bei einem wohlhabenden Privatmanne findet.

Das Vorzimmer der Prinzessin neben dem Speisesaal kennen wir bereits. Ueber demselben befand sich ein ähnliches, das an einen Salon stieß, wo Ihre Durchlaucht die kleineren Gesellschaften zu versammeln pflegte. Vergoldete Meubel waren hier freilich nicht zu finden; dagegen waren Sessel und Fauteuils von Palisanderholz, alle reich geschnitzt, und nach Zeichnungen von guten Künstlern angefertigt. In den Ecken befanden sich Blumenpartien und kleine Marmorstatuetten und an den Wänden Bilder. Dieser Salon hatte ein einziges großes Fenster, aus einer einzigen riesenhaften Scheibe bestehend, welche durch einen sinnreichen Mechanismus vermittelst des leichten Druckes auf eine Feder in den Boden versank. Vor diesem Fenster befand sich eine Altane, mit einem weißen Marmorbrunnen, der seine klaren Strahlen hoch hinauf sprühte, und diese Altane selbst war durch Schlingpflanzen, die sich zwischen Orangen- und Citronenbäumen empor wanden, zu einer prachtvollen Laube umgewandelt, die an warmen Tagen einen entzückenden Aufenthalt bot.

An diesen Salon stieß ein kleines Speisezimmer, dessen Wände mit geschliffenem Eichenholze bedeckt waren, worin die Unterscheidungen und Abtheilungen der Felder aus ciselirter Bronce bestanden. Aus demselben Metall befand sich auch ein prachtvoller Lustre über dem ein-

zigen runden Tische, der Platz für acht Personen bot. Eine größere Anzahl lud die Prinzessin nie zu ihren kleinen Diners. Die Thüre war ebenfalls aus Eichenholz auf's Zierlichste geschnitzt, ebenso wie das Buffet, auf dem sich seltene Majoliken und alte reiche Krystallgefäße befanden. Die beiden Fenster dieses Zimmers hatten Vorhänge von dunkel violettem Sammt, welche Stoffe man auch auf den Sesseln und Stühlen sah. Die langen Felder auf der Wand waren decorirt mit in Bronce ausgeführten Wildpret- und Geflügelgruppen, seltenen Kunstwerken, die Thiere und Vögel in einer frappanten Natürlichkeit, welche der regierende Herzog zur Ausschmückung des Speisezimmers der Prinzessin von einem bedeutenden Künstler hatte anfertigen lassen.

Neben diesem Speisezimmer war das Frühstückzimmer der Prinzessin, woselbst sie auch die Damen empfing, welche sie ihres besondern Vertrauens und ihrer Freundschaft würdigte. Hier bestanden die Taveten aus hellblauem Seidenstoffe und das ganze Ameublement aus Rosenholz. Es war dies ein heiteres, lachendes Zimmer, mit einem großen Bogenfenster, welches eine prachtvolle Aussicht auf die um das Schloß liegende Stadt gewährte. Hohe Epheuwände trennten die beiden Ecken im Hintergrunde dieses Gemachs und bildeten so zwei reizende Winkel, wohin sich die Prinzessin gerne zum Lesen zurückzog. Deßhalb befand sich auch neben diesem Zimmer in einem kleinen Gemach die ausgewählte Bibliothek Ihrer Durchlaucht, reich an guten Ausgaben der bedeutendsten Schriftsteller und Dichter, besonders aber an prachtvollen Kupferwerken aller Nationen. Neben dieser Bibliothek war dann die Ecke des Schloßflügels, den die Prinzessin bewohnte, und hier war ihr Boudoir, wo sie nur ihre genausten Bekannten sah und von wo es alsdann in jene Theile ihrer Appartements ging, in Gemächer, über welche wir nur von den Kammerfrauen einige Details erhalten könnten, wenn es für unsere wahrhaftige Geschichte von Interesse wäre. Da folgten sich Toilettenzimmer, Schlafzimmer, Badekabinet, Garderobe, Zimmer der Kammerfrauen, und das Ganze beschloß ein Vorzimmer, in welchem sich die Dame vom Dienst aufzu-

halten pflegte, wenn die Prinzessin deren Gesellschaft gerade nicht wünschte.

Das Boudoir nun in der Ecke des Schlosses, welches zugleich Schreibkabinet war, hatte die Prinzessin auf's Zierlichste und Geschmackvollste eingerichtet. Die Wände waren mit rosa und weißgestreiftem Seidenzeug bezogen, und aus den Lambris von edlem Holze traten an jeder derselben einfach edel geschnittene Consolen hervor, die abwechselnd eine schöne kleine Marmorstatue oder eine prächtige Vase trugen. Ein Schmuck dieses Zimmers waren die beiden Fenster in gothischem Stile, welche aus alten, ausgewählten Glasmalereien bestanden. Vor denselben befanden sich kleine Ruheplätze, welche so construirt waren, daß man sie als Sophas benutzen konnte, wo zwei Personen nebeneinander saßen, und die sich wieder durch eine leichte Handbewegung so wenden ließen, daß sie zwei einander gegenüberstehende Fauteuils bildeten. Die Thüre zur Bibliothek war mit einem vortrefflich erhaltenen alten Gobelin bedeckt, und den Ausgang in die inneren geheimen Zimmer bildete ein riesenhafter Spiegel, der vom Fußboden bis an die Decke ging und sich durch den Druck auf eine Feder leicht herumwandte. Er öffnete sich eben so geräuschlos, wie er sich wieder schloß. Die Etagères in diesem Zimmer, sowie auch der Schreibtisch waren mit den ausgesuchtesten kleinen Kunstwerken in Metall und Porzellan bedeckt, und hier, wo die Prinzessin, wie gesagt, selten Jemand den Eintritt gewährte, befanden sich auf den Divans, den Stühlen und Fauteuils Bücher, halbgeöffnete Mappen mit den seltensten Handzeichnungen und Aquarelle, oft in malerischer Unordnung.

Am frühen Morgen des Tages nach der Unterredung mit Herrn von Fernow, nachdem der Adjutant seinen Rapport abgestattet, hatte der Regent die Prinzessin um eine Unterredung bitten lassen; und nach geschehener Anfrage, nachdem auch die gehörige Zeit verflossen, meldete Herr Kindermann, es würde Ihre Durchlaucht außerordentlich freuen, Seine Hoheit um zehn Uhr zu sehen, bevor sich Ihre Durchlaucht zu der Frau Herzogin begäben. Herr Kindermann hatte das sehr langsam

und mit einem Lächeln gemeldet, das für diejenigen, welche diesen würdigen Mann genauer kannten, etwas Forcirtes hatte. Herr Kindermann befand sich in einer gespannten Aufregung. Der Mund des Regenten war verschlossen wie das Grab; glücklicherweise befahl er die Uniform des Leibdragonerregiments, und da hoffte der Kammerdiener schon durch das bekannte Manöver mit dem Säbel zu einer ganz unterthänigen Bemerkung, respektive Frage zugelassen zu werden. Bevor aber noch Herr Kindermann dem Garderobediener die nöthigen Befehle in Betreff der Uniform geben konnte, hatte der Regent schon sich eines Andern besonnen und wünschte einen einfachen bürgerlichen Anzug. Dieser an sich geringfügige Umstand gab dem Herrn Kindermann neuen Stoff zum Nachdenken, und in dieses Nachdenken mischte sich ein gewisser Schmerz, da Seine Hoheit auf die nothwendigen Fragen nur mit Kopfnicken, höchstens mit Ja und Nein antwortete. Schlug das Esbouquet-Mittel fehl, so war nichts mehr zu hoffen. Und auch dieses schlug fehl; denn als der Regent den Duft desselben empfunden, stimmte er ihn nicht weich, wie Herr Kindermann sonst zu bemerken pflegte, machte ihn auch nicht nachdenkend, sondern er fuhr hastig mit der Hand über die Stirn, nickte mit dem Kopfe und sagte laut und vernehmlich: „Gut, wir wollen sehen."

Obgleich sich der Kammerdiener als letzten Versuch den Anschein gab, als habe der Regent mit ihm gesprochen, und sich augenblicklich nach den Befehlen Seiner Hoheit erkundigte, so war doch auch damit nichts gewonnen. Der Regent sagte: „Ich danke, es ist nichts, lieber Kindermann." Das „lieber Kindermann" stimmte den alten Herrn fast wehmüthig und er dachte bei sich: „Was nützt mir das „lieber Kindermann," wenn er gerade thut, als sei ich der letzte Schloßknecht und ir eben erst in Dienst getreten. Es wäre doch nicht das erste Mal, daß er ein Wort fallen ließe über ein wichtiges Vorhaben. Hat er mich doch schon bei anderen Veranlassungen gefragt: Es ist uns doch heute Morgen keine Spinne begegnet? oder: Was halten wir vom

heutigen Tage, Kindermann? Ist er gut oder schlecht? Können wir etwas unternehmen, oder lassen wir es lieber bleiben?"

Unterdessen war nichts zu machen. Der Kammerdiener hatte seine Schuldigkeit gethan und mußte dem Herrn von Fernow, auf den er noch seine letzte Hoffnung setzte, das Uebrige überlassen, denn der Major war im Vorzimmer, und als der Regent wenige Minuten vor zehn Uhr hindurchschritt, hörte ihn Herr Kindermann sagen: „Begleiten Sie mich hinauf, Fernow, und bleiben Sie in der Nähe." Dabei stiegen Beide die Treppen hinauf, und ehe sie noch den ersten Stock des Schlosses erreicht hatten, hörten sie Herrn Steppler, der droben wartete, ehrerbietigst husten. Der Kammerdiener Ihrer Durchlaucht meldete dem Regenten ganz unterthänigst, daß Ihre Durchlaucht sich in ihrem Boudoir befinde und sehr erfreut sei, dort den Besuch Seiner Hoheit zu empfangen.

Warum der Regent bei diesen Worten eigenthümlich, fast schmerzlich lächelte, und warum er einen langen Blick in einen der großen Spiegel des Vorzimmers that, wissen wir nicht ganz genau anzugeben. Er durchschritt leicht und elegant den Salon, Speise- und Frühstückzimmer, die Bibliothek, und wer ihn so dahin gehen sah, aufrechten Hauptes, in der festen militärischen Haltung, den großen Schnurrbart leicht nach oben gedreht, mußte von ihm sagen: „Das ist ein vornehmer und schöner Herr."

Pünktlich, wie er als Militair gewohnt, ließ er die Glocke in dem Bibliothekzimmer Zehn ausschlagen, dann schob er den Gobelin auf die Seite und trat in das Boudoir. Hatte ihn die Prinzessin noch nicht erwartet, oder vorher noch eine Meldung befohlen, genug, sie wandte sich überrascht, fast erschrocken bei seinem Eintritt von ihrem Schreibtisch, vor welchem sie stand, ab und drückte den Deckel eines Etuis, welches sie in der Hand hielt, so hastig zu, daß es laut knackte. Dies entging dem Regenten nicht, und wenn er nicht vollkommen Herr seiner selbst gewesen wäre, so hätte wohl eine leichte Wolke seine Stirn getrübt; so aber ging er unbefangen und heiter lächelnd auf die Prin-

zessin zu, welche ihm entgegen kam. Auch nahm er ihre dargebotene Hand und schüttelte sie freundlich, wie er gewöhnlich zu thun pflegte.

Die Prinzessin sah reizend aus und schien in der besten Laune zu sein. Ihr reiches blondes Haar war scheinbar ohne besondere Wahl um den Kopf aufgesteckt, doch rahmte es denselben so pikant ein, daß man wohl bemerken konnte, diese Einfachheit sei nicht ohne Absicht. Dazu trug sie ein weißes Morgenkleid ohne alle Verzierung, sehr lang herabfallend und so anliegend, daß man ihre feine zierliche Gestalt auf's Deutlichste sah.

„Es ist schon lange her, mein lieber Vetter," sagte sie, nicht ohne einen Anflug von Ironie, „daß ich nicht mehr in den Fall gekommen bin, Ihnen eine kleine Privataudienz bewilligen zu können."

„Was daher kommt," fiel der Regent ihr lächelnd in's Wort, „weil ich es gern zu meinem Studium mache, die Neigungen der Leute, die mir werth sind, zu erforschen."

Die Fürstin wehrte mit den Händen auf eine komische Art von sich ab und sagte, während sie den Mund ein klein wenig aufwarf:

„Schon wieder Krieg! Ich merke es schon. Euer Hoheit kommen nur immer in feindseliger Absicht zu mir, und da ich das genau weiß," setzte sie scheinbar sehr ernst hinzu, so muß ich meinen theuersten Vetter bitten, niederzusitzen, damit ich nicht gar zu sehr im Nachtheil bin; — eine arme, kleine Figur, wie ich! — Sehen Sie, wie ich den Kopf erheben muß, um an Ihnen hinauf zu blicken. Das ist keine Gleichheit der Waffen!"

Mit diesen Worten war sie auf ihre eigenthümliche Art halb tänzelnd, halb schleifend ganz nahe vor den Regenten getreten, und als sie nun in nächster Nähe ihm von unten herauf in die Augen sah und dabei den kleinen Mund so schelmisch geöffnet hatte, daß man ihre feinen Zähne sah, während sie die Augen eine Sekunde nachher etwas affectirt schläfrig schloß, sagte der Regent mit einem für sie unerklärlichen Seufzer: „Ja, ja, es ist besser, meine theuerste Elise, wenn wir uns niedersetzen."

„Schön," entgegnete sie lebhaft, „und dort auf dem Ruheplatz am Fenster, auf dem Divan nach meiner Erfindung. Ich bilde mir was auf diese Construktion ein."

Sie schoß nach dem bezeichneten Sopha hin, und während sie die Hand auf die verborgene Feder legte, fuhr sie fort: „Aber Sie kennen die Maschinerie?"

„O, ich kenne sie vollkommen," sagte der Regent, der ihr langsam gefolgt war. „Es ist eine verkörperte Laune unserer liebenswürdigen Prinzessin."

„O weh, o weh!" rief sie mit komischem Ernste aus, „Euer Hoheit sind galant gegen mich; da habe ich wahrscheinlich etwas begangen, und werde eine gelinde Strafpredigt erhalten. Wenn dem in der That so ist," fuhr sie fort, und dabei blitzte eine kleine Bosheit in ihrem Auge, „so ist es besser, ich drücke hier auf die Feder."

Sie that so und das Sopha theilte sich in der Mitte und bildete zwei einander gegenüberstehende Fauteuils.

„Sie wollen mich also nicht an Ihrer Seite?" fragte lachend der Regent.

„Das Gesicht Eurer Hoheit ist mir in der That zu ernst zu einer mir sonst so angenehmen Nachbarschaft. Auch können Sie mich besser ansehen, wenn ich Ihnen gegenübersitze, das heißt einfach, um zu erfahren, ob die Strafpredigt, die ich erhalten soll, auch ihren Eindruck auf meinen Leichtsinn nicht verfehlt."

„Sie erwarten also eine Strafpredigt?" meinte der Regent, nachdem er sich vis-à-vis der jungen Dame niedergelassen. „Also haben Sie ein böses Gewissen?"

„Das hat man Ihnen gegenüber nur zu leicht, verehrtester Herr und Vetter," versetzte die Prinzessin. „Aber Scherz bei Seite, diesmal glaube ich, daß ich Allem, was da kommen mag, mit der größten Ruhe entgegensehen kann."

Sie hatte sich bei diesen Worten in den Fauteuil zurückgelehnt, und als Sie hierauf ihr Gegenüber mit einem festen Blick ansah, so hätte

jeder Andere diesen Blick für einen Blick der vollkommensten Unschuld gehalten. Nicht so der Regent. Er wußte wohl, was das seltsame Feuer zu bedeuten hatte, welches in ihrem Blicke glänzte, und warum ihre Lippen fast unmerklich zuckten, aber doch zuckten. Er kannte die Leidenschaft der Prinzessin, mit scharfen Waffen zu fechten, und wußte wohl, wie schwer sie aus der Fassung zu bringen war. Sie hatte mit ihrer Rechten über die Schulter hinweg eine der schweren seidenen Quasten genommen, welche an langen Schnüren befestigt waren und zum Zuziehen des Vorhanges dienten, und gebrauchte diese wie einen Fächer, indem sie dieselbe jetzt anhaltend im Kreise drehte, sich so Kühlung zufächelnd, und sie dann vor das Gesicht hielt, wobei im letzteren Falle ihre Augen recht schelmisch, ja fast boshaft durch die glänzenden violetten Fäden durchblickten.

„Wir werden in den nächsten Tagen ein Ereigniß bei Hofe haben," sprach der Regent mit Beziehung auf die verwittwete Herzogin nach einer Pause; „ich glaube, in ganz naher Zeit. Darnach, wenige Wochen später, wird sich, wie wir beide genau wissen, die Herzogin nach Eschenburg zurückziehen."

„Ich glaube, das Letztere ist eine ausgemachte Sache," erwiderte die Prinzessin aufmerksam; „und wenn ich nicht irre, sind für diesen Fall schon alle Arrangements vorgesehen." — Sie ließ die Quaste vor ihrem Gesichte herabhängen, dieselbe dann einen Kreis beschreiben und zwischen den umherfliegenden Fäden warf sie einen scharfen Blick auf den Regenten.

„Allerdings sind alle Arrangements getroffen," wiederholte dieser; „doch scheinen wir Alle vergessen zu haben, daß das Schloß von Eschenburg sehr klein ist und kaum Platz für die Herzogin und für Sie, Prinzessin, bieten wird."

„Für mich?" fragte sie: „es fällt mir nicht ein, nach Eschenburg hinauszugehen."

„So haben sich Ihre Ansichten geändert?"

„Ja, es ändert sich Manches,“ erwiderte die Prinzessin mit sehr leiser Stimme.

„Sagten Sie mir damals nicht selbst, es würde Ihre höchste Lust sein, in der Nähe des künftigen kleinen Thronerben zu verweilen?“

„Oder in der Nähe der kleinen Prinzessin. Richtig, ich sagte so.“

„Und jetzt?“

„Jetzt habe ich bei mir überlegt, oder ich habe mir vielmehr ins Gedächtniß zurückgerufen, wie oft Sie mir gesagt, Sie hielten es für besser, wenn ich meine Schwester mehr ihren eigenen Weg gehen ließe. Ich habe gefunden, daß Sie damals Recht hatten, und will jetzt darin, wie auch noch in manchem Andern, strenge Ihren Rath befolgen.“

Als die Prinzessin dies sagte, war der Ton ihrer Stimme auffallend ernster geworden, und sie ließ die Quaste so gerade vor ihrem Gesichte herabhängen, daß man von dem Ausdruck ihrer Augen durchaus nichts sehen konnte.

„Nehmen wir uns in Acht!“ dachte der Regent, „sie spielt nicht ohne Absicht mit mir Versteckens! Sie beschattet ihr Gesicht, ich sitze im Lichte; und wir müssen ebenfalls Vorsichtsmaßregeln anwenden.“ Indem er sich, dies denkend, so viel als thunlich war, in seinem Fauteuil zurücklehnte, stützte er den Arm auf die Lehne desselben und legte den Kopf in die Hand.

„Und der zu erwartende Thronerbe soll Ihrer Sorgfalt entbehren?“ fragte er dann mit Beziehung.

„Ob Thronerbe, ob Prinzessin,“ entgegnete Ihre Durchlaucht, „ich bin überzeugt, daß Ihre Bestimmungen die besten und nützlichsten sein werden.“

„Seit wann schenken Sie mir dies Vertrauen?“

„Ich habe nie anders über Sie gedacht, nur bin ich vielleicht zuweilen mißverstanden worden.“

„Ei, Prinzessin!“ nahm der Regent nach einem augenblicklichen Stillschweigen das Wort, „verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen sage, daß ich anfange, an Ihnen irre zu werden. Sie, eine Liebhaberin des kleinen Krieges, der schon seit längerer Zeit zwischen uns besteht,

wollen sich aus Ihren sicheren Positionen zurückziehen und mir das Schlachtfeld allein überlassen? Wie verstehe ich das?"

„Es ist der richtige Ausdruck," erwiderte die Prinzessin fast ernst, „wenn Sie wie eben bemerken, ich hätte die Absicht, mich aus meinen sichern Positionen zurückzuziehen und Ihnen das Feld hier zu überlassen. — Wahrhaftig es ist so. Ich kämpfte, wenn Sie wollen, aus Laune und um gar nichts."

„Ah!" machte der Regent, indem er sich aufrichtete. „Sollte ich Sie verstehen, Prinzessin? Sie kämpften bisher aus Laune, um gar nichts, Sie wollen sich wirklich zurückziehen und mir ohne alle Ursache gewonnenes Spiel geben?" Er sagte dies lächelnd, doch war sein Lächeln ein schmerzliches zu nennen und, als er gleich darauf leise hinzusetzte: „Ah! in der That, ich verstehe; ich gewinne, um zu verlieren!" da fuhr er, beinahe heftig, mit der Hand über die Augen, wodurch ihm ein blitzähnlicher Blick der Prinzessin entging, den sie hinter der Quaste auf ihn schleuderte. — Nach diesem Blick, der bedeutungsvoll war, spielte ein zufriedenes Lächeln um ihre Lippen.

„Er hat bereits von der Sache gehört," dachte sie bei sich, „wir wollen weiter manövriren, aber unsere Angriffsweise ändern."

„Sie will mich überraschen," sprach der Regent zu sich selber. „Vielleicht weiß sie, daß ich etwas erfahren, und es liegt in ihrem Charakter, mir nicht den Triumph zu gönnen, überhaupt ohne ihren Willen etwas erfahren zu haben."

„Prinzessin," sagte er hierauf, und obgleich er bei diesem Worte lächelte, hob er doch bedeutungsvoll die Hand in die Höhe; „Prinzessin, gewöhnlich zieht man sich nach einer verlorenen Schlacht zurück; sollten Sie eine Niederlage erlitten haben?"

Er betrachtete sie in diesem Augenblick mit einem so festen, ruhigen Blick, daß sie nicht im Stande war, denselben auszuhalten, sondern das Gesicht den gemalten Fensterscheiben zuwandte, wobei sie wie trotzig die Lippen aufwarf.

„Doch Scherz bei Seite," nahm er wieder das Wort, „ich bin

eigentlich hieher gekommen, um mit Ihnen über eine Sache zu reden, die — "

„Eine Sache, die mich angeht?" fragte die Prinzessin im Tone der Ueberraschung, „und die so interessant ist, daß ich deßhalb das Glück habe, Eure Hoheit bei mir zu sehen? O, auf eine solche Sache bin ich sehr begierig. Etwas Aehnliches ist lange nicht zwischen uns vorgekommen."

„Es ist allerdings eine Sache, die Sie interessirt, mich aber auch."

„Die Sie interessirt, als meinen Freund?" fragte schelmisch lachend die Prinzessin. „Dafür darf ich Sie doch halten? Als meinen Verwandten? Oder als Chef des Hauses?"

„Als Verwandten, als Ihren Freund, und vor Allem als Chef des Hauses;" gab der Regent zur Antwort. Dabei erinnerte er sich, wie er am gestrigen Abend gelitten, als ihm Herr von Fernow das Portrait gebracht, und diese Erinnerung warf einen so finstern Schatten über seine Züge, daß die Prinzessin, die dies bemerkte und die Ursache wohl kannte, sich veranlaßt sah, etwas wie Schrecken beim Anblick dieser plötzlichen Veränderung zu affectiren.

„Der Ausdruck Ihres Gesichts," sagte sie, indem sie wie bestürzt ihre Quaste in den Schooß fallen ließ, „könnte mich in der That auf die Vermuthung bringen, als handle es sich um was absonderlich Ernstes; doch bin ich daran gewöhnt," setzte sie mit einer graziösen Kopfbewegung hinzu, „daß der Chef des Hauses auch aus geringfügigen Ursachen sehr ernst sein kann, und ich tröste mich nur durch das Dasein der beiden andern ebengenannten Personen, meines Verwandten und Freundes, die dem gestrengen Herrn mildernd zur Seite stehen werden."

„Allerdings," antwortete der Regent, „haben die beiden Ebengenannten schon manch' Freundliches für Sie gesprochen, beste Nichte, und den Regenten besänftigt, der — doch wozu in die weitere Vergangenheit zurückgreifen, da die nächste Zukunft in der That ernst und fast drohend vor uns liegt?"

„Eure Hoheit könnten mir in der That Angst machen," fiel die Prinzessin mit einem erzwungenen Lächeln ein; „doch will ich mein Haupt in Demuth neigen und mit zusammengelegten Händen mein Schicksal erwarten."

Sie führte dies pantomimisch aus und saß in diesem Augenblick da wie ein armes Opfer, welches einen schweren Streich erwartet; doch merkte der Regent wohl, wie sie unter den Augenwimpern zu ihm emporblinzelte und wie etwas wie ein Ausdruck der Zufriedenheit um ihre zusammengepreßten Lippen spielte.

„Wahrhaftig, Prinzessin," fuhr der Regent kopfschüttelnd fort; „es wäre das erste Mal, daß Sie Ihr Schicksal ruhig erwarten, und wenn ich denken könnte, Ihre Reue wäre aufrichtig, so würde ich nicht strenge, sondern nur betrübt mit Ihnen reden."

„Spricht der Regent oder mein Freund?" fragte die Prinzessin in einem so komisch-demüthigen Ton der Stimme, daß Seine Hoheit sich zusammen nehmen mußte, um ernst zu bleiben. Er dachte aber an den gestrigen Abend, an das Spiel hinter seinem Rücken, an die Photographie, und das Alles machte es ihm möglich, nicht nur eine ernste Miene beizubehalten, sondern sogar finster auszuschauen, trotzdem, daß die Prinzessin ihre schönen lebhaften Augen wie flehend zu ihm erhob, sie aber bei diesem Anblick mit einem tiefen Seufzer niederschlug. Es entstand eine kleine Pause, während welcher die Prinzessin wieder anfing, wie verlegen mit ihrer Quaste zu spielen und dieselbe als Fächer vor dem Gesichte hin- und herzubewegen, während der Regent, dergleichen verschmähend, sich aufrichtete und fest auf die junge Dame blickte. „Sie werden sich erinnern," sagte er alsdann, „daß man vor ein paar Jahren eine Verbindung zwischen Ihnen und dem Herzog Alfred von D. projectirte."

Ihre Durchlaucht stieß einen leichten Schrei der Ueberraschung aus, der so natürlich klang, daß der Regent vollkommen dadurch getäuscht wurde.

„Eine Verbindung," fuhr er fort, „die Ihnen, meine theure Nichte,

nicht convenirte und die auf Ihren besonderen Wunsch abgebrochen wurde."

Die Prinzessin hatte in diesem Augenblicke schweres Spiel. Sollte sie sich das Ansehen einer gekränkten Verletzten geben, oder sollte sie durchblicken lassen, sie ahne, was jetzt kommen werde? Nach einer peinlich langen Kunstpause entschied sie sich für das Letztere und hielt es nun der Situation für gemäß, ein klein wenig zusammenzufahren, ja den leichten Ausdruck: „O mein Gott!" hören zu lassen.

„Eine Verbindung, die Sie ausschlugen," wiederholte sehr ernst der Regent. „Ich bitte hierauf bei meiner weiteren Rede genau zu achten. Hätte man es Eurer Durchlaucht damals verweigert, eine Verbindung mit dem bezeichneten, uns sehr befreundeten Hause von D. einzugehen, hätte man vielleicht eine Neigung zerrissen, und wären wir es gewesen, die jene Verbindung für nicht passend und inconvenabel erklärt hätten, so fände ich es jetzt begreiflich, daß Sie, Prinzessin, selbst hinter meinem Rücken Schritte thun würden, um ein Band wieder herzustellen, an das Ihr Herz mit Liebe denkt."

„— — Euer Hoheit!" stammelte die Prinzessin, und als sie nun aufblickte und in das ernste, schmerzerfüllte Auge ihres Verwandten schaute, fiel es ihr nicht schwer, ihre Rolle der Bestürzung fortzuspielen, denn sie sah in den sonst so ruhigen, jetzt heftig bewegten Zügen des Regenten, wie sehr ihm die Sache, von der er sprach, zu Herzen ging.

„Wenn Sie mir etwas entgegnen können, Prinzessin," sprach er mit tiefklingendem Ton der Stimme, „was meine eben ausgesprochene Behauptung zu widerlegen im Stande ist, so wäre ich Ihnen dankbar dafür. — — Aber Sie können das nicht," setzte er bewegt hinzu, „wahrhaftig, Elise, Sie können das nicht. Sie haben kein Wort der Entschuldigung für — Ihr Benehmen. Sie können dem Regenten, dem Chef des Hauses, keine triftigen Gründe angeben, als höchstens — verzeihen Sie mir das Wort — eine wirkliche Neigung zu jenem Herrn, den Sie ja kaum kennen."

Die Prinzessin hatte ihre Hände gefaltet, und als sie nun leise den Kopf schüttelte, senkte sie ihn tief auf die Brust hinab.

Der Regent hatte die letzten Worte mit steigender Erregtheit, fast heftig gesprochen, ja er war sogar aufgestanden und hatte das Kabinet einmal durchschritten, doch sah er das Kopfschütteln der Prinzessin und dies ließ ihn tief aufathmen.

„Wenn es keine Neigung ist," fuhr er milder fort, „so ist es denn Ihr unglückseliger Hang zur Intrigue, der Sie veranlaßt, Prinzessin Elise, sich mit diesen Rigoll und Wenden einzulassen, — der Ihnen erlaubt, Unterhandlungen einzuleiten, so daß — der Herzog Alfred von T. jetzt, freilich sehr incognito hier in der Stadt weilt. Die Prinzessin ließ ihre Quaste los und drückte beide Hände vor das Gesicht. Der leidenschaftliche Ton, in dem der Regent sprach, hatte sie erschreckt, obgleich sie darauf vorbereitet war, und doch ihr Herz freudig berührt.

Der Regent hatte abermals einen Gang durch das Kabinet gethan. Jetzt blieb er neben dem Fauteuil stehen, in welchem die Prinzessin saß, und als er bemerkte, wie sie ihre Augen mit beiden Händen bedeckte, nahm er ihre Rechte, um sie sanft von dem Gesicht zu entfernen.

„O Elise," sagte er mit weicher Stimme, „Sie hätten das nicht thun sollen, nicht so hinter meinem Rücken handeln; Sie wissen, wie gern, ja freudig, ich stets Ihre Wünsche erfüllte — freudig erfüllte, selbst einen Ihrer Wünsche," setzte er leiser hinzu, „der mir in manchen Beziehungen weh gethan haben würde."

Als er das sagte, blickte sie zu ihm auf und es war ein Blick, diesmal nicht schalkhaft, nicht herausfordernd, wie gewöhnlich, sondern es war vielmehr ein tiefer inniger Blick, wie er aus dem Herzen eines Weibes kommt, wenn ihre Brust von einem süßen Gefühle geschwellt wird.

„Doch, das ist nun vorbei," sprach er nach einer Pause und sich abwendend. „Glauben Sie mir, Elise, ich bin auch nicht gekommen, Ihnen über Ihr Benehmen Vorwürfe zu machen, wozu der Regent vielleicht ein Recht hätte, sondern ich will einfach und ruhig mit Ihnen

überlegen, wie der Wunsch Ihres Herzens auf würdevolle Art, wie sich's für unser Haus geziemt, zu realisiren ist."

Es lag nicht in dem Charakter der Prinzessin, daß ein tiefer, inniger Blick ihres Auges lange anhielt, selbst wenn auch das Gefühl, das ihn hervorgerufen, fortdauerte. Jetzt schon blickte wieder aus ihrem Antlitz eine kleine Schalkhaftigkeit, und obgleich sie sich nicht enthalten konnte, ihre Hand sanft auf den Arm des Regenten zu legen, so sagte sie doch mit einem Anflug ihrer neckischen Laune: „Verzeihen Sie mir, ich fühle in der That mein Unrecht und dies um so mehr, da mich Ihre edelmüthigen Gesinnungen beinahe niederdrücken, — Ihre Sorge für mein Wohl — Eurer Hoheit Entschluß, meine Wünsche zu erfüllen, selbst wenn die Erfüllung Ihnen in manchen Beziehungen weh thun würde."

„So reden Sie, Prinzessin, was soll ich thun?" fragte düster der Regent.

„Viel und wenig," entgegnete fast heiter die Prinzessin und fuhr fort, indem sie ihr Gesicht schmeichelnd zum Regenten erhob, „— das thun, was Sie schon so oft für mich gethan. Meine — vielleicht unbesonnenen Schritte wieder gut machen."

„So will ich also," antwortete der Regent nach einer längeren Ueberlegung, „den Hofmarschall zu Seiner Durchlaucht dem Herzog Alfred senden, ihm anzeigen lassen, daß ich seine Anwesenheit erfahren, und mich so zurückhaltend als möglich nach seinen Wünschen erkundigen. Fällt seine Antwort befriedigend aus, woran ich nicht zweifle, so werde ich ihm gegenüber — es sogar recht zart finden, daß er sich vorher — von der Neigung Eurer Durchlaucht für ihn überzeugte, ehe er öffentliche Schritte that."

„Hat er sich überzeugt?" fragte schüchtern die Prinzessin, wobei sie trotz ihrer Keckheit nicht aufzublicken wagte, — „hat er sich wirklich überzeugt?"

„Nach den Schritten, die er gethan," sagte der Regent, indem er sich bemühte, sehr fest und ruhig zu sprechen, „muß dies doch wohl der

Fall sein. Ja, ich bin der festen Ansicht, der Herzog ist sicher, daß Sie, Prinzessin, mit einem mehr als gewöhnlichen Interesse von seiner Anwesenheit wissen."

„Glauben das Euer Hoheit in der That?" fragte nun alles Ernstes erschrocken, die Prinzessin.

„Daran ist nicht zu zweifeln. Verzeihen Sie mir, Elise," setzte er bitter hinzu, „wenn man einmal so weit gegangen ist, Portraits auszutauschen —"

„Nicht auszutauschen" — sagte die junge Dame in bestimmtem Tone.

„Möglich," fuhr der Regent achselzuckend fort, „im vorliegenden Fall ist es sogar genug, wenn der eine Theil das Portrait des andern empfängt — behält — bei sich aufbewahrt — mit Interesse betrachtet." —

Er hatte das mit steigendem Tone der Stimme gesprochen, und sie hatte diese Steigerung mit einem eigenthümlichen Lächeln und einem so entschiedenen Kopfschütteln beantwortet, daß sich der Regent veranlaßt sah, bewegt auszurufen:

„Aber, Elise, Sie können sich jetzt noch nicht entschließen, ehrlich mit mir zu reden, und Sie sehen mich doch bereit, allen Ihren Wünschen nachzukommen?"

„Gerade, weil ich ehrlich mit Ihnen reden will, muß ich mir erlauben, Ihnen zu bemerken, daß Ihre Vorwürfe nicht begründet sind. Sie sprechen von einem Portrait, das ich empfangen. — Möglich, ich lasse mir mancherlei Zeichnungen und Photographieen vorlegen."

„Ja, — Photographieen."

„Aber, daß ich das, wovon Sie eben sprachen, behalten, aufbewahrt, mit Interesse betrachtet, davon weiß ich kein Wort."

Der Regent zuckte mit den Achseln und während er mit der rechten Hand eine Bewegung der Ungeduld machte, warf er einen bezeichnenden Blick nach dem Schreibtisch hinüber, wo das Etui lag, welches die Prinzessin bei seinem Eintritt so hastig zugedrückt.

Sie folgte seinen Augen, und da sie dies that, fuhr ein freund-

liches Lächeln über ihre Züge. Sie erhob sich leicht und gewandt von dem Fauteuil, streckte ihre Hand aus und sagte mit so weichem Ton der Stimme, wie man es selten an ihr bemerkte: „Dort liegt das, worauf Ihre Rede zielt. Meinetwegen denn, sehen Sie nach, was es ist.“

„O ich habe es zur Genüge gesehen,“ entgegnete finster der Herzog, „aber ich bitte dringend, Elise, wir wollen nicht von unserem Gesprächthema abschweifen. Theilen Sie mir Ihre Wünsche mit, und so wahr ich Ihnen immer ein ehrlicher und treuer Freund war, so wiederhole ich Ihnen: ich werde auch jetzt Alles für Sie thun, was in meinen Kräften steht.“

Bei den letzten Worten, die der Regent innig sprach, hatte sie ihr Gesicht von ihm ab gegen das Fenster gewendet, und es war vielleicht der Wiederschein des rothen Glases in den bemalten Scheiben, welcher eine tiefe Röthe auf ihren Zügen aufflammen ließ. — Vielleicht! doch hatten sich diese auch seltsam verändert; von Schalkhaftigkeit, Behagen an der Situation war keine Spur mehr auf ihnen zu lesen, ja die Augen hatten ihren muntern Glanz verloren, sie preßte die Lippen heftig auf einander, wie Jemand, der einen schweren Kampf kämpft, und ein tiefer Seufzer stahl sich aus ihrer Brust empor. — — — Sie ließ den Regenten ziemlich lange warten, ehe sie ihm eine Antwort gab, und diese Antwort bestand darin, daß sie ihre Hand erhob, abermals nach dem Schreibtisch hinzeigte, und mit kaum vernehmlicher Stimme hinzusetzte:

„So betrachten Sie doch das Portrait, das ich einstens erhalten, aufbewahrt, das ich,“ setzte sie stockend hinzu, „in Wahrheit häufig mit Interesse beschaue.“

Der Regent, der das Gesicht der Prinzessin nicht sehen konnte, aber an dem Ton ihrer Stimme wohl merkte, daß Eigenthümliches in ihrem Herzen vorgehe, trat an den Schreibtisch und nahm das Etui in die Hand. Ehe er es aber öffnete, blickte er noch einmal auf die junge Dame, die ihm jetzt ihren Kopf zugewandt hatte, und war erstaunt, das auf ihrem Gesichte zu lesen, was wir eben berichtet. Ja, eine

tiefe Erregung, eine wahre Herzensangst sprach sich in ihren Zügen aus. Jetzt, wo er den Finger auf die Feder des Etuis drückte, streckte sie ihm wie flehend beide Hände entgegen, und aus ihren sonst so klaren, lebhaften Augen, die jetzt umdüstert erschienen, traf ihn ein so ungewohnter Blick, so tief und innig, daß er sein Herz erbeben fühlte.

„Ach, Elise, Sie bereuen Ihre Erlaubniß!"

„Nein, nein!" rief sie; doch es war, als könne sie nicht mit ansehen, was der Regent in der nächsten Sekunde schauen mußte; denn, indem sie auf den Fauteuil zurücksank, preßte sie ihr glühendes Gesicht in die weichen Kissen.

Es durchzuckte ihn so sonderbar, als er nun fühlte, wie die Feder dem Drucke seines Fingers nachgab. Das Etui öffnete sich — und er erblickte nicht jene ihm verhaßt gewordene Photographie, sondern — — sein eigenes Portrait, von dem er nicht wußte, wie es in Besitz der Prinzessin gekommen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Während das und noch einiges Andere, was unsere Leser, namentlich unsere Leserinnen sich gewiß denken können, in dem Boudoir der Prinzessin vor sich ging, spazierte Herr von Fernow eine kleine Weile in dem großen Audienzsaale auf und ab. Seit jenem denkwürdigen Abend hatte er eine außerordentliche Vorliebe für diesen an sich sehr öden Saal gefaßt. Er betrachtete gerne die alten verblichenen Bilder an den Wänden, noch lieber aber die Fensternischen, vermittelst welcher jene ihr Licht erhielten. Ja besonders für eine gewisse Fensternische schien er eine wahre Leidenschaft gefaßt zu haben, denn er betrachtete sie minutenlang, träumend und in tiefe Gedanken versunken. Er hob den schweren Vorhang, der an der Seite herabhing, in die Höhe, nicht um auf den Schloßplatz zu blicken, sondern nur um sich — die Malereien an der Wand zu betrachten. Dann trat er wieder zurück, nahm seinen Säbel unter den Arm und machte einige Schritte in den Saal hinein. Das große Gemach war so entsetzlich leer, und so leise er auch auftrat, so hallten doch seine Schritte unangenehm

wieder. — Mußte er denn gerade in jenem Saale auf- und abspazieren, hatte ihm das der Regent befohlen? — Gott bewahre! Seine Hoheit, als sie in die Zimmer der Prinzessin traten, hatten nur gesagt: Bleiben Sie in der Nähe. — In welcher Nähe? — Natürlich in der Nähe der Appartements der Prinzessin. Die Appartements der Prinzessin aber bestanden, wie er genau wußte, aus der ganzen Reihe der von uns im Anfang dieses Kapitels so schön und ausführlich beschriebenen Zimmer. Der Mittelpunkt dieser Zimmer war der große Salon der Prinzessin, wo sie sich wahrscheinlich jetzt mit dem Regenten befand, und von dort mußte also auch Weite oder Nähe berechnet werden. Wenn er aber hier in dem öden Audienzsaal spazieren ging, so befand er sich eben so weit von der Person des Regenten, als wenn er sich an's andere Ende der Appartements begab, wo die Dame du jour ihr Empfangszimmer hatte. Das war außerordentlich klar, und sowie sich der Major diesen Gedanken in der That recht klar gemacht hatte, befand er sich auch schon auf dem Corridor, der hinter den großen Sälen lag, und ging wohlgemuth nach der andern Seite des Schlosses, nur in der einzigen Absicht, die Befehle des Regenten zu erfüllen und in dessen Nähe zu bleiben.

In kurzer Zeit hatte er das Ende dieses Corridors erreicht und als er dort einen Lakaien gelangweilt am Fenster lehnen sah, mußte er unwillkürlich lächeln, denn es war derselbe Lakai, der ihm neulich sein breites Gesicht zwischen den Orangeblüthen gezeigt hatte. Natürlich verschwand aus der Haltung desselben alle Langeweile, als er den Adjutanten Seiner Hoheit auf sich zukommen sah. Er stellte sich mit etwas gekrümmtem Rücken in Positur, nahm ein süßes Lächeln an, indem er den Mund spitzte, und rieb sich die Hände, ehe der Major ganz nahe war.

„Wer von den Damen ist im Vorzimmer Ihrer Durchlaucht?“ fragte dieser mit einem so gleichgültigen Gesichte, als sei es ihm vollkommen einerlei, den Namen der alten Obersthofmeisterin zu hören.

„Fräulein von Ripperda,“ sagte der Lakai.

Der Adjutant nahm eine verdrießliche Miene an und fragte scheinbar überrascht:

„Nicht Ihre Excellenz?“

„Nein, das gnädige Fräulein.“

Herr von Fernow war schon im Begriffe wieder fortzugehen, doch sprach er nach einer kleinen Ueberlegung: „Nun wohl denn, melden Sie mich dem gnädigen Fräulein.“ Der Lakai verschwand hinter dem schweren Thürvorhange, als sei er von einem sanften Zephir weggeblasen worden; ebenso glitt er auch gleich darauf wieder zurück, rieb sich abermals die Hände und sagte mit einer tiefen Neigung des Kopfes:

„Es wird dem gnädigen Fräulein ein Vergnügen sein, den Herrn Major zu empfangen.“

Der Major trat, nicht ohne einige Befangenheit, in's Zimmer und folgte alsdann durch dasselbe dem Lakaien, der neben ihm hersäuselte, der gegenüberliegenden Thüre zu, die er langsam öffnete und hinter dem Eingetretenen wieder schloß.

Helene von Ripperda hatte sich von einem kleinen Lehnsessel, der am Fenster stand, erhoben und während sie sich mit der Rechten auf die Lehne desselben stützte, hielt sie in der Linken ein Buch, in dem sie so eben gelesen. Das junge Mädchen sah etwas überrascht, doch nicht unfreundlich aus.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein,“ sagte Herr von Fernow, indem er sich mit einer tiefen Verbeugung näherte, „daß ich mir erlaubt habe, Ihnen einen Besuch zu machen.“

„Sie haben einen Auftrag an mich?“ fragte die junge Hofdame mit einem beinahe ernsten Gesicht.

„Nicht so ganz, mein Fräulein. Wenn ich Sie aber im Geringsten störe, oder Sie sonst Gründe haben, mich nicht zu empfangen, so werde ich mich augenblicklich zurückziehen. Was einen Auftrag anbelangt, so habe ich leider keinen; bin aber doch, wenn Sie wollen, auf Befehl Seiner Hoheit da.“

„Wie verstehe ich das, Herr von Fernow?“

„Seine Hoheit,“ antwortete der junge Offizier, indem er in dienstlicher Haltung und fast im Meldeton sprach, „befahlen mir, Ihm zu folgen, als Sie sich so eben zu Ihrer Durchlaucht, der Prinzessin Elise, begaben. Hochdieselben betraten darauf die Appartements und sagten im Weggehen: Bleiben Sie in der Nähe.“

Ein fast unmerkliches Lächeln glitt über die Züge des schönen Mädchens.

„Ja, in der Nähe sollte ich bleiben,“ fuhr Herr von Fernow mit sehr ernstem Gesichte fort, „und da ich mir überlegt, daß der Audienzsaal, wo ich vorhin einen Augenblick war, — der Audienzsaal, mein gnädiges Fräulein,“ setzte er mit Betonung hinzu, — „noch etwas weiter von den Gemächern der Prinzessin entfernt ist, als diese Zimmer, so erlaube ich mir ganz gehorsamst, Ihnen meine Aufwartung zu machen, um — das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden.“

„Wenn dem so ist,“ entgegnete Fräulein von Ripperda mit einer graziösen Neigung des Kopfes, „wenn Sie also im Dienste sind, so muß ich mich denn schon entschließen, Sie für eine kleine Weile da zu behalten.“

„Muß? — für eine kleine Weile?“ — versetzte der junge Offizier mit einem leichten Seufzer; „wenn Ihnen diese Freundlichkeit für mich nur nicht zu außerordentliche Mühe macht!“

Bei diesen Worten blickte er nach einem Sitze und manöverirte auf eine Handbewegung Helenens mit einem nahestehenden Fauteuil so geschickt, daß er denselben ohne viel Aufsehen gar sehr in die Nähe der jungen Dame zu bringen wußte. Beide setzten sich, und Fräulein von Ripperda legte das Buch, in dem sie gelesen, neben sich auf den Tisch.

„Ich unterbrach Sie in Ihrer Lektüre, mein Fräulein?“

„Ich durchblätterte da eine Gedichtsammlung, die man der Prinzessin heute Morgen zugesandt.“

„Etwas Neues?“

„Eine neue Ausgabe. Wenn es Sie interessirt, blicken Sie hinein.“

„Ah, ich kenne das,“ sagte der junge Offizier nach einer kleinen Pause, während welcher er ein paar Blätter umgewandt. „Es sind außerordentlich schöne Sachen, ich schwärme dafür.“

„Mein Leben liegt im Abendroth,
Dein's tritt erst ein in den sonnigen Tag;
Mein Herz ist starr, mein Herz ist todt,
Dein's hebt erst an den lustigsten Schlag;
Du schaust nach Deinem Glücke
In goldne Fernen weit,
Ich blicke schon zurücke
In alte Zeit,“

las er darauf und ließ das Buch sinken, um nach Helenen hinüberzublicken, die den Kopf in die Hand gelegt hatte und zum Fenster hinaussah.

„Ja, es ist das sehr schön,“ meinte auch sie, „hübsche Idee, reizende Phantasie.“

„Reizend und traurig, wie man will; reizend für einen Glücklichen, traurig für Jemand, der nicht das Recht hat, so zu denken und zu sprechen.“

Helene wandte ihm ihr Gesicht zu, sie blickte ihn mit den klaren glänzenden Augen an und sagte mit einem Anflug von Wehmuth in der Stimme:

„Herr von Fernow, erzählen Sie mir lieber etwas aus der Stadt. Es ist eigenthümlich,“ fügte sie nach einem augenblicklichen Stillschweigen hinzu, „daß man Ihnen immer die Gesprächsthemas aufgeben muß.“

„O, das ist wahr,“ versetzte er rasch; „ich bin Ihnen gegenüber so geistesarm, so beispiellos arm, — ja, Helene,“ fuhr er mit lei-

serer Stimme fort, „von einer Armuth, die Sie erschrecken müßte, wenn es mir vergönnt wäre, Sie dieselbe in ihrem ganzen Umfange kennen zu lehren.“

„Und ich habe ja nichts, um Sie reich und glücklich zu machen.“

„Nichts, Helene?“ rief Herr von Fernow leidenschaftlich; „o, Sie haben Alles. Sie brauchen nur Ihre Hand zu öffnen, um Segen, Reichthum und Glück auf mich niederströmen zu lassen. Aber Sie sind hartherzig. Sprechen wir also lieber von der Stadt.“

„Ja, sprechen wir von der Stadt,“ wiederholte sie leise und drückte ihre schwellenden Lippen aufeinander, um einen leichten Seufzer niederzukämpfen.

„O, in der Stadt ist es sehr schön,“ sagte er mit erzwungener Lustigkeit, „herrliches warmes Wetter, worüber sich alle Menschen freuen. Man geht spazieren, man reitet spazieren, man unterhält sich über dies und das, wissen Sie, mein gnädiges Fräulein, über lauter Alltäglichkeiten, die eigentlich nicht der Mühe werth sind, vor Ihnen wiederholt zu werden.“

„Sahen Sie Herrn von Wenden?“

„Herrn von Wenden und auch Baron Rigoll,“ sagte der Major mit einer Verbeugung. „Doch von Letzterem kann ich Ihnen wohl nichts Neues mittheilen, Sie sehen ihn häufiger, als ich.“

Es war ein trübes Lächeln, mit dem sie zur Antwort gab: „O ja, ich muß ihn häufig sehen.“

„Häufig, ja sehr häufig!“ sprach zornig der junge Mann. „O, Helene, ist das zu ertragen? Fühlen Sie, was ich leide?“

Sie nickte mit dem Kopfe und blickte ihn ruhig an.

„Also doch, Sie fühlen es!“ fuhr er heftig fort. „Nun, bei Gott, das ist für mich schon ein Trost, eine Erleichterung. Aber Sie fühlen nicht, wie ich, was es heißt, so von ferne stehen zu müssen, wenn er sich Ihnen nähern darf, wenn er berechtigt ist, Ihren Arm in den seinigen zu legen, o berechtigt, wo ich glücklich,

selig wäre, wenn ich nur Ihre Hand berühren dürfte! Sie fühlen nicht, Helene, was ich leide, wenn ich Abends zu den erleuchteten Fenstern der Prinzessin aufblicken muß, wo ich weiß, daß auch Sie sind und er, — ja, aufblicken muß, fast verzweifelnd. Denn ich habe Phantasie, Helene, und kann es mir wohl ausmalen, wie er an Ihrer Seite sitzt, wie er das Recht hat, in Ihr liebes Auge zu blicken, verstohlen mit Ihnen zu plaudern, während die andern Damen aus Gefälligkeit gegen das glückliche Paar um so lauter reden!"

„Sie sind zu hart gegen mich, Herr von Fernow," sagte das junge Mädchen, wobei sie ihren Kopf so heftig in ihre Hand drückte, daß sich die weißen Finger tief in ihr volles schwarzes Haar vergruben.

„Ja, das thun sie Alle und finden die Vertraulichkeit begreiflich," fuhr der junge Offizier mit flammendem Blicke fort, „und wenn ich drunten stehe, in der stillen Nacht, so fühle ich, daß es so ist, — und ich fühle nicht nur, ich sah auch."

„Was sahen Sie?" fragte Helene, indem sie sich hastig aufrichtete.

„O, am gestrigen Abend war ich zufälliger Zeuge, daß Baron Rigoll Sie in seinem Wagen nach Hause brachte."

„Ich mußte so; Ihre Durchlaucht und die Oberhofmeisterin nöthigten mich dazu."

„Ich weiß, daß Sie genöthigt wurden, — aber daß man Sie nöthigen durfte, das ist es, was mich so grenzenlos unglücklich macht! — Glauben Sie aber ja nicht, daß ich absichtlich in Ihren Weg getreten. Ich kam vom Dienst bei Seiner Hoheit, und Sie können sich bei mir bedanken, mein Fräulein, daß ich mich des Wagens bediente, der Sie hätte nach Hause führen sollen," fuhr er fort. Helene blickte ihn fragend an. — „In dem Wagen fand ich ein Taschentuch, das Sie dort liegen ließen und das ich bei mir trage, um es Ihnen auf Ihren Befehl wieder zurückzugeben."

Indem er dies sagte, hatte er die Hand auf sein Herz gelegt und

sah mit einem forschenden und bittenden Blick nach dem jungen Mädchen hinüber. — „Befehlen Sie, daß ich es Ihnen wiedergebe?“

„Aber Sie martern mich, Fernow!“ rief Helene lebhaft aus, „Sie martern mich schrecklich!“

„Ich erwarte ja nur nur Ihre Befehle,“ versetzte er dringend, „nur Ihre Befehle, Helene, ja, Ihre Befehle, ob ich überhaupt glücklich sein oder entsetzlich elend werden soll. Befehlen Sie also!“ — Das Alles sprach er mit der jähen Hast der Leidenschaft. „Befehlen Sie mir, vor den Baron Rigoll zu treten — o nein! nicht befehlen! Gewähren Sie es mir als die höchste Gnade, die Sie mir gewähren können, ihm zu sagen, daß ich Sie liebe und daß auch Sie mir nicht abgeneigt sind. Lassen Sie mich dann zur Prinzessin gehen, ich will sie fragen, warum sie zwei Herzen aus einander reißen will, die sich lieben! Ja, Helene, die sich lieben, ich spreche es aus, ich fühle es, ich sehe es in Ihrem feuchten Blick, ich weiß es aus Ihren eigenen Worten, aus Ihren lieben, entzückenden Worten, die Sie mir an jenem Abende sagten.“

Sie gab ihm keine Antwort, als er so heftig zu ihr sprach, sie hatte ihre Hände vor das Gesicht gepreßt und das leichte Zucken ihres Körpers, welches ihm anzeigte, daß sie weinte, war nicht im Stande, ihn ruhiger zu stimmen.

„Was Ihnen Baron Rigoll bieten kann, kann ich Ihnen freilich nicht bieten, — seinen Stand, seinen Reichthum! Aber dagegen etwas Kostbareres: ein Herz voll Liebe, Helene. — Doch, o mein Gott! ich weiß ja wohl, daß ich da Sachen zu Ihnen spreche, die Sie eben so gut selbst wissen.“

Sie nickte abermals mit dem Kopfe, dann erwiderte sie, indem sie beide Hände von sich abstreckte, in einem Tone der Trostlosigkeit, der über alle Beschreibung schmerzlich war:

„— Ob ich alles das weiß, was Sie mir sagen! — Ob ich es weiß? — Ja, Fernow, es ist ein Abgrund zu meinen Füßen, vor dem ich zurückschaudere, und in den ich doch stürzen muß.“

„Und wer zwingt Sie dazu?“ rief der junge Mann heftig aus.

„Das Gefühl der Dankbarkeit gegen die Prinzessin, meine Liebe zu ihr, mein Versprechen.“

„Ein Versprechen, das man Ihnen abgezwungen? — O so weit zu gehen, zwingt uns weder Liebe noch Dankbarkeit! Es ist eine Laune der Prinzessin, sie hat den Baron Rigoll zu Gott weiß welchem Zwecke gebraucht, und um ihn an sich zu ketten, sollen Sie das Opfer werden! — Nimmermehr, Helene, Sie sollen sich keiner vorübergehenden Laune opfern. — Nein! nein! Und kann ich auch nicht glücklich mit Ihnen sein, — — mit Dir, o meine Helene, mit Dir, die ich über Alles in dieser Welt liebe, so will ich doch das Band zerreißen, an welchem man dich, du mein herrliches Mädchen, gefangen hält, und du sollst wenigstens frei, wenn auch nicht glücklich sein!“

Er hatte sich bei diesen Worten mit einer raschen Bewegung vor Helene niedergeworfen, ihre beiden Hände ergriffen, und als er dieselben leidenschaftlich an seine Lippen preßte und mit heißen, innigen Küssen bedeckte, war es so gekommen, daß ihr Haupt niedersank und ihr Haar aufgelöst auf seine Stirne fiel.

„Ja, ja,“ wiederholte er mit dem Tone des tiefsten Schmerzes, „wenn auch nicht glücklich, doch frei!“

„Und warum nicht Beides?“ fragte eine leise Stimme hinter ihnen, eine Stimme, deren Ton Beide erschreckte, eine Stimme, die sie augenblicklich erkannten, deren Klang aber in diesem heiligen Augenblicke nicht im Stande war, beide Liebenden gewaltsam zu trennen. Herr von Fernow erhob sich vielmehr langsam, und wie er sich erhob, legte er seinen Arm um den schlanken Leib des jungen Mädchens, drückte es, wie beschützend, an sich und blickte dabei herausfordernd um sich her, als wollte er sagen: „Welche Macht der Erde ist im Stande, uns jetzt zu trennen?“

Auch Helene schien so zu denken, denn sie widerstrebte nicht, als sein Arm sie umfing; vielmehr glitten ihre Finger an diesem

Arm hinunter, bis sie in seine Hand fielen und sich dort mit den seinigen vereinigten. Wohl blickte sie im ersten Augenblicke zu Boden, wohl flog eine tiefe Röthe über ihre vorhin so bleichen Züge, doch blickte auch sie in der nächsten Sekunde empor in das Auge der Prinzessin, die lächelnd neben ihnen stand und auf's Anmuthigste, fast neckend wiederholte: „Und warum nicht Beides, meine Kinder?"

Fernow wußte nicht, wie ihm geschah. Ja, die Prinzessin mußte diese Worte ehrlich meinen. In solchen Augenblicken zu spotten, wäre ja ruchlos gewesen. Und aus dem Blick ihres Auges leuchtete auch nichts wie Spott hervor, es lag vielmehr etwas wie Glück, wie Freude, ja Seligkeit in dem feuchten Glanze desselben. Sie meinte es ehrlich mit den Beiden. Näherte sie sich doch mit leisen Schritten denselben, legte ihre Hand sanft auf die Schulter des jungen Mädchens und küßte sie auf die Stirn, als diese das glühende, thränengenetzte Gesicht zu ihr erhob.

„Träume ich denn?" sagte Helene nach einer süßen Pause. „Träume ich, Euer Durchlaucht? Und werde ich zu neuem Leide erwachen?"

„Nein, nein, es ist kein Traum, mein Kind," erwiederte die Prinzessin. „Du hast mir selbst einmal gesagt, daß es Augenblicke im Menschenleben gibt, wo das Glück mit einem Male auf uns niederfällt."

„Gewiß, Euer Durchlaucht!" rief der junge Offizier entzückt, „es gibt solche Augenblicke des Glücks."

„Für Euch Beide, die ich gerne habe, eben jetzt," antwortete die Fürstin. Dann setzte sie mit leiser Stimme, zu Helenen allein gewendet, hinzu: „für mich vor wenigen Minuten."

Obgleich ihr Fräulein von Ripperda fragend in das Gesicht blickte, so mußte sie doch den Sinn der eben gesprochenen Worte verstehen; denn sie faltete ihre Hände, drückte sie auf ihre heftig athmende Brust und sprach:

„Wie mich das froh macht!"

Es gibt Augenblicke des Glücks, die so unverhofft kommen, und

so bedeutend sind, daß wir sie ohne weitere Frage in unser Herz aufnehmen, daß wir nicht wagen, eine Bemerkung über das Erlebte zu machen, aus Furcht, ein solcher Augenblick des Glücks möchte dahin flattern, wie ein schöner Traum. So war's dem jungen Offizier zu Muth, und als er nun sah, wie die Prinzessin bei Helenen seine Stelle einnahm, das heißt, wie sie ihren Arm um den Hals des jungen Mädchens legte, und ihr Haupt auf deren Brust niedersinken ließ, da sagte er denn mit flehender Stimme:

„Euer Durchlaucht, in Ihren Händen liegt das Geschick zweier Herzen, die selig sind, ihr Glück durch Sie zu empfangen, und die ewig für Sie schlagen werden in Zuneigung und Ehrerbietung!" Damit zog er sich leise zur Thüre zurück, und als er durch das Vorzimmer schritt, jubelte es in ihm laut und freudig: „Das war der rechte Augenblick des Glücks!" Auch beging er in diesem Augenblicke des Glücks noch eine kleine Thorheit. Er riß das Taschentuch Helenens, welches er unter der Uniform auf der Brust trug, hervor und bedeckte es mit unzähligen, leidenschaftlichen Küssen.

Als die Thür des Vorzimmers hinter ihm in's Schloß fiel und er auf dem Corridor dahinging, war ihm zu Muth, als hätte er Flügel und schwebe nur so dahin auf dem Fußboden. Wie aber in der Welt dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, so harrt unser gewöhnlich auch eine kleine Abkühlung, wenn wir uns im höchsten Stadium der Freude und des Glücks befinden. Diese Abkühlung des Herrn von Fernow im gegenwärtigen Momente erschien in der Person des händereibenden Lakaien, der sich ihm süßlächelnd näherte und mit lispelnder Stimme meldete: „Seine Excellenz, der Oberstjägermeister, Herr Baron von Rigoll, bäten den Herrn Adjutanten auf zwei Worte in den Audienzsaal." Dorthin ging denn auch der junge Offizier und schritt gar nicht so zögernd und ängstlich, wie vor einer halben Stunde. Was kümmerten ihn jetzt alle Rigoll's der ganzen Welt! Ja, er hoffte sogar, Seine Excellenz möchten die Gnade haben, sich speziell um ihn zu bekümmern und er war in der Ver-

fassung, dem Baron, wenn ihn dieser mit bekannten Fragen beehren würde, vollkommene Aufklärung zu geben und nichts vorzuenthalten. —

Der Oberstjägermeister stand in dem Audienzsaal in der uns wohlbekannten Fensternische. Er wandte sich beim Eintritt des Herrn von Fernow um, und wenn auch um seine zusammengekniffenen Lippen das ewige lauernde Lächeln spielte, so blickten doch seine Augen etwas zu starr, um freundlich auszuschauen, und dazu spielte seine Gesichtsfarbe noch stärker, als gewöhnlich, in's Gelbliche.

„Euer Excellenz haben mich befohlen?" sagte der Adjutant, indem er sich dem Baron rasch genähert, der ihm nur wenige Schritte entgegenkam und ihm antwortete:

„Von Befehlen kann keine Rede sein, Herr Major. Ich habe Sie nur um zwei Worte gebeten." Der Oberstjägermeister blickte einen Augenblick durch's Fenster, dann aber drehte er sich mit einer hastigen, zuckenden Bewegung wieder gegen den jungen Mann und sagte mit einem unangenehm verzerrten Gesichte und einem schneidenden Tone:

„Herr von Fernow — Sie erlauben," unterbrach er sich selbst, „daß ich Ihren Titel weglasse, — da auch ich bitte, den Oberstjägermeister bei Seite zu setzen und sich für einige Augenblicke nur mit dem Baron Rigoll zu beschäftigen. — Herr von Fernow, Sie haben sich in den letzten Tagen ein Vergnügen daraus gemacht, sich etwas sehr auffallend mit meinem Thun und Lassen zu beschäftigen. Sie haben Leute, die ich in meinem Interesse gebrauchte, für sich zu gewinnen gewußt, Sie haben sich in den Besitz meiner kleinen Geheimnisse gesetzt und haben das, was Sie auf Umwegen erfahren, getreulich Seiner Hoheit, dem Regenten rapportirt."

„Herr Baron!" rief der junge Offizier, indem er einen Schritt zurücktrat, — „Sie führen eine eigenthümliche Sprache!"

Obgleich er auf eine Scene mit dem Oberstjägermeister gefaßt war, so fiel ihn derselbe doch so ohne alle Vorbereitung an, daß er unwillkürlich nach der Hand seines Gegners blickte, ob derselbe im nächsten Moment nicht ein paar Pistolen aus der Rocktasche ziehen würde.

„Wenn Ihnen das Wort „rapportirt" nicht gefällt," fuhr Jener mit einem malitiösen Aufwerfen seiner Lippen fort, „so sagen wir lieber, Sie haben meine Geheimnisse dem Regenten verkauft."

Herr von Fernow blickte im Saale umher, zuckte die Achseln und schwieg.

„Ich bin nicht der Mann," sprach Herr von Rigoll mit zitterndem Munde weiter, wobei seine Augen sonderbar zwinkerten, „der es ungestraft hingehen läßt, wenn junge Leute, die anfangen, sich zu fühlen, meine Wege durchkreuzen, um das, was ich mühsam vorbereitet, mit ungeschickter Hand auseinanderzuziehen und unüberlegt zu Boden zu treten."

Herr von Fernow lächelte spitz, als er dem Oberstjägermeister die Worte erwiderte: „Herr Baron von Rigoll, es thut einem jungen Manne, der eben anfängt, sich zu fühlen, in der That außerordentlich weh, einem älteren Herrn, wie Euer Excellenz, der nicht nur den Ton bei Hofe, sondern auch den Ton der gewöhnlichen allgemeinen Schicklichkeit genau kennen sollte, sagen zu müssen, daß Ausdrücke, wie die, deren Sie sich so eben bedienten, unter Männern von Ehre nicht gebräuchlich sind, und daß es, nebenbei gesagt, verzeihen Sie mir das Wort, sehr wenig überlegt ist, sie in diesen Räumen hören zu lassen. Was ich gethan, habe ich zu verantworten. Finden Sie sich durch mein Benehmen irgendwie gekränkt, so werde ich, um Ihnen, der so hoch im Range steht, den gebührenden Vortritt zu lassen, bis heute um zwei Uhr auf Ihre weiteren Wünsche warten. Sollten Sie aber diese Wünsche bis zu der angegebenen Zeit nicht aufs Deutlichste ausgedrückt haben, so werde ich mir nach zwei Uhr erlauben, einen meiner Freunde zu Eurer Excellenz zu schicken."

Der Major hatte dies in dem ruhigsten, aber bestimmtesten Tone gesagt und nur dann seine Stimme erhoben, wenn der Oberstjägermeister, dessen Gesichtsfarbe anfing ins Grünliche überzugehen, unter heftig zuckenden Bewegungen der Hände und Füße Miene machte, ihm ins Wort zu fallen.

„Das ist's, was ich gewollt!“ sprudelte er jetzt hervor; „Sie oder ich; und das ist es ja auch, wornach Sie trachten. Ah, Herr von Fernow, ich bin freilich der ältere Herr und Sie der jüngere Mann, der gewandt ist im Ausholen von Geheimnissen; auch gewandt im Wegnehmen eines Taschentuches, welches die Damen in ihrem Wagen liegen lassen, ja, dieses Taschentuches,“ fuhr er mit schäumendem Munde fort, indem er auf das Tuch des Fräuleins von Ripperda wies, welches der Major zu verbergen vergessen hatte. „Doch sollen Sie nicht glauben, daß mich kleinliche Eifersucht treibt, oder daß ich Ihnen das Feld räume, auch wenn hundert Schnupftücher meiner Braut in Ihren Händen sind. Es ist ungeheuer leicht, ein wehrloses Mädchen zu compromittiren.“

Dies letzte Wort durchzuckte den jungen Offizier, als hätte ihn ein Blitzstrahl getroffen. Er biß sich die Lippen fast blutig, zog den Athem mühsam an sich und that einen raschen Schritt vorwärts gegen den Mann, der es wagte, an einem Ort, wie der, wo sie sich befanden, ihn so grausam zu beleidigen. — Glücklicherweise aber war es der Oberstjägermeister, der ihn durch eine hastige Bewegung rückwärts eben so schnell wieder calmirte, als er den flammenden Zorn des Majors erregt hatte. Ja, Seine Excellenz trat fast hinter die Fenstervorhänge, streckte die rechte Hand von sich und rief erschreckt aus:

„Ich bin wehrlos und Sie bewaffnet. Vergessen Sie aber nicht, daß wir im Schlosse sind!“

Wie gesagt, diese heftige Bewegung des Oberstjägermeisters ließ allen Zorn des jungen Mannes plötzlich verschwinden, seine Muskeln spannten sich ab, und indem er in einem verächtlichen Tone sagte: „In der That, ich werde es nicht vergessen, wo wir sind, und wen ich vor mir habe!“ wandte er sich ohne Verbeugung, ohne Gruß um und verließ mit raschen Schritten den Audienzsaal. Trotz alle dem aber pochte ihm das Herz doch gewaltig, als er über den Corridor ging und die Treppen hinabstieg, die zur Wohnung des Regenten führten. Es war gut, daß der Weg, den er zu machen hatte, ziemlich lang war

und daß er sich deßhalb so weit beruhigen konnte, um ganz gefaßt in das Zimmer des Herrn Kindermann einzutreten. Mit einem aufgeregten verstimmten Wesen hätte der junge Offizier auch durchaus nicht in die Nähe des alten Kammerdieners gepaßt; denn dieser saß in der rosenfarbigsten Laune in seinem Lehnstuhle und sprang beim Anblick des Adjutanten mit einer gar possirlichen Tanzbewegung in die Höhe.

„Herr von Fernow," sagte er, indem er freudig die Hände zusammenschlug, „ich glaube, wir haben heute einen ganz vortrefflichen Tag. Ich habe etwas erlebt, was seit langen Jahren nicht mehr geschehen ist. Seine Hoheit haben mich vorhin an diesem meinem rechten Ohrläppchen gezupft und dazu gesagt: „„Kindermann, wenn wir nicht so ein altes schwatzhaftes Weib wären, so sollten wir erfahren, daß wir heute einen Augenblick des Glücks gehabt haben."" Nun wissen Sie, Herr von Fernow, der Regent das sagen und ich meine Schleusen aufziehen, das war eine Sache des Handumdrehens. Vor Ihnen habe ich keine Geheimnisse. Sie gehören von jetzt ab zum innern Haushalte; wissen Sie also" —

Der Ton der Klingel aus dem Kabinet des Regenten unterbrach den redseligen Kammerdiener. Er hüpfte hinter die Vorhänge, und als er wieder zurückkam, machte er eine bezeichnende Handbewegung nach der Thüre des Kabinets, wobei er flüsternd sagte:

„Morgen mehr. Ich habe ein paar Ausgänge zu machen. Seine Hoheit ist so vortrefflich gelaunt, daß, wenn Sie sich heute eine Gnade ausbitten, er Ihnen nichts abschlagen wird."

In der That saß auch Seine Hoheit in sehr froher Stimmung, die auf seinem Gesichte wiederstrahlte, vor seinem Schreibtische. Beim Eintritt des Offiziers streckte er ihm die Hand entgegen, was er bisher nie gethan, und sagte verbindlich:

„Ich danke Ihnen, lieber Fernow, für Ihre guten und getreuen Dienste. Ich denke eifrig an eine Belohnung für Sie und werde suchen, die Hindernisse, welche sich noch entgegenstellen, auf die Seite zu räumen. — Wenn Sie nach Hause fahren, so thun Sie mir die Liebe

und passiren bei Wenden. Ich will ihn vor der Tafel sprechen. — Apropos, erinnern Sie sich noch des Abends neulich, als Sie ungerufen in mein Kabinet kamen. Ich glaube, das war für uns zwei eine gute Begegnung."

„Für mich wenigstens war es ein Augenblick des Glücks," sprach der junge Mann mit einer ehrerbietigen Verbeugung, „denn das Vertrauen, welches mir Eure Hoheit bewiesen, hat mich zum glücklichsten Menschen gemacht."

„Zum glücklichsten vielleicht noch nicht," entgegnete lächelnd der Regent; „aber was nicht ist, kann noch werden. Wenn Sie es nur in Ihrer wichtigsten Angelegenheit mit einem andern Charakter, als mit dem des Baron Rigoll, zu thun hätten! — Doch hoffen Sie auf die Zukunft, wir wollen sehen."

Der Regent wandte sich nach einer freundlichen Handbewegung wieder zum Schreiben um, und der junge Offizier verließ das Kabinet und gleich darauf das Schloß. Als er an einer Nebenthüre in seinen Wagen stieg, fuhr eben die Equipage Seiner Excellenz des Oberstjägermeisters davon.

„Kein Licht ohne Schatten," sprach der Major achselzuckend zu sich selber; „keine Rose ohne Dornen; aber was auch kommen mag, für heute soll mir nichts die Erinnerung trüben, an den da oben genossenen wunderbaren Augenblick des Glücks."

Sechzehntes Kapitel.

Rosa.

Herr Krimpf bewohnte eine Dachstube, die ziemlich einfach möblirt war. Dieselbe lag in stiller Einsamkeit im vierten Stock des uns wohlbekannten Hauses in der Pfahlgasse, weßhalb der Bewohner von Besuchen nicht sehr gestört wurde; ja, die beinahe einzigen lebenden Wesen, die sich hier oben sehen ließen, war der Vater einer gegenüberwohnenden Sperlingsfamilie oder ein paar Katzen aus der Nachbarschaft. Diese Stille und Ruhe neben dem etwas starken Bordeaux, den der kleine Maler an jenem Abend zu sich genommen, war denn auch wohl Schuld daran, daß er am darauf folgenden Morgen länger als gewöhnlich schlief. Herr Krimpf war sonst, namentlich während des Sommers und Herbstes, sehr frühzeitig auf und liebte es, die ersten Strahlen der aufsteigenden Sonne zu begrüßen. Daß er dies aber, wie unzählige andere Menschen, mit freudigen Gefühlen that, können wir gerade nicht behaupten; vielmehr blickte er mürrisch auf die schattenerfüllten Straßen, und wenn sich droben am Kirchthurmdach das erste Sonnengold zeigte, so zuckte er mißmuthig mit den Achseln und konnte sagen: „Das heißt nun gelebt! des Morgens zieh' ich mich an, des Abends zieh' ich mich aus. Wenn nur einmal was Anständiges dazwischen fahren wollte! So eine tüchtige Revolution oder ein ordentliches Erdbeben!"

Als Herr Krimpf an dem Morgen nach jenem denkwürdigen Souper erwachte, erstaunte er, da er die Sonne bereits in seinem Zimmer sah, dann zuckte er mit den Händen nach seinem Gesichte, faßte seine Nase und indem er sie bedächtig abwärts zog, haschte er in seinem Kopfe nach hin und wieder blitzenden Erinnerungen; doch mußte er einen tüchtigen Anlauf nehmen, das heißt, er mußte sich in Gedanken auf die Terrasse des Schlosses versetzen, dann die Straßen

wandeln, die er gestern durchgangen, endlich vor der Restauration stehen bleiben; ja, er mußte sich den kleinen Spazierstock mit dem goldenen Knopfe vor sein inneres Auge rufen, ehe es ihm möglich wurde, eine Art von System in die Erlebnisse des gestrigen Abends zu bringen. Daß er mit einem fremden Herrn soupirt, wurde ihm bald wieder klar, auch daß er gut gegessen und viel Wein getrunken. Dann aber kam eine schleierhafte, traumartige Zeit; jetzt noch, in der Erinnerung, brannten die Lichter trübe, und es war ihm, als sei die Stube voller Staub gewesen.

Herr Krimpf erhob sich von seinem Bette in die Höhe und war augenscheinlich nicht ganz zufrieden mit den bei sich selber angestellten Nachforschungen. Etwas war noch vorgefallen, das wußte er. Er mußte mehrmals rückwärts gehen; er mußte so zu sagen wieder mit dem ersten Glase Bordeaux beginnen. Ah! jetzt fing er an, einen Faden in die Hand zu bekommen. Der Andere, der Offizier, hatte gewußt, wer er sei, daß er Krimpf heiße. Ja, so war's. Der kleine Maler mußte selbst lächeln, als er fühlte, wie der Nebel in seinem Kopfe zu weichen anfing, und als der gestrige Abend immer klarer vor ihn trat. Er bildete sich überhaupt gern etwas auf seine geistigen Fähigkeiten, namentlich auf sein Gedächtniß ein, und dies Gedächtniß war in der That für Sachen, die Herr Krimpf behalten wollte, nicht schlecht. — Der Offizier hatte also gewußt, daß er in der Pfahlgasse wohne, und dann hatte er von der Rosa gesprochen. — Richtig, die Rosa! — An diese sollte er einen Brief besorgen, den der Andere ihm gegeben. — — Den er ihm gegeben? Nein, nein, er hatte ihm nichts gegeben. — Den er ihm erst geben wollte, und zu dem Zweck sollte er, der Maler, den Offizier besuchen. — Aber wo? — — Teufel! das hatte er vergessen, und das war recht ungeschickt. So viel erinnerte er sich wohl noch, daß dessen Wohnung auf einem der Plätze der Stadt gelegen war. Aber weiter. „Es fällt mir schon noch ein," dachte er. „Damit jedoch war unsere Unterredung noch nicht zu Ende," sprach er nach einer Pause zu sich selber, während

welcher er sich heftig die Stirn gerieben hatte. „Ist es mir doch gerade, als seien wir in Streit zusammen gerathen, der junge Offizier und ich. Geschimpft und geflucht wenigstens hab' ich. — Dann meine ich auch, ich hätte etwas, das mir ziemlich wichtig gewesen, auf den Boden geworfen. Hollah! so wird es sein. Alle Donnerwetter!"

Bei diesen letzten Worten sprang Herr Krimpf mit einem einzigen Satze aus dem Bette und stürzte mit einer außerordentlichen Hast auf seinen Rock zu, dessen Taschen er in aller Geschwindigkeit untersuchte. — Darin war nichts zu finden, und er wußte doch, daß er die beiden Photographien bei sich gehabt. Es sah komisch aus, wie der kleine Maler jetzt die Hand mit seinem Rock herabhängen ließ, mit einem ziemlich nüchternen, ja trostlosen Blick an den glänzenden Morgenhimmel hinaufsah und sich am Kopfe kratzte. — „Ja, die Photographien habe ich weggegeben!" sagte er endlich, „und der Henker mag wissen, in welchen Händen sie sich nun befinden. Krimpf, das ist ein schlimmes Stück Arbeit! Aber mich soll der Teufel lothweise holen, wenn ich mich nicht auf die Adresse besinnen will, welche mir der Offizier gegeben. — Ein Platz in der Stadt war es. Habe ich denn nichts dabei gedacht, als er mir ihn nannte? — Es ist ein gutes Mittel, sich bei einem Namen etwas zu denken, wenn man ihn wiederfinden will. — Richtig, an Wasser hab' ich gedacht. An sprudelndes Wasser! — Ich hab's, ich hab's — an eine Fontaine! Ah! der Kastellplatz! Donnerwetter! — Nun aber die Nummer! Bei der Nummer hab' ich auch etwas angeschaut Hm! Hm! Was habe ich doch angeschaut? Das Fenster mit acht Scheiben? Numero acht? Nein, das war's nicht! Die drei Flaschen auf dem Tische? Auch nicht. Und doch hab' ich an was gedacht. — Nein, kein Ueberlegen hilft. Aber auf dem Kastellplatze will ich mich schon zu ihm fragen. Bestellt hat er mich, und da ich nicht weiß, zu welcher Stunde, so will ich halt den Morgen hingehen und warten, bis er nach Haus kommt!"

Nachdem Herr Krimpf dies bei sich überlegt, schmunzelte er vergnügt in sich hinein, wenn er an das vortreffliche Souper dachte, welches er gestern Abend eingenommen, und an den guten Wein, der ihm gar keine Kopfschmerzen verursacht. Er stäubte seine Stiefel provisorisch mit einer Kleiderbürste ab, schlenkerte die Hosen hin und her, um sie von dem Staub zu befreien, und nachdem er beides angezogen, machte er mit einer Hand voll Wasser seine übrige Toilette, zog Weste und Rock an und begab sich in das Atelier hinab.

Frau Böhler hatte ihm seinen Kaffee aufgehoben, der Photograph aber war ausgegangen, um eine fertig gewordene Arbeit dem Besteller zu überbringen. Da zwischen der alten Frau und dem kleinen Maler nie ein besonderes gutes Einverständniß geherrscht, so war es nicht auffallend, daß Beide außer dem herkömmlichen guten Morgen nichts weiter mit einander redeten. Frau Böhler ging in ihre Küche, und da keine dringende Arbeit vorhanden war, nahm Herr Krimpf seinen Hut, um etwas frische Luft zu schöpfen. Er stieg langsam die Treppen hinab, und nachdem er einen Augenblick überlegt, klopfte er an die Thür von der Wohnung der Frau Wittwe Weiher. Auf ein lautes „Herein!" der alten Frau öffnete Herr Krimpf, und ein einziger Blick in das geräumige Zimmer belehrte ihn, daß Rosa ausgegangen sei. Ihre Mutter saß am Tische neben dem Ofen und schälte Kartoffeln.

Der kleine Maler nickte ihr freundlich mit dem Kopfe zu und dann ließ er sich faul und nachlässig, wie Jemand, der außerordentlich viel Zeit übrig hat, auf einen Stuhl, der alten Frau gegenüber, nieder. „Immer fleißig?" fragte er alsdann gähnend.

„Man muß wohl!" meinte Madame Weiher. „Wer nichts schafft, hat nichts zu essen, oder es muß Einem so gut gehen, wie Euch."

„Daß sich Gott erbarm'," entgegnete Herr Krimpf, und seine weißen Finger zuckten nach seinem Haar. „Uns gut gehen! Davon

hab' ich lange nichts mehr gemerkt. Ihr habt doch was, wenn Ihr arbeitet, wir aber da oben — na, na, man muß sein Geschäft nicht verachten."

„So, so? Es geht wieder einmal gar nicht?" fragte neugierig die alte Frau, wobei sie Kartoffeln und Messer in den Schooß fallen ließ. „Ja, ich hab' es immer gesagt, die Künstlerschaft, 's ist doch nichts dahinter. Und nun gar das Photographiren, da warten zu müssen, wie die Spinne in ihrem Netz, bis einmal eine unglückliche Fliege sich hinein verirrt!"

„Es ist ein trauriges Geschäft," erwiderte Herr Krimpf mit sehr ernster Miene. „Ich werde es auch nächstens aufstecken und mich wieder vollständig der Malerei zuwenden. Die vielen Auslagen bei dem Photographiren! Und macht man wirklich was Hübsches, so meinen die Leute, sie müßten es geschenkt haben."

Frau Weiher nickte mit dem Kopfe, indem sie emsig wieder anfing, ihre Kartoffeln zu schälen.

„Das habe ich der Rosa schon tausendmal gesagt," sprach sie nach einer kleinen Weile. „Da ist vorn und hinten nichts; da heißt es immer: Warten und Warten. Ja, und bei dem Warten wird man alt, und was hat so ein armes Mädchen, wenn einmal die erste Jugendfrische vorüber ist?"

„Aussicht auf ihren Bräutigam, unsern Herrn Böhler!" lachte boshaft der kleine Maler.

„Aussicht auf gar nichts," fuhr die Frau fort; „und damit verschlägt sich das Mädchen andere ordentliche Partien."

„Ja, ja, es ist eigentlich sonderbar," meinte nachdenklich Herr Krimpf. „Die meisten Freundinnen Rosa's haben sich schon verheirathet. Da ist die Anna Korn und die Christiane Ringel, und wie ich gestern hörte, soll es auch jetzt mit der Emma Schwertel losgehen."

„Mit ihrem Lieutenant?" fragte überrascht die alte Frau.

„Mit ihrem Lieutenant, der darneben ein reicher Baron ist,"

bekräftigte der kleine Maler, wobei er schlau nach der Frau hinüberblinzelte, um zu sehen, welchen Eindruck diese Nachricht auf sie mache.

Die Mutter Rosa's saß kopfschüttelnd da, und da sie gedankenvoll zum Fenster hinausblickte, so hatten die Kartoffeln wieder einen Augenblick Ruhe.

„Die Emma Schwertel!“ sprach sie achselzuckend. „Kann die sich wohl mit meiner Tochter messen? Und hat gar keine Familie, die sich sehen lassen darf! Der alte Weiher aber war Amtsdiener und mein Bruder ist Stadtrath. Und der Lieutenant hat wirklich ehrliche Absichten?“

„Sie wird Baronin,“ behauptete Herr Krimpf mit bestimmtem Tone; dann erhob er sich langsam und setzte hinzu: „Aber das muß man auch der alten Schwertel nachsagen, einen Geist hat die Frau und immer die Hand fest darauf gehalten! Dann ist die Emma selbst ein verständiges Mädchen.“

„Nun, was das anbelangt, so wollen wir lieber sagen sie hat mehr Glück als Verstand; denn mit einem Lieutenant anbandeln, das führt gewöhnlich zu etwas Anderem als zur Baronin. Wenn die Rosa hätte Lieutenants haben wollen, so würde das Haus hier wie eine Kaserne aussehen. Aber nichts für ungut, Krimpf,“ fuhr die Frau fort, indem sie außerordentlich dicke Schalen von ihren Kartoffeln herunter schnitt. „Ihr könnt es droben wieder erzählen oder nicht: ich werde nächstens einmal ein vernünftiges Wort mit Herrn Böhler sprechen. Die Geschichte fängt an mir langweilig zu werden. Und darin muß es klar werden. So eine ewige Brautschaft ist das Hinderlichste, was einem Mädchen passiren kann.“

„Wo ist denn die Rosa?“ fragte Herr Krimpf süß lächelnd.

„Sie trägt einige Arbeiten in die Handlung. Ich versichere Euch, das Mädchen ist so fleißig und geschickt, daß sie ganz gut von dem leben könnte, was sie verdient. — Ja, ja, die Sache muß klar werden.“

Damit erhob sie sich ebenfalls, schüttete die Kartoffeln in eine Schüssel und trat einen Augenblick ans Fenster, um nach dem gegen-

überliegenden Hause zu schauen. Dort war wie gewöhnlich in letzter Zeit das eine Fenster offen; an demselben stand der kleine Fauteuil, und auf dem Gesimse lag der unvermeidliche Blumenstrauß.

Herr Krimpf blickte auch hinüber und lächelte still in sich hinein.

„Der wär' mir auch lieber," sagte er hierauf, „als der Emma Schwertel ihr Lieutenant."

„Habt Ihr was über den da gehört, Krimpf?" fragte die Frau.

„O ja, gehört Manches; und was ich gehört, muß wahr sein, denn ich habe es von einem seiner guten Freunde. Der Herr da drüben hat sich so in die Rosa verliebt, daß ihm Alles daran gelegen ist, das Mädchen einmal sprechen zu können."

„Sprechen?" fragte mißtrauisch die alte Frau.

„Nun ja, hier in Ihrer Wohnung. Daran wird doch wohl nichts Schlimmes sein?"

„Krimpf, Krimpf! Das sind gefährliche Sachen! Denkt nur an unsere Nachbarschaft und an da oben!"

„Es fällt mir auch nicht ein, Euch dazu zu rathen. Ich sage nur, was ich gehört. Gott soll mich bewahren, daß ich mich in so etwas hineinmische. Aber so viel muß ich hinzusetzen, der da drüben soll ein sehr geordneter Herr und außerordentlich reich sein."

Die alte Frau sann einen Augenblick nach, dann sagte sie wie zu sich selber:

„Im Grunde kann ich Niemand verbieten, in unsere Wohnung zu kommen, wenn er irgend etwas kaufen oder bestellen will."

Herr Krimpf war ebenfalls nachdenklich geworden und wiederholte ebenso mit leiserer Stimme als zuvor:

„Ja, das kann man freilich Niemand verbieten! Und dann ist die Rosa ja ein gescheites Mädchen und weiß schon, was sie zu thun und zu lassen hat. — So, jetzt hab' ich Euch guten Morgen gesagt, grüßt mir Eure Tochter freundlich, und wenn ich Euch einen guten Rath geben darf, so glaubt mir, es ist besser, wenn Ihr von dem da drüben nichts zu ihr sagt."

Herr Krimpf hätte eigentlich nicht nöthig gehabt, der Mutter diesen Rath zu geben, denn sie war ohnehin entschlossen, ihrer Tochter die gute Partie der Emma Schwertel vor Augen zu halten und sie zur Klugheit zu ermahnen.

Der Maler ging seiner Wege und war bald auf dem Kastellplatz. Es wurde ihm leicht, in einem dortigen Laden die nöthige Erkundigung einzuziehen, und so erfuhr er denn, daß der Major von Fernow, Adjutant des Regenten, im ersten Stock desselben Hauses wohne, sowie weiter, daß dieser Herr gewöhnlich Mittags um zwölf Uhr nach Hause komme. Herr Krimpf verfehlte nicht, sich um diese Stunde einzustellen und sich melden zu lassen.

Herr von Fernow empfing seinen Gast von gestern Abend mit freundlichem Lächeln, und indem er es ihm leicht machte, über die kleinen Verlegenheiten hinwegzukommen, welche jenem die Erinnerung an seinen unzurechnungsfähigen Züstand verursachte, gab er ihm mit einigen Worten der Anerkennung die beiden Photographien zurück, die, wie der geneigte Leser bereits weiß, vollkommen ausgedient und ihren Zweck erfüllt hatten.

Was die andere Sache anbelangte, so verfehlte der Major nicht, dem kleinen Maler die Zeilen des Kammerherrn zu übergeben, indem er ihm strenges Stillschweigen anempfahl und sich wo möglich im Laufe des Nachmittags eine Antwort erbat.

Herr Krimpf wandte das Schreiben nach allen Seiten, und während seine rechte Hand an seine Stirne emporzuckte, erlaubte er sich die Bemerkung, er wolle allerdings die Zeilen übergeben, doch sei eine schriftliche Antwort nicht nöthig, schwerlich würde sich auch das Mädchen zu einer solchen entschließen. Der Freund des Herrn Major könne ja ohne allen Anstand in das Haus kommen, um irgend eine Bestellung oder einen Ankauf zu machen, und alsdann sehen, ob ihm das Glück günstig sei. Hierzu sei zwischen fünf und sechs Uhr Nachmittags die beste Stunde.

Diesen Vorschlag fand Herr von Fernow in mehreren Beziehungen passend, und indem er sagte: „So kann die Bestimmung zwischen fünf

den können, so würde die spätere Besitzerin desselben von allerlei seltsamen Gedanken, die aus ihm heraustönten, überrascht worden sein; denn während Rosa die feinen Strohhalme kunstreich durcheinanderschob und befestigte, dachte und träumte sie unablässig, bald leise, bald laut, letzteres aber meistens in solchen Augenblicken, wenn sie die Hände mit der Arbeit in den Schooß sinken ließ, das liebe, frische Gesichtchen emporhob und mit den guten klaren Augen an das Stückchen Himmel emporblickte, das von einem melancholischen Dachladen und von einem finstern Schornstein eingerahmt, gerade dadurch recht heiter und blau herniederblickte. Es war eigenthümlich, daß, wenn sie die Augen niedersinken ließ, sie fast ängstlich vermied, nach dem gegenüberliegenden Fenster zu blicken, und dann doch wieder verstohlen hinüber sah. Auch fühlte sie ihr Herz heftiger schlagen, wenn sie dort zuweilen eine bekannte Gestalt gewahr wurde, die sich heute Nachmittag häufiger als sonst sehen ließ und auf eine fast komische Art einen Blumenstrauß handhabte. Nicht um eine Million wäre sie an's Fenster gegangen. Sie hatte letzteres Anfangs ganz unbewußt und unschuldig gethan; es war ihr wie eine kindische Spielerei vorgekommen, der sie in ihrer Phantasie gar keine Folgen gegeben; und so wäre es auch geblieben, wenn der Photograph sie bei der neulichen Unterredung nicht aufmerksam gemacht und sie dadurch zu ihrem eigenen tiefen Erschrecken über eine Spielerei aufgeklärt hätte, die sie in der That nicht für der Rede werth gehalten und die doch nicht so ganz unschuldig war, wie sie anfänglich selbst geglaubt.

Ja, sie war häufiger an's Fenster getreten, als sie früher gethan und als gerade nothwendig gewesen. Sie hatte anfänglich aus Neugierde hinübergeblickt, wenn er hergeschaut, und als er drüben auffallende Zeichen machte, da hatte sie zuerst noch einmal sehen wollen, ob ihr diese Zeichen wirklich galten, und darum fuhr sie mit der Hand über ihr dunkles Haar, als jener den Blumenstrauß vor seine Lippen brachte. Doch war sie über ihr eigenes Thun erschrocken, und daß sie eine derartige Zeichensprache so bald ohne Lehrmeister gelernt. Verstand

sie doch vollkommen, wenn er drüben gestern das Zeichen des Schreibens gemacht, denn es war klar, daß er damit sagen wollte, er werde sich in den nächsten Tagen erlauben, einige Zeilen an sie zu richten. Was er aber heute Nachmittag damit anzeigen wollte, daß er seinen Blumenstrauß in verschiedenen Pausen fünfmal an die Lippen gebracht, das wußte sie nicht. — War es ihr doch auch gleichgültig, denn mehr noch als die vorwurfsvollen Worte Heinrich Böhlers hatten sie ein paar Reden ihrer Mutter zurückgeschreckt, als diese noch heute Morgen von einem unverhofften Glücke sprach, das oft einem armen und schönen Mädchen widerfahren könne, und sie hierauf sehr weitschweifig von Rosa's Freundin, der Emma Schwertel erzählte, die nun doch ihren Lieutenant heirathen werde, welcher noch obendrein Baron sei. „Ja," hatte sie hinzugesetzt, „der Herr Kammerherr Baron von Wenden ist sehr reich und so unabhängig, daß er nach keinem Menschen nichts zu fragen hat." Rosa überlief es bei diesen Worten unheimlich, denn sie liebte ihren Verlobten innig, sie würde ihn in der That nicht verlassen haben, und wenn zehn Barone, zehn Wenden gekommen wären. Selbst daß sie lange warten mußte, bis er sich ein ordentliches Einkommen gesichert, selbst das hatte ihre Liebe stark gemacht, denn sie wußte, welche Mühe er sich gab, und welch Unglück ihn jedesmal betroffen, wenn er am Ziele seiner Wünsche angekommen zu sein schien. — Das konnte aber nicht immer so fortgehen; auch sie hoffte auf einen endlichen Augenblick des Glücks.

Da klopfte es leise an die Stubenthür, und da das nichts Außergewöhnliches war, so rief Rosa ein herzhaftes „Herein!" Wie ward ihr aber zu Muth, als sich nun die Thür öffnete und ihr Gegenüber, mit dem sie sich soeben beschäftigt, Herr von Wenden, in das Zimmer trat. Es war ihr, als sähe sie ein Gespenst, denn wenn sie auch thöricht genug gewesen war, aus einer Entfernung von guten hundert Schuhen nach dem, der jetzt vor ihr stand, hinüberzulächeln, so war es ihr doch immer zu Muth gewesen, als sei das da drüben nur eine Phantasie, nur ein Bild, eine Art von Puppe, ein Automat, der wohl

einen Blumenstrauß hin und her bewegen könne, aber der weder die Macht noch die Lust habe, in ihre Nähe zu kommen. Die Gasse, welche ihr Haus von dem seinigen trennte, war ihr immer als ein Abgrund erschienen, der nicht zu überschreiten sei, über den weder Weg noch Steg führe. Unter dem Schutze dieses Abgrundes war sie an's Fenster getreten, unter seinem Schutze hatte sie gelächelt, wenn der drüben gar zu possirliche Bewegungen machte. Und das Wesen stand jetzt vor ihr auf zwei Schuh Entfernung, sehr körperhaft, zierlich gekleidet, freundlich lächelnd und dem armen Mädchen einen solchen Schreck einjagend, daß sie unwillkürlich mit beiden Händen an ihr Herz fuhr.

„Es überrascht Sie, mein schönes Fräulein," sagte der Kammerherr von Wenden, „daß ich so außerordentlich pünktlich bin. Es hat draußen eben erst fünf Uhr geschlagen und schon stehe ich vor Ihnen, glücklich, entzückt, daß die schöne Rosa mir gestattet, sie auf ein paar kleine süße Augenblicke zu besuchen."

Wenn er auch für sie verständlicher gesprochen hätte, so würde ihm das junge Mädchen doch im ersten Momente keine rechte Antwort habe geben können, denn sie zitterte heftig, was ihr nie geschehen war, und konnte nichts thun, als einen Schritt zurücktreten, da der Andere zwei auf sie zu machte.

„Das ist eine allerliebste kleine Wohnung," fuhr dieser fort, der es für nothwendig hielt, vertraulich und herablassend zu sprechen; „charmant, und da steht Ihr Arbeitstisch mit den wirklich wunderbaren Arbeiten, die Sie hervorbringen, — reizende kleine Arbeiten. Und das Alles machen Ihre kleinen niedlichen Hände? In der That niedliche Hände. Erlauben Sie —"

Bei diesen Worten nahm er ihre Rechte und wollte sie an seine Lippen führen. Doch blieb dieser Vorsatz unausgeführt. Rosa entzog ihm hastig ihre Hand und hatte jetzt so viel Fassung gewonnen, um fragen zu können, was ihr eigentlich die Ehre seines Besuches verschaffe.

Herr von Wenden stutzte fast bei dieser Frage, doch nahm er sie für verzeihliche mädchenhafte Schüchternheit, und da er die kleine Hand

im nächsten Augenblick nicht wieder ergreifen konnte, so ging er durch das Zimmer nach dem Fenster, um, wie er sagte, mit außerordentlicher Befriedigung nach seiner Wohnung und nach dem Fenster hinüber zu blicken, an welchem er schon so glücklich gewesen.

Des jungen Mädchens hatte sich eine unerklärliche Angst bemächtigt; sie warf ihre Arbeit auf den Tisch und eilte zur Thür, um nach ihrer Mutter zu sehen, oder um droben bei der Frau Böhler Schutz und Hülfe zu suchen. Doch lächelte sie selbst im nächsten Augenblick über ihre thörichte Furcht und trat ruhig an den Tisch zurück, um zu erwarten, was ihr seltsamer Besuch beginnen werde.

Herr von Wenden schien die Aussicht von hier nach seiner Wohnung vortrefflich gefunden zu haben. Nur mochte er vielleicht bedauern, sich nicht selbst dort erblicken zu können, und um diesem Mangel einigermaßen abzuhelfen, warf er einen Blick in den an der Wand hängenden Spiegel und war von dem, was er dort sah, nicht unbefriedigt.

Wenn wir sagen wollten, der Kammerherr habe sich bei diesem ersten Besuche vollkommen sicher und behaglich gefühlt, so würden wir die Unwahrheit reden. Im Gegentheil, als er sah, wie sich Rosa so schüchtern hinter ihren Tisch zurückzog und ihm so gut wie gar keine Antwort gab, fühlte er in sich alle Symptome der Verlegenheit. Er hustete häufiger als nothwendig war, er brauchte die Worte: köstlich! charmant! superbe! ohne allen Zusammenhang und zupfte ungebührlich oft an seiner Halsbinde. Diese unbehagliche Stimmung wurde nicht vermindert, als er sah, wie der flammende Blick des jungen Mädchens allen seinen Bewegungen folgte, wie sie die Lippen fest auf einander preßte, die Hand auf den Tisch stützte, und aus ihrer schüchternen Haltung wie erwachend, den Kopf mit einem trotzigen Ausdrucke erhob.

Er näherte sich dem Tische und bat um Erlaubniß, einen Augenblick sitzen, an ihrer Seite sitzen zu dürfen, nahm darauf einen Stuhl und ließ sich nieder.

Rosa hatte sich soweit gefaßt, um ihm im ruhigen Tone bemerken

zu können, daß es sie außerordentlich wundere, ihn hier in ihrer Wohnung zu sehen, ohne zu wissen, womit sie ihm dienen könne.

Diese wiederholte Frage klang dem Kammerherrn fast komisch. Ohne aber vorderhand des Briefes zu erwähnen, den er geschrieben, und der Erlaubniß, die sie ihm gegeben, hielt er es für passend, ihr in gut gewählten Ausdrücken die Augenblicke vorüberzuführen, wo er sie am Fenster gesehen, wo er von ihrem Anblick bezaubert worden sei, und wo es ihn so hoch beglückt habe, als er aus einigen leisen Zeichen zu erkennen geglaubt, daß auch sie sich hie und da nicht ohne Absicht gezeigt. Rosa erschrak aufs Neue, als sie bemerkte, daß er jede ihrer Mienen beobachtet und jede oft unwillkürliche Bewegung zu seinen Gunsten ausgelegt. Sie fühlte, wie Unrecht sie gethan, sich überhaupt am Fenster zu zeigen, aber da sie sich nichts Böses bewußt war, so blickte sie ihm fest in das Auge und begnügte sich, statt aller Antwort, bedeutsam mit dem Kopfe zu schütteln.

„Gewiß, schöne Rosa," fuhr Herr von Wenden wärmer fort, „ich fürchtete schon, der mächtige Eindruck, den Sie auf mein Herz hervorgebracht, würde mich zum unglücklichsten aller Menschen machen. Denn ehrlich gestanden, die Liebe, welche ich für Sie fühle, ist nicht gewöhnlicher Art. Ja, es ist eine Leidenschaft, die ich nicht im Stande bin, niederzukämpfen und die mich elend gemacht haben würde, ohne Ihr entzückendes, liebevolles Entgegenkommen."

„Durch mein Entgegenkommen?" fragte das Mädchen, indem sie einen Schritt zurücktrat. „Wenn Sie das für ein freundliches Entgegenkommen halten, daß ich mich, von der Arbeit ermüdet, zuweilen am Fenster sehen ließ, auch vielleicht nicht immer mit finstern Mienen, so muß ich Ihnen sagen, daß mich diese Ihre Ansicht erschreckt und daß ich in der That nicht begreifen kann, wie Sie es darauf hin wagen können, mir die Worte zu sagen, welche ich eben gehört."

„Dies Terrain will Schritt für Schritt erobert sein," dachte Herr von Wenden. „Die schöne Festung zeigt trotzig ihre Flagge, um dem Feind nicht zu verrathen, wie unter der Besatzung bereits Meuterei

im nächsten Augenblick nicht wieder ergreifen konnte, so ging er durch das Zimmer nach dem Fenster, um, wie er sagte, mit außerordentlicher Befriedigung nach seiner Wohnung und nach dem Fenster hinüber zu blicken, an welchem er schon so glücklich gewesen.

Des jungen Mädchens hatte sich eine unerklärliche Angst bemächtigt; sie warf ihre Arbeit auf den Tisch und eilte zur Thür, um nach ihrer Mutter zu sehen, oder um droben bei der Frau Böhler Schutz und Hülfe zu suchen. Doch lächelte sie selbst im nächsten Augenblick über ihre thörichte Furcht und trat ruhig an den Tisch zurück, um zu erwarten, was ihr seltsamer Besuch beginnen werde.

Herr von Wenden schien die Aussicht von hier nach seiner Wohnung vortrefflich gefunden zu haben. Nur mochte er vielleicht bedauern, sich nicht selbst dort erblicken zu können, und um diesem Mangel einigermaßen abzuhelfen, warf er einen Blick in den an der Wand hängenden Spiegel und war von dem, was er dort sah, nicht unbefriedigt.

Wenn wir sagen wollten, der Kammerherr habe sich bei diesem ersten Besuche vollkommen sicher und behaglich gefühlt, so würden wir die Unwahrheit reden. Im Gegentheil, als er sah, wie sich Rosa so schüchtern hinter ihren Tisch zurückzog und ihm so gut wie gar keine Antwort gab, fühlte er in sich alle Symptome der Verlegenheit. Er hustete häufiger als nothwendig war, er brauchte die Worte: köstlich! charmant! superbe! ohne allen Zusammenhang und zupfte ungebührlich oft an seiner Halsbinde. Diese unbehagliche Stimmung wurde nicht vermindert, als er sah, wie der flammende Blick des jungen Mädchens allen seinen Bewegungen folgte, wie sie die Lippen fest auf einander preßte, die Hand auf den Tisch stützte, und aus ihrer schüchternen Haltung wie erwachend, den Kopf mit einem trotzigen Ausdrucke erhob.

Er näherte sich dem Tische und bat um Erlaubniß, einen Augenblick sitzen, an ihrer Seite sitzen zu dürfen, nahm darauf einen Stuhl und ließ sich nieder.

Rosa hatte sich soweit gefaßt, um ihm im ruhigen Tone bemerken

zu können, daß es sie außerordentlich wundere, ihn hier in ihrer Wohnung zu sehen, ohne zu wissen, womit sie ihm dienen könne.

Diese wiederholte Frage klang dem Kammerherrn fast komisch. Ohne aber vorderhand des Briefes zu erwähnen, den er geschrieben, und der Erlaubniß, die sie ihm gegeben, hielt er es für passend, ihr in gut gewählten Ausdrücken die Augenblicke vorüberzuführen, wo er sie am Fenster gesehen, wo er von ihrem Anblick bezaubert worden sei, und wo es ihn so hoch beglückt habe, als er aus einigen leisen Zeichen zu erkennen geglaubt, daß auch sie sich hie und da nicht ohne Absicht gezeigt. Rosa erschrak aufs Neue, als sie bemerkte, daß er jede ihrer Mienen beobachtet und jede oft unwillkürliche Bewegung zu seinen Gunsten ausgelegt. Sie fühlte, wie Unrecht sie gethan, sich überhaupt am Fenster zu zeigen, aber da sie sich nichts Böses bewußt war, so blickte sie ihm fest in das Auge und begnügte sich, statt aller Antwort, bedeutsam mit dem Kopfe zu schütteln.

„Gewiß, schöne Rosa," fuhr Herr von Wenden wärmer fort, „ich fürchtete schon, der mächtige Eindruck, den Sie auf mein Herz hervorgebracht, würde mich zum unglücklichsten aller Menschen machen. Denn ehrlich gestanden, die Liebe, welche ich für Sie fühle, ist nicht gewöhnlicher Art. Ja, es ist eine Leidenschaft, die ich nicht im Stande bin, niederzukämpfen und die mich elend gemacht haben würde, ohne Ihr entzückendes, liebevolles Entgegenkommen."

„Durch mein Entgegenkommen?" fragte das Mädchen, indem sie einen Schritt zurücktrat. „Wenn Sie das für ein freundliches Entgegenkommen halten, daß ich mich, von der Arbeit ermüdet, zuweilen am Fenster sehen ließ, auch vielleicht nicht immer mit finstern Mienen, so muß ich Ihnen sagen, daß mich diese Ihre Ansicht erschreckt und daß ich in der That nicht begreifen kann, wie Sie es darauf hin wagen können, mir die Worte zu sagen, welche ich eben gehört."

„Dies Terrain will Schritt für Schritt erobert sein," dachte Herr von Wenden. „Die schöne Festung zeigt trotzig ihre Flagge, um dem Feind nicht zu verrathen, wie unter der Besatzung bereits Meuterei

ausgebrochen ist. Thun wir ihr den Gefallen, plänkeln wir ein wenig vorwärts, und dann mit einem tüchtigen Sturm das Hauptwerk genommen. — Warum, schöne Rosa," fuhr er laut fort, „wollen Sie die Freundlichkeit läugnen, die Sie für mich gehabt? wollen das kein Entgegenkommen nennen, was mich so außerordentlich entzückt, was mein Herz in lichte Flammen gesetzt?" Er hatte bei diesen Worten mit seinem Stuhle so geschickt manövrirt, daß er an Rosa's Seite gekommen war, und ihr zugleich den Ausweg versperrt, da sie hinter sich die Wand, rechts einen Schrank und vor sich den Tisch hatte. — „Als ich Sie zum ersten Male sah," sprach der verliebte Kammerherr mit süßem Lächeln und schmachtendem Blicke weiter, „da war ich betroffen von Ihrer wunderbaren Schönheit, aber dadurch fühlte ich mich auch hoffnungslos. Auf Ehre, schöne Rosa, ganz hoffnungslos! Und bei diesem an sich trostlosen Gefühle kann ich Sie versichern, daß mich der erste Blick Ihrer süßen Augen, das erste freundliche Lächeln traf, wie der erquickende Thau eine — nun ja, wie der erquickende Thau eine — halbverwelkte Blume. Sie blühte wieder auf in heißer Liebe. Und das ist Ihr Werk, schöne Rosa."

Herr von Wenden hatte gesprochen mit sanftem Augenaufschlag, schmachtend und lispelnd, wie ein vollendeter Geck. Als er sah, wie das Mädchen bei seinen Worten die linke Hand zusammenballte und auf ihr Herz drückte, da machte er es gerade so, ohne zu denken, daß ganz andere Gefühle ihre Seele regierten. Ja, sie hatte für den Mann drüben, so lange der vermeintliche tiefe Abgrund sie trennte, ein an sich unschuldiges Interesse genommen. O Gott ja, sie hatte hinüber geblickt, sie hatte lächelnd am Fenster gestanden, und sie hatte wie manches junge Mädchen in gleichem Falle nicht daran gedacht, daß man dem bösen Geist keinen Zoll breit Raum geben soll, um Fuß darauf zu fassen, daß wer heute den kleinen Finger bietet, morgen in den Fall kommen kann, die ganze Hand geben zu müssen. Und nach dieser ganzen Hand angelte Herr von Wenden seit einigen Augenblicken mit großer Ausdauer.

Wenn sich auch ihr Gefühl dagegen empörte, als sie die Berührung seiner kalten Finger auf ihrem lebenswarmen Arme fühlte, so konnte sie doch keinen Schritt zurück, und sie wußte nicht, sollte sie einen lauten Aufschrei thun oder sollte sie, den Angreifer bei Seite schleudernd, sich gewaltsam Bahn neben dem Tische vorbei machen. Das überlegte sie in der ersten Sekunde; in der zweiten aber dachte sie an das Haus, in dem sie sich befand, wo jedes laute Wort rechts, links, oben und unten gehört wurde, und als sie daran dachte, hielt sie es für rathsam, sich noch nicht zum Aeußersten zu entschließen.

Ja, sie lächelte sogar, aber es war ein kaltes, trauriges Lächeln, und während sie lächelte, biß sie die Zähne aufeinander. „Jetzt bitte ich aber — Herr Baron," sagte das junge Mädchen, während sie immer zwischen ein paar Worten den Athem an sich zog, „jetzt bitte ich aber — diese Unterredung — zu enden. — Gewiß, Herr Baron. — Was Sie mein — Entgegenkommen nennen, darin haben Sie sich vollkommen geirrt. — Wenn ich zuweilen — am Fenster war, so geschah das - - wie ich schon bemerkte — ganz ohne alle Absicht. — Und wenn ich — Ihnen sage, — daß es ohne Absicht geschah," setzte sie finster hinzu, „so wäre es besser, — Sie würden mir glauben."

„Und der Brief?" lachte Herr von Wenden. Und während er bei diesen Worten leicht an ihrem vollen Arm herunter fuhr, blitzten seine Augen auf eine seltsame Art.

„Ich weiß nichts von einem Brief," sprach fest und bestimmt das Mädchen.

„O, wie kann man so läugnen!" fuhr der Kammerherr im freundlichsten Tone fort. „Der Brief, den Sie erhalten, und die Erlaubniß, Sie zu besuchen, die Sie mir darauf gaben!"

„Das ist nicht wahr!" rief Rosa entrüstet. „Das ist eine Lüge, eine Schändlichkeit! Ich weiß weder von einem Briefe, noch viel weniger von einer Antwort. — O mein Gott, womit habe ich das verdient! — Durch nichts, durch gar nichts!" rief sie heftiger, „und ich will, daß man mich in Ruhe läßt." Sie machte bei diesen Worten

eine gewaltsame Bewegung, ihre Hand zu befreien, da aber der Kammerherr, dies vorhersehend, auf seiner Hut war, und sie fester hielt, so brachte ihre Bewegung die entgegengesetzte Wirkung hervor. Statt sich und ihre Hand zu befreien, verlor sie für eine Sekunde das Gleichgewicht, wodurch es dem Kammerherrn gelang, seinen andern Arm um ihre Taille zu legen und sie für einen Augenblick an sich zu drücken.

Freilich nur für den ersten Augenblick, denn im andern schnellte sie empor wie eine Stahlfeder, wie ein Aal im Wasser, und während sie dabei zwischen den verächtlich aufgeworfenen Lippen ihre weißen Zähne sehen ließ, blitzte aus ihren Augen ein unheimliches Feuer.

Ein Anderer als der Kammerherr von Wenden wäre vielleicht auch so weit gegangen und hätte dann Angesichts dieser Symptome an einen verständigen Rückzug gedacht, bei sich überlegend, daß kein Baum auf den ersten Hieb fällt und daß Rom nicht in Einem Tage erbaut worden ist. Wie gesagt, ein Anderer hätte sich, nachdem er gefunden, wie stark die Festung sei, aus der Angriffslinie zurückgezogen, um mit Geduld und Ausdauer eine neue Parallele gegen den Feind zu eröffnen. Ein Anderer. Aber daß Herr von Wenden kein anderer als er selbst war, das wußte sein Freund, der Major, ganz genau und hatte darauf seinen Plan gebaut.

Der Kammerherr athmete mühsam, als das junge kräftige Mädchen von ihm wegschnellte und sich dabei zwischen dem Stuhl und dem Tische gewaltsam einen Durchgang bahnte. Seine Blicke brannten fast fieberhaft, und wenn er auch lächelte, so war dies Lächeln doch ein sehr künstliches und gemachtes. Mit einer recht faden Bewegung schwang er sich von seinem Sitz in die Höhe und tänzelte dem Mädchen durch das Zimmer nach, das anfänglich vor ihm floh, dann aber mit einem Male mitten in der Stube stehen blieb, die rechte Hand in ihre Seite setzte, den Kopf mit einer gewaltsamen Bewegung in die Höhe warf und eine der Stellungen einnahm, die edel, imponirend und schön, das Entzücken jedes Malers und Bildhauers gewesen wären.

Herr von Wenden schwebte auf sie zu, täppisch wie eine dicke,

verliebte Fliege, prallte aber fast zurück vor dem starren und seltsamen Blick des Mädchens. „Nein, nein,“ rief er aber gleich darauf, wie um sich selbst Muth zu machen, „nein, nein, schöne Nachbarin, so entkommst du mir nicht. Es gibt Augenblicke des Glückes, und wer die nicht erfaßt, ist ein Thor.“ Als er das sagte und von Neuem das ruhig dastehende Mädchen mit den Händen berührte, verwandelte sich das trotzige Aussehen ihres Gesichts in eine tiefe Wehmuth. Sie biß heftig auf ihre Lippen, in diesem Augenblick nicht um ein zorniges Gefühl, sondern nur um die Thränen zu unterdrücken, welche trotz der gewaltsamen Anstrengungen, die sie machte, in ihre Augen stiegen und dort glänzten und zitterten.

„Was wollen Sie von mir?“ fragte sie mit einer tief schmerzlichen Stimme. „Was wollen Sie von einem armen Mädchen, das es bereut, — o, mein Gott, wie bereut! — wenn es Ihnen Veranlassung zu dem Glauben gab, es nähme das geringste Interesse an Ihnen? Was wollen Sie hier in dieser armen Wohnung, die kein Aufenthalt für Sie ist, wo Sie kein Glück finden können und wohin Sie nur Unglück zu bringen vermögen?“

„O, ich weiß schon ein Glück, welches ich hier zu finden hoffe!“ unterbrach sie rasch Herr von Wenden, indem er zudringlicher wurde. „Ein Glück, schöne Rosa, das auch Ihnen nicht wie ein Unglück vorkommen soll.“ Indem er das sagte, trachtete er darnach, seinen Arm abermals um ihren Leib zu legen, sie an sich zu ziehen, während seine Lippen sich ihrem Gesichte näherten. Doch war es nur ein Augenblick, daß er also trachtete, und kein Augenblick des Glücks. Denn das junge Mädchen, welches eine Sekunde mit entsetzt aufgerissenen Augen um sich schaute, stieß ihn gleich darauf so heftig von sich, daß er mit einem außerordentlich überraschten Gesicht zurücktaumelte, wobei er sich nicht enthalten konnte, auszurufen: „Aber, mein Fräulein, was soll denn das bedeuten?“

„Das soll bedeuten, Herr Baron von Wenden,“ antwortete plötzlich die Stimme eines Mannes hinter seinem Rücken, „daß es

für einen so gescheidten Herrn sehr unklug ist, sich Unarten gegen ein armes wehrloses Mädchen zu erlauben, sie in ihrem Zimmer zu überraschen, wenn man zufällig erfahren, daß ihre Mutter ausgegangen ist."

Nachdem Rosa so eben mit dem plötzlichen Auflodern eines wilden, ihr selbst unbegreiflichen Zornes den Kammerherrn von sich gestoßen, hatte sie die Hände vor ihre Augen gedrückt, und es war ihr gerade, als wanke sie hin und her und müsse im nächsten Augenblicke zusammenstürzen. Da traf auch sie die Stimme, die wir so eben vernommen, und schlug tröstend und rettend an ihr Herz. Sie streckte ihre Hände leidenschaftlich von sich ab, und indem sie sich an die Brust des unvermuthet Eingetretenen warf, rief sie aus: „O, Heinrich, schütze mich, rette mich!"

„Beides will ich, meine liebe, liebe Rosa," sprach sanft Herr Böhler, und während er sie mit dem rechten Arm umschlang, wandte er sich mit einer Bewegung der linken Hand gegen Herrn von Wenden, indem er sagte: „Sie sehen, Herr Baron, daß für Sie hier weiter nichts zu suchen ist."

Der Kammerherr machte ein äußerst seltsames Gesicht. Es hatte in erhöhter Potenz denselben Ausdruck, wie wenn man in frühester Jugend auf's Allerunvermuthetste bei einem sehr schlimmen Streich überrascht wird. Es war das Gefühl eines ertappten Schulbuben, das ihn überschlich und das auf seinem Gesichte sich zeigte in ziemlich verwirrten Blicken, in einer langen Nase und einer albern herabhängenden Unterlippe. Herr von Wenden sah in diesem Augenblicke weder schön noch liebenswürdig aus. Rosa, die schüchtern nach ihm hinschaute, drückte darauf ihr Gesicht fast schaudernd wieder an die Brust des Photographen und war gründlich und auf immer geheilt von allen Fensterbeobachtungen und von allen Versuchen des Telegraphirens, die so unschuldig aussehen und doch so gefährlich werden können.

Herr von Wenden verschwand „und schnell war seine Spur verloren."

Wir wollen nicht behaupten, daß sich Rosa, als sie mit Herrn Böhler allein war, nicht ein klein wenig geschämt hätte, sie mochte ihren Kopf nicht aufheben, und der Photograph brauchte bedeutende Anstrengungen, ehe er so weit kam, in ihre Augen blicken zu können. Warum brauchte er ihr aber auch das Geschäft des Kopfaufrichtens schwerer zu machen als gerade nothwendig war! Warum brauchte er sie auf die Stirn zu küssen, als sich diese langsam erhob! Warum später auf die geschlossenen Augen und dann auf die leicht zuckenden Lippen — warum? Wir sind eigentlich nicht im Stande, hierüber eine genügende Antwort zu geben, und können dem verehrlichen Leser nur bemerken, daß er es vielleicht gerade so gemacht haben würde in einem ähnlichen Augenblicke des Glücks.

Herr Krimpf hatte von dem Moment an, wo er auf die Treppe gegangen war, um kühlere Luft zu athmen, die Qualen eines Verdammten durchgemacht; er hatte gesehen, wie der Herr von drüben leise die Treppen heraufschlich, er hörte ihn anklopfen, er hörte Rosa „Herein!" rufen, und als sich die Thüre hinter dem Besuch geschlossen, hoffte er angsterfüllt mit klopfendem Herzen auf einen lauten Aufschrei des Mädchens und dann auf das plötzliche Wiedererscheinen des unwillkommenen Besuches draußen vor der Thür. Aber der Baron erschien so bald nicht wieder. Da hatten seine Hände bald das Geländer krampfhaft erfaßt, bald hatten sie wild nach seinem Kopfe, nach seinen Haaren gezuckt, da hatte er gefühlt, wie es hier außen auf der Treppe unendlich viel heißer sei als drinnen im Zimmer, denn der Schweiß rann ihm von der Stirn herab. Auch klappten seine Zähne zusammen, und wenn er zu lachen versuchte, so klang das gerade, als wenn ein anderer Mensch mit den Zähnen knirscht. Herr Krimpf verwünschte sich selber, weil er die Hand zu Dem geboten, was geschehen; ja er verwünschte sich und schlug sich jetzt heftig vor die Stirn, um gleich darauf wieder angstvoll in das Haus hinabzulauschen. Dabei wäre es fast possierlich anzusehen gewesen, wie er jetzt langsam Stufe um Stufe die Treppe hinabschlich,

um vielleicht an der Zimmerthüre lauschen zu können, und wie er gleich darauf, tief unten im Hause ein Geräusch vernehmend, angstvoll wie ein gejagter Affe und mit der Behendigkeit dieses Thieres aufwärts floh. Da vernahm er bekannte Tritte, da sah er Herrn Böhler die Treppe heraufsteigen und vor dem Zimmer Rosa's stehen bleiben; da bemerkte er, wie derselbe sich lauschend niederbeugte, was er sonst nie gethan, da sah er ihn die Thüre leise öffnen und eintreten. Und als er das sah, biß er sich heftig in den Daumen seiner rechten Hand und murmelte mit gepreßter Stimme: „Die Würfel sind gefallen; ist das für mich ein Augenblick des Glücks oder ein Augenblick des Unglücks?"

Ehe wir dieses Kapitel schließen, müssen wir noch eine kleine Weile in das Zimmer der Frau Wittwe Weiher zurückkehren, wo Rosa noch immer vor dem Photographen stand, ihre beiden Hände auf seine Schultern gelegt hatte und ihm mit herzlicher Liebe in die Augen blickend sagte: „O wie danke ich Gott, daß du gekommen bist, Heinrich."

„Und ich bin glücklich, daß ich gelauscht habe," antwortete Herr Böhler. „Ja, ich muß dir nur gestehen, daß ich gelauscht habe, meine gute Rosa, daß ich zu unserm beiderseitigen Glücke gelauscht habe. Und nun ist Alles gut und ich will nicht mehr kindisch sein und mich ärgern, wenn du auch des Tages hundertmal dort am Fenster stehst."

„Und es soll dir leicht werden, dich nicht zu ärgern," versetzte sie mit leichtem Erröthen, „denn du wirst mich so bald nicht mehr dort am Fenster stehen sehen."

„Rosa, liebst du mich wirklich noch eben so sehr wie damals, als wir den kleinen Leuchtkäfer fanden?"

„O mehr, weit mehr, mein guter, guter Heinrich!"

Welcher Augenblick des Glücks!

Siebzehntes Kapitel.

Augenblicke des Glücks.

Wenn bei Hofe eine wohlgeordnete, ruhig vorbereitete Festlichkeit stattfindet, — wir verstehen darunter irgend ein herkömmliches Diner oder einen Ball, wie er im Winter zwei bis drei Mal vorkommt, oder eine Gallavorstellung im Theater, letztere meistens dadurch sehr merkwürdig, daß die Festoper, welche mit großer Mühe und noch größeren Kosten zu irgend einem wichtigen Tage einstudirt wurde, nicht gegeben werden kann, da Frau Kalbskopp-Broschni-Bracellettacco ausnahmsweise heiser geworden ist — kurz, wenn bei Hofe etwas Großes vorfällt, zu dem man im Stande war, mit aller Gemächlichkeit seine Vorbereitungen zu treffen, wo man weiß, neben wem man bei der Tafel placirt wird, wer uns in der Festoper gegenüber sitzt, welche Robe und wie viele falsche Brillanten unsere gute Freundin, die Baronin N., tragen wird, — an einem solchen Tage gleicht das Schloß in der Residenz einem Bienenstock bei schönem warmem Sommerwetter, wo Alles im geordneten Fluge zugeht, wo keine übermäßige Eile stattfindet, wo ein gefüllter Wagen nach dem andern kommt, um nach wenigen Augenblicken leer wieder abzuziehen; gerade wie bei den Bienen, nur daß hier der Inhalt der Wagen, der im Schlosse zurückbleibt, sich nicht immer als süßer Honig darstellt, sondern oft viel mehr Aehnlichkeit mit Gift und Galle hat.

Dieses ordnungsmäßige Ab- und Zuschwärmen der Equipagen hat an solchen Tagen etwas Nervenberuhigendes, etwas Gemüthliches, denn eine ähnliche Stimmung drückt sich im gesammelten Trabe der Pferde aus, ja wir möchten sagen in dem anständigen Schaukeln der Wagen, vor Allem aber in der sichern, gesetzten Haltung von Kutscher und Bedienten. Der erstere, vorne auf dem Bocke, der etwas vornehm nachlässig zur Seite sitzt, hat seine Uhr im Kopfe, und da er

weiß, daß er nicht eine Sekunde zu spät an dem Perron anfahren wird, so gibt dies seiner Miene etwas Bestimmtes, Ruhiges, seinem Lächeln einen sichern, angenehmen Ausdruck. Der Lakai auf dem Trittbrette hängt an den Quasten mit einem Gesichte, worauf sich deutlich abspiegelt, daß er mit sich zufrieden ist, er folgt, sich graziös schaukelnd, jeder Bewegung des Wagens, er hat gar keine Eile, und wenn er um sich schaut und sich vielleicht in diesem Moment sein Blick um etwas Weniges verfinstert, so ist das nur, weil er sieht, wie sein College vom Handels- oder Kriegsministerium eine neue blitzende Tresse oder irgend eine unpassende Stickerei usurpirt hat.

Die Herrschaften in den Equipagen haben ganz das beruhigte, wir möchten fast sagen langweilige Ansehen ihrer Dienerschaft. Die Freuden, denen sie entgegenfahren, sind ihnen so bekannt, so gewöhnlich, und ebenso gut wie ihnen bekannt ist, daß nach der Suppe irgend ein Fisch servirt werden wird, eben so genau wissen sie auch, welche Frage Dieser oder Jene an sie richten wird und was sie wahrscheinlicher Weise antworten werden.

Und nicht nur die Gäste erscheinen so im Schlosse mit gemessenen ruhigen Bewegungen, schreiten langsam durch die Gänge und steigen, ohne sich zu übereilen, die Treppen hinauf, — nein, dies Gefühl des Gewöhnlichen und Alltäglichen drückt sich auch in der kalten, abgemessenen Art aus, mit welcher die Portiers salutiren, oder wie die Lakaien die Thüren öffnen, oder wie sich die dienstthuenden Kammerherren händereibend und süß lächelnd in den innersten Gemächern breit machen.

Ganz anders aber gestaltet sich dagegen das Leben vor und im Schlosse, wenn ein plötzlich eingetretenes wichtiges Ereigniß fast mit der Schnelligkeit des Telegraphen den obersten Hofchargen, den Würdenträgern, den Excellenzen, den Hof- und Ehrendamen gemeldet wird, und ihre schleunige unvorherzusehende Anwesenheit in der Residenz verlangt. Da paßt der Vergleich mit dem Leben und Treiben des ruhigen Bienenvolks am klaren, warmen Sommertage nicht mehr; und wollte man doch daran festhalten, so müßte man dem hastigen, wilden Ein-

und Ausschwärmen zufolge die Vermuthung aufstellen, im Stocke selbst sei eine Revolution ausgebrochen, oder ein plötzlich drohendes Unwetter treibe Alles in wilder Hast einher. Da fällt manch' böses Wort, da drohen Püffe und Stöße, drunten im Stall, bis die Pferde angeschirrt sind, droben im Ankleidezimmer, bis die Herrschaft in würdige Verfassung gesetzt ist, um sich bei Hofe sehen zu lassen; da kann es vorkommen, daß die Livree des Kutschers schief zugeknöpft ist, wenn er sich auf den Bock schwingt, da kann es geschehen, daß die Kammerjungfer der Excellenz zu einem meergrünen Kleide in der Eile eine blaue Schleife aufgesteckt hat. Wehe ihr! Da kann das Gräßliche passiren, daß der Lakai hinten auf dem Wagen einen Strumpf verkehrt anzieht, oder sogar die Achselschnüre an der neuen Gallalivree vergißt. — Aber da ist keine Zeit zum Umwechseln und Aendern, der Wagen rasselt vor das Haus, Fächer und Handschuhe werden hinein geboten, oft auch ein vergessenes Ordensband oder der Degen. Man hat kaum Zeit, das gewöhnliche Gesicht für die großen Feierlichkeiten zu machen: etwas offizielle Angst mit Ueberraschung; man denkt dies und das, man combinirt und möchte dem Wagen, der sehr langsam zu gehen scheint, nachhelfen.

Der Kutscher auf dem Bock sitzt weder schief noch nachlässig, er hält die Zügel fest und stramm, wartet er doch nicht einmal, bis der Lakai ruft: Nach dem Schlosse! sondern kaum hört er, wie der Wagenschlag zufällt, als auch schon ein energischer Zungenschlag die Pferde dahinschießen läßt. Er lenkt sie finster und dabei nach allen Seiten umschauend, ob nicht eine andere herrschaftliche Equipage aus irgend einer Seitenstraße herausrasseln wird, um den thörichten Versuch zu machen, ihm den Vorrang abzulaufen. Dabei wirft er zuweilen einen Blick auf die Thurmuhr, bei der er vorüberfährt, und spart auch einen leichten Peitschenhieb nicht, um den Trab der beiden Pferde zu beschleunigen.

Der Lakai hinten auf schaukelt heute nicht, leicht, bequem und

graziös an den Riemen hängend; er hat sich auf die Fußspitzen erhoben, und wenn man so sieht, wie er beinahe krampfhaft den Hals vorstreckt, und über dem Dache des Coupé weg starr nach dem Schlosse blickt, wohin sich eine unzählige Menge wild gewordener Equipagen begibt, und wenn man dabei bemerkt, wie er zu gleicher Zeit mit den Armen rudert, so könnte man glauben, er wolle durch diese Bewegung den Lauf des Wagens beschleunigen. Die Rampe hinauf geht es im kurzen Galopp, oben aber muß man einen Augenblick halten, weil schon eine ziemliche Wagenreihe dasteht, die langweilig File macht, und Schritt für Schritt vorrückt, bis jede Equipage sich ihres kostbaren Inhalts entledigt hat. Die Wagenthüren fliegen zu, daß einem die Schlösser leid thun, nachdem die Lakaien Mäntel und Shawls so hastig von den Sitzen gerissen, daß man sich wundert, wie nur eine Spitze oder ein Sammetbesatz ganz bleiben kann.

Es ist aber auch keine Kleinigkeit, welche den gesammten Hofstaat so plötzlich in Alarm bringt und nach dem Schlosse sprengt. Die lang erwartete Stunde Ihrer Hoheit der Frau Herzogin ist endlich gekommen, die Aerzte haben sich um sechs Uhr in der Frühe versammelt, die obersten Hof-Chargen sind seit acht Uhr vollständig bei einander, sprechend und flüsternd, und machen unendlich lange Gesichter. Alle spazieren auf den Zehen paarweise im Zimmer auf und ab, den Federhut vor den Bauch gedrückt, mit hoch emporgezogenen Augbrauen, und so oft einer der dienstthuenden Kammerherren eilfertig durch das Vorzimmer stolpert, — bei wichtigen Veranlassungen pflegen die Kammerherren im übermäßigen Diensteifer zu stolpern — so drücken die Excellenzen den Federhut fester an den Leib und es ist ihnen selbst äußerst seltsam zu Muth.

Das ganze Schloß befindet sich in einer sehr erklärlichen Aufregung; der Chef der Küche macht ein äußerst wichtiges Gesicht, denn an seinem Wirken hängt in der nächsten Zeit das Wohl des Staates. Er ist ein übermäßig wohlbeleibter Mann, welche Naturgabe einen sehr vorwitzigen Küchenjungen im Zusammenhange mit dem außergewöhn-

lichen Leben und Treiben zu einer sehr unpassenden Bemerkung Veranlassung gab; in Folge derselben brachte der Oberkoch eine tüchtige Ohrfeige zur Welt, welche dem kleinen, weiß gekleideten Spötter keinen schlechten Schmerz verursachte. Die Portiers ziehen sehr wichtig aber geräuschlos ihre Stöcke an; alle Lakaien, selbst im entgegengesetzten Flügel von dem, welchen die Herzogin bewohnt, halten die Hand vor den Mund, wenn sie sprechen, die Kammerdiener du jour haben Mienen à deux mains, ebenso zum Lachen, wie zum Weinen geneigt.

Unterdessen rauscht es die Treppen hinauf in Sammet und Seide, man begrüßt sich mit kurzen Worten, man eilt bei einander vorbei, um frühzeitig in den Empfangsaal zu kommen, wo sich der Hofmarschall, sowie die Obersthofmeisterin Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Elise befindet, um die Herren und Damen vom Hofe zu empfangen, Beide steif und förmlich, ernst, fast trübe, wie der Sonnabend vor Ostern, mit einer Rückerinnerung an die vergangene stille Zeit und einem Vorgefühl der lustigen heitern Tage, die beginnen werden mit dem Klang der Glocken.

Begreiflicher Weise bilden sich hier oben im großen Saale die verschiedenartigsten Gruppen; alte Excellenzen erinnern sich noch ganz genau des Tages, wo der nun schon höchstselige Herzog das Licht der Welt erblickte; es war das an einem Sonntagmorgen gewesen, es regnete unaufhörlich, bei den Freudenschüssen wollten die Kanonen nicht losgehen, und die Amme des allerhöchsten Kindes hatte die Unvorsichtigkeit begangen, dasselbe dem durchlauchtigsten Vater in schwarzen Schuhen zu präsentiren, d. h. sie, die Amme, hatte schwarze Schuhe, was den kleinen Prinzen anbelangte, so waren seine charmanten herzoglichen Füßchen in goldgestickte Windeln eingeschlagen. — „Ach! diese Windeln!“ seufzte eine bejahrte Hofdame, „ich erinnere mich ganz genau, wie meine selige Mutter an einer derselben gestickt.“

„O das ist ja durchaus unmöglich',“ schmeichelte die alte Excellenz, obgleich man wohl wußte, daß die Hofdame selbst, was Zeit und Alter anbelangt, ganz gut eine der Windeln hätte sticken können.

Aehnliche Windelgespräche und was darum und daran hängt,

wurden von den jüngeren Hofdamen und Ehrenfräulein nur geführt, wenn sich kein männlicher Lauscher in der Nähe befand, so bald sich irgend ein Kammerherr oder sonst etwas der Art näherte, ging das Gespräch ohne einen gehörigen Uebergang auf's Wetter über, auf das Theater, oder auf sonst einen unschuldigen und geringfügigen Gegenstand.

Neben diesen einzelnen Gruppen, die im ganzen Saale zerstreut waren, bemerkte ein kundiges Auge auch noch zwei streng geschiedene Hauptlager: die Partei des Regenten und die Ihrer Durchlaucht der Prinzessin. Die nächste Stunde mußte für diese beiden Parteien eine wichtige Entscheidung bringen; die eine Wagschale sank, die andere stieg hoch empor. — Die Herzogin werde sicher eine Prinzessin haben, hatten alte kundige Damen versichert, die in ähnlichen Angelegenheiten Routine genug hatten, um durch allerlei kleine Umstände eine solche Ansicht begründen zu können. „Ja, eine Tochter — gewiß eine Prinzessin!" hörte man vielfach im Saale flüstern, und das gab denen von der Partei der Prinzessin jedesmal einen Stich in's Herz. In dem Falle hatten sie nichts zu hoffen, Alles zu verlieren; in dem Falle hörte die Regentschaft auf, und der Regent trat in die Rechte und Titel des regierenden Herzogs des Landes. Daß er alsdann Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Elise den freundlichen Rath ertheilen würde, mit der verwittweten Frau Herzogin Eschenburg zu bewohnen, daran zweifelten die Anhänger des Regenten durchaus nicht; sie hofften es, während die von der Partei der Prinzessin leise flüsternd eine solche Möglichkeit als Befürchtung aussprachen.

Es war für einen unparteiischen Beobachter ganz amusant, die Haltung dieser beiden Lager zu sehen; die Siegeshoffnung der einen drückte sich durch freudige Mienen aus, durch halblautes Lachen, durch sehr excentrische Bewegungen mit den Fächern; die andere Partei lachte nicht, sondern sie lächelte nur, doch hatte dieses Lächeln etwas Forcirtes, fast Unheimliches, und wenn man draußen Schritte hörte, so wandten sich von dieser Seite des Saales mehrere Dutzend Augen sehr erwartungsvoll nach der Eingangsthür. Wir können dabei nicht verschweigen, daß einige schwache Seelen von der Partei Ihrer Durchlaucht in's andere Lager hinüber schlichen, um dort, als sei gar nichts vorgefallen, ein harmloses Gespräch anzuknüpfen; doch las solch' ein Unglücklicher in den

halbgeschlossenen Augen oder dem eigenthümlichen Lächeln irgend einer alten Excellenz oder in dem raschen Fächerzuklappen einer entrüsteten Hofdame das verhängnißvolle „Zu spät!“ und verstand genau, was es heißen sollte, wenn in seiner Nachbarschaft, scheinbar ohne Beziehung auf ihn, irgend Jemand sagte: Ah! c'est trop fort!

Freilich gab es unter dem Hofstaat einige Privilegirte, die entweder dem Treiben beider Parteien fern geblieben waren, oder die man bei der einen oder bei der andern so hoch in Gunst stehend glaubte, daß Niemand es wagte, so bevorzugte Personen mit einem schiefen Blicke anzusehen, sondern daß Alle für diese ein angenehmes Wort, ein freundliches Lächeln hatten.

Hierzu gehörte auch Major von Fernow, der, schon früh im Schlosse anwesend, mit dem Hofmarschall und der Obersthofmeisterin so zu sagen die Honneurs gemacht hatte. Während Alles in gespannter Erwartung harrte, trieb er sich scheinbar zweck- und planlos zwischen den plaudernden Gruppen beider Parteien umher, doch wenn er auch hie und da eine Conversation anknüpfte, so bemerkten seine genauen Bekannten wohl, daß er zerstreut sei und für Antworten, die man ihm gab, nur ein halbes Ohr habe. Auch machte er sich viel an der Seite der Fenster, von wo er den Schloßplatz übersehen konnte, zu schaffen und blickte zuweilen mit gespannter Aufmerksamkeit dort hinab. Endlich schien das zu kommen, was er erwartete. Es fuhr ein Wagen die Rampe hinauf und hielt unter dem Hauptportal. Herr von Fernow dirigirte sich gegen die Eingangsthür des Saales, und als hier gleich darauf Baron von Wenden eintrat, faßte der Major dessen Arm und ging so langsam als möglich, um kein Aufsehen zu erregen, zwischen den Umherstehenden durch bis nach einer der Fensternischen, wo er den Freund in die hinterste Ecke zog und ungeduldig sagte: „Nun, was bringst du? Du bist lange genug ausgeblieben.“

„Möglich, daß es dir lange vorgekommen ist,“ versetzte der Kammerherr, „für mich war es auch kein kurzweiliges Geschäft, aber ich habe gethan, was eine menschliche Zunge und acht Pferdebeine zu thun im Stande sind. Puh!“ damit blies er wie echauffirt von sich und fächelte mit seinem Uniformshute sich einige Kühlung zu.

„Du hast ihn also nicht getroffen?“

„O ja, ich traf ihn, aber erst nach mehrmaligem Hin- und Herfahren. Zu Hause hieß es, er sei vor einer Viertelstunde weggefahren, nach Warrens Hôtel, wo Graf Hohenberg wohnte. Ich eilte dorthin, was die Pferde laufen konnten. Vor dem Hause stand der Reisewagen des Grafen, die Bedienten packten emsig auf, antworteten mir aber auf meine Frage, beide Herren, der Graf, sowie Se. Excellenz seien vor einer Viertelstunde nach des Letzteren Wohnung zurückgefahren. — Wer weiß, wo sie sich unterwegs aufgehalten. Nun gut, ich fahre dorthin zurück. — Niemand da, versichert mich der Kammerdiener des Barons, wobei er die Achseln bis an die Ohren emporzieht. Du kennst nun mein unverwüstliches Phlegma bei solchen Angelegenheiten. Ich sage also dem Kammerdiener: gut, wenn Niemand da ist, so werde ich mir erlauben, zu warten, bis Jemand kommt. Man führt mich in den Salon und ich setze mich in einen Fauteuil und stelle Betrachtungen an über die Vergänglichkeit alles Irdischen."

„Gewiß sehr schöne Betrachtungen!" entgegnete der Major ungeduldig, „die du mir später hoffentlich nicht vorenthalten wirst. Aber später, später!"

„Wenn wir wieder zusammen Dienst im Vorzimmer haben," lachte der Kammerherr. „O du Narr des Glücks! — Da sitz' ich also eine Weile, und um zu zeigen, daß ich durchaus keine Eile habe, richte ich mich so häuslich wie möglich ein; ich nehme eine Zeitung und fange sorgfältig bei den telegraphischen Depeschen an."

„Weiter! Weiter!"

„Den Teufel auch! Treib' mich nicht so. Was ich dir hier nur in der Kürze erzähle, hat mich wahrhaftig viel länger aufgehalten."

„Das glaube ich dir gern," erwiderte der Major, unmuthig den Kopf schüttelnd, „und ich will dir heute Abend still halten, sechs Stunden meinetwegen. Aber bedenke doch, daß ich wissen muß, woran ich bin und daß wir jeden Augenblick unterbrochen werden können."

„Bah! Sind wir wirklich schon so nahe dabei?"

„Da schau hinüber an den alten Schloßflügel," antwortete Herr von Fernow. „Siehst du dort am offenen Fenster den Grafen Schuler, bemerkst du wohl, wie der Hofchirurg jeden Augenblick rapportirt? Ich glaube wahrhaftig, er schickt sich an, ein Zeichen zu geben."

„Nun, und was für ein Zeichen?"

„Das hängt von der nächsten Viertelstunde ab. Haben wir eine Prinzessin, so schwingt er ein weißes Tuch, haben wir einen Prinzen ein rothes. Hinter dem Schloßplatz erheben sich sodann augenblicklich Raketen und ein paar Sekunden darauf verkünden die Batterien vor dem Thore der Residenz diesen Augenblick des Glücks. — Also bitte ich dich — beeile deinen Bericht."

„Meinetwegen. Nachdem ich also eine gute Weile gewartet und — notabene! — keinen Wagen anfahren gehört, meldet der Kammerdiener, Se. Excellenz seien zurück. Se. Excellenz erschienen auch gleich darauf im Salon, sahen aber sehr ermüdet und abgespannt aus."

„Nun?" fragte eifrig der Major. „Und warum hat er gestern nicht zu mir geschickt, wie er versprochen?"

„Er hätte geschickt," entgegnete der Kammerherr mit einem höhnischen Lächeln, „du seist nicht zu finden gewesen."

„Eine infame Lüge!" rief so heftig der Major, daß sich ein paar nahestehende Hofdamen erstaunt umwandten und Herr von Wenden seinem Freunde ein Zeichen des Schweigens machte.

„Das muß mich empören," fuhr dieser fort. „Ich war bis nach vier Uhr zu Haus und habe darauf schriftlich hinterlassen, wo ich bis zu meiner Zurückkunft zu finden sei. — Doch was ereifere ich mich! Und warum war er nicht zu finden, als ich ihm nach zwei Uhr Botschaft schickte?"

„Da du gefehlt habest," antwortete der Kammerherr achselzuckend, „so habe auch er sich nicht für verpflichtet gehalten, zu Hause zu bleiben."

„Gut, gut! Und dann sprachst du?"

„Wie Cicero," entgegnete der Kammerherr mit entschiedenem Tone und erhobenem Kopfe. „Eigentlich nicht wie Cicero, sondern ich faßte mich sehr kurz und richtete ihm in gedrängten Worten meine Botschaft aus."

„Und er nahm Alles an?"

„Alles."

„Heute Abend?"

„Um fünf Uhr hinter dem Park."

„Gott sei Dank," erwiderte rasch der Major, „so werden wir

diese Angelegenheit abmachen. Wenn es dir recht ist, speisen wir um drei Uhr, und bis dahin hast du vollkommen Zeit, Alles vorzubereiten."

„Versteht sich von selbst," sagte Herr von Wenden, „nur könnte der Fall eintreten, daß mich der Regent zu irgend etwas befiehlt. Du weißt," setzte er wichtig thuend hinzu, „meine Ungnade scheint vorüber, die Sonne leuchtet mir wieder. — Aber ich bin vergeßlich," unterbrach er sich selbst im rascheren Tone. „Nachdem ich deine Angelegenheit mit dem Baron Rigoll besorgt, übergab er mir dies Schreiben an den Regenten. Du weißt, ich habe ein immens richtiges Vorgefühl. Das Schreiben enthält Wichtiges. Auch bat mich Se. Excellenz um alter Freundschaft willen, es Sr. Hoheit so bald als möglich zu übergeben."

„Das ist eigenthümlich. Und sahst du den Grafen Hohenberg?"

Der Kammerherr schüttelte mit dem Kopfe. Dann sagte er: „Er war vermuthlich im Nebenzimmer, ließ sich aber nicht sehen."

„Und Baron Rigoll sprach nichts von der verfehlten Angelegenheit?"

„Nur ein paar Worte. Er bemerkte mir in seinem scharfen unangenehmen Tone und ungefähr in diesen Worten: Es ist bei Hofe das sonderbare Gerücht verbreitet worden, als sei Se. Durchlaucht, der Herzog Alfred von D. incognito in der Stadt. — Ich kann Sie versichern, Herr Baron von Wenden, daß daran kein wahres Wort ist."

„Avis au lecteur!"

„Allerdings. Und ich gab ihm mit einer tiefen Verbeugung zur Antwort: „Wenn mich Ew. Excellenz das versichern, so muß ich es natürlicher Weise glauben." — Aber mein Lächeln, mit dem ich diesen Satz begleitete, sagte ihm genug.

„Ich fürchte," sprach Herr von Fernow nachdenklich, „der Augenblick, in dem Baron Rigoll anfing, diese Angelegenheit zu betreiben, war für ihn kein Augenblick des Glücks."

„Ganz meine Ansicht," entgegnete der Kammerherr und setzte hinzu, indem er seinen Freund mit einem sehr pfiffigen Gesichtsausdruck anschaute: „Vielleicht war das für Andere ein Augenblick des Glücks."

„Das ist nun einmal so in der Welt," meinte der Major und wandte sich vom Fenster ab, um auf das Gewühl des Hofstaates im Saale zu blicken. „Die Wagschaalen des Glücks steigen

auf und ab, und wenn eine Partei hinunter muß, steigt die andere vielleicht hinauf."

„Wenn nur wir bei der letzteren sind," versetzte lachend der Kammerherr. — — In diesem Augenblicke hörte man ziemlich entfernt etwas wie das Zischen einer Rakete, einer zweiten, einer dritten, und gleich darauf vernahm man einen dumpfen Kanonenschuß. — Wenn vom heiteren Himmel herab unzählige Blitze gefahren wären oder brennender Schwefel, flammendes Pech, oder wenn die Decke des Saales plötzlich gewankt hätte: die Aufregung unter dem Hofstaat hätte nicht größer sein können. Junge kräftige Ehrenfräulein erbleichten und errötheten, und ältere Hofdamen hätten es vielleicht gerade so gemacht, wenn die Schminke dabei nicht ein kleines Hinderniß gewesen wäre. Doch wandten sich diese mit angehaltenem Athem dem Fenster zu; nervenstarke Naturen affectirten ein gleichgültiges Lächeln, während schwächliche Constitutionen eine Stuhllehne oder eine Tischecke suchten.

Bumm! — bumm! — bumm! — ging es draußen.

Schon bei dem ersten Schusse war alle Conversation mit einem Male abgebrochen; man hörte selbst nicht einmal das geringste Flüstern mehr, kein Zuklappen der Fächer, und wo zufälliger Weise bei einer unvorsichtigen Bewegung der schwere Seidenstoff des Kleides irgend einer Dame rauschte, da sah man ringsumher ein paar Dutzend unwilliger Augen, welche Ruhe geboten. — Kammerherren, die seit längerer Zeit alles Gefühl verlernt hatten, die selbst einem ungnädigen Blicke gegenüber so viel kaltes Blut behielten, um den Kopf sehr aufrecht zu tragen, den Hut mit Ostentation an der Seite zu halten und furchtlos in der dritten Position zu verharren, selbst dergleichen eiserne Naturen fühlten eine gelinde Emotion. — Alte ergraute Generale, die ohne Herzklopfen im stärksten Geschützfeuer ausgehalten, und denen das wildeste Krachen rings umher gleichgültig war, fühlten jetzt jeden Schuß in ihren Nerven nachklingend. —

Bumm! — bumm! — bumm!

Bumm! — bumm! — bumm!

Schon der sechszehnte Schuß. Beim fünfundzwanzigsten war der entscheidende Moment. Wurde es nach diesem draußen stille, so hatte die Partei des Regenten alle Ursache, den Kopf hoch zu erheben, so

war die der Prinzessin niedergeschmettert, vernichtet, gar nicht mehr vorhanden, — fertig.

Die Pause zwischen dem fünfundzwanzigsten und sechsundzwanzigsten Schusse mußte allen Anwesenden eine Ewigkeit dauern, sie war im Stande, Ohnmachten hervorzubringen.

Man konnte beinahe die Herzen unter den Uniformen und unter den Roben der Damen schlagen hören. Fast athemlos standen die Gruppen da, mit weit aufgerissenen Augen, bleich und roth, um die Lippen ein bezeichnendes, krampfhaftes Lächeln. Manche Dame fühlte, daß sie doch etwas zu fest geschnürt sei; manche Excellenz fuhr sich mit der kalten Hand über die feuchte Stirn.

Bumm! — bumm! — bumm! — bumm! — bumm! — bumm!

Der fünfundzwanzigste! Die Spannung hatte einen verzweiflungsvollen Grad erreicht. Es drohten Convulsionen und Ohnmachten. Noch eine Sekunde und die Würfel waren gefallen.

Bumm! — Der sechsundzwanzigste Schuß! — — — — Die Herzogin hatte einen Prinzen geboren, dem Lande war ein Thronerbe geschenkt. — — — —

War es keine Täuschung, war nicht eins der Geschütze unvorsichtiger Weise losgegangen? Hatte sich der commandirende Artillerieoffizier nicht verzählt? — Nein, nein! jubelte die Partei der Prinzessin, er hat sich nicht verzählt; horch! das Glück verheißende Schießen dauert fort:

Bumm! — bumm! — bumm!

Wer mag jetzt noch zählen? Weder Die, welche in der Geburt eines Prinzen ihr Heil erblickten, noch die Andern, welche mit langen Gesichtern drein schauten. Als es aber gewiß war, daß ein Prinz geboren sei, denn die Kanonen erzählten das fort und fort der aufhorchenden Residenz, da fing auch die Conversation in dem Saale lebhafter als je wieder an. Wohl hatte man bei dem sechsundzwanzigsten Schuß ein paar gelinde Aufschreie vernommen, hatte auch einige Damen wanken, und vor dem Umfallen nur durch die bereitwillig geöffneten Arme nebenstehender Herren bewahrt gesehen; doch verschwanden diese Zeichen getäuschter Hoffnung in dem lauten Jubel der Gratulationen, mit der namentlich die Partei der Prinzessin sich gegenseitig überschüttete. Auch das andere Lager machte gute Miene

zum bösen Spiel; hielt doch der Regent nach wie vor das Scepter in seiner Hand und waren achtzehn Jahre bis zur Großjährigkeit des Neugeborenen eine lange Zeit. Freilich hatte sich die verwittwete Herzogin und somit auch deren Schwester, die Prinzessin Elise, zu neuerer und größerer Wichtigkeit erhoben, und da Ihre Durchlaucht bekannt dafür war, einen Schein von Recht, den sie hatte, in das vollgültigste Recht zu verwandeln, so konnte ihre Partei immerhin die Köpfe aufrichten und mit einem etwas übermüthigen Lächeln ins andere Lager hinüber blicken.

Schon lange hatten die Kanonen draußen geschwiegen, und noch immer nicht kam aus den Gemächern der Herzogin eine offizielle Bestätigung der Geburt des Thronerben. Aeltere Staatsdamen und ergrauete Kammerherren fingen an leicht die Köpfe zu schütteln und prophezeiten den zunächst Stehenden irgend etwas Unvorhergesehenes, etwas Mißliches, das drüben vorgefallen. Und in der That, sie mochten Recht haben. Einzelne Neugierige, die sich an der Thür befanden und verstohlen in die angrenzenden Zimmer lauschten, erzählten ebenfalls flüsternd von einem seltsamen Rennen und Laufen der Bedienten, und Einer wollte den alten Kindermann gesehen haben, wie er in dem geheimen Corridor verschwunden war, der zu dem Appartement des Regenten führte, aber nicht den ewig lächelnden Kindermann, wie ihn der ganze Hof kannte, sondern Kindermann mit einem ernsten, fast melancholischen Gesichtsausdruck.

So wie heute war die Erwartung des Hofstaates noch nie auf die Folter gespannt worden; man fing in ganz vertrauten Kreisen an, dies sonderbar, ja absurd zu finden; man hatte wenigstens so viel Rücksicht ansprechen zu können geglaubt, um irgend einen Bericht zu erhalten, eine Botschaft von dem, was auf dem andern Flügel vorgefallen war; man begann die Köpfe zu schütteln, bedeutsam die Schultern in die Höhe zu ziehen, und die Conversation war nahe daran, aus allgemeiner Aufregung wieder vollkommen einzuschlafen, als man bemerkte, wie die Kammerherren du jour an der Hauptthüre des Saals mit einem Male Mienen machten, welche deutlich etwas Außergewöhnliches anzeigten. Sie erhoben ihre Köpfe, rückten verstohlen die weiße Halsbinde in die Höhe und wandten sich mit einer halben Wendung

gegen die Thür. Ihr außerordentlich feines Gehör hatte draußen Schritte vernommen. Jetzt legten sie ihre Hände an die nicht ganz geschlossenen Thürflügel, jetzt flogen diese auf, und im zweiten der anstoßenden Säle bemerkte man den Regenten, wie er kam, — endlich, endlich! Zu seiner linken Seite ging die Prinzessin Elise, hinter Beiden die Staats- und Hofdamen, dann folgten der erste Adjutant Sr. Hoheit, die obersten Hofchargen, die Minister und ein paar Kammerherren.

Im Empfangssaale vernahm man ringsum das gewisse Räuspern, mit welchem man sich auf etwas ganz Außerordentliches vorbereitet. Die Herren zogen ihre Uniformsfräcke hinab, die Damen warfen einen prüfenden Blick auf ihre Toiletten, und als nun der Regent im Saale erschien, wehte eine einzige Verbeugung, rauschte ein einziger tiefer Knix durch den weiten Saal. Es lag etwas Düsteres im Blicke des Herzogs, welches alle deutlich bemerkten, bei denen er vorüberschritt, um am Ende des Saals ein paar Stufen auf die Estrade zu steigen, wo unter roth sammtnem Baldachin ein vergoldeter Sessel stand.

Für die Partei der Prinzessin wäre die düstere Miene des Regenten ein gutes Vorzeichen weiter gewesen, wenn man nicht auf dem Gesichte Ihrer Durchlaucht ebenfalls einen tiefen Ernst bemerkt hätte. Ja, kundige Blicke wollten in den Augen derselben Spuren von Thränen bemerken.

Der Regent führte die Prinzessin an der Hand die Stufen hinauf und als er sie auf den Sessel niedersitzen ließ, hörte man ein ganz leises Murmeln der Verwunderung. Er selbst stand aufrecht auf der obersten Stufe, hatte die Hand auf die Rückenlehne des vergoldeten Stuhles gelegt und sprach mit lauter und fester Stimme, nachdem er einen Blick auf die Versammlung geworfen: „Der von uns Allen, die wir hier versammelt sind, sowie von dem ganzen Lande längst ersehnte und erwartete Augenblick ist eingetreten. Leider aber ist es kein Augenblick des Glücks gewesen. Der Himmel, der unsere Geschicke lenkt, der uns nach seiner weisen Einsicht Freuden und Leiden gibt, hat es für gut befunden, Beides zu gleicher Zeit auf uns herabzusenden. Unsere erhabene Nichte, die verwittwete Herzogin dieses Landes, genoß nur eine kurze Zeit des Glückes, einen Erben des Thrones in ihre Arme zu

schließen. Gott hat es gewollt, daß die Stunde der Geburt des Prinzen zugleich die Stunde seines Todes war."

Als der Regent so sprach, barg die Prinzessin ihr Gesicht ein paar Augenblicke in beide Hände, und in der Versammlung, welche in der größten Spannung diesen Worten gelauscht, herrschte ein tiefes Schweigen.

Nach einer kleinen Pause fuhr Se. Hoheit fort: „Durch diesen traurigen Fall ward nach der Verfassung des Landes und den Familienstatuten Unseres Hauses der Thron erledigt und die Herzogskrone ging nach denselben Gesetzen auf den nächststehenden männlichen Anverwandten des höchstseligen Herzogs, also auf mich über. — — Weder Ihnen, die Unserem Hause bisher in Liebe und Treue zugethan waren, noch den übrigen Unterthanen des Landes bin ich ein Unbekannter, ein Fremder. Meine Art zu handeln und zu wirken wird die gleiche bleiben, und wie ich Jedem ein gnädiger und gerechter Herr sein werde, so erwarte ich auch, daß die Anhänglichkeit, die Liebe und Treue, die man bisher dem Regenten bewiesen, nun auf den regierenden Herzog übertragen werde."

Es ist unmöglich, die Bewegung zu schildern, welche nach dieser Rede in der Versammlung entstanden, eine Bewegung, die sich weniger durch Worte als durch Mienen und Geberden kund gab. Wo waren die hochfliegenden Hoffnungen geblieben, mit welchen die Partei der Prinzessin die Geburt eines Thronerben begrüßt hatte! Mit dem Tode des kleinen Prinzen hörte diese Partei auf zu sein; sie hatte nichts mehr zu hoffen, vielleicht Alles zu fürchten. Ein tiefes Schweigen herrschte auf dieser Seite des Saales, und die Blicke, mit denen man sich ansah, sprachen beredter als tausend Ausrufungen. Auch die Anhänger des Regenten, obgleich sie stolz und freudig um sich blickten, waren doch von dem eben Gehörten, von ihrem Glücke so überrascht und berauscht, daß kein lauter Ausruf über ihre Lippen kam; man lächelte einander nur verstohlen zu, man drückte sich im Geheimen die Hände. Und dann schaute wieder Alles erwartungsvoll zum Herzog empor, der sich einen Augenblick zur Prinzessin niedergebeugt und ihre rechte Hand ergriffen hatte, die er langsam an seine Lippen drückte. Darauf richtete er sich wieder empor und ein leises, kaum bemerkliches

Lächeln flog über seine Züge, als er abermals die fast athemlos dastehende Versammlung überblickte. — „In diesem für mich so feierlichen Moment," sprach er, „wo mir der Himmel so viel gegeben, kann ich nicht umhin, Sie, meine Lieben und Getreuen, von einem größeren Glücke zu benachrichtigen, das mir zu Theil geworden. — Unsere durchlauchtigste Nichte, die Prinzessin Elise, hat eingewilligt, mir ihre Hand zu reichen, und indem ich diese theure Hand hiermit ergreife, nenne ich die Prinzessin öffentlich meine liebe Braut und empfehle meine zukünftige Gemahlin gleich mir nochmals Ihrer Treue und Liebe."

Dies war nun ein Augenblick des Glücks, ungefähr jenem vergleichbar, wenn die feindlichen Brüder von Messina endlich einander in den Armen liegen und die beiden getrennten Chöre, hingerissen von diesem frohen Ereigniß, auf einander zustürzen, sich die Hände reichen und mit leuchtenden Blicken und innigen Worten geloben, daß fernerhin alle Feindschaft aufhören werde, kein Groll, kein Haß mehr bestehen soll. Man schien absichtlich seine eifrigsten Widersacher aufzusuchen, man reichte seine Hände den bis zu dieser Stunde erbittertsten Gegnern. Es kamen unglaubliche Umarmungen vor, man sah mehr als Ein Paar feindlicher Brüder sich die liebenswürdigsten Dinge sagen, ja man sah Thränen in Augen und Lächeln auf Lippen, wo diese beiden Artikel seit langen Jahren ganz außer Cours gekommen waren. — Aber all' die Ausrufungen, das Entzücken, die frohen Begrüßungen, das freudige Lachen, welche eine Partei für die andere hatte, vereinigten sich im nächsten Augenblicke gegen das glückliche Paar auf der Estrade, und als nun ein alter General, den Moment erfassend, ein Hoch auf den Herzog und die Herzogin ausbrachte, einigte sich Alles in diesem Spruch, und die Wände des Saals hallten wieder von den stürmischen Rufen, die draußen auf dem Platze und in den Straßen ein gewaltiges Echo fanden.

Der größte Theil der Bevölkerung war, angezogen durch die Kanonenschüsse, auf den Platz vor dem Schlosse geeilt; wie ein Lauffeuer hatte sich nicht nur die Nachricht von der Geburt des armen kleinen Prinzen, sondern auch von dessen Tode unter der Menge verbreitet, — ein Tod, der nun den allgemein verehrten Regenten zum Herzog machte. Tausende von Stimmen verlangten ihn zu sehen, und als er, diesem

donnernden Wunsche folgend, hinaustrat auf den großen Balkon des Schlosses, zerriß ein unendlicher Jubelruf die Luft, in welchen sich der Kanonendonner und das Läuten der Glocken mischte.

Daß Freude und Leid in diesem Leben sich so oft berühren! — Die Thränen der verwittweten Herzogin flossen auf die kalte bleiche Stirn ihres neugebornen Kindes, das nach wenigen Athemzügen und nach einem einzigen schmerzlichen Blick schon die Erde und seine Mutter verließ. Wohl hörte diese Kanonendonner und Glockengeläute; doch erregte es in ihr kein verbittertes Gefühl, im Gegentheil freute sie sich des Glückes ihrer Schwester. Sie ließ sich ein Blatt Papier reichen und schrieb darauf mit zitternder Hand: „Meine heißesten und innigsten Wünsche, für das Wohl des Herzogs und das Glück meiner geliebten Schwester.“

Ihr Kammerherr überbrachte diese Zeilen, und es war die rührendste Huldigung, welche die beiden Glücklichen am heutigen Tage erhielten.

Die Angehörigen des Hofes, nachdem sie mit vollkommen angepaßten Mienen gratulirt, condolirt und wieder gratulirt, hatten das Schloß verlassen, und der Herzog befand sich mit der Prinzessin in deren Salon und in Gesellschaft des Fräulein von Ripperda, welche Ihre Durchlaucht jetzt herzlich in die Arme schloß, den Kopf auf deren Schultern legte und nun im Uebermaße des Glücks laut weinte.

Die Einzigen, die sich noch im Vorzimmer befanden, waren Major von Fernow und der Kammerherr von Wenden, welch' Letzterer seinem dem Baron Rigoll gegebenen Versprechen gemäß das Schreiben desselben in die Hände des Regenten legen wollte. „Du bist ja im Dienst,“ sagte er zu seinem Freunde, „und kannst dir schon erlauben, mich zu melden.“

„Nicht gern,“ entgegnete dieser; „es ist das ein delicater Augenblick, und ich muß mich am allermeisten in Acht nehmen, etwas zu thun, was nur einen Schein von Indiscretion an sich hätte. Wahrhaftig, lieber Wenden, in diesem Falle muß ich mich selbst vorher melden lassen, allein ich will dann recht gern für dich das Gleiche thun.“

Daß der gute Major begierig eine passende Gelegenheit suchte, in den Salon eintreten zu dürfen, wo sich ja auch Helene befand, brau-

chen wir dem geneigten Leser eigentlich nicht zu sagen. Es war ihm darum Alles daran gelegen, Jemand zu finden, dem er mit Anstand eine Meldung übertragen konnte. Ja, er hätte sich am Ende mit einem ganz gewöhnlichen Lakaien begnügt, wenn nicht in diesem Augenblicke Herr Kindermann vom Corridor in den Saal getreten wäre, in der Absicht, sich zum Regenten zu begeben.

Der alte Herr hatte seine vorige melancholische Miene abgestreift und sein Gesicht strahlte von einem außerordentlichen Vergnügen; ja, sein Lächeln gab einen solchen Glanz von sich, daß sich ein gleiches auf dem Gesichte des Majors entzündete, der dem würdigen Kammerdiener freundlich die Hand reichte und ihm darauf sagte, daß er so wie Herr von Wenden Seine Hoheit einen Moment sprechen müßten, und ihn bäten, die Meldung zu übernehmen. Da Herr Kindermann seinem Schützling, wie er den Adjutanten nannte, außerordentlich wohl wollte, auch wohl wußte, daß er in demselben dem Herrn keine unangenehme Persönlichkeit melde, so entgegnete er mit einer tiefen Verbeugung: er schätze sich glücklich, dem Herrn Major dienen zu können, und verschwand darauf mit einem wohlwollenden Blick im Salon der Prinzessin.

Die tiefe Verbeugung des Herrn Kindermann, sowie überhaupt das unterwürfige Wesen, welches er soeben dem Adjutanten Sr. Hoheit bezeigt, wurde durch die Anwesenheit des Herrn von Wenden hervorgerufen. Denn wenn wir auch wissen, daß der Major und der Kammerdiener im Kabinete des Letzteren viel unbefangener, ja freundschaftlicher mit einander sprachen, so war doch Herr Kindermann viel zu sehr ein Mann von Welt, um nicht vor den Augen eben dieser Welt auf's allerdeutlichste den Rangunterschied zwischen dem Adjutanten Sr. Hoheit und sich, dem Kammerdiener zu zeigen.

Jetzt erschien der alte Herr wieder in der Thür des Kabinets, verbeugte sich abermals tief und sagte mit einer bezeichnenden Handbewegung nach dem Salon: „Herr Major von Fernow!“ — Als sich der Gerufene eilig näherte, und dicht bei dem Kammerdiener war, fuhr dieser mit einem leichten Seufzer flüsternd fort: „Ach, Herr Major, ich wünschte, daß Ihr hochseliger Herr Papa noch lebte!“

„Und warum, Freund Kindermann?“

„Der Regent — — ich wollte sagen des Herrn Herzogs Hoheit,“

verbesserte sich der Kammerdiener, „ist Ihnen sehr wohl geneigt. Wenn mich nicht Alles trügt, müssen Sie eine außerordentliche Carriere machen.“

„Dieser Glaube kommt aus Ihrer Freundschaft für mich, lieber Herr Kindermann. Doch freut es mich in der That, wenn Sie die Idee haben, daß ich zu was Gutem ausersehen sei.“

„In wenigen Jahren Excellenz,“ sprach Herr Kindermann mit einer so wichtigen Miene, daß sie fast komisch aussah, während der Adjutant in den Salon trat.

Nach einigen Augenblicken erschien Fernow wieder, winkte dem Kammerherrn und ließ ihn eintreten, während er selbst draußen bei dem Kammerdiener blieb.

Herr Kindermann hatte verstohlen eine Prise genommen, dann sanft auf die Halsbinde geklopft, um jedes Stäubchen zu entfernen, worauf er sich die Hände rieb und mild lächelnd sagte: „Wer hätte das Alles vor drei Tagen gedacht! Was hat sich hier auf einmal verändert!“

„So viel,“ entgegnete Herr von Fernow, „daß man es kaum fassen kann. So sehr mich auch die wichtigen Veränderungen bei Hof erfreuen, so bin ich doch Egoist genug, um vor Allem daran zu denken, wie sich meine Stellung in kurzer Zeit umgewandelt hat. Denken Sie noch an jenen Abend, als ich im Vorzimmer war, und da Sie zufällig abwesend waren, dem Rufe der Klingel folgte und in das Kabinet des Regenten trat?“ —

„Ob ich mich daran erinnere!“ versetzte Herr Kindermann, indem er sanft mit dem Kopfe nickte. „Mancher an Ihrer Stelle, Sie selbst vielleicht zu andern Zeiten hätten gedacht: was geht das mich an? Sie wären ruhig ihrer Wege gegangen und hätten einen Augenblick verpaßt, an dem vielleicht Ihr ganzes künftiges Schicksal hängt.“

„Ja, — ein wichtiger Moment,“ sprach nachdenkend der Adjutant. — „Mein Freund Wenden würde sagen: — “ —

„Das war ein Augenblick des Glücks,“ rief Herr von Wenden in der That, als er im gleichen Momente hastig und freudestrahlend aus dem Salon der Prinzessin trat. „Ah! das hat wohlgethan. Ich versichere dich, Fernow, Seine Hoheit ist von einer Gnade, einer Güte,

einer Milde, — und die Prinzessin ein wahrer Engel, liebenswürdig wie immer, und dabei sanft wie nie," setzte er mit leiserer Stimme hinzu, fuhr aber gleich darauf in lauterem Tone fort, als er bemerkte, wie ihn der Adjutant lächelnd und fragend anblickte, wobei er sich übrigens ein klein wenig in die Brust warf: „Seine Hoheit der Herzog haben sich freundlich erinnert, mit welch' musterhafter Geduld ich meine Krankheit ertragen. Und Ihre Durchlaucht die Prinzessin haben nicht vergessen, wie bereitwillig ich jeder Zeit war, in ihrem Dienste zu wirken. — Ich bin zum Legationsrath ernannt und werde noch heute nach dem Hofe von B. abreisen, auf meine Anzeigen eine einfache Condolation und eine doppelte Gratulation in Empfang nehmen."

„Nun, da können dir zwei Orden nicht fehlen," meinte lachend Herr von Fernow, indem er dem Freunde die Hand schüttelte. „Daß du meine besten Glückwünsche hast, brauche ich dir nicht zu sagen."

„Auch ich erlaube mir, dem Herrn Legationsrath geziemend zu gratuliren," sagte Herr Kindermann mit einer ehrwürdigen Verbeugung, mit einem steifen Lächeln, welches sich aber in freundliches Schmunzeln verwandelte, als der Kammerherr im Uebermaße des Glücks seine Hand ergriff und sie freundlich drückte. Hierauf zog sich der alte Herr zurück, und als er sich nach einer gemessenen Verbeugung umwandte und durch den Saal dahin schritt, blickte ihm der Major von Fernow nach und sprach zu seinem Freunde: „Das ist bei all' seinen Eigenheiten ein braver Mann, und es ist ein Glück, daß ein wohlwollender Charakter wie er, in der Nähe des Fürsten weilt. Also du reisest heute Abend? Nun, hoffentlich nicht eher, bis unsere Geschichte beendigt ist."

„Das versteht sich von selbst. — Doch still, die Thüre öffnet sich."

Es war der Herzog selbst, der unter den Portieren erschien und nach dem Major von Fernow rief. Dieser wußte nicht, warum ihm das Herz heftiger schlug, als er in den Salon trat.

Die Prinzessin ruhte in einem kleinen Fauteuil, und als der junge Offizier herein trat, blickte sie nach ihm hin mit dem gewissen schalkhaften Lächeln, worin so oft eine ganz kleine, kleine Bosheit sichtbar war. Diesmal aber war Güte und Freundlichkeit vorherrschend, und sie winkte verbindlich mit der Hand, als Herr von Fernow mit einer

Verbeugung vor den Herzog trat. Neben dem Fauteuil der Prinzessin stand Helene von Ripperda, und blickte angelegentlich zum Fenster hinaus.

„Das ist mein geheimer Bundesgenosse," sagte der Herzog zu den Damen, indem er auf den Major wies, der fast verlegen ein paar unzusammenhängende bescheidene Worte sprach, wie das bei solchen Gelegenheiten wohl vorkommen kann. „Nein, nein," fuhr Seine Hoheit fort, „die Wahrheit muß ich sagen, Fernow hat mir aufrichtig und treu gedient."

„Und mich verrathen!" lachte die Prinzessin, „Fernow, das werde ich Ihnen nie vergeben."

„Allerdings, Ew. Durchlaucht, es war ein kleiner Verrath, ich gestehe es, aber kein Mißbrauch des Vertrauens, denn man schenkte mir jener Seits kein Vertrauen. Und da mein Verrath für Alle so segensreiche Folgen gehabt hat, so wird er mir gewiß verziehen werden."

„Gewiß, lieber Fernow," sprach heiter der Herzog, „und ich habe Sie gerufen, um Ihnen vor Allem Andern meinen Dank auszusprechen — Apropos!" fuhr er nach einer kleinen Pause fort, während er einen Brief, den er in der Hand hielt, geöffnet und wieder zusammengelegt hatte, „da hat mir Wenden ein Schreiben des Baron Rigoll übergeben. Nehmen Sie es, sehen Sie es durch, ich muß mit Ihnen darüber sprechen." Er reichte ihm das Papier, ehe es aber der Major ansehen konnte, machte der Herzog plötzlich eine Handbewegung gegen Fräulein von Ripperda und setzte mit lauter Stimme hinzu: „Halten Sie einen Augenblick inne, Fernow. Fragen Sie vorher unsere schöne Helene, ob und wann sie wünscht, Oberstjägermeisterin zu werden."

Der arme Major erschrak fast, als er den Regenten so reden hörte; er warf einen Blick auf Fräulein von Ripperda, die aber ihre Stellung durchaus nicht veränderte und etwas außerordentlich Interessantes auf dem Schloßplatze zu betrachten schien.

„Nun, wenn Sie nicht fragen wollen," fuhr Se. Hoheit lachend fort, „so lesen Sie das Schreiben des Baron Rigoll."

Herr von Fernow öffnete das Papier mit einer immer wachsenden Spannung. Er durchflog den Inhalt, und als er ihn übersehen, tanzten die Worte fast vor seinen Augen herum. Nachdem er sich einen

Augenblick gesammelt, stürzte er auf den Regenten zu, ergriff dessen Hand und drückte sie trotz allem Widerstreben an seine Lippen. Er war außer sich; Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gaukelten in glänzenden Bildern vor seiner entzückten Seele; er vergaß sich soweit, daß er sich stürmisch Helene näherte, die zusammenschreckte bei dem Ton seiner Stimme, als er ihr die Frage that, die ihm der Herzog befohlen.

Um den geneigten Leser nicht im Ungewissen zu lassen, was den jungen Offizier so außer sich brachte, wollen wir nicht verschweigen, daß das Schreiben Sr. Excellenz des Oberstjägermeister, Baron von Rigoll, ein Entlassungsgesuch enthielt, und daß der Herzog auf den Rand geschrieben hatte: „Angenommen, und wird das Oberstjägermeister-Amt provisorisch dem Major von Fernow übertragen.“ — —

Welch' süße Augenblicke des Glücks!

Achtzehntes Kapitel

beschließt vielleicht langweilig.

Wir könnten nun, theurer und geneigter Leser, noch viel merkwürdige und vielleicht auch interessante Dinge erzählen, von unerhörten Festlichkeiten, die bei Hofe vor sich gingen, von glänzenden Vermählungen, von Feuerwerken und Illuminationen. Doch sei es ferne von uns, deine Geduld mit Sachen zu ermüden, die in der jetzigen so sehr bewegten Zeit zu den Alltäglichkeiten gehören. Da wir von Vermählungen in der Mehrzahl sprechen, so ist selbstredend auch die des Herrn von Fernow mit Fräulein von Ripperda darunter begriffen, wodurch die Befürchtung, als habe das Duell des Majors mit dem Baron Rigoll ein blutiges Resultat geliefert, in sich selbst zerfällt. Indem wir dieses Duell, welches wirklich stattfand, nicht erzählen, entgeht uns allerdings der Vorwurf einer pikanten Schilderung: wir hätten der Wahrheit gemäß sagen können, daß gegen sieben Uhr an dem bezeichneten Abend Baron Rigoll an der Seite des Grafen Hohenberg wohl-

behalten die Residenz verließ, und hätten dadurch den geneigten Leser in Schrecken versetzen können, als sei Herr von Fernow vielleicht gefährlich verwundet zurückgeblieben. Da es uns aber nie darum zu thun war, das Interesse auf unnatürliche oder künstliche Art zu erregen, so sagen wir nur der Wahrheit gemäß, daß als ein paar Kugeln ohne Erfolg gewechselt waren, Baron Rigoll unter vollständiger Zurücknahme seiner beleidigenden Ausdrücke die Hand zur Versöhnung bot.

Es war ein schöner, prachtvoller Frühlingsabend, als der provisorische Chef des Oberstjägermeisteramtes mit dem nunmehrigen Legationsrath von Wenden, nach dem stattgehabten Rencontre, zur Stadt zurücktritt. Nicht nur Bäume, Sträucher und Blumen, sondern auch Erde und Luft dufteten ordentlich vor Wonne, unter so klarem, schönem Himmel leben, ruhen und wehen zu können. Vor dem Thore der Residenz fanden die beiden Reiter eine Equipage, den Reisewagen des Barons, der für alle möglichen Fälle dorthin beordert war; glücklicher Weise aber hatte er keine Verwundeten aufzunehmen, weßhalb dann nur der Baron Wenden, bei dem kleinen Wirthshause angekommen, wo der Wagen hielt, fröhlich aus dem Sattel sprang, seinem Freunde die Hand reichte, der ihm herzlich dankte, und sich dann von seinem Bedienten den warmen Mantel umgeben ließ, ehe er in den Wagen stieg.

„Wenn wir Alles vom richtigen Standpunkte betrachten,“ sprach hierauf Herr von Wenden lachend zum Schlage heraus, „so bin ich doch eigentlich an deinem ganzen Glück schuld, und wenn einiges Dankbarkeitsgefühl in dir wohnt, so hast du nichts Schleunigeres zu thun, als für Kinder und Kindeskinder jene Scene malen zu lassen, wo ich dir — es ist noch nicht so lange her — meine Theorie vom Augenblick des Glücks auseinandersetzte.“

„Ja, ja,“ rief Major Fernow fröhlich, „und als Pendant der andere Augenblick des Glücks, wo ich beinahe in die Nothwendigkeit versetzt worden wäre, dich im großen Audienzsaale des Schlosses zu verhaften — alles Augenblicke des Glücks.“

„Nun, es hat besser geendet, als ich gehofft; wenn meine Mission vollkommen reussirt,“ setzte er mit großer Wichtigkeit hinzu, „und —“

„die Copien einiger der Sterne, die dort eben am Abendhimmel sichtbar werden, auf deinem Fracke glänzen, so wirst du mir zurück-

kommend sagen: das Gefühl von einer schweren Krankheit zu genesen, ist ein außerordentlich angenehmes."

„Aber eine solche Krankheit selbst!" seufzte der Kammerherr, während sein Postillon in den Sattel kletterte, „die kann oftmals traurige Folgen haben."

„Du erschreckst mich!" rief Herr von Fernow in einigermaßen ironischem Tone und mit einem fast spöttischen Lächeln, denn er wußte, was kommen würde. „Solltest du wirklich —"

„Ich nicht, aber ich befürchte, jenes arme junge Mädchen hat in ihrer Zuneigung für mich die Sache ernsthafter genommen, als mir lieb ist."

„Darüber kannst du dich vollkommen beruhigen," entgegnete der Major, indem er sich Mühe gab, nicht laut hinauszulachen. „Aus der allerbesten Quelle weiß ich, daß sie sich über deinen Verlust vollkommen getröstet und im Begriff steht, sich mit einer älteren Liebe zu verheirathen. Ich kann dich auch versichern, daß ich mich der jungen Leute annehmen und alles Mögliche zu ihrem ferneren Fortkommen thun werde."

Dieses Versprechen schien dem neuen Legationsrath eine Centnerlast vom Herzen zu nehmen, und es war in der That komisch anzusehen, wie er mit einer affektirten Rührung seine beiden Hände zum Wagenschlag hinausstreckte, um die Rechte des Freundes nochmals zu drücken.

„Nun aber mache, daß du fortkommst!" rief dieser, „du solltest schon um sieben Uhr abreisen, ich will deine Freundschaft für mich nicht mißbrauchen. — Leb' wohl!"

„Leb' wohl, lieber Fernow! und denke mein bei deinem nächsten Augenblicke des Glücks."

Dahin rollte der Wagen, der Major blickte ihm ein paar Minuten lang nach, dann wandte er sein Pferd, nicht um nach der Stadt zurückzukehren, sondern um in einem animirten Jagdgalopp die Straße nach Eschenburg zu verfolgen.

Was mochte er dort suchen? — Ah! gewiß jene Equipagen, die ihm nach einer kleinen halben Stunde entgegen rollten. Er ließ den Wagen des Regenten, worin dieser mit der Prinzessin Elise saß, ehe

furchtsvoll vorbei passiren, und zwang sein unruhig gewordenes Pferd alsdann dicht an den Schlag der nachfolgenden Kalesche hinan, aus dem sich ihm eine kleine Hand entgegenstreckte, die mit raschem ängstlichem Druck seine Finger umspannte.

„So ist es wahr?“ fragte Helene von Ripperda mit zitternder Stimme, „Sie haben sich geschlagen? Sind Sie verwundet?“

„Weder das Eine noch das Andere,“ entgegnete lachend Herr von Fernow. „Se. Excellenz der Oberstjägermeister, Baron von Rigoll und ich, wir trennten uns unter einigen Freudenschüssen, welche die vortreffliche Wirkung hatten, daß wir ohne Groll von einander schieden, und daß künftig Keiner mehr den Andern um seine Augenblicke des Glücks beneiden wird. — Und an Augenblicken des Glücks,“ setzte er mit sanfter Stimme hinzu, indem er sich gegen die Kalesche hinab beugte, „soll es uns doch wahrlich nicht fehlen. Nicht wahr, meine geliebte Helene?“

Sie antwortete nicht, aber er fühlte den leichten Druck ihrer Finger, mit denen sie seine Hand umschlossen hielt.

Und so zogen die beiden glücklichen Menschen dahin am würzigen Frühlingsabend unter Sterngeflimmer, Blüthenschnee und Nachtigallenschlag. Waren das nicht schon wieder Augenblicke des Glücks?

Ja, Herr von Fernow war glücklich, und gedachte gern derer, die es minder waren; deßhalb vergaß er auch später nicht jenes Mannes, den er Abends auf der Terrasse des Schloßgartens gefunden, und mit welchem er sich über Leuchtkäfer unterhalten. Er verschaffte dem wackern Künstler die gute Stelle eines Aufsehers des herzoglichen Kupferstichkabinets, und als dies Heinrich Böhler seiner Mutter mittheilte, und Beide hierauf zur Wittwe Weiher hinabstiegen, um sie von diesem Glück in Kenntniß zu setzen, da machte Frau Weiher dem ehemaligen Photographen zum ersten Mal einen tiefen Knix. Rosa aber warf sich an die Brust ihres Bräutigams und sagte ihm unter vielen andern Dingen: „Weißt du noch, Heinrich, wie du an jenem Abende mit kummervollem Herzen in den Schloßgarten liefest und jenen Herrn trafst, von dem du mir sagtest, er sei so freundlich für dich gewesen, und dem wir jetzt Alles verdanken?“

„Ja, das war ein segensreicher Augenblick,“ fuhr das junge Mäd-

chen fort, indem sie innig und herzlich in die Augen des Mannes schaute, den sie liebte. „Es war jener Augenblick, von dem wir nimmer geglaubt, daß er auch uns einmal erscheinen werde, und von dem deine Mutter doch oftmals gesagt, daß er wenigstens einmal in jedem Menschenleben einträte, der Augenblick des Glücks.“

Was nun Herrn Krimpf anbelangte, so hatte ihm Heinrich Böhler den ganzen Photographen-Apparat überlassen, und der kleine Maler half sich damit fort, wenn auch auf eine etwas seltsame Art. Er fand nämlich einen Kunsthändler, für den er eine Gallerie von Abnormitäten und Häßlichkeiten des menschlichen Geschlechts zusammenstellte, eine in ihrer Art ergötzliche Sammlung, worin das Portrait des Künstlers selbst in den schauerlichsten Verzerrungen häufig genug vorkam. Doch wurde Herr Krimpf sehr menschenscheu, ließ sich selten vor der Welt sehen, und wenn dies geschah, blickte er Allen, mit denen er zusammenkam, mit einem Ausdrucke des Hasses und Mißtrauens in die Augen; nur wenn er allein war, konnte er sich einer seltsamen Lustigkeit hingeben, und da hörte man ihn wohl stundenlang den Refrain eines unbekannten Liedes singen: „Chantons, buvons, traleralera.“

So sind wir denn, theurer und geneigter Leser, am Schlusse unserer Geschichte angekommen, und wenn wir uns hiermit von dir verabschieden, so thun wir es in der Hoffnung, daß du in derselben irgend etwas gefunden, was dich erfreut und dein Interesse erregt. Dürfen wir in dieser Voraussetzung glauben, daß die Ueberschrift des ersten Kapitels nicht wie der gewisse rothe Faden durch unsere ganze Arbeit läuft, so ist uns das eine süße Belohnung, und wir wollen dir dann die Versicherung geben, daß wir den Augenblick, wo wir zur vorliegenden Erzählung die Feder angesetzt, für einen guten Augenblick erklären, für — —

einen Augenblick des Glücks.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Zweiundzwanzigster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1860.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Officin in Stuttgart.

Ein Winter in Spanien.

Erster Band.

Der Titel des vorliegenden Buches nöthigt mich, ein paar einleitende Worte zu schreiben, denn es mag vielleicht einer Entschuldigung bedürfen, Spanien, das herrliche, südliche Land, das in unserer Phantasie mit Sonnenschein und Blüthenstaub lebt, das wir nicht zu trennen vermögen von dem Begriff lauer, entzückender Sommernächte nach glühendem Tagesbrand, im Winter bereist zu haben. Aber Verhältnisse bestimmen den Menschen, und eine Reise, deren Ausführung während des Sommers mir und meinen Freunden schwierig war, konnte zur Winterszeit leichter unternommen werden. Dabei will ich nicht verschweigen, daß Staub und unerträgliche Hitze, die in manchen Reisebeschreibungen eine so große Rolle spielen, uns ebenfalls für die kältere Jahreszeit bestimmten. Wenn wir hierbei manches von dem so reizenden spanischen Volksleben verloren, so hatten wir dagegen bei unsern Zügen durch das Land gute Gelegenheit, das Innere desselben kennen zu lernen; und gerade der Winter gestattete uns, vom Sattel des Pferdes frei umzuschauen, wogegen uns der heiße Sommer fortwährend in den dunstigen Eilwagen mit seinen engen Fenstern gebannt hätte. Uebrigens bin ich weit entfernt, irgend einen der verehrlichen Leser in Betreff einer Reise nach Spanien für den Winter bestimmen zu wollen, aber eben so wenig, Jemanden zu einer Tour durch das Land während der Sommerszeit zu veranlassen. Wer Spanien auf bequeme und angenehme Art besuchen will, reise im Frühjahr der Küste entlang und mache einen Abstecher von Malaga nach Granada, und von Cadiz über Sevilla nach Cordova, so hat er das Schönste gesehen, was die Erde ihm zu bieten vermag.

Wenn ich auch bei meiner Reise manches Ungemach zu ertragen hatte, so wurde dasselbe doch gemildert durch die Gesellschaft zweier lieben Freunde, mit denen ich die angenehmen Stunden doppelt genoß, und in deren Begleitung die unangenehmen durch guten Humor, durch Scherz und Lachen verkürzt wurden.

Dabei lehrte mich der Eine dieser Freunde, Oberbaurath Leins von Stuttgart, der, noch ein junger Mann, hier in einem der schönsten und prächtigsten Bauwerke der Neuzeit den ganzen großen Schatz seiner Kunst entfaltet, und sich dadurch einen guten, wohlverdienten Namen in Deutschland gemacht, die herrlichen Bauwerke Spaniens kennen und verstehen, und seine gründlichen Aufzeichnungen waren mir bei Entstehung dieses Buches von außerordentlichem Nutzen. Der Andere, der Maler Theodor Horschelt von München, ebenfalls ein treuer Freund in allen Verhältnissen, stellte mir seine gesammelten, zahlreichen und schönen Skizzen zur Verfügung. Für Horschelt, der uns in Oran verließ, um noch längere Zeit in den französischen Kolonien Afrikas zu bleiben, war diese Reise ein bedeutender Wendepunkt in Leben und Kunst, denn wenn auch schon seine früheren Bilder den vollen Beifall der Kenner erhielten, und kaum beendigt angekauft wurden, so hat er doch vor Kurzem ein größeres, wirklich herrliches Gemälde für Seine Majestät den König von Württemberg beendigt und so eine Frucht dieser Reise hervorgebracht, die seinem Namen einen guten und dauernden Klang verleihen muß.

Was ich nie für möglich gehalten, habe ich hier unwillkürlich gethan, — eine Vorrede geschrieben, und bitte den Leser um Entschuldigung, mit dem feierlichen Versprechen, mich eines solchen Mißbrauchs seiner Geduld nie mehr schuldig machen zu wollen. — Vorrede ist eigentlich falsch: es müßte Nachrede heißen; denn erst, wenn das Buch beendigt ist, sagen wir noch dem geneigten Leser ein paar passende Worte, wie wir ja einen guten Freund, der uns besuchte, bis an die Hausthüre begleiten und mit der Bitte entlassen, bald wieder zu kommen, wenn es ihm bei uns gefallen, — womit ich denn auch auf der Schwelle meines Hauses von dem freundlichen Leser Abschied nehmen will.

F. W. Hackländer.

Erstes Kapitel.

Nach Italien.

Reise von Stuttgart. Ein Eisenbahnbild. Das Neckarthal. Herbstliche Zeit. Ein Kirch-[illegible]. Bergriesen. Geißlingen. Ulm. Biberach. Ravensburg. Das Haus des Hannikel. „[illegible]lesbach fertig.“ Bodenseedampfer. Rorschach. Ein Freund. Schweizer Telegraphen. Ueber den Splügen. Chiavenna. Donna est mobile! Gewitterstürme. Colico und der Dampfer Adda. Fahrt auf dem Comersee. Regenmantel, Regenwetter und Passagiere. Der energische Kellner. Como. Postwesen auf der Eisenbahn. Hôtel Reichmann.

An einem warmen schönen Herbstmorgen, es war der 8. Oct. 1853, bestieg ich mit meiner Familie in Stuttgart den Eisenbahnwagen, um eine Reise nach Italien und Spanien anzutreten, — „fertig, fort“ rief der Zugführer, und es ist das die letzte Abfertigung, das Signal zur Abfahrt — fertig, fort! — man hört es oft, wenn man kleine Ausflüge in der Umgebung macht und freut sich alsdann, den dunkeln Bahnhof verlassen zu können. Heute aber, wie das „fertig, fort“ den leichten Faden zerriß, der uns noch an die Heimath band, und wir gleich darauf langsam vorwärts fahrend, noch einmal im Fluge die betrübten Gesichter der Freunde und Bekannten sahen, die uns, vom Abschied schmerzlich bewegt, das Geleite gegeben, winkend mit der Hand und mit feuchten Augen, unser letztes Lebewohl ebenso erwidernd — heute bewegt das einfache „fertig, fort“ unsere Herzen, und wir, die wir abreisen, sitzen schweigend und gedankenvoll — an die Zukunft

denkend, an den langen langen Weg vor uns, und auch viel und gern an eine glückliche Heimkehr. Nur die Kinder freuen sich des Fahrens und schauen mit glänzenden Augen in das vielfarbige Grün des Schloßgartens, an dessen Gränzen wir dahinfliegen, rücken aber nun ängstlich zusammen, als uns die Locomotive in den Rosensteintunnel hineinreißt, und lachen erst wieder, als wir jenseits des Berges das sonnenbeglänzte Neckarthal erreichen. —

Ja es war ein schöner, heiterer Tag, aber die Sonnenwärme hatte den klaren Himmel redlich erkämpft, erst nach langen heftigen Gefechten schlug sie die irdischen Nebelschauer auf's Haupt und zwang sie, sich in ihre Schluchten und Berge zurückzuziehen. Wohl schwebten noch längere Zeit einige Nachzügler, als Wolken zusammengeballt, an dem tiefblauen Himmelsgewölbe dahin, doch führte der schöne Tag die Besiegten wie im Triumph mit sich; ihre weißen Massen dienten seiner Schönheit als Relief, und er benutzte sie, um die glühende, im bunten Herbstschmuck prangende Gegend hin und wieder mit zierlichen, leicht vorüberziehenden Wolkenschatten neu zu schmücken.

So fuhren wir dahin in ziemlich leerem Wagen, weßhalb es denn auch möglich war, selbst gegen das Reglement hie und da an die Thür zu treten, um einen Blick in das schöne Neckarthal hinauszuwerfen. Bis nach Göppingen hinauf dampft die Locomotive fast unter lauter Obstbäumen dahin, die sich über der Bahn die Hände reichen und jetzt ihre reifen Früchte in gelb und roth beinahe auf die Wagendecken herabhängen lassen. Zur Rechten begleitet uns der Neckar bald in breitem Sand- und Kiesbette, bald durch mächtige Mauern eingeengt, die ihn auf die Seite drücken und ihm einen Platz für den Schienenweg abnöthigen; hier stürzt sich der Fluß schäumend über ein Wehr hinab, dort trägt er geduldig und ergeben das Joch einer alten hölzernen Brücke mit ihren plumpen unregelmäßigen Formen, während sich bei Untertürkheim die zierlichen Geländer der so eben neuentstandenen eisernen Gitterbrücke wohlgefällig in seinen klaren Fluthen abspiegeln. Zur Linken haben wir die Abhänge der Berge, welche die

Eisenbahn tragen, auf ihnen alte und neue Schlösser, Warttḧürme, an ihrem Fuß freundliche Dörfer, meistens in kleinen heimlichen Nebenthälern liegend. Die Ernte ist aller Orten vorüber, kaum weht der Wind über die Stoppeln, und schon wird ein Theil der Felder von dem unersättlichen Menschengeschlecht wieder zu neuem Dienst vorbereitet; der Pflug reißt hier die dampfende Erde auf, dort wird die Seele der Landwirthschaft ausgebreitet, und während man an dieser Stelle noch Kartoffeln ausgräbt, wirft man drüben schon wieder die Wintersaat aus. Aber dieses Leben, diese Bewegung in der herbstlichen Landschaft ist so mannichfaltig, so schön, die Erde hat sich, nachdem sie alles hingegeben, mit dem armseligen Ueberrest ihres reichen Sommers herrlich geschmückt und lächelt uns noch einmal freundlich zu, ehe des Winters kalte Hand über sie dahinfährt und von ihr streift den letzten Schmuck, die gelben und rothen Blätter, die schon jetzt bei jedem Lufthauch, ahnend ihr baldiges Vergehen, ängstlich an den matten Stielen zittern. Die Gärten, an denen wir vorüberdampfen, sehen schon recht traurig und verwahrlost aus, die halb vertrockneten Stängel und verwelkten Kräuter sind niedergetreten; Unkraut wuchert triumphirend über sie empor und lacht recht höhnisch zu den hohen Dahlien auf, die gestern noch stolz ihre bunten Köpfe trugen, und sie jetzt, durch den Reif verletzt, tief und traurig herabhängen lassen. Die gelben Capuciner haben schon ein zäheres Leben, und ihre hellen Blumen leuchten noch ziemlich frisch aus dem dunkeln Laub hervor; — vorbei — vorbei! Dort in einem Waldwinkel weidet eine Schafheerde, und die weißen Thiere treten aus dem Grün deutlich hervor, der Hirt und sein Hund schauen uns nach, der Mann ist nachdenkend, er hat so traurige Gedanken über die Eisenbahn und das wilde Getriebe, das mit ihr hier in den stillen Thälern entstanden.

Während wir nun auf der einen Seite an dem Fluß dahinfahren, der bald den Eisenbahndamm bespült, bald in einem weiten Bogen das fruchtbare Thal durchzieht, kreuzen wir häufig die alte Landstraße und sausen hier an Fußwanderern vorbei, die alle das Gesicht gegen

uns kehren, oder an Frachtwagen, die mit weißem Tuche überdeckt sind und, obgleich mit kräftigen Pferden bespannt, doch gar nicht von der Stelle zu kommen scheinen. Das alles lassen wir im Augenblick hinter uns, und wenn wir uns dort oben am Berge das weiße Haus mit seinen grünen Läden und rothem Ziegeldach betrachten, und die Augen fest darauf heften, so kommt es uns vor, als drehe sich das Gebäude langsam, um uns nachzuschauen. Neben diesem Hause, nicht weit davon, steht ein altes graues Kirchlein mit ehrwürdigem Schlafmützenthurm; von ihm aus gehen zwei weiße Mauern, die wie zwei lange Arme den stillen Friedhof umfassen; auch das Kirchlein schaut uns mit seinen gothischen Fenstern grämlich nach, scheint aber dabei die Arme fester zusammenzuziehen und flüstert wahrscheinlich zu den Ruhenden hinab, die früher auch hier vorüberzogen im Sonnenglanz und Leben: Laßt sie nur dahinsausen mit ihrem Feuerwagen, das hat Alles sein Ende, und auch die da unten werden über kurz oder lang ihr Plätzchen finden; schlaft nur, schlaft! Es ist gut, daß in diesem Augenblick eine Schaar lustiger Tauben von dem Hügel nebenan emporfliegen und alle trüben Gedanken zerstreuen, denn man blickt ihnen gern nach, wie sie so dahinschießen mit ihrem glänzenden Gefieder, bald in einem dichten Haufen, bald weit auseinander und zerstreut, und wie sie nun dort auf der Höhe langsam einfallen neben einem Bauer mit Ochsen und Pflug, der gegen den klaren blauen Himmel wie eine dunkle Silhouette absticht. Aber an allem dem fliegen wir vorüber, immerzu, immerzu! Jetzt rast die Maschine mit aller Kraft dahin, jetzt fühlen wir, wie sie langsam ihren Lauf mindert, um pfeifend und stöhnend endlich anzuhalten, eine neue Station mit altem bekanntem Leben. Passagiere, die sich herandrängen, bald gleichgültig ausschauend, bald mit ernster Miene rückwärts blickend nach den Ihrigen, die scheu auf dem Trottoir stehen bleiben, und leicht zusammenfahren, wenn überflüssiger Dampf zischend auffährt, während der Conducteur zur Eile treibt, und die Glocke demgemäß ihre drei Zeichen so schnell hintereinander gibt, als habe sie eigentlich wichtigeres zu thun und gebe sich nur so nebenbei

aus purer Gefälligkeit mit dem Läuten ab — gleichviel, die Locomotive pfeift, hustet und stöhnt erst langsam, dann immer geschwinder, die Häuser an der Bahn fangen wieder scheinbar an rückwärts zu fliegen, von den Menschen, die uns angaffen, sehen wir nur eine lange Reihe unerkennbarer Gesichter, Bäume huschen vorüber, die letzte Stätte des Orts liegt eben erst hinter uns, und schon rasseln wir an dem nächsten Bahnwärterhäuschen vorbei, wo der Beamte steht, den Arm ausgestreckt wie ein Telegraph, während sein kleines Kind vor der Thür sitzt und: „die Eisenbahn“ ruft; doch würden wir kaum die erste Sylbe vernehmen können, wenn das übrigens bei dem Getöse möglich wäre, denn wenn es „bahn“ ausspricht, sind wir schon eine gute Strecke weiter. Hinter Göppingen wird das Thal auf Augenblicke weiter und ausgedehnter, und wir können uns deßhalb nicht mehr so mit den Einzelnheiten von unserm Wege beschäftigen, auch ist fast alles heute Morgen schon dagewesen und kehrt immer wieder, die Felder in gelb, grau, grün, die Wälder mit ihrer prächtigen Färbung von Violett bis in's helle Roth, durch welche man nun die Form fast eines jeden Baumes erkennt. Die weißen Häuser mit den gelben glänzenden Welschkornkränzen, der getrocknete Flachs am Boden in langen regelmäßigen Linien, schnatternde Gänse, staunende Pferde und wichtig dreinschauende Ochsen; nur ein einsamer Waldweg, an dem wir vorübersausen, fesselt vielleicht unsere Aufmerksamkeit für einen Moment; dort steigt er vergessen die Höhe hinan, der arme Pfad, der einstens, wie alle andern, nach Rom geführt, nun aber von Niemand mehr betreten wird; denn umsonst sagt ein morscher melancholischer Wegweiser, gleich einem zurückgekommenen Ladenbesitzer: „nur hereinspaziert,“ man zuckt die Achseln und fliegt vorüber.

Dort ist der hohe Stauffen, der Rechberg und Staufeneck, die auf Augenblicke in die Höhe zu streben scheinen, um dann wieder hinter andern Bergen zu verschwinden; die Fremden schauen dem ersten lange nach und denken wohl: majestätisch genug sieht er aus, das Fundament des so mächtigen und so unglücklichen Kaiserhauses; ja majestätisch

ernst und traurig, eine gewaltige Pyramide, die auch ohne Hieroglyphen, getreu und deutlich, ihre riesenhafte Geschichte erzählt!

Ich glaube, es war der liebe und freundliche Justinus Kerner, der mir einstens eine eigenthümliche, aber, wenn man das Auge dafür hat, sehr wahre Ansicht über die Formation der Berge des Fils- und Neckarthals mittheilte, eine Ansicht, die ich wenigstens immer bestätigt fand, wenn ich so im Dahinfahren träumend und sinnend die Höhen beschaute; jeder Berg hat nämlich, so sagt er, die Gestalt eines Riesen, bald in sitzender, bald in liegender Stellung. Dort sieht man deutlich den zusammengebückten Oberkörper, das Haupt tief auf die Brust herabgesenkt, den Schooß und die Kniee scharf abgezeichnet, während die Füße in's Thal herabhängen; weiterhin ruht ein anderer lang ausgestreckt, den Kopf mit dem Arm unterstützt, und blickt behaglich mit übereinandergeschlagenen Beinen zu uns hernieder, vielleicht im Stillen lächelnd über das sonderbare Spielzeug, das er da unten sieht und das sich dampfend in weiten Schlangenlinien um ihn herumwindet, scheinbar so geschwind und doch für ihn schneckenhaft langsam. Denn wir brauchen ja eine geraume Zeit, bis wir von seinem Kopf zu seinen Füßen gelangt sind, aber wir wollen so geräuschlos wie möglich vorübergleiten, um die Aufmerksamkeit dieser respectabeln Riesenfamilie nicht allzu sehr auf uns zu ziehen; denn sonst könnte es einmal einem der jungen Bengel, die winzig hinter den alten hervorlauschen, in den Sinn kommen, mit der derben Faust nach uns zu langen, um die seltsam vielgliedrige Wagenschlange in der Nähe zu betrachten. Also auch hier ohne Aufenthalt vorüber, immerzu, gegen die hohen Berge der schwäbischen Alb hin, die wie eine kolossale Mauer unsern Weg zu versperren scheint.

Aber der geneigte Leser wird den Kopf schütteln, daß ich mir erlaube, ihn hier spazieren zu führen, ohne ihm das geringste neue mitzutheilen, nur altes, aber für mich so gern gesehenes, Feld, Wald, Flur und Haide, Dörfer und Berge, in immer wechselnder neuer und schöner Pracht; vielleicht freut sich aber auch ein einsam Lesender, denn

ich schreibe ja nicht für die Passagiere und Mitreisenden, nicht für Glückliche, die ebenfalls in diesem Augenblick in der Welt herumfliegen, die wie ich die freie herrliche Luft durstig einsaugen, sondern ich erzähle das ja alles den Freunden, Bekannten und Unbekannten, die jetzt zu Hause sitzen in der dunkeln Stube, und will glücklich sein, wenn ich ihnen damit einen kleinen heitern Augenblick verschafft, wenn ich ihnen vielleicht zurückgerufen einen ähnlichen Tag, den sie ebenfalls verlebten im glänzenden Sonnenlicht, in gleicher Pracht und Herrlichkeit, will zufrieden sein, wenn es mir gelungen, für manchen, der mit mir fühlt, einen kleinen Spalt zwischen diesen Zeilen zu eröffnen, durch welchen er hinausblicken kann in die freundlichen, bunten, glänzenden Berge, die mich umgeben.

Während wir nun eben von Geißlingen langsamer aufwärts dampfen, will ich alles Ernstes die Phantasieen dahintenlassen und mich eines gesetzten Betragens befleißigen, wie es sich für einen soliden Reisebeschreiber ziemt. Daß hier die Bahn zu 1 auf 40 steigt, wissen wir bereits; ebenfalls daß sie sich in engem und weitem Bogen an dem Felsenabhang hinwindet, auch daß man die grüne Kirchthurmspitze des genannten Ortes bald weit unter sich sieht und auf der Hälfte der Steigung in ein stilles friedliches Waldthal hineinblickt, das tief zu unsern Füßen liegt mit murmelndem Wasser und Mühle „in einem kühlen Grunde,“ einsam und verlassen an der jetzt pensionirten Landstraße. Das Liebchen, welches vielleicht dort gewohnt hat und verschwunden ist, konnte wohl den Lockungen der Eisenbahn nicht widerstehen und fuhr gen Ulm, der alten Stadt an der Donau, jetzt Bundesfestung mit sehr vielem und schönem Militär.

Auch wir kamen gegen halb 1 Uhr dorthin, um nach einer halbstündigen Mittagsrast durch die ausgedehnten Ebenen Oberschwabens weiter zu fahren. Alles hat hier einen andern Charakter, die Gegend ist flach, die Aussicht fast unbegränzt, nur hie und da haftet das Auge gern an einem majestätischen Schloß, einem prächtigen Kloster oder an alten malerischen Städten, wie Biberach und Ravensburg, die noch

immer wie gerüstet dastehen im verwitterten Steinharnisch, umgeben von Mauern und Thürmen. Eine angenehme Abwechslung ist endlich der Schussendobel, den man über viele Brücken hinweg klirrend und sausend hinabrast, wieder einmal durch dichten Wald, zwischen Bergen dahin und über klares Wasser. Der Schussendobel hat zwei Merkwürdigkeiten: das Haus des großen Hannikel, ein altes morsches graues Gebäude, ganz wie eine Zigeunerherberge aussehend, und die Station Turlesbach, letztere berühmt, weil hier außer den Conducteuren noch nie eine menschliche Seele aus- oder eingestiegen sein soll, so sagt nämlich die Tradition. „Turlesbach!" ruft der Zugführer und setzt gleich darauf hinzu „fertig," worauf es, ohne anzuhalten, weiter geht.

In Friedrichshafen, wohin wir um 3 Uhr kamen, greift alles sehr gut in einander, um den Reisenden und sein Gepäck sogleich an den See und auf das Dampfschiff zu befördern, welches sich denn auch eine halbe Stunde später mit uns in Bewegung setzte und zu dem schönen neuen Hafen hinausfuhr. Die Quais desselben, seine Uferwand und der Leuchtthurm sind nun vollendet; fest und doch zierlich erbaut, geben sie der Wasserseite Friedrichshafens ein heiteres stattliches Ansehen und gewähren den Schiffen den vollkommensten Schutz gegen alles Unwetter des zuweilen sehr aufgeregten und unartigen Sees. Von den Fahrten der Dampfboote kann man sagen, daß sie jetzt sehr zweckmäßig eingerichtet sind, um die verschiedenen Orte des Sees mit einander in Verbindung zu setzen, und der eilige Reisende braucht nun nicht mehr wie früher trauernd an diesem Wasser zu sitzen und sehnsüchtig nach Rorschach hinüber zu blicken, wohin ihm sonst die Fahrt nur an einigen bevorzugten Wochentagen vergönnt war. Auch die Restaurationen der Schiffe haben einen schönen Aufschwung genommen, denn ich erinnere mich noch sehr genau der Zeit, wo z. B. die Kaffeeschale für einen mäßig starken Mann als Fingerhut hätte dienen können, wo gute frische Butter eine Fabel war, und wo ein zähes verbranntes Fleisch Beefsteak genannt wurde — das ist, wie gesagt, ganz anders geworden, und man kann sich nun mit vieler Behaglichkeit zu

einem Gabelfrühstück mit Kaffee niedersetzen, und hat, wenn man endlich nach einer guten halben Stunde aufsteht, etwas Solides im Magen und gleich darauf Rorschach vor Augen, denn die Ueberfahrt dauert nicht viel länger.

Die Schweizer Douaniers sind sehr artige Leute und begnügen sich mit der Verneinung der sehr höflich gestellten Frage: ob man irgend etwas Verzollbares bei sich führe, worauf man ungehindert mit seinen sieben Sachen zur nahe gelegenen Post ziehen kann, um mit dem bequemen und angenehm eingerichteten Eilwagen gegen halb 6 Uhr nach Chur weiter zu fahren. Der Fremdenzug durch die Schweiz ist in diesem Augenblick noch immer sehr stark, und wir hatten drei große Beiwagen, lauter anständige Gebäude, mit guten Pferden bespannt, dazu sind die Straßen vortrefflich, die Postillons verstehen zu fahren, und so kommt man sehr rasch vorwärts.

Es war schon Nacht und ziemlich dunkel, als wir durch das Rheinthal fuhren, welches hier über eine Stunde breit ist. An der gegenüberliegenden Bergkette Vorarlbergs liegt die Straße von Bregenz nach Chur fast parallel mit der von Rorschach; ich blickte lange dorthin, schmerzlich bewegt, und als ich durch die Finsterniß weit in der Ferne einige Lichter glänzen sah, dachte ich, es könnte Hohenems sein, wo zur gleichen Stunde ein guter edler und lieber Freund an einer schweren Verwundung auf seinem Scherzenslager ruht, und nichts davon weiß, daß von ihm in geringer Entfernung Personen vorüberziehen, die tief bewegt an sein Leid, an seinen Schmerz denken, die mit ihm fühlen, von deren Lippen eine gute sanfte Nacht für ihn erfleht wird — ein Flehen, das wie ein Gebet klingt! — — Doch wir eilen dahin, immer weiter in die Nacht hinaus, um uns zittert der Schein der Wagenlaternen, vorüber huschen Bäume und Häuser, jetzt rollt der Wagen weich im Sande dahin, jetzt rasselt er durch stille Ortschaften, die lautlos, scheinbar ohne Leben daliegen, und deren Häuser uns fast erstaunt betrachten, wie aufgeschreckt aus tiefem Schlaf durch den Knall der Peitsche und das Traben der Pferde.

Neben mir im Wagen saß ein sehr artiger Schweizer, der mich unter anderm auch über das Telegraphennetz unterhielt, das nun im Begriff ist, sich mit großer Schnelligkeit über alle Kantone auszuspannen; auch an unserer Straße standen schon die Stangen mit Glashut und Drähten und reichten sich die Hände, auf diese Art einen magischen Kreis um die Länder ziehend. Der letzte Anstoß zur schnellen Errichtung der hiesigen Telegraphen wurde bei einem Mahl in Genf gegeben, wo dortige und Baseler Kaufleute den Entschluß faßten, im Nothfall auf eigene Kosten durch eine Linie diese beiden Städte und Bern zu verbinden; als kluge Leute aber wandten sie sich vorher noch an den Bund, der denn auch nach kurzer Berathung beschloß, diese wichtige Sache selbst und schleunigst in die Hand zu nehmen. Alle Kantone und selbst die einzelnen Gemeinden interessirten sich lebhaft dafür; letztere lieferten Stangen und Platz auf eigene Kosten, und so ging denn die Ausführung rasch von statten. Da sich die Bureaux meistens mit den Postämtern vereinigt finden, so sind die Auslagen für Beamte und Betrieb ziemlich mäßig. Die Zinsen der ganzen Anlage, sowie die Unterhaltungskosten sollen sich jährlich auf 300,000 Fr. belaufen, wovon schon jetzt die Hälfte durch aufgegebene Depeschen gedeckt wird, was sich übrigens noch jeden Tag vermehren wird; denn die Schweizer waren so klug, den Telegraphentarif äußerst niedrig zu stellen: zwanzig Worte durch das ganze Land kosten nur 1 Franken, und dafür kann man sich schon einmal das Vergnügen machen, von Basel aus einen Genfer Bekannten zu fragen, wie ihm das gestrige Mahl bekommen, oder wie er geschlafen. Vielleicht die einzigen Feinde der Telegraphen sind die Schweizer Postillone. Denn sie oder vielmehr ihre langen Peitschen liegen in beständigem Kriege mit den längs der Straße laufenden Drähten und verwickeln sich nicht selten so in einander, daß der Schwager nur durch Herabsteigen von seinem hohen Bocke und kluges Nachgeben sein Scepter wieder zu erlangen im Stande ist.

Nach Chur kamen wir um 8 Uhr Morgens. Die Straßen lagen in diesem Städtchen wie immer nächtlicher Weile ohne sichtbare Be-

leuchtung in tiefste Dunkelheit gehüllt; doch ist auch hier für den Reisenden eine Verbesserung eingetreten, daß man nämlich während des stundenlangen Wartens jetzt ein freundlich geöffnetes, erhelltes Gastzimmer mit gutem Kaffee rc. antrifft, statt daß man sich früher mit einem kalten Schnaps in einer sehr geringen Schenkstube behelfen mußte.

Wenn mein Bericht nicht schon so ungewöhnlich groß geworden, und der Weg von hier auf den Splügen nicht schon so oft beschrieben wäre, würde ich meinen Lesern noch einige Details mittheilen von dem großartigen Rheinthal jenseits Chur, wie der Feldbau allmählig kümmerlicher und der Baumwuchs nach und nach dürftiger wird, wie dort Felsberg in größerer Gefahr wie je schwebt, um endlich ganz verschüttet zu werden, wie die schöne Insel Reichenau heute Morgen im Glanz der Sonne so wunderbar dalag, rings umfluthet von den hier so durchsichtigen smaragdgrünen Wellen des stürmischen Rheins, und was dergleichen malerische Sachen mehr sind; so aber begnüge ich mich mit den praktischen und sage nur noch, daß man von den Ueberschwemmungen des Frühjahrs an der schönen Straße nichts mehr bemerkt, und daß man mit diesen Schweizer Eilwägen und ihren umsichtigen Conducteurs auf die beste Art von der Welt durch die prachtvolle wild-romantische Via mala nach dem Dorfe Splügen gelangt.

Wie es im Herbst und Frühjahr bei Alpenübergängen stets der Fall ist, so hört man schon in Rorschach und Chur bald gute, bald bedenkliche Nachrichten. Vorgestern, hieß es, habe sich der Eilwagen um vier Stunden verspätet, gestern hätten ihn 8 Pferde mühsam durch fußhohen Schnee geschleppt, und wenn es die letzte Nacht so fortgeschneit, so ständen Schlitten in Aussicht. Von all dem aber fanden wir gar nichts; nach eingenommenem Mittagessen fuhren wir langsam und sicher aufwärts, nur hatte sich hier oben die Sonne verschleiert, und der Himmel hüllte uns, wie wir allmählig emporstiegen, in seine dichten Nebelmassen. Auf der Höhe erreichten wir auch ein wenig Schnee, doch bedeckte derselbe kaum die Hufe der Pferde; die Straße

selbst ist, wie immer, vortrefflich unterhalten, neue Gallerien sind gebaut und die Wegeinfassungen im besten Zustand. Von der österreichischen Mauth auf dem Splügen kann man in Wahrheit nur das angenehmste und freundlichste sagen: man begnügte sich hier mit einem sehr oberflächlichen Durchsehen unserer Koffer und Nachtsäcke, und nachdem wir auch diese Charybdis glücklich hinter uns hatten, rollten wir wohlgemuth gen Italien hinab. Bald verließen wir den Schnee, und auf den bisher ganz kahlen Felsen zeigten sich hie und da wieder verkrüppelte Nadelhölzer, tiefer unten schlanke und hohe Tannen und magerere Wiesen mit munter herumspringenden Ziegen. Wasserfälle stürzten lauttosend von den Felsen in die Abgründe oder unter dem Damm unseres Weges hindurch, der bald rechts, bald links in den kühnsten Wendungen die kolossale Steinwand hinabklettert. Die Poststation Campo Dolcino lag mit ihren kleinen schwärzlich grünen Häusern öde und einsam da, wie immer; man befindet sich dort noch fortwährend zwischen ungeheuern Bergwänden, nur vor sich sieht man sie etwas gelichtet. Da theilen sie sich mehr auseinander und durch die grauen starren Massen erblickt man tief unter sich freundlichere Formen, statt dem einförmigen Grau in sanfter, röthlich-violetter Färbung; das sind schon die Berge, deren Fuß der schöne Comersee bespült. Auch wir kommen bald dort hinab, noch einige unheimliche Felspartien haben wir zu passiren, noch einige Zickzackwege, welche die guten und sichern Pferde in vollem Trabe hinablaufen, dann wird die Gegend rechts und links reicher und lieblicher, die Häuser bekommen schon ein wohnlicheres Ansehen, Laubholz aller Art, worunter viele zahme Castanien und welsche Nüsse, beschatten unsere Straße; die öden Steinmauern, die bisher unsern Weg begränzten, verwandeln sich in zierliche Veranden, überrankt von wehendem Weinlaub, und bei sinkender Nacht erreichen wir Chiavenna. Hier in den engen Straßen sind alle Buden geöffnet, Lichterglanz strahlt in unsere Augen; der Wagen rasselt fürchterlich auf dem Pflaster, die Postillone knallen übermäßig mit ihren

langen Peitschen, und vor einem der zahlreichen Kaffeehäuser hält eine große Orgel und spielt aus Rigoletto:

Donna est mobile
Comme la venta! — — — —

Das Hôtel zur Post in Chiavenna war früher in der Hand eines deutschen Wirthes und ein sehr guter Gasthof, jetzt wird es von Italienern verwaltet und man ist gezwungen, sich mit den ärmlichen vernachläßigten Einrichtungen des Hauses zu begnügen, da es das Einzige ist, in welchem fremde Reisende ein Unterkommen finden. Wir erhielten die besten Zimmer gegenüber der malerischen Ruine des alten Schlosses von Kleven, die ich bei meinen früheren häufigen Reisen nach Italien so oft gesehen. Sehr ermüdet, wie wir alle waren, legten wir uns bald zur Ruhe und schliefen nun zum erstenmal jenseits der Alpen, wie wir zu Hause sagen, fest und ungestört wie in der Heimath.

Durch die regelmäßige Befahrung des Comersees mit Dampfbooten von Colico nach Como, und durch die Eisenbahn von Camerlata nach Mailand, erreicht man letztere Stadt mit größerer Bequemlichkeit als sonst, obgleich man an der Geschwindigkeit etwas verliert, da man hiedurch sich entschließt, nach mühseliger Splügenfahrt die Nacht in Chiavenna zuzubringen. Freilich geht von dort immer noch der Nachteilwagen nach Mailand, da aber derselbe erst den andern Tag gegen Mittag ankommt, und der Zug von Camerlata nur um sechs Stunden später, so wird jeder, der zu seinem Vergnügen reist, Comersee und Eisenbahn vorziehen. Mit eigenem leichten Wagen und Extrapostpferden würde man vielleicht bei sehr gutem Fahren in vierunddreißig Stunden von Stuttgart nach Mailand gelangen können; man müßte alsdann nämlich den zweiten Tag um 1 Uhr Colico am Ufer des Sees erreichen. Außer der kaiserlichen Post gibt es in Chiavenna noch ein paar Gesellschaften, bei denen man zur Fahrt nach Mailand für Dampfboot und Eisenbahn sein Billet löst, und alsdann für nichts mehr zu sorgen hat. Obgleich die Post ein paar Lire theurer ist als

diese Gesellschaften, thut doch der Reisende, der des Landes und der Sprache nicht vollkommen mächtig ist, besser, mit ihr zu fahren.

Ein klarer heiterer Himmel, der uns von Chiavenna bis an den See zu Theil wurde, versprach einen freundlichen Tag; die Schluchten der Alpen, durch welche uns gestern unser Weg geführt, lagen in tief-violeter Färbung hinter uns, die Sonne vergoldete ihre Felsenkronen, färbte aber auch zu gleicher Zeit Nebel und Wolken, die langsam aufstiegen, mit einem glühenden Roth. Der Weg von Chiavenna führt auf einer ebenen, theilweise gut unterhaltenen Straße am Fuße der Gebirgsausläufer hin, die hier, zerbröckelt, voll Klüfte und Spalten und wild zerrissen, bei jedem Regenguß eine Menge Sand und Steine ins Thal hinabrollen, welche die Landstraße, namentlich zur Frühjahrszeit, vielfach verderben und oft unsicher, ja gefährlich machen. So passirten wir die Stelle, wo, ich glaube, es war im Monat Junius dieses Jahrs, der Eilwagen von Gewittersturm und heftigem Regen erfaßt und vollständig weggeschwemmt wurde, so daß sich nur der Postillon und der Conducteur auf einem Pferde retteten, Passagiere waren glücklicherweise nicht im Wagen. Die Straße, obgleich wieder hergestellt, glich immer noch einem jetzt vertrockneten Flußbett, und große Kieselmassen, sowie ansehnliche Felsstücke bedeckten weit hin die Felder.

Um halb ein Uhr erreichten wir Colico, den kleinen gefährlichen Ort, rings mit Sümpfen umgeben, wo der Reisende, der hier übernachtet, sehr leicht vom Wechselfieber befallen werden kann. Ja sogar des Nachts bei der Durchfahrt soll man sich vor dem allzufesten Schlafen hüten, und ein vorsichtiger Conducteur vergißt selten, dieß seinen Passagieren bei der Abfahrt von hier in Erinnerung zu bringen.

Auf dem See dampfte schon das kleine Boot die „Adda,“ und schaukelte kaum merklich auf dem Wasser, doch war das Wasser nicht so tief grün und klar, wie ich es sonst wohl hier gesehen, denn leider hatte sich der Himmel überzogen und schmutzig graue Regenwolken spiegelten sich in der Fluth wieder. Die Abfahrt ging für ein italienisches Dampfboot ziemlich regelmäßig von statten, auch wurde von den Schiffs-

leuten nicht allzuviel Geschrei und Spektakel gemacht, nur blieb ich längere Zeit zweifelhaft, wer der eigentliche Befehlshaber des Bootes sei; denn ein wohlgenährter Mann in Schiffsjacke und Mütze, mit mächtigem schwarzem Backenbart, der sich bei der Abfahrt wenigstens das Ansehen gab, als sei seine Person auf dem Radkasten unumgänglich nothwendig, nahm kurze Zeit nachher eine Serviette auf den linken Arm und erkundigte sich höflichst, ob wir una collazione wünschten. Das Verdeck des kleinen Bootes war recht bequem eingerichtet, auf den Bänken an der Wand lagen hohe Polster, auch hatten wir vollkommen Raum, denn von Colico aus bestanden sämmtliche Passagiere des ersten Platzes aus der auf allen Reisen immer unvermeidlichen englischen Familie mit Büchern und Karten in der Hand und den stets aufmerksamen und erstaunten Wesen. Die Freude auf dem Verdeck mit frischer, angenehmer Luft, mit Polster und englischer Familie sollte übrigens nicht lange dauern, denn schon bei den ersten Regentropfen, die bald nachher niederfielen, flüchtete sich die letztere in die Cajüte, die Sitze wurden uns von den allzu vorsichtigen Bootsleuten fast mit Gewalt unter einem unaussprechlichen Theil des Körpers weggezogen, und da der See sich vollständig in Regen und Nebel einzuhüllen begann, so brachte sich Alles, was nicht wasserdicht war, ebenfalls schleunigst unter Deck. Ich machte hievon eine Ausnahme, denn ich hatte mir nicht umsonst in Stuttgart einen sehr theuren Regenmantel angeschafft, und fühlte mich nun recht glücklich, dieses Kleidungsstück endlich einmal benützen zu können; damit angethan hielten mich die Bootsleute wahrscheinlich für einen englischen Courier oder dergleichen, denn sie behandelten mich mit außerordentlicher Hochachtung. Um noch ein Wort über meinen schönen Regenmantel zu sagen, den ich ja nicht mit einem ordinären Mackintosh zu verwechseln bitte, so hielt er freilich den Oberkörper vollkommen trocken, bildete aber unten in jeder Falte eine förmliche Dachrinne, wodurch alles von den Knieen abwärts in einer beständigen und sehr unangenehmen Feuchtigkeit erhalten wurde.

Der See war schlecht gelaunt; er hatte schwere Wolken tief auf

sich herabgezogen, und seine Fluthen, mürrisch und verdrießlich, hatten hie und da weiße Schaumkronen aufgesetzt und schaukelten in kurzer Zeit das Schiff mehr als gerade nothwendig war; die Farbe des Wassers war dunkelgrün, fast wie die Nadeln der Cypressen, rund an den Ufern aber tiefgrau und schmutzig schien es fast eins zu sein mit den Bergen und Felsen, die hier fast überall keck und schroff in den See abfallen. Die zahlreichen prachtvollen Villen und die malerisch gelegenen Städte an seinen Ufern waren kaum zu erkennen, und nur einzelne mächtige Paläste schimmerten, obgleich undeutlich, aus dem Nebel und Regen hervor. Und was für ein Regen war es, mit dem wir heute bedient wurden! man hätte das Wasser zuweilen füglich einen Wolkenbruch nennen können, wobei ich übrigens meinem Regenmantel zulieb tapfer auf dem Verdeck aushielt, fast allein mit einem dicken italienischen Ehepaar, das sich indessen unter dem Schutz eines so kolossalen rothseidenen Regenschirms befand, wie ich nie etwas ähnliches gesehen, sowie mit dem Lenker unseres Schiffes, der, in graues Wachstuch gehüllt, zusammengekauert am Steuerruder saß und mit seinem ebenfalls grauen Gesicht einer verwitterten Steinfigur glich, auf die ein Wasserfall herabstürzt, dessen Tropfen nach allen Seiten hinausspritzen.

Zuweilen warf ich einen Blick in die Cajüte, doch da unten war es indessen fürchterlich geworden; das Dampfboot hielt nämlich jeden Augenblick, um zahlreiche Passagiere aufzunehmen, die in großen, mit Segeltuch überspannten Barken trotz des strömenden Regens von allen Seiten ankamen. Dabei gab es komische Auftritte genug; die ängstliche Hast, mit der man suchte an Bord zu kommen, verursachte manchen Fehltritt, manche Vergeßlichkeit, und oft wenn die Barken schon wieder abgefahren waren, stürzte irgend eine Dame an die Schiffswand und schrie nach einem Paketchen oder nach ihrem Sonnenschirm, den sie in der Eile zurückgelassen. Ja es waren viele Sonnenschirme heut zu sehen, und dazu reiche und elegante Toiletten, für schönes Wetter berechnet von Unglücklichen, die sich nach dem heitern Himmel von heut Morgen eingerichtet, auf eine Fahrt über den herrlichen See gefreu

und nun so schlimm von Wind und Regen mitgenommen wurden. Da saßen sie denn alle zusammengepfropft in der engen Cajüte mit langen Gesichtern und in einer wahrhaft unerträglichen Hitze.

Bis jetzt hatte der Wind nicht vermocht, die Regenwolken zu zertheilen oder über den See hinwegzujagen, sie hingen fast unbeweglich und schwer zwischen den Bergen; glücklicherweise aber erhob sich ein schärferer Luftzug, und zwar angesichts von Como, so daß wir also die Hoffnung hatten, uns wenigstens trocken ausschiffen zu können. Alles strömte aus der engen Cajüte auf's Verdeck, und jeder schien glücklich, wieder frische Luft athmen zu können. Mit dem Anlegen ans Ufer hatte es indeß noch seine Schwierigkeiten; der Capitän — ich hatte ihn endlich herausgefunden — ließ die Maschine zu früh halten, und statt daß wir mit der Schiffsseite, wie es sich gebührt, an die Landungsbrücke fuhren, kam der Schiffsschnabel in ziemlich verdächtige Berührung mit dem Geländer; alle Hände beorderten sich selbst auf's Deck, und jeder der Schiffsmannschaft bemühte sich, dem Capitän mit vielem Geschrei Befehle geben zu helfen, wodurch der Dampfer denn auch merklich zurückwich, und wir vielleicht wieder nach Colico gekommen wären, wenn nicht der Mann mit der Serviette und dem schwarzen Backenbart energisch eingegriffen und zugleich mit Capitän und Matrosen an einem Tau ziehend, das Schiff vorwärts und glücklich ans Ufer gebracht hätte. Bei dem Herüberbringen des Gepäcks durch das Hafenthor, hinter welchem der Wagen stand, der uns nach Camerlata hinaufführen sollte, kamen, wie gewöhnlich, noch allerlei Wortwechsel zwischen den verschiedenen Facchini vor, die größtentheils mit einem solchen Aufwand von heftigen Redensarten und wilden Pantomimen geführt werden, daß der Fremde jeden Augenblick glaubt, jetzt würden die Messer gezogen und es gebe ein blutiges und allgemeines Handgemenge; aber nichts von allem dem — plötzlich ist der Streit zu Ende, die Parteien klopfen sich auf die Schulter, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, und jedermann geht beruhigt seinen Weg.

Como ist eine recht freundliche Stadt mit hohen steinernen Häu-

sern, von denen viele bei uns für Paläste gelten würden; die Straßen sind vortrefflich gepflastert und haben für die Räder der Wagen zwei schmale Streifen von harten Steinen, durch welche das Fahren sanft und geräuschlos gemacht wird. Auf einem Platz steht die Statue Volta's, in weißem Marmor ausgeführt. An freundlichen, mit Bäumen bepflanzten Spaziergängen um die Stadt fehlt es nicht; doch wird, seit die Eisenbahn eröffnet ist, der breite und gut unterhaltene Weg nach Camerlata hinauf für Fußgänger, Reiter und Fahrende am meisten benützt. Man braucht eine gute halbe Stunde, um von der Stadt auf den Bahnhof zu fahren, genießt aber, während man langsam aufwärts steigt, eine schöne Aussicht auf die umliegenden Schlösser und Villen, sowie auf einen Theil des Sees. Die Einrichtung der Wagen auf dieser Eisenbahn ist nach dem amerikanischen System; alle sind bedeckt, die erste Classe sehr elegant, und auch die zweite anständig genug eingerichtet mit schwarzledernen Sitzkissen und gepolsterter Rücklehne. Das Fahren dagegen geht ziemlich langsam von statten, obgleich die Stationen weit von einander entfernt sind, und man die Maschinen tüchtig könnte auslaufen lassen. Es dunkelte bereits, als wir abfuhren, doch verloren wir dadurch bei der bekannten Einförmigkeit der lombardischen Ebene nicht viel; rechts und links hat man nichts wie flache Felder mit Maulbeerbäumen bepflanzt, an denen sich Reben in langen Gewinden emporschlingen.

Die einzelnen Stationen waren belebt durch zahlreiche Aus- und Einsteigende und die Höfe derselben beleuchtet durch lodernde Pechpfannen, die ihren röthlich zitternden Schein auf die neugierigen Gesichter der Mitfahrenden warfen, die bei jedem Anhalten in großer Anzahl die Köpfe zu den Wagenfenstern hinausstreckten. Einen wahrhaft mühsamen Dienst haben bei den Fahrten hier die österreichischen Polizeibeamten, welche durch alle Wägen gehen und sich von den Reisenden die Pässe erbitten, wofür man einen Empfangschein erhält; doch verfahren sie dabei mit der größten Artigkeit, und man ist durch diese Maßregel viel weniger geplagt als früher, wo man oft lange Zeit genöthigt war, unter den Thoren der Stadt still zu halten.

Wir erreichten Mailand gegen 7 Uhr, und wurden in einem eigenen Wagen nach dem Postgebäude gebracht, hier aber durch einen furchtbaren Regenguß noch eine Zeitlang festgehalten, denn Mailand, obgleich eine so elegante und in vielfacher Beziehung so wohl eingerichtete Stadt, entbehrt immer noch eines geregelten Fiakersystems; weder für Geld noch gute Worte war ein Wagen zu bekommen, und, um nicht vielleicht bis in die späte Nacht hier sitzen zu bleiben, mußten wir die Regenschirme auspacken; ich war genöthigt, meinen jüngsten Sohn auf den Rücken zu nehmen, den andern in meinen schon vielfach gepriesenen Regenmantel zu wickeln, und so hielten wir unsern Einzug in das Hôtel Reichmann, wo wir aber bei freundlichem und herzlichem Empfang die Mühseligkeiten der bisherigen Reise bald vergaßen. Der deutsche Reisende befindet sich überhaupt bei Herrn Reichmann wie zu Hause; obgleich Gasthof ersten Rangs, kann man hier ein stilles, behagliches Familienleben führen; die ganze Dienerschaft spricht deutsch, die vortreffliche Küche erinnert an die Heimath, und das herzliche Entgegenkommen des Herrn Reichmann, sowie seiner liebenswürdigen Mutter, erleichtert dem Reisenden jeden Verkehr, und läßt ihn nicht fühlen, daß er in der Fremde ist

---

Zweites Kapitel.

Von Mailand nach Florenz.

Mailand. Die Villa reale. Erinnerungen an Vater Radetzky und sein Hauptquartier. Ballet in der Scala. Der Courier nach Genua. Räubergeschichten. Eine Regennacht. Das Meer!! Genua. Guardia civica. Straßenlieder. Die italienischen Seedampfer und ihre Versprechungen. Sonntag in Livorno. Ankunft in Florenz.

Mailand hatte ich seit den wichtigen Ereignissen des Jahrs 1849 nicht mehr gesehen. Damals war alles voll Militär, in den Straßen

begegnete man auf Schritt und Tritt Offizieren jeder Waffengattung, wogegen die Bürger sich mehr bei sich und zu Hause hielten. Heute fand ich das ganz anders, fast nur auf den Wachen und Posten sah man österreichische Soldaten, und man konnte durch mehrere Straßen gehen, ehe man einem Offizier in weißer Uniform begegnete, wogegen mir der sonstige Straßenverkehr lebhaft und geräuschvoll, wie in frühern Zeiten erschien. Gewiß ist, daß das wahnsinnige und verbrecherische Unternehmen des 6. Februar 1853 nichts weiter zurückgelassen hat, als eine tiefe Entrüstung der ganzen Bevölkerung gegen die Anstifter desselben, die, wie schon so oft, hinter den Coulissen spielten und, selbst ungesehen, ihre armen verblendeten Acteurs nach mißlungenem Attentat ihrem traurigen, wenn auch verdienten Schicksal überließen. Eine Vorsichtsmaßregel gegen abermalige Ueberfälle einzelner Individuen auf die kaiserlichen Wachen besteht darin, daß man die Posten vor dem Gewehr mit eisernen Gittern umgeben hat, hinter welche sich im Nothfall die ganze Wache zurückziehen kann; eine Einrichtung, die auch in Paris schon seit vielen Jahren besteht. Das einzige militärische Schauspiel, welches man in diesem Augenblick in Mailand sehen konnte, bestand täglich um 1 Uhr in dem Aufziehen der Wache vor der kaiserlichen Burg, wobei eine der vortrefflichen Musikbanden auf dem Domplatze spielte. Zahlreiche Menschenmassen fanden sich meistens dabei ein, und lauschten mit sichtlichem Behagen den mächtigen Klängen, die, an dem kolossalen Dom wiederhallend, über den weiten Platz dahinbrausten.

Einer meiner ersten Gänge war nach der Villa reale, dem damaligen Hauptquartier des Feldmarschalls, wo ich so viel angenehmes, ja großes erfahren und gesehen. Lebhaft erinnere ich mich jener Zeit, als ich den Corso hinabging, und nun links auf den mit Bäumen besetzten Platz einbog, der an den Garten des Palastes gränzt und sich bis zum Eingang desselben erstreckt. Wie lebhaft war es damals hier, welches Gewühl von Offizieren aller Waffen, zu Pferd, zu Fuß und zu Wagen, die aus dem Hauptquartier kamen und dorthin gingen; Freunde und Bekannte aus entfernten Garnisonen, die sich lange nicht gesehen, und die sich nun eilig im Vorübergehen ein freund-

liches Wort zuriefen oder flüchtig die Hand schüttelten — auf Wiedersehen morgen, übermorgen — draußen wenn's losgeht — t'schau — leb wohl — und dahin eilten alsdann die jugendlich kräftigen Gestalten, um sich vielleicht wenige Zeit nachher mit dem Orden geschmückt wiederzusehen — oder auch vielleicht nie wieder. Dort unter den Bäumen hielten beständig Ordonnanzen, Husaren oder Stabsdragoner hoch zu Pferde, oder abgesessen sich an den Sattel lehnend; und wenn man näher zur Villa reale kam, wie lebendig und bewegt wurde es da, wie ritt und ging es ab und zu; am Eingangsthor sah man meistens die hohen Gestalten der Grenadiere mit den schwarzen Bärenmützen über den ernsten braunen Gesichtern; Gewehr im Arm schritten sie auf und ab, oder saßen neben einander auf hölzernen Bänken am Thor. Mittags spielte stets eine Musikbande im Hof, und dabei gab man seinem militärischen Freunde ein Rendezvous, man plauderte mit einander, man lachte, man spazierte auf und ab lustig und guter Dinge, bis sich hinten im Hof die gewisse Thüre öffnete, und der kleine Mann heraustrat, die Hände auf dem Rücken, etwas vorn übergebeugt mit dem so lieben und freundlichen Angesicht; da schwiegen plötzlich alle Gespräche, die Lustwandelnden standen still, die Gruppen lösten sich auf, und jeder Säbel, ehrerbietig an die Seite genommen, stieß klirrend auf das Pflaster, und in jeder Brust regte sich ein eigenes Gefühl, es war, als müsse man den alten Marschall, so oft er erscheine, mit einem lauten, jubelnden Lebehoch empfangen.

Das alles dachte ich, als ich vom Corso auf jenen Platz mit den Bäumen einbog, der jetzt so lautlos und ohne Leben dalag, ein leiser Lufthauch rauschte durch die Blätter, und schien mit mir von vergangenen Zeiten plaudern zu wollen; außer mir ging niemand unter den Bäumen; das Ohr vernahm nicht mehr das Wiehern eines Pferdes, nicht mehr das Klirren eines Säbels — kein freundliches Begrüßungswort — alles, alles still und einsam; vor dem Thore des Palastes schlenderte ein einzelner Wachtposten auf und ab, im Hofe brütete die Sonne, und war hier nichts zu erwecken als ein melancho-

lisches Echo der eigenen Schritte; die Thüren waren verschlossen, die Fenster verhängt, und erst nach langem Suchen gelang es mir, einen Portier aufzufinden, der mich gähnend versicherte, das Innere der Villa sei verschlossen, und er habe keine Erlaubniß, die Zimmer zu öffnen. So war es mir also nicht vergönnt, jene Gemächer noch einmal zu betreten, wo ich das Glück hatte, dem Marschall vorgestellt zu werden, wo ich die Generale Heß und Schönhals kennen gelernt hatte, wo ich durch meinen edlen und lieben Freund den unvergeßlichen Grafen Gustav Reipperg, den leider der Tod hinweggerafft, eingeführt wurde — — wo wir so heiter dinirten, und wo Adjutanten und Ordonnanzen, die jungen tapfern Kiebitze des Marschalls, ihr heiteres Wesen trieben. Ja nicht einmal hineinblicken durfte ich in die untern Räume, wo sich die Kanzleien befanden, aus denen ich so manchen unsterblichen Bericht schrieb, wo Oberst Eberhardt den freundlichsten Wirth machte, und wo uns der Erstürmer der Villa rotunda, der tapfere General v. Reischach, den höllischen Proteus erklärte. Sie sind vor der Hand dahin jene Zeiten, und ich empfand es an diesem Morgen recht schmerzlich, von all' den lieben Bekannten und Freunden, die einstens hier beisammen, nun weit auseinander zerstreut leben, nicht einen einzigen mehr zu finden. Wem aber von allen diese Zeilen zu Gesicht kommen, der möge sie als einen herzlichen Gruß von mir annehmen und als ein Zeichen, daß ich der damaligen Tage stets in Freundschaft und Dankbarkeit gedenke.

Nur der Eintritt in den Garten der Villa reale wurde mir gestattet, und ich machte mir das traurige Vergnügen, eine Viertelstunde in den jetzt so einsamen Gängen herumzuspazieren. Auch auf dieser Seite des Palastes waren Läden und Thüren fest verschlossen, und an den Zimmern des Marschalls hingen die weiß und gelben Vorhänge vor den Fenstern herab. Dort stand er so gern und schaute hinab auf den grünen Rasenplatz vor der breiten Treppe, auf die ruhige Fläche des kleinen Sees mit seiner Insel und seinem Tempel. Damals kam das Frühjahr, über Nacht waren die Knospen aufgesprungen, und die

kahlen Aeste von gestern zeigten sich heute zart und frisch belaubt — jetzt war es auch hier Herbst geworden, Bäume und Büsche hatten sich gelb und roth gefärbt, und schon bedeckten herabgefallene Blätter den Boden, obgleich die Sonne wie an jenem Tage glänzend und klar auf Palast und Garten herniedersah. Glücklicherweise entdeckte ich hier noch zu guter Letzt ein paar alte Bekannte, doch war es unmöglich, sich mit ihnen zu verständigen: zwei große Schwäne nämlich, die schon zu jener Zeit hier gehaust, schwammen heute noch eben so stolz und schweigsam auf den Fluthen des Sees umher; sie hatten ihre Köpfe hoch erhoben und würdigten meinen freundlichen Zuruf keines Blicks.

Von Mailand weiß ich in der That sonst nicht viel zu berichten; nur will ich mir noch erlauben, ein paar Worte über die Scala zu sagen, wo ich einer Aufführung von Oper und Ballet beiwohnte. Das weite unermeßliche Haus ist im Innern etwas restaurirt worden und erscheint glänzend und prachtvoll wie immer; es ist eigentlich zu groß in allen seinen Verhältnissen, denn wenn man sich nicht nahe bei der Bühne befindet, so geht für den Zuschauer nicht allein alle Mimik verloren, die namentlich zum Verständniß eines Ballets so nothwendig ist, sondern die Figuren der Darsteller schrumpfen scheinbar so zusammen, daß man sich oftmals der Idee nicht erwehren kann, man habe es mit sehr künstlichen Marionetten zu thun.

Das Parterre war am heutigen Abend recht gut besetzt, die Sitze desselben fast alle besetzt, und in dem weiter zurückgelegenen übergroßen Stehplatz wogte eine große Menschenmasse wie gewöhnlich hin und her. Man kam, man ging; hier wird geplaudert, dort gelacht, an dieser Seite sprechen einige laut und ungenirt über Sänger und Sängerinnen, während an einer andern Stelle sich eine Gruppe mit nicht leiserer Stimme über die Ereignisse des Tages unterhält; auch die Melodien der Oper werden von einzelnen Enthusiasten mitgesungen, wogegen andere durch ein kräftiges Zischen zur Stille auffordern, um selbst gleich darauf die Aufmerksamkeit ihrer Nachbarn durch ein überlautes bene oder bravo auf sich zu ziehen.

Zuweilen werden diese Ausrufungen von andern durch Händeklatschen begleitet, noch öfter aber rufen sie ein wahres Hohngelächter hervor: so summt und wogt es im Parterre durch einander, und wenn man die Augen von der Bühne ab und fest darauf hinwendet, so könnte man glauben, man befinde sich auf der Gallerie irgend einer Börse oder sonst eines Ortes des öffentlichen Verkehrs. Auch die Logen fand ich besetzter als in den früheren Jahren, und wenn auch noch hie und da in den ersten Rängen manche schwarze Lücke klafft, so glänzen doch wieder van allen Seiten die schönen Augen der Mailänderinnen, elegante Toiletten und weiße Arme und Schultern hervor unter Spitzen, künstlichen Blumen und Brillanten. Auch hier wird viel geplaudert und gelacht, Lippen und Fächer sind in der emsigsten Bewegung, und dieß allgemeine Leben ist um so verschiedenartiger und blendender, als die Aufmerksamkeit aller nicht nach der Bühne gerichtet ist, sondern jede Loge einen kleinen gesellschaftlichen Kreis bildet, der für sich handelt, denkt und plaudert. Bekanntlich sind ja in allen italienischen Theatern die Logen durch feste Wände von einander getrennt; man befindet sich wie in einem kleinen Salon; drei, höchstens vier Personen haben in einer schon großen Loge kaum Platz an der Brüstung; die andern sitzen nebeneinander auf den kleinen Divans an den Wänden, und nur, wenn etwas besonderes auf der Bühne vorgeht, drängt sich alles vor, um hinauszuschauen; woher es denn oft kommt, daß das Haus, welches jetzt von unten gesehen ziemlich leer erscheint, im nächsten Augenblick Tausende von Gesichtern zeigt, die sich überall neugierig hervordrängen. Es gehört hier in Italien sehr zum guten Ton, die Logen der Häuser, wo man eingeführt ist, wenn auch nur auf kurze Zeit, doch fleißig zu besuchen, und es wird für eben so unhöflich gehalten, sich hier längere Zeit nicht sehen zu lassen, als wenn man es vernachläßigte, die gewöhnlichen Besuche im Hause selbst zu machen.

Plötzlich aber ändert die Musik Tempo und Tonart; es tritt ein beliebter Sänger, eine geschätzte Sängerin auf, und alles Gespräch verstummt. Lautlose Stille liegt über dem ganzen Hause, worin das

Parterre mit gutem Beispiel vorangeht; die Damen in den Logen beugen sich über die Brüstung, Augen und Lippen sind regungslos, selbst das cokette Spiel mit dem Fächer hört auf. Man kann sich denken, daß der Künstler, für diese allgemeine Aufmerksamkeit dankbar, sein Möglichstes thut; er singt vortrefflich, und überschüttet das Publikum mit den weichen italienischen Melodien, die, hier gesungen so zu Herzen gehen; er ist sich seines Sieges im Voraus bewußt, und steigert sich deßhalb zur höchsten Kraft und Anstrengung — jetzt hat er geendet, und ein wüthender Beifallssturm bricht los; man tobt, man schreit, man ist außer sich; das Parterre leistet das Uebermögliche im Spectakelmachen; jede Dame in ihrer Loge hört von den anwesenden Herren mit einer wahren Wonne die entzückten Ausrufungen über den Sänger, als wären das ebenso viele Complimente über sie selbst und ihre schönen Augen. Aber nun ist das Feuerwerk verpufft, und die sprühenden Raketen von so eben lassen die Nacht um so finsterer erscheinen; alles wendet sich zu seinen Nachbarn, und mag weiter auf der Bühne geschehen, was da will, niemand schenkt dem ferner die geringste Aufmerksamkeit.

Man gab am heutigen Abend Ernani, Verdi's alte ausgesungene Oper, mit ziemlich mittelmäßigen Kräften, wie überhaupt die gegenwärtige Stagione, was den Gesang anbelangt, ziemlich schlecht bestellt ist; der erste Act ging denn auch ziemlich spurlos vorüber, und das Publikum that, als geschehe auf der Bühne gar nichts, die meisten Zuschauer schienen nur des Ballets wegen gekommen zu sein, und als die Musik desselben anfing, wurde es schon bedeutend stiller im Hause. Die Ballete der Scala waren von jeher berühmt, sowohl wegen ihrer Composition, mehr aber noch wegen der Pracht der Decorationen, der Kostüme des zahlreichen und gut eingeübten Balletchors und der großen Tänzerinnen, welche in Mailand ihren Ruf begründeten. Früher konnte hier keine Stagione glänzend sein ohne Namen wie der der Taglione, der Elßler, der Cerito oder wie sie alle heißen mögen. Das heutige

Ballet hieß „Un fallo — Ein Fehltritt;“ es war eine venezianische Geschichte, deren Knoten sich auf einem prachtvollen Maskenball schürzt, wo nämlich ein reicher und edler Venezianer, der dieses Fest in seinem Palast veranstaltet, nach demselben von einem falschen Freund auf die Gallerie geführt wird, wo er sieht, wie seine dem Libretto nach übrigens tugendhafte Frau einem Liebhaber, den sie abgewiesen, ein Andenken dieser traurigen Stunde gibt. Seine Wuth erwacht, und es ist wahrhaft grauenhaft mit anzusehen, wie er nach dem Tact der Musik mit verzerrten Zügen in gräßlichster Eifersucht über die Bühne schreitet. Einige sechzig Tänzer und Tänzerinnen im Hintergrunde verwundern sich à tempo darüber und während die Männer zu gleicher Zeit die Hände erheben und mit dem Kopf wackeln, was in der Balletsprache heißen soll: „etwas Fürchterliches geschah,“ tanzen die Damen sehr ausdrucksvoll: „laßt uns eilen, die Herrin zu benachrichtigen.“ Darauf folgt im zweiten Act eine häusliche Scene mit Händeringen und Thränen von Seite der Frau, sowie vielem Fußgestampfe von Seite des Gemahls, worauf sich letzterer im dritten Act entschließt, der Sache ein kurzes Ende zu machen, indem er seinen Nebenbuhler erdolcht. Unglücklicherweise aber hält ein leichtsinniger armer Teufel in derselben Straße ein Rendezvous, stolpert, als er nach Hause gehen will, über den Ermordeten und wird ergriffen und eingesteckt. Vierter Act: großes Gericht im Saal des Dogenpalastes mit außerordentlicher Pracht; der unglückliche junge Mensch wird zum Tode verurtheilt; sein Richter, jener venezianische Nobile, der wirkliche Mörder, hilft den Unglücklichen verdammen; da erscheint der falsche Freund aus dem ersten Act wieder, und während hinten die Rathsherren und Gerichtsbeisitzer viel mit ihren Armen und Beinen umherschlenkern, sagt jener vorn zum Nobile: Du — nimm dich — in Acht — meine Augen — sahen, daß Du — ihn erdolchtest — rette ihn — oder mich soll der Teufel holen, wenn ich Deinen Collegen nicht alles erzähle. Der Verbrecher stürzt zerknirscht von der Bühne, und im fünften Act sehen wir eine ländliche Scene, vielleicht der öffentliche Garten bei Venedig, wo das ganze Balletchor

sich bemüht, tanzend seinen Schmerz an den Tag zu legen, daß der arme junge Mensch, den sie alle kennen, verurtheilt ist. — Paukenwirbel und Trompetengeschmetter — da erscheint nicht der Henker oder sein Opfer, sondern — um durchs Angenehme das Traurige zu versüßen, die liebliche Maywood, eine der graziösesten Tänzerinnen, welche es in diesem Augenblick gibt, und tanzt ein so reizendes pas de deux, daß man die Augen schließen möchte und sie lange nicht mehr öffnen. Im sechsten Act endlich sind wir während der Nacht auf der Piazzetta, eine der prachtvollsten Decorationen, die ich lange gesehen. Weit hinten leuchtet das Meer im Mondschein, glänzend erhellte Gondeln fahren vorüber, während der Dogenpalast und die Procurazien im Licht Tausender von Lampen strahlen. Der arme Verbrecher wird zum Tod geführt, aber hinter ihm her kömmt das bekannte weiße Tuch, hundertzwanzig Arme und Beine tanzen Gnade! Gnade! man stürzt einander in die Arme, die Geliebte des jungen Menschen, die wir vom Rendezvous her kennen, wird herbeigeführt — ungeheurer Jubel; das kolossale Orchester der Scala wird noch unterstützt von einem zahlreichen Musikchor auf der Bühne, bacchantische Lust schallt rings umher, die Bewegungen der Tänzerinnen werden in ihrer Herzensfreude immer wilder und ausschweifender, und, um mich eines bekannten Ausdrucks zu bedienen, sieht man, ehe der Vorhang fällt, bei einer letzten verzweifelten Anstrengung nichts als Himmel und Tricot.

Es gibt gewisse Zeitungen, die sich ein Vergnügen daraus zu machen scheinen, ihren Lesern einen möglichst schlechten Begriff von der Sicherheit italienischer Landstraßen beizubringen. Namentlich erzählt man viel von Räubereien in der Lombardei, ja ähnlichen Sachen, die sich dicht vor den Thoren Mailands zugetragen. Ich hatte mir einige dergleichen Facta gemerkt, um mich an Ort und Stelle darnach zu erkundigen, fand aber fast alles übertrieben, und die größte Räubergeschichte schrumpfte, in der Nähe besehen, zu einem unbedeutenden Ereigniß zusammen. Auch über die Straße von Mailand nach Genua wurde mir schon zu Hause in dieser Richtung manch übles gesagt, und

auch hier sollte eine Stunde nach dem Ave Maria, also bei anbrechender Dunkelheit, manch Unheimliches vorgefallen sein; doch wußte in Mailand auch davon niemand ein Wort, und man versicherte mich, Diligencen und Couriere seien seit undenklichen Zeiten nicht mehr belästigt worden.

Um von hier nach Genua zu gelangen, kann man sich dieser beiden Transportmittel bedienen; die Diligencen gehen etwas langsamer, kosten dafür auch weniger, doch sind die Wagen nicht so bequem wie die des Couriers, welcher sich eine kaiserl. königl. österreichische und königl. sardinische Anstalt nennt, auch die Wappen beider Reiche praktikabel mit sich führt, denn wenn man den Ticino überschritten hat, verschwindet der Doppeladler vom Wagenschlag und das weiße Kreuz nimmt seine Stelle ein. Man muß die Plätze für den Courier ein paar Tage vorher bestellen, da der Zudrang von Reisenden beständig sehr groß ist, und hier, wie in ganz Italien, keine Beiwagen gegeben werden. Der Courier hat im Coupé außer dem Platz für den Conducteur noch zwei andere, und im Innern acht Plätze, drei vorwärts, drei rückwärts, und zwei Sessel, Poldrone genannt, an den Wagenschlägen.

An dem Tag, wo wir abfuhren, war der Courier ebenfalls vollständig besetzt, und schwer mit Gepäck beladen, auch außerdem beschwert mit einigen dreißig umfangreichen Geldpaketen; eine herrliche Gelegenheit für irgend einen Räuberchef, wenn ein solcher dagewesen wäre oder es gewußt hätte, in dem Fall aber auch vielleicht für uns ein gutes Ableitungsmittel.

Sämmtliche Eilwagen werden hier in Italien immer noch, wie auch bei uns in frühern Zeiten, vom Sattel aus geführt, dazu hat jedes paar Pferde seinen Postillon, weßhalb es auch nie sehr rasch vorwärts geht; die Sattelpferde können bei dem Zug nicht viel mitwirken, da jedes genug an dem langbeinigen Schlingel zu schleppen hat, der die Arme hin- und herwerfend, auf dem Sattel sitzt und bei jeder Veranlassung, namentlich in den Städten unsinnig mit seiner Peitsche knallt. Durch die schönen und glatten Straßen Mailands fuhren wir

ziemlich rasch und freuten uns, daß der Courier auf diese Art im Stand sein werde, seine Fahrzeit nach Genua von 16 Stunden einzuhalten. Kaum aber hatten wir das Thor hinter uns, so verfiel er in ein sehr langsames Tempo, und der Conducteur sprach achselzuckend von der Strada cattiva. Es ist das ein Lieblingswort der italienischen Postillone, und ich hab' es hören müssen bei schönem und schlechtem Weg, bei Schmutz oder Staub, bei Regen und Sonnenschein. Die Straße war allerdings von dem vielen Regen der vergangenen Woche etwas durchweicht, doch hätten sich daraus z. B. die fünf kräftigen Pferde der ehemaligen französischen Mallepost nichts gemacht, hier aber hatten wir sechs italienische Rosse, schwache Thiere, von dürftigem Körper, mit mangelhaftem Geschirr.

Die Straße nach Pavia ist schön, breit, aber langweilig; sie läuft beständig an dem Ufer des Canals hin, welcher den Ticino mit dem Po verbindet, und auf welchem man hie und da eines der flachen schwarzen Boote sieht, die uns, von Pferden oder Maulthieren gezogen, begegnen oder in den zahlreichen Schleusen auf- und absteigen. Rechts und links ist die Aussicht auf das flache Land durch Bäume und Rebengewinde verdeckt, und nur zuweilen blickt man auf die endlosen Felder hinaus, sieht dort ebenfalls endlose Baumreihen, tiefe Wassergräben oder junge Reisfelder, deren frisches Grün aus dem schlammigen und nassen Boden, der zu seinem Wachsthum nothwendig ist, eben erst hervorgebrochen ist.

In Pavia erwachten wieder Kriegserinnerungen auf das Lebhafteste in mir, als wir durch die engen steilen Straßen gegen den Ticino hinabfuhren. Dort auf dem Balcon jenes Eckhauses stand der Marschall und ließ die Truppen bei sich vorüberdefiliren, unten im Hause in dem großen Thorbogen standen wir fast den ganzen Tag des zwanzigsten Märzen, und wechselten mit den lustig Vorüberziehenden Gruß und Handschlag. Drunten auf dem Fluß behauptete die alte steinerne Brücke heute wieder die Herrschaft allein. Gott weiß, wie ihre beiden leichten Schwestern von damals sich jetzt befinden, und in welch finsterm

Magazin die armen Pontons nun träumen mögen von jenen schönen Tagen, wo sie stolz darauf waren, die österreichische Armee tragen zu dürfen, die unter Jubelruf und beim Klang der Musik an das jenseitige Ufer zog.

In Gravellona ist die piemontesische Gränze und dort wurden unsere Effekten auf eine, ich muß gestehen, sehr nachsichtige und höfliche Art durchsucht. Auf dem Postschein, den man in Mailand für den Courier erhält, steht die Bemerkung: „der Wagen halte weder zum Souper, noch zum Diner, wonach sich der Reisende zu richten habe,“ was wir denn auch wie alle übrigen Passagiere gethan, und uns mit kalter Küche versehen hatten, die wir in dem Dämmerlicht des sinkenden, sehr regnerischen Tages verzehrten. Wir hatten dazu alle Muße, denn der Courier — Gott möge ihm diesen prahlerischen Namen vergeben! — schlich trotz unserer sechs Pferde und trotz dem Geschrei und Peitschengeknall unserer Rosselenker im langsamsten Schritt durch tiefen Sand und Schmutz dahin. Ein Mailänder, der mit uns im Wagen war, gab uns die wenig trostreiche Versicherung: wir würden, anstatt am andern Morgen um 8 Uhr, nicht vor Mittag oder wohl gar erst im Laufe des Nachmittags in Genua ankommen, und der Mann hatte sehr wahr gesprochen. Zuweilen wurden die Pferde zu einem gelinden Trabe aufgemuntert, verfielen aber bald darauf wieder in ihren Schneckengang; der Wagen war offenbar für den schlechten Weg zu schwer beladen, dazu saßen wir ziemlich dicht zusammengepreßt; meine beiden kleinen Kinder, denen ich am Boden von Nachtsäcken und Mänteln ein nothdürftiges Lager hergerichtet, erhoben zuweilen ein Klagegeschrei, und meinten schlaftrunken, ihr Bett sei zu kurz und stände ja nicht einmal stille, weßhalb die Fahrt eine recht unerquickliche war.

Bei völliger Nacht und dichtem Regen erreichten wir den Po, der mit seinen ohnedieß flachen und melancholischen Sandufern dergleichen Zugaben nicht braucht, um trübselig und verdrießlich auszusehen; weißlichgrau wie ein Nebelstreif floß er unter der knarrenden und ächzenden Schiffbrücke dahin, und schien uns obendrein liebgewonnen zu haben

und festhalten zu wollen, denn am andern Ufer angekommen, klemmte er die Räder unseres Wagens so fest in seinem tiefen Sand ein, daß uns die müden Pferde nicht mehr von der Stelle brachten, und wir erst durch die kräftige Hand der Brückenmannschaft wieder flott werden konnten. Der Weg wurde von Station zu Station schlechter; hinter Tortona kamen wir in eine wahre Felspartie, denn das Gestein, womit man hier die Chaussee beschüttet hatte, konnte man nicht anders nennen: da lagen über faustdicke Kiesel und Steinbrocken schuhhoch über einander, und wenn wir zwölf der stärksten Pferde vor dem Wagen gehabt hätten, sie wären nicht im Stande gewesen, den schwer beladenen Courier anders als im Schritt vorwärts zu schleppen. Glücklicherweise hat man auf der größten Strecke dieses Weges keine Berge zu passiren, und so kamen wir denn freilich statt um Mitternacht doch schon Morgens um 4 Uhr nach Novi. Hier trennte sich einer unserer Reisegesellschafter, obgleich er wie wir bis Genua eingeschrieben war, von uns, und den Grund zu diesem Verfahren erfuhr ich erst den andern Mittag. In Novi nämlich kreuzt die Eisenbahn von Turin nach Genua die Straße von Mailand; klugerweise blieb jener Herr hier zurück, legte sich wahrscheinlich in's Bett, schlief bis den andern Morgen um 9 Uhr, während wir fort und fort durch Morast und Schlamm geschüttelt wurden, und erreichte mit dem ersten Zug zur selben Zeit wie wir Bussala, den vorläufigen Endpunkt der Genueser Bahn, wo er zahlreiche Omnibusse fand, die ihn noch vor uns an's Ziel der Reise brachten. Aber

Mit Geduld und Zeit
Wird aus einem Maulbeerblatt ein Kleid

sagte mir einmal ein würdiger Freund, der viel im Leben erfahren, und ich fand diesen Grundsatz selbst auf unsere Fahrt, die über alle Beschreibung mühselig und langweilig war, anwendbar. Mit dem Grauen des Morgens wurde es freilich insoweit noch schlimmer, als wir bei Arquata in die Berge kamen und noch langsamer aufwärts kletterten; abwärts ging es jetzt zuweilen im Trabe, doch war alsdann das Knir-

schen der Räder auf der fast bodenlosen Kieselunterlage wahrhaft nervenerschütternd; dazu verfolgten uns schon gleich nach Mitternacht schwere Gewitter, die sich mit unaufhörlichen Blitzen und fürchterlichem Regen über der Straße entluden. Unser umsichtiger Conducteur hatte vielleicht auf das himmlische Leuchten gerechnet, denn seine irdische Wagenlaterne war ihm aus Mangel an Oel oder wegen sonstiger schlechter Beschaffenheit schon hinter Novi fast ausgegangen, und glimmte nur noch so trübselig fort, daß sie bei der stockfinstern Nacht kaum im Stande war, den Rücken des Postillons an der Deichsel und die Schweife seiner Pferde zu beleuchten. In Arquata wurde uns erlaubt, ein kleines Frühstück zu uns zu nehmen; doch war Kaffeehaus, Wirth, Geschirr und alles vollkommen zu der ganzen bisherigen Reise passend: der Wirth, ein alter Mann, hatte gewiß noch nie so viele Gäste auf einmal zu bedienen gehabt, und fühlte sich dieser Aufgabe auch so wenig gewachsen, daß er sich in eine Ecke zurückzog und uns die ganze Wirthschaft überließ. Da sein Vorrath an Milch sehr gering war und das Ganze „zum Eintunken" in einigen harten Zwiebacken bestand, so trennten wir uns bald und schmerzlos von diesem ungastlichen Hause und stiegen wieder in unsern Wagen, Damen und Kinder vermittelst einer Treppe, denn die schlammbedeckte Hauptstraße des Orts erschien für zartere Füße grundlos.

Durch den Apenninen-Paß der Bocchetta führt eine prächtig angelegte Straße, die auch für uns in so weit besser zu befahren war, als man noch keine Kieselhaufen darauf ausgebreitet hatte. Doch sandt' uns der Himmel beständig neue Gewitter, deren Donner in den Bergen fürchterlich wiederhallte; der Regen, der dabei in Strömen floß, überfluthete hie und da die Straße, und stürzte, angesammelt auf allen Seiten, in schäumenden Wasserfällen von den Bergwänden herab. Dazu hingen die Wolken tief hernieder auf's Gebirg, und nach jedem Gewittersturm rieselte der Regen wohl noch eine gute Stunde sanft, aber unaufhörlich hinab, weßhalb wir den Wagen meistens verschlossen halten mußten. So keuchten die Pferde mit uns in die Berge dahin,

und wir hatten gerade wieder einmal ein recht saftiges Stück Weg zu passiren, als plötzlich neben uns auf der mit der Straße fast in gleicher Höhe liegenden Eisenbahn der Zug von Novi leicht bei uns vorüberrollte; es verursachte uns dieser Anblick ein recht peinliches Gefühl, da wir, so langsam und beschwerlich vorwärts kommend, den hübschen und eleganten Convoi sahen, wie die leichten zierlichen Räder seiner Wagen auf den glatten Schienen so mühelos dahin glitten.

Die Eisenbahn von Turin nach Genua war ihrer größern Strecke nach bereits fertig und verband erstgenannte Stadt über Alessandria und Novi mit Bussala, einem kleinen Ort, von welchem aus man Genua in etwa 4 Stunden mittelst Eilwagen und Omnibus erreicht. Wenn auch diese Bahn von der Hauptstadt des Landes aus bis nach Novi nicht viele Terrainschwierigkeiten zu überwinden hatte, so braucht es dagegen in Wahrheit kolossale Arbeiten, um durch die Schluchten und Berge des obengenannten Apenninenpasses zu dringen. Man kann diese Strecke Weges mit ihren vielen Brücken, Tunnels, Curven und Einschnitten der uns bekannten von Aachen nach Lüttich an die Seite stellen; auch hier war eine Schwierigkeit nach der andern zu überwinden, und wenn man das oftmals ganz von Felsen eingeschlossene Thal sieht, durch welches die Bahn sich einen Weg suchen mußte, so begreift man nicht, wie sie sich herauswinden würde; bei einer Biegung der Chaussee sieht man sie nun aber ebenfalls wenden, gerade auf die Landstraße zukommen und unter derselben verschwinden, nachdem sie das Thal des reißenden Bergwassers auf einem kolossalen Viadukt leicht und gewandt überschritten. Jenseits setzt sie nun ihren Weg in einem engern Seitenthal auf die gleiche Art fort, bald an den Felsen hingleitend, bald über einen hohen Damm ziehend, und nachdem sie sich der Landstraße abermals in einem großen Bogen genähert, scheint sie es absichtlich vermeiden zu wollen, unsern Weg abermals zu durchkreuzen, und bricht durch eine Felsenwand durch, worauf sie für längere Zeit unsern Blicken entschwindet. Was man so oberflächlich von dem Bahnkörper sieht, ist außerordentlich solid, ja elegant gebaut; die Via-

ducte und Brücken sind aus Backsteinen mit Krönung und Verzierungen von grauem Sandstein, in Formen und Farbe angenehm und freundlich für das Auge.

Vor Ronco hatten wir nochmals einen ziemlichen Kampf mit der Straße zu bestehen; begegnende Fuhrleute sagten uns, weiter oberhalb habe der Regen die Chaussee zerrissen, und es sei für unsern schweren Wagen unmöglich, dort zu passiren. Da wir aber wußten, daß man hier zu Lande in dergleichen Dingen gern übertreibt, so fuhren wir getrosten Muthes weiter und erreichten in kurzer Zeit jene Strecke. Dort waren schon eine Menge Menschen beschäftigt, die Straße, welche allerdings sehr gelitten hatte, wieder auszubessern, und wir kamen denn auch glücklich hinüber, wobei der Wagen übrigens stark hin und her schwankte, und wir in etwas bedenkliche Nähe mit dem Rand der Chaussee kamen, die hier in einer Höhe von über 100 Fuß neben dem Flußbett hinzieht. Bei Bussala trafen wir eine große Menge Eilwagen und Omnibusse, welche sich anschickten, die Passagiere der Eisenbahn nach Genua zu bringen. Auch von hier ist der Bahnkörper bereits beendigt und größtentheils mit Schienen belegt; wie man mir sagte, soll die ganze Strecke von Turin nach Genua, respective S. Pierr' d'Arena, einer Vorstadt Genuas, schon zu Anfang des nächsten Jahres eröffnet werden. Bei Ponte Decimo hielt man gerade Probefahrten mit ein paar Locomotiven, was die Verwunderung eines großen Theils der Einwohnerschaft in hohem Grad erregte, ja einige Weiber und ein paar Dutzend Kinder sprangen schreiend davon, als die Locomotive zischend und brausend anfing, sich in Bewegung zu setzen. Hier im Thal des oft sehr reißenden Flusses Polcevera fiel es mir auf, daß der hohe Damm der Eisenbahn aus lauter Flußkieseln zusammengeschüttet war, und ich kann mir nicht gut denken, wie derselbe bei nothwendig mangelnder Vegetation haltbar und sicher wird.

Bei heiterm Himmel sieht man schon auf der Höhe zwischen Bussala und Ponte Decimo das Meer vor sich liegen — tiefblau, weit hinaus heller werdend und sich scheinbar mit dem Himmel vermischend; heut

aber lagen dichte Nebelmassen an den Rändern des Gebirgs und versperrten alle Aussicht. Erst in San Pierr' d'Arena sah ich sie wieder, die liebe gewaltige Fluth, nach der ich schon seit Stunden sehnsüchtig ausgeschaut. Die See schien verdrießlich, und ihre im Wiederschein des trüben Himmels gelblich grau gefärbten Wogen bewegten sich unmuthig hin und her, stiegen bald in die Höhe, sanken bald tief hinab und stürmten zuweilen in einem Anfall von Wuth gegen das felsige Ufer, daß Wasser und Schaum hoch emporspritzte.

Wie unser Reisegefährte vorausgesagt, war es denn auch 4 Uhr geworden, ehe wir den Posthof in Genua erreichten, und es thut mir wahrhaftig leid, daß ich über meine dießmalige Fahrt von Mailand hieher nichts besseres zu berichten im Stande bin, denn ich habe diese an sich so schöne Straße schon einigemal rasch und angenehm durchzogen, und habe zu ihrer Rechtfertigung gerne gesagt, daß nur das Zusammentreffen verschiedener, für den Reisenden so verdrießlicher Umstände, als schlechtes Wetter und in Folge desselben der grundlose Boden, an unserer langen und langweiligen Fahrt schuld war. Sobald die Eisenbahn bis Genua eröffnet sein wird, thut man übrigens, um nach Mailand zu gehen, viel besser, sie bis Novara zu benutzen — eine Fahrt von etwa 6 Stunden, um von dort in 4 Stunden die Hauptstadt der Lombardei zu erreichen.

Wenn man heut über die Straßen von Genua wandelt, so findet man in dem Leben auf denselben, in der Beweglichkeit der Massen, in dem regen öffentlichen Verkehr gegen früher durchaus keine Veränderung; wie ehemals sind die engen finstern, alle vom Hafen aufwärts steigenden Gassen mit ihren himmelhohen dunkeln Häusern angefüllt mit Menschen, Lastthieren und Wagen, die sich in einer ewigen Unruhe begegnen, folgen, drängen und stoßen. Uebrigens macht man hier wenig Umstände mit einander, und wer nicht Augen und Ohren offen hat, der kann leicht von einem dahereilenden Sackträger überrannt werden, oder unsanft auf die Seite gedrückt von einem Zug Maulesel, die oft zu sechs bis acht vor einen zweirädrigen schweren Karren gespannt, mit vielem

Geschrei und tüchtigen Peitschenhieben vorwärts getrieben werden. Handel und Wandel, der, wie in allen italienischen Städten, auch hier offen auf der Straße betrieben wird, verengt dieselben noch mehr, und trägt mit dem Geschrei der Verkäufer, dem Rasseln der Räder, dem Klopfen der Hämmer sein Gehöriges zu dem großartigen Spectakel bei, das den Spaziergänger ganz verwirrt machen kann. Dabei entströmt jeder Bude, jeder Werkstatt ein eigenthümlicher Duft, und all diese Gerüche zusammengenommen bilden einen unaussprechlichen Parfüm, der nur den italienischen Städten eigen ist, und in welchem verbranntes schlechtes Fett, sowie verdorbene Früchte einen Hauptbestandtheil zu bilden scheinen.

Die höher gelegenen und vornehmern Straßen, die Strada balbi, Strada nuova und nuovissima, bilden zu dem Leben der tiefer gelegenen Stadtviertel einen starken Contrast; hier sieht man wenig von der Bewegung der Volksmasse, selten rollt eine der wenigen Equipagen Genuas über dieß glatte und schöne Pflaster, nur einzelne Spaziergänger sieht man hier, und das sind meistens Fremde, die betrachtend vor einem der riesenhaften Paläste stehen, aus denen namentlich die Strada balbi fast ganz besteht. Hier herrschte früher der reiche Genueser Adel, und wenn die Nachkommen desselben auch noch heute dort wohnen, so begnügen sie sich mit einer einzigen Zimmerreihe, und haben größtentheils weder Lust noch Mittel, Säle, Treppen und Höfe ihrer Paläste, wie früher, mit zahlreichen Gästen und glänzender Dienerschaft zu beleben.

In der Strada nuova herrscht ein etwas regerer Verkehr als in der Strada balbi, denn hierdurch geht der Weg zu den einzigen und wunderschönen Spaziergängen Genua's, der Acqua sola, einem reizenden hochgelegenen Punkt, von welchem man die ganze Stadt, den Hafen mit seinen Leuchtthürmen und zahlreichen Schiffen, sowie das Meer weit hinaus überblickt. Kein Fremder, der hieher kommt, sollte es versäumen, die an diesen Spaziergang grenzende und noch etwas höhergelegene Villa Negri zu besuchen, deren freundlicher Besitzer jedem den

Eintritt gern gestattet. Leider hatten auch hier die Regengüsse der vergangenen Woche arg gehaust und die auf Terrassen gelegenen Gärten stark mitgenommen; namentlich war ein heimliches Plätzchen, wo man aus dem Norden kommend die ersten Palmen im Freien wachsen sieht, sehr beschädigt und einer dieser stolzen Bäume selbst zu Boden gerissen und zerschmettert.

Genua wird immer noch als eine leicht erregbare, stolze und unzufriedene Stadt geschildert, die heut noch vor allen andern am lebhaftesten ihre traurigen Erinnerungen aus den Jahren 1848 und 49 bewahrt. Für den oberflächlichen Beschauer mag es schwer sein, hierüber zu urtheilen, doch muß ich gestehen, daß mir einiges, was ich hier sah und hörte, seltsam auffiel. So wird der Wachtdienst an einigen Posten noch immer von der Guardia civica versehen, die, im gewöhnlichen bürgerlichen Anzug oft mit einer Soldatenmütze auf dem Kopf, Gewehr im Arm mit großer Würde und Selbstzufriedenheit auf- und abspazierte; ferner ziehen am Tag, meistens aber des Abends, Bänkelsänger durch die Straßen, gewöhnlich ein Mann und eine Frau, er mit einer Violine, sie mit einer Guitarre versehen, und klimpern und präludiren so lange, bis sich ein ziemlicher Volkshaufe um sie versammelt; dann geht ihr Spiel in eine melancholische Melodie über, bei welcher der Mann die Stimme der Frau secundirt, und sie singen die Strophe eines Liedes, welches sie alsdann gedruckt zum Verkauf anbieten. Welchen Inhalts aber diese Gesänge sind, kann man aus einer kleinen Probe entnehmen, die ich hier mittheile; ich mußte das lange unter meinem Fenster mit anhören, und meine Leser können sich denken, daß es mir ein eigenthümliches Gefühl verursachte, als sie sangen — „Der Bersagliere zieht in den Krieg:

Per combatter gli Allemani,
Che vantavan farci a brani;
Ignorando la sua sorte
Se inconstrasse o no la morte.

Giunto in Italia
E con mano sicura
Batte i Tedeschi
Senza nissuna paura.

Fast täglich hat man hier in Genua Gelegenheit, zur See nach Livorno zu fahren: außer der englisch-orientalischen Gesellschaft, welche seit kurzer Zeit zweimal den Monat ihre großen schnellen Schiffe von Neapel nach Marseille gehend hier anlegen läßt, gehen fast jeden Tag die Fahrzeuge zweier andern Gesellschaften, die der sardinischen Compagnie, mit guten, ziemlich großen Schiffen, sowie die kleinen und schwachen Dampfer eines andern Vereins. Obgleich die Fahrten auf den letztern etwas billiger sind, so werden sie doch von Fremden nur mit seltenen Ausnahmen benutzt, und man wartet lieber einen Tag, um mit den Dampfbooten der sardinischen Compagnie gehen zu können. Der Preis von hier nach Livorno ist für eine Person auf der ersten Classe 40 Francs, was für eine einzige Nacht ziemlich viel ist; indessen lassen die Agenten auf dem Bureau, namentlich wenn man mit Familie reist, mit sich handeln und gern von der ganzen Summe 10 Procent und auch noch mehr nach; doch muß man dieß Verfahren kennen und fest darauf bestehen. Für den Preis von 40 Francs ist die Beköstigung einbegriffen; doch will das nicht viel heißen, denn die meisten Reisenden essen am Land, und legen sich gleich bei der Abfahrt auf Sopha und Betten, um der Seekrankheit zu entgehen. Wer aber trotz dem Schaukeln des Meers seinen guten Appetit behält, und gern ein solides Nachtessen zu sich nimmt, auch am andern Morgen Kaffee mit Milch nicht verschmäht, ohne noch extra hierfür bezahlen zu müssen, der verlasse sich nicht auf die gedruckten Anpreisungen dieser italienischen Gesellschaften, sondern erkundige sich im Detail, was man zu erhalten und was man nicht zu erhalten hat. So las man z. B. auf den gedruckten Zetteln der sardinischen Compagnie: „Il passeggiere di 1a e 2a classe gode d'un completo trattamento, 1a classe vino com

preso," und als man uns auf dem Schiff hatte, bewies uns der Ristoratore, daß dieser vollständige Lebensunterhalt für den Tag aus einem einmaligen und sehr geringen Essen bestehe, „denn," sagte er pfiffig lächelnd und die Achseln bis an die Ohren hinaufziehend, „auf den Fahrbillets der einzelnen Herrschaften stehe es ja nicht anders gedruckt," und der Italiener hatte Recht; denn im Widerspruch mit jener ersten Anzeige standen dort auf einer Ecke des Papiers die Worte: das Trattamento bestehe aus einem einzigen pranzo.

Unser Schiff war der „Corriere Siciliano," ein ganz neues im Jahr 1852 erbautes Boot, seine Einrichtungen waren reich und elegant, seine Maschinen kräftig. Es schien nun aber schon einmal auf dieser Reise unsere Bestimmung zu sein, mit den Courieren nicht gut von der Stelle zu kommen. Die Abfahrt dieses Sicilianers war auf 7 Uhr Abends festgesetzt, doch wurde mit dem Einschiffen großer Wagenladungen so spät begonnen, daß wir erst um 11 Uhr aus dem Hafen hinausdampften. Der Conducteur des Schiffs, den einige hierüber zur Rede stellten, schloß sanft lächelnd seine Augen, schnalzte mit der Zunge und sagte darauf achselzuckend: „Che vuole — es ist wahr, wir fahren spät von Genua fort, sind aber binnen 5 bis 6 Stunden in Livorno; dort müssen Sie bis 8 Uhr warten, bis Sie ausschiffen können, und ob Sie nun hier oder dort im Hafen liegen, ist doch ganz gleichgültig — dieß Schiff," dabei stieß er die Zeigefinger beider Hände zusammen, „e d'una forza straordinaria, und wir kommen viel zu früh an." Dem aber war nicht so; entweder war die forza nicht straordinaria, oder der Capitän sparte die Kohlen, was ich eher glaube; genug, wir kamen erst um 10 Uhr nach Livorno, und hatten also 11 Stunden gebraucht. Bei der Ueberfahrt war das Meer ziemlich bewegt: fast alle Damen litten mehr oder minder; doch waren meine beiden kleinen Kinder so glücklich, sich während der ganzen Nacht eines außerordentlich guten Schlafs zu erfreuen. In Livorno ist man schon gewohnt, unendlich lang auf die Erlaubniß der Sanitätsbehörde zum Ausschiffen warten zu müssen; leider war's aber heute Sonntag, die

Herren wahrscheinlich noch im Bett oder mit ihrer Toilette beschäftigt, und wir mußten so lange auf dem Schiff und noch dazu ohne Frühstück warten, indem schändlicherweise keine Milch an Bord war, so daß selbst einem Türken die Geduld ausgegangen wäre.

In Livorno waren alle Läden geschlossen, und sonntäglich geputzt strömte eine große Volksmenge durch die langen, breiten, aber einförmigen Straßen, elegante Bürger von Livorno mit ihren Frauen, Handwerker in brauner Sammtjacke, Matrosen der im Hafen liegenden Schiffe, nach dem Rang ihres Fahrzeugs herausgeputzt, die von den Kauffahrern meistens mit dem dunkeln farbig ausgenähten Mantel auf der Schulter, einer rothen Mütze auf dem Kopf; dort die Matrosen eines Kriegsschiffs in sauberer Jacke, mit dem breitumgelegten, reinlichen Hemdkragen, dem schwarzlakirten Hut auf dem Hinterkopf, zu sechs bis acht Arm in Arm. Langsam und faul bei ihnen vorbei schlenderten Griechen und Türken mit dem rothen Fes oder Turban, die lange Pfeife in der Hand, ohne von den andern Spaziergängern erstaunt angesehen zu werden, ebensowenig als dort die drei oder vier Neger in möglichst modischer Kleidung, deren schwarze, glänzende Gesichter so seltsam aus der rothen Halsbinde und zwischen den weißen Hemdkragen hervorschauten, — denn das ist ja etwas alltägliches in der bewegten Hafenstadt.

Von hier nach Florenz fährt man mit der Eisenbahn in vierthalb Stunden. Beim Einsteigen hatte ich noch einen Kampf mit dem Billetausgeber zu bestehen, indem er für meine beiden kleinen Buben wie für zwei Erwachsene bezahlt haben wollte; ein Kerl in einer verblichenen Livree, der dabei stand, sollte Schiedsrichter sein und sprach natürlicherweise für seinen Landsmann; ich aber ruhte nicht eher, bis ich einen höhern Beamten aufgefunden, der denn auch die beiden Kinder mit einem einzigen Billet passiren ließ.

Die Eisenbahn von hier läuft vollkommen eben durch einen Theil der toscanischen Maremmen, ein ziemlich ödes und sehr feuchtes Haideland mit nothdürftiger Cultur; das Auge fliegt gern über sie hinweg

nach den schönen malerischen Linien der Apenninen, die in duftiger,
veicher Färbung, aber in ihren Formen ernst und gewaltig am Hori-
ont liegen. Gern hätte ich dem schiefen Thurm in Pisa einen Blick
eschenkt, doch ist der Bahnhof zu weit von der Stadt entfernt, und
nan sieht von ihr nichts als einige Häuser, welche durch das Grün
er Maulbeerbäume und durch dichte Rebengewinde hellgelb hervor-
chimmern.

Die Einrichtung der toscanischen Eisenbahn läßt viel zu wünschen
brig; die Wagen der zweiten Classe sind fast wie die der dritten auf
en meisten Bahnen Deutschlands, und trotz langer Stationen wird
hr langsam gefahren. Da es schon halb 5 Uhr war, als wir Livorno
erließen, so hüllte uns schon bald hinter Pisa eine finstere Nacht in
effste Dunkelheit; auch hatten wir abermals ein Gewitter mit großar-
gen Regengüssen, die bis nach Florenz getreu bei uns aushielten. Es
ar das bei stockdunkler Nacht und sehr spärlicher Beleuchtung eine
cht trostlose Ankunft; mit Mühe fand ich für mein vieles Gepäck
d für fünf Personen einen elenden Einspänner, der durch uns aber
überladen wurde, daß er bedenklich hin und her schwankte, weßhalb
es für das Gerathenste hielt, abzusteigen und zu Fuß zu gehen.
er Kutscher that ein Gleiches, und so patschten wir durch den strö-
enden Regen dahin. Ein dritter, sehr nothwendiger Begleiter unseres
uhrzeugs war ein Mann mit einer Laterne, welcher uns durch die
stern Straßen vorleuchtete, und durch dessen Hülfe es uns nach
ngerer Zeit endlich möglich wurde, die Hausnummer zu finden, die
r lange vergeblich gesucht.

Drittes Kapitel.

Florenz.

Straßenleben. Alte Paläste. Mercato vecchio. Via dei Calzajuoli. Vergißmeinnicht. Annehmlichkeiten beim Besuch der Gallerien und Kunstschätze. Die Cascinen. Gewühl auf dem Lungarno. Schöner Sonnenuntergang. Lusthäuser. Theater. Der Prophet als Ballet. Ein Knabeninstitut.

Das alte liebe Florenz! Da bin ich wieder einmal in seinen Mauern, und wenn ich um mich herschaue und alles so unverändert finde, die hohen Häuser und über ihnen den tiefblauen Himmel, die Kirchen und Thürme, die Plätze mit ihren schweigsamen Statuen, immer in der gleichen Haltung, die Straßen mit demselben Getreibe wie damals, so könnte ich fast auf die Vermuthung kommen, ich sei noch vom letztenmal da. Doch habe ich glücklicherweise einen richtigen Zeitmesser bei mir, mein eigenes Herz nämlich, das mich leise schlagend daran erinnert, es seien schon etliche lange Jahre zwischen jener Zeit und heute dahin gegangen. Und es ist gut, daß jenes mir wirklich so treue Herz mich daran mahnt, wir beide seien doch um ein paar Jahre älter geworden und müßten uns schon eines gesetzteren Wesens befleißigen als damals, denn wer weiß, wohin einen sonst die Phantasie hinreißen könnte! Also Florenz ist sich vollkommen gleich geblieben, — heiter, lebendig, lustig und vergnüglich, wenn die Sonne scheint, und kenne ich wiederum keine Stadt der Welt, deren gute und üble Laune so sehr vom Wetter abhängig wäre. Bei trüben Tagen sind Straßen und Häuser gleich verdrießlich. Die Dachrinnen weinen ihren tiefen Schmerz in seltener Energie auf das Straßenpflaster nieder, die hohen Thürme haben lange Regenkappen aufgesetzt, und das Kirchengeläute tönt, als wären die Glocken vierfach mit dichtem Flor umwunden. Und der Italiener, sonst immer heiter und guter Dinge, immer lustig davonspringend, als gehöre ihm irgend ein

schönes, wenn auch unbekanntes Stück der Welt, den Hut keck aufgesetzt, beständig eine Cigarre im Munde, oder in Ermanglung derselben eine Arie von Verdi oder Donizetti, blickt dann trostlos empor nach seinem verloren gegangenen blauen Himmel, steckt den Kopf zwischen die Schultern, und hat ganz das Ansehen eines gestern noch sehr schönen Hahns, der heute tüchtig naß geworden. Aber la tramontana, das ist der Wind, der von den Bergen herabkommt, hat die Luft wieder rein gefegt, das Pflaster getrocknet, und Florenz ist wieder Florenz. Es ist gerade, als müßte selbst die Sonne diese Stadt liebgewonnen haben, denn sie concentrirt auf ihren Plätzen und Straßen eine solche Menge von Strahlen, von Glanz und Wärme, daß alles davon wie gesättigt erscheint und man selbst oft glaubt, nur dahin fliegen zu können, wie ein Sonnenstäubchen oder wie irgend ein bunter Schmetterling. Dergestalt aber wogt auch hier alles durch einander im ewigen Farbenwechsel ohne Ruh und Rast, strahlend in bunten Kleidern, glänzend im Sonnenlichte, durchwebt von Blumen, die man in Massen auf allen Seiten sieht, plaudernd und lachend, kaufend und verkaufend unter lautem Geschrei und öffentlichem Ausrufe, unter dem Gerassel unzähliger Wagen, die in den engen Gassen in scharfem Trabe fahren und doch selten oder nie jemanden beschädigen. Dazu kommen unzählige Läden und Magazine in allen Straßen mit der reichen und eleganten Auslegung ihrer glänzenden Waaren jeder Art, um das Auge noch mehr zu blenden. Und wie putzt erst die Sonne die alten ehrwürdigen Kirchen und Häuser heraus mit Licht und Schatten, wie glänzt und strahlt der Dom in seinem buntfarbigen Mosaikschmucke! An solchen Tagen wie heute erscheint auf der Höhe des Glockenthurms jedes Säulchen, jede Verzierung rein und scharf abgezeichnet gegen die blaue Luft. Und die alten finstern Paläste in den engen Straßen, wie hat sie das Sonnenlicht so schön bemalt mit hellem Glanz und tiefem Schatten! Namentlich ist dieß wunderbar schön anzusehen, wenn man in eine der dunklern und ruhigern Straßen geht, vielleicht von Piazza del Granduca östlich in das Labyrinth von kleinen schwar-

zen Gassen mit trotzig dastehenden altersgrauen Palästen, deren schwer vergitterte Fenster nicht dazu bestimmt scheinen, Luft und Leben ein- und auszulassen. Hier muß man den kräftigen Pinsel sehen, mit dem der große Künstler, die Sonne, malt, wie sie nur in Gold und Schwarz eintaucht, und wie es ihr gelingt, mit einem einzigen Streiflicht von der Höhe des Dachs bis hinab zu den Fundamenten, oder durch einen einzigen Strahl, der unter irgend einem finstern Thorwege vorbricht, den ganzen Anblick einer Straße, eines Platzes so mit einemmale und so prächtig zu verändern.

Und Florenz hat viele dergleichen ernste, gewaltige, ja trübe Plätze und Straßen, und braucht deßhalb zu ihrer Verschönerung unendlich viel Sonnenlicht; aber die alten Gebäude hier sind dafür auch dankbar und blicken nicht grämlich auf die neue Zeit herab; es sind würdige und gemüthliche Herrschaften, die sich zu ihrer Zeit auch des Lebens gefreut haben und nun zufrieden scheinen mit dem, wenn gleich oft kleinlichen Glanz, durch welchen sie die Jetztzeit aufschmückt. So z. B. der alte finstere Palazzo Strozzi in der Nähe des Kaffee Doney und der schönsten der Arno-Brücken — wie er so daliegt, ein schwarzer gewaltiger Steinhaufen, fast ohne Fenster, mit einem ungeheuren Eingangsthor. Rings an den Mauern befinden sich Ringe und Träger von armsdickem Eisen, sie hielten zur Zeit des Glanzes und der nächtlichen Feste zahlreiche Fackeln. An der einen Seite mündet nun der Mercato vecchio, und bis an seine Mauern gehen die kleinen Buden der Verkäufer von Obst und Früchten in den hellsten, glänzendsten Farben und von Victualien und Gemüsen aller Art; gegenüber hat sich ein Blumenverkäufer niedergelassen und hält dort im Freien eine tägliche Ausstellung der schönsten und seltensten Gewächse, wohlriechender Kräuter und duftiger, vielfarbiger Blüthen und Blumen. Dem allem kommt nun wieder das allliebende Sonnenlicht zur Hülfe, und an einem sonnig-schönen Tage scheint selbst der alte finstere Palast Strozzi, obgleich etwas ärmlich geschmückt für seine gewaltigen Verhältnisse, doch dankbar und freundlich zu lächeln.

Es ist nicht meine Absicht, eine genaue Beschreibung der Stadt Florenz zu geben; es ist das schon so oft, so genau und erschöpfend geschehen, weßhalb ich mich darauf beschränken will, ein kleines Bild des Straßenlebens, wie es im gegenwärtigen Augenblick ist, zu entwerfen, und deßhalb nur ein paar seiner Hauptstraßen durchwandern, deren lebendiges Bild sich in allen übrigen mehr oder minder genau widerspiegelt. Da wir uns gerade bei Palazzo Strozzi befinden, so nehmen wir eine der Hauptverkehrsadern, die hier mündet, den Mercato vecchio, eine schmale Straße, zwischen unendlich hohen Häusern, wo sich Bude an Bude reiht, in denen man alles findet, was das menschliche Leben zur materiellen Existenz bedarf. Die weit geöffneten Gewölbe strömen ordentlich über von der Menge der Gegenstände und breiten sich von der Straße auf weiten Gestellen aus, so diese Straße noch mehr verengend. Hier ist Fleisch, Brod, schwere und leichte Würste und riesenhafte Käse in allen Farben und Gattungen neben- und übereinander aufgeschichtet; dabei sieht man Mehl, Reis, getrocknete Pflaumen, Feigen und die bekannten dickbäuchigen Flaschen, bis zum langen engen Hals mit Stroh umflochten und mit Papier zugestopft, enthaltend Wein und Olivenöl. Neben ihnen kommen Früchte aller Art, frische Feigen und Granatäpfel, Pfirsiche, Aprikosen und gewöhnliche Aepfel und Birnen. Eine angenehme Abwechslung bringt dazwischen eine Bude mit schönen Kräutern und Gemüsen, alle Sorten grün durch einander, zwischen denen die purpurrothen Liebesäpfel so angenehm hervorleuchten, oder auch die übergroßen saftigen Melonenstücke, die, um den Appetit der Vorübergehenden zu reizen, so recht vornehin gelegt sind. Ihnen folgen die Fischhändler; die glänzenden zappelnden „Meerfrüchte“ befinden sich in großen Kübeln voll frischen Wassers und werden natürlich auf der ganzen Straße zu gleichem Preis ausgeboten. In der Mitte der ganzen Länge erweitert sich der Mercato vecchio zu einem kleinen Platze, dem eigentlichen Fleischmarkt, von dem übrigens nur zu sagen ist, daß sich über ihm eine von Säulen getragene Halle wölbt, die aber, wie der ganze Platz, ziemlich schmierig und

zen Gassen mit trotzig dastehenden altersgrauen Palästen, deren schwer vergitterte Fenster nicht dazu bestimmt scheinen, Luft und Leben ein- und auszulassen. Hier muß man den kräftigen Pinsel sehen, mit dem der große Künstler, die Sonne, malt, wie sie nur in Gold und Schwarz eintaucht, und wie es ihr gelingt, mit einem einzigen Streiflicht von der Höhe des Dachs bis hinab zu den Fundamenten, oder durch einen einzigen Strahl, der unter irgend einem finstern Thorwege vorbricht, den ganzen Anblick einer Straße, eines Platzes so mit einemmale und so prächtig zu verändern.

Und Florenz hat viele dergleichen ernste, gewaltige, ja trübe Plätze und Straßen, und braucht deßhalb zu ihrer Verschönerung unendlich viel Sonnenlicht; aber die alten Gebäude hier sind dafür auch dankbar und blicken nicht grämlich auf die neue Zeit herab; es sind würdige und gemüthliche Herrschaften, die sich zu ihrer Zeit auch des Lebens gefreut haben und nun zufrieden scheinen mit dem, wenn gleich oft kleinlichen Glanz, durch welchen sie die Jetztzeit aufschmückt. So z. B. der alte finstere Palazzo Strozzi in der Nähe des Kaffee Donney und der schönsten der Arno-Brücken — wie er so daliegt, ein schwarzer gewaltiger Steinhaufen, fast ohne Fenster, mit einem ungeheuren Eingangsthor. Rings an den Mauern befinden sich Ringe und Träger von armsdickem Eisen, sie hielten zur Zeit des Glanzes und der nächtlichen Feste zahlreiche Fackeln. An der einen Seite mündet nun der Mercato vecchio, und bis an seine Mauern gehen die kleinen Buden der Verkäufer von Obst und Früchten in den hellsten, glänzendsten Farben und von Victualien und Gemüsen aller Art; gegenüber hat sich ein Blumenverkäufer niedergelassen und hält dort im Freien eine tägliche Ausstellung der schönsten und seltensten Gewächse, wohlriechender Kräuter und duftiger, vielfarbiger Blüthen und Blumen. Dem allem kommt nun wieder das allliebende Sonnenlicht zur Hülfe, und an einem sonnig-schönen Tage scheint selbst der alte finstere Palast Strozzi, obgleich etwas ärmlich geschmückt für seine gewaltigen Verhältnisse, doch dankbar und freundlich zu lächeln.

Es ist nicht meine Absicht, eine genaue Beschreibung der Stadt Florenz zu geben; es ist das schon so oft, so genau und erschöpfend geschehen, weßhalb ich mich darauf beschränken will, ein kleines Bild des Straßenlebens, wie es im gegenwärtigen Augenblick ist, zu entwerfen, und deßhalb nur ein paar seiner Hauptstraßen durchwandern, deren lebendiges Bild sich in allen übrigen mehr oder minder genau widerspiegelt. Da wir uns gerade bei Palazzo Strozzi befinden, so nehmen wir eine der Hauptverkehrsadern, die hier mündet, den Mercato vecchio, eine schmale Straße, zwischen unendlich hohen Häusern, wo sich Bude an Bude reiht, in denen man alles findet, was das menschliche Leben zur materiellen Existenz bedarf. Die weit geöffneten Gewölbe strömen ordentlich über von der Menge der Gegenstände und breiten sich von der Straße auf weiten Gestellen aus, so diese Straße noch mehr verengend. Hier ist Fleisch, Brod, schwere und leichte Würste und riesenhafte Käse in allen Farben und Gattungen neben- und übereinander aufgeschichtet; dabei sieht man Mehl, Reis, getrocknete Pflaumen, Feigen und die bekannten dickbäuchigen Flaschen, bis zum langen engen Hals mit Stroh umflochten und mit Papier zugestopft, enthaltend Wein und Olivenöl. Neben ihnen kommen Früchte aller Art, frische Feigen und Granatäpfel, Pfirsiche, Aprikosen und gewöhnliche Aepfel und Birnen. Eine angenehme Abwechslung bringt dazwischen eine Bude mit schönen Kräutern und Gemüsen, alle Sorten grün durch einander, zwischen denen die purpurrothen Liebesäpfel so angenehm hervorleuchten, oder auch die übergroßen saftigen Melonenstücke, die, um den Appetit der Vorübergehenden zu reizen, so recht vornehin gelegt sind. Ihnen folgen die Fischhändler; die glänzenden zappelnden „Meerfrüchte" befinden sich in großen Kübeln voll frischen Wassers und werden natürlich auf der ganzen Straße zu gleichem Preis ausgeboten. In der Mitte der ganzen Länge erweitert sich der Mercato vecchio zu einem kleinen Platze, dem eigentlichen Fleischmarkt, von dem übrigens nur zu sagen ist, daß sich über ihm eine von Säulen getragene Halle wölbt, die aber, wie der ganze Platz, ziemlich schmierig und

unsauber aussieht. Hinter dem Fleischmarkt fangen die Buden wieder an wie vor demselben, und da sie, wie schon gesagt, förmlich bis zum Straßenpflaster überquellen von Früchten und Victualien aller Art, so sieht der ganze Mercato vecchio wie eine colossale fette Guirlande aus, zusammengesetzt aus Grünem, aus Früchten, Fleisch, Butter, Käse, Eiern, Schinken, in welche hineinverflochten sind die vielen Käufer und Käuferinnen, die handelnd auf- und abrennen, und ebenso auch die dicken Verkäufer in ihren weißen Schürzen und Jacken, heftig gesticulirend, wobei sie mit ihren großen Schlachtmessern sehr wild aussehende Bewegungen machen.

Vom Mercato vecchio gelangen wir in eine andere Straße, die noch vor wenigen Jahren eine enge Gasse war, jetzt aber die breiteste und schönste geworden ist. Die Regierung, welche schon so manchen düstern Theil von Florenz mit größter Pietät für die bestehenden alten Baudenkmale gelüftet und zugänglich gemacht, hat hier eine wahre Riesenarbeit ausgeführt. Früher war die Piazza del Granduca mit dem Dome auf geradem Wege nur durch die oben erwähnte enge Gasse, die Via dei Calzajuoli verbunden, und da hier das Herz der Stadt ist, hier sich alles Leben concentrirt, so war diese Straße für alle Welt unzureichend und unangenehm. Ich erinnere mich noch recht wohl der frühern mittelalterlichen Gasse mit den hohen finstern Häusern, deren weit vorspringende Dächer sogar am hohen Mittag den Sonnenstrahlen das Eindringen neidisch verwehrten, jetzt ist aus ihr eine breite, lichte, wohlgebahnte Straße geworden mit Fußpfaden zu beiden Seiten, die ihrer ganzen Länge nach aus reichen und eleganten Magazinen besteht. Ein Pariser, wenn er sehr gut gelaunt wäre, würde ihr vielleicht das große Compliment machen, sie mit dem schmaleren Theil der Rue de la Paix zu vergleichen, ein Wiener mit der Kärnthnerthor-Straße, für Florenz aber ist die Via dei Calzajuoli beides zugleich und in jeder Beziehung eine freundliche und angenehme Straße. Weder der Corso Orientale in Mailand, noch Toledo in Neapel oder die lange Zeile des eleganten Cassaro in Palermo geben ein sprechenderes Bild

des Lebens im Süden, zeigen ein klareres Gepräge des regen Treibens einer volksreichen Hauptstadt. Aber wie alles in der Welt muß man auch die Via dei Calzajuoli in ihrer guten Laune sehen, das heißt, in den Mittagsstunden eines schönen Tages des Spätherbstes, wenn die begüterten Familien den ruhigen Landsitz wieder mit dem lärmenden Getreibe der Stadt vertauschen, wenn der Fremdenzug aus dem Norden, um mich eines Ausdrucks der Schnepfenjagd zu bedienen, in seine Lätare getreten ist. Das Pflaster ist feucht und gibt deßhalb keinen Staub von sich, alle Magazine sind geöffnet, und ein tiefblauer Himmel spannt sich über der Straße aus, sowie über die Hunderte von Menschen, die in allen möglichen Anzügen, buntfarbig, summend, lachend, beschäftigt und müßig gehend hier auf- und abschwärmen. Den Mittelweg nehmen Fahrzeuge aller Art ein, vornehme Damen liegen in ihren Wagen lang ausgestreckt und lassen nur hie und da einen Blick durch die Menge gleiten, dem bald nachher vielleicht ein leichtes Kopfnicken folgt, im übrigen scheint sie weder Straße, noch Lärmen, noch Magazine zu interessiren; und sie fühlen darin gleich mit ihrem Bedienten auf dem hohen Hintersitze, der mit übergeschlagenen Armen, den Hut etwas schief auf dem Kopfe, alles unter und neben sich mit souveräner Verachtung anschaut. Andere Equipagen, die folgen, bilden das vollkommene Gegentheil: da ist der Bediente zugleich Cicerone und erzählt lebhaft von der alten Strumpfwirkergasse, v. St. Michele u. dgl. m., während die deutsche Familie im Wagen ungeheuer aufmerksam zulauscht und noch mehr sieht, als wirklich da ist. Zahlreiche Miethwagen folgen oder begegnen sich und werden dem Fremden ungemein lästig, denn wenn er eilig in eine Seitengasse ablenken will, so stellt sich ihm der diensteifrige Fiaker gerade in den Weg und bietet seine Carrozza an. Schwere bestaubte Reisewagen rollen langsam durch die Calzajuoli, und überwachte, nüchterne, blonde englische Gesichter schauen etwas gespensterhaft in den glänzenden Tag hinaus; zwischen diesen gesetzteren Fahrzeugen rollen leichte Parocino's mit den kleinen Pferdchen und dem klingenden Geschirr hierhin und dorthin; — junge

Elegants erregen die Aufmerksamkeit, indem sie sich in wahren Kinderwagen bewegen — Wagen, Pferde, alles ist en miniature bis auf den oftmals dicken Besitzer selbst, der auf seinem engen Sitze nach allen Seiten überquillt. Auch Handkarren bewegen sich im allgemeinen Strome dahin, Verkäufer, die ihr ganzes Waarenlager mit sich herumschleppen, um es stückweise mit lautem Geschrei anzubieten.

Wenn man hierzu annimmt, daß die Calzajuoli der gesuchteste Theil der Stadt ist, daß man in ihren Läden fast alle Wünsche befriedigen kann, und daß schon deßhalb eine große Menschenmenge hier zusammenströmt um einer andern zu begegnen, welche nur daher kommt, um zu sehen oder gesehen zu werden, so kann man sich vielleicht einen Begriff machen von dem Leben in dieser Straße. Auf den Fußpfaden zu beiden Seiten findet ein beständiges Ausweichen statt, namentlich an den Ecken, wo eine neugierige Menge die übergroßen Anzeigen und Maueranschläge aller Art liest, sowie auch vor Kaffeehäusern, wo stets eine große Anzahl junger und alter, nach dem Journal gekleideter Herren sich aufhält, das Glas im Auge, die Cigarre im Munde, und mit wohlgepflegtem Haare und Bartwuchs. Mit solchen Lions ist überhaupt Florenz reich gesegnet, die es verstehen, den Mantel malerisch umzuwerfen, sich ein unendliches Ansehen zu geben, hinter dem eigentlich gar nichts zu finden ist, als vielleicht ein paar Bemerkungen über das Wetter, sowie eine gründliche Kenntniß der letzten Verdi'schen Opern, von denen natürlicherweise eine immer göttlicher ist als die andere, und deren Melodien nachzusingen eine ihrer Hauptbeschäftigungen bildet. Einer Romanze aus dem Troubadour, welcher jetzt gerade gegeben wurde, konnte man nirgends entgehen, und ganz Florenz war in diesem Augenblick wie eine fette Wiese im Frühjahre, denn die Schlußworte jener Romanze „ricordate mi", — Vergiß mein nicht — sproßten überall lustig empor. Die Straße ist überhaupt die eigentliche Wohnung des Italieners, namentlich des Florentiners: er muß sehen und gesehen werden und zeigt sich nur in seinem besten Glanze, weßhalb man denn auch überall den reichsten und elegantesten Toilet-

ten begegnet. Mag es dagegen zu Hause aussehen wie es will, das ist ganz gleichgültig, nur draußen ein seidenes Kleid, einen eleganten Paletot, frische Handschuhe, lakirte Stiefeln, sowie Blumen im Knopfloch oder in der Hand. Etwas dagegen habe ich in den Straßen von Florenz beständig gerne vermißt — das ist, man hört nie Kindergeschrei, man sieht nie einen Betrunkenen und nie kleine Buben sich herumbalgen. Letzteres wäre auch sehr gefährlich, denn bei dem unaufhörlichen Wagenverkehr würde es der jungen Generation sehr schwer fallen, einen ruhigen Platz für ihre Faustkämpfe zu finden. Ich muß gestehen, es gibt sogar in Paris wenige Straßen, die so beständig mit Fahrzeugen aller Art bedeckt sind, wie viele hier in Florenz.

Um noch einmal auf die Via dei Calzajuoli zurückzukommen, so ist sie auch deßwegen schon von den Fremden so stark besucht, weil ihr Anfang und Ende die herrlichsten Kunstschätze der Arnostadt aufweist. So beginnt sie am Domplatz, der in der neuesten Zeit bedeutend erweitert wurde, und nun von allen Seiten einen freien Anblick auf dieß herrliche Bauwerk gestattet. Westlich von demselben hat man an einem großen Palast sehr sinnreich die schön gearbeiteten Statuen der Erbauer aufgestellt, und während Arnolpho aufmerksam zu den Fundamenten und dem Grundrisse herabsieht, blickt Brunelleschi träumend zu der kühnen Kuppelwölbung empor. Das Ende der Strumpfwirkerstraße ist an der herrlichen Piazza del Granduca, diesem prachtvollen Museum im Freien, mit seinen Statuen, Brunnen, Bronzefiguren, Logen und Palästen, wo sich übrigens häufig eine zahlreiche Volksmenge komisch genug ausnimmt, die den Wagen eines neumodischen Dulcamara umstehend — Mixturen und Pillen gegen alle erdenklichen Uebel kauft.

Was Florenz für den Kunstliebhaber so außerordentlich angenehm macht, ist die schöne, elegante und zugängliche Ausstellung aller Kunstschätze; wie angenehm spaziert es sich in der Loggia degli Ufici, wie ist hier selbst die sonst eben nicht nachahmungswerthe Durcheinanderstellung von Statuen und Bildern so glücklich und dem Auge wohl-

thuend gelungen, wie ungezwungen fühlt sich der Beschauer, der hier ohne Einlaßkarten und Erlaubniß täglich stundenlang umherwandeln, oder sich in bequemen Stühlen vor den herrlichen Antiken, oder vor den wunderbaren Bildern Raphaels und Tizians niederlassen darf. Eben so zugänglich ist auch die Gallerie im Palast Pitti, der Wohnung des Großherzogs, wo jedes Bild ein Meisterwerk, eine unschätzbare Perle ist, wo das Auge, wenn es vom ernsten Schauen ermüdet ausruhen will, die kostbaren Pietra-dura-Arbeiten der Tische betrachten kann, die in fast allen Sälen stehen, und an welch jedem fast ein halbes Menschenalter gearbeitet, oder wo man zur Abwechslung in die kleinen zierlichen Cabinete tritt, pompejanisch verziert mit reizenden Marmor-Statuen, oder in andere Zimmer, wo von Benvenuto Cellini oder andern großen Meistern der Florentiner Goldschmiedekunst jene seltsamen Gefässe stehen, so sonderbar zusammengesetzt, aus Perlen, Edelsteinen, Gold und Emaille. Ja diese freundlichen Einrichtungen sind es, welche die Gallerien von Florenz für die Beschauer so unvergeßlich machen; wie wird man sich nicht beständig eines der letzten Zimmer im Palast Pitti erinnern, wo die wunderbare Venus von Canova steht, jenes herrliche Menschenbild mit dem edlen Gesichtsausdruck und dem selbst im harten Stein so weichen und elastischen Körper!

Mit der gleichen Artigkeit, mit der man jedem den Zutritt zu diesen Schätzen gestattet, wird auch von der großherzoglichen Behörde die Erlaubniß zur Besichtigung einzelner Paläste und Villen ertheilt, man braucht sich nur an die Schloßverwaltung zu wenden, um mit der größten Freundlichkeit überallhin Eintrittskarten zu erhalten.

Um in unserer Straßenschau fortzufahren, muß ich der bekannten Cascinen erwähnen, jener schönen Spaziergänge vor der Porta del Prado am Ufer des Arno, wo sich wenigstens an Sonntagen ein großer Theil der Einwohnerschaft von Florenz zusammen findet, um unter den dichten Alleen lustwandelnd und fahrend den Klängen der schönen österreichischen Militärmusik zu lauschen, welche hier wöchentlich

mehreremale spielt. Obgleich es aber hier ziemlich besucht war, erschienen mir die Cascinen dießmal stiller, ja melancholischer als in früheren Jahren; namentlich an der Seite des Flusses, wo sich sonst die elegante Welt zahlreich auf- und abbewegte, sah man jetzt wenig und einsame Spaziergänger. Diese langen Alleen an dem schönen Fluß müssen belebt sein, sonst lassen sie uns hier in der gewaltigen schönen Natur leicht nachdenkend, ja traurig werden. Die gelben Blätter der Bäume flattern langsam auf unsern Pfad herab, im Wasser spiegelt sich der glühende Abendhimmel mit seinen leicht dahinziehenden Wolken, das dunkle Laub der immer grünen Gebüsche, der Steineichen und des Epheu blickt dich so ernst und traurig an, und von den Höhen herab schauen die Klöster und Kirchen zwischen unbeweglichen schwarzen Cypressen melancholisch hervor. Du bist allein, ganz allein, und der leise Klang einer Glocke, welcher von weit her an dein Ohr schlägt, stimmt dich nicht freudiger, ebensowenig als die einzelnen Töne der Militärmusik, die du von weitem hörst, und die in diesem Augenblick ein altes bekanntes Lied spielt — ach, es sind dieß oft nur einfache Klänge, aber sie treffen gewaltig dein Herz: denn sie erzählen dir von vergangenen Tagen, wo du sie ebenfalls gehört, aber wo sie dich hinrissen zu Glück und Freude.

Mit solchen Gefühlen im Herzen ist es besser, man sucht das Gewühl der Menschen wieder auf, als daß man hier für sich in der Einsamkeit bleibt, und wir haben nicht weit zu gehen, um die Mauer der Stadt zu erreichen und nach dem Lungarno zu kommen, wohin sich an schönen Tagen die ganze elegante Welt von Florenz zu bestellen scheint. Dieser Lungarno ist der Quai auf der rechten Seite des Flusses von dem Ponte alla Carraja bis hinauf zum Ponte vecchio, wo die Goldschmiede ihre Buden und Magazine haben. Auf der linken Seite des Arno ist ebenfalls ein Quai, der aber weniger zu Spaziergängen benützt wird; hier liegen große stille Paläste mit wenig Buden und Magazinen, von vornehmen Familien bewohnt, welche die Morgensonne lieben und das Geräusch der Wagen und Karren nicht gern

den ganzen Tag unter ihrem Fenster hören. Wenige dieser alten Gebäude gewähren übrigens dem Auge einen freundlichen Anblick, und fast nur ein einziges kleineres Haus nicht weit von dem Ponte alla Carraja macht hievon eine freundliche Ausnahme. Es ist dieß die Villino Delci, die Wohnung des österreichischen Gesandten Baron v. Hügel; sie ist auch im Innern so fein und zierlich eingerichtet, wie man es nur von dem Besitzer mit seinem bekannten Kunstsinn und fein ausgebildeten Geschmack erwarten darf. Baron Hügel, der Schöpfer der bekannten prachtvollen Anlagen in Hitzing bei Wien, hat hier aus seinen Kunstschätzen in Bildern, Bronzen, Vasen und Sachen aller Art ein reizendes Ganze zusammengestellt.

Kehren wir aber nach dieser kleinen Abschweifung zu unserm Spaziergang auf die linke Seite des Flusses zurück.

Die Straße ist hier nicht besonders breit, an ihr liegen die bedeutendsten Gasthöfe von Florenz, und da nebenbei die Wagenfrequenz außerordentlich groß ist, so gewinnt der Spaziergang durch das ewige Rasseln der Wagen und Karren auf dem Pflaster nicht besonders an Annehmlichkeit. In den Nachmittagsstunden von 3 bis 5 Uhr ist es überhaupt ein eingebildetes Vergnügen, am Lungarno spazieren zu gehen, und wenn es nicht zum guten Ton gehörte, sich hier sehen zu lassen, würde mancher wegbleiben; so aber läßt man sich schon etwas gefallen, man wird gedrängt und drängt andere wieder, man weicht aus, man stößt an und bittet um Entschuldigung, man verliert seine Gesellschaft, die man rechts neben sich oder hinter sich glaubt, und möchte mit Mephisto ausrufen: „was? dort schon hingerissen?“ kann aber kein Hausrecht gebrauchen, denn man muß eben mit dem Strome schwimmen. Alles drängt sich hier bunt durcheinander — Herren und Damen aus allen Ständen, wirklich elegante Toiletten und seidene Kleider in den schreiendsten Farben, österreichische Offiziere in ihren weißen einfachen Uniformen, laut, breit und vergnüglich deutsch redend, sowie toscanisches Militär in bunten vielfarbigen Anzügen. Wie überall in Florenz spielen auch hier die schönen Blumen-

sträuße eine große Rolle, und überall durch die Menge hindurch schlüpfen die Blumenverkäuferinnen, auf dem Kopfe die großen, runden, nickenden Strohhüte, und theilen bereitwillig die schönsten Sträuße aus, ohne gerade dafür eine Gabe zu verlangen. Wenn nur dabei die vielen Equipagen nicht wären! Aber man schwebt jeden Augenblick in Gefahr, unter die Räder zu kommen, und wenn man hier auf ein lautes „Hoe" links springt, so prallt man vielleicht auf der anderen Seite an ein paar Pferdeköpfe, die gerade rechts wenden. Dieß macht denn auch alle Conversation ungenießbar; man hört nur mit einem Ohre, denn das andere ist auf ein verdächtiges Rasseln hinter uns gerichtet; man muß eine sehr schöne Bemerkung oftmals in der Mitte abbrechen oder als Erwiderung auf eine geistreiche Frage mit einem blödsinnigen Lächeln auf die Seite springen, um seine Hühneraugen vor den Rädern eines daherrollenden ganz gemeinen Barocino zu retten.

Trotz alle dem hat aber das Spazierengehen hier am Arno seine schönen und reizenden Seiten, nur muß man warten, bis sich die große Menge wieder verlaufen hat, bis der Abend kommt, bis die Paläste an den Ufern lange seltsam gezackte Schatten herüberwerfen, bis die schweren Massen der Brücken dunkler, das Wasser des Arno aber und der Himmel über uns immer heller und klarer werden. Wie reines Silber fließt der Fluß jetzt unter den schwarzen Brückenbogen daher und nimmt nach und nach alle die schönen und glühenden Töne des Himmels an. Vor uns haben wir die Chiesa di Castello mit ihrer großen Kuppel und dem kleinen schlank und zierlich geformten Glockenthurme — hinter ihr hinab verschwindet die Sonne und zeigt uns dort jede Säule, jede Verzierung, jedes Kreuz scharf abgezeichnet auf dem hellen Himmel; aus allen Oeffnungen der Kuppel und des Glockenthurms scheint für einen Augenblick Feuer hervorzubrechen, und die Strahlen, welche dort hervorzucken, erfüllen das ganze Thal mit einem violetten, glühend angestrahlten warmen Dufte. Die alten Kirchen und Schlösser auf den Höhen scheinen aufzuathmen

unter diesem letzten herzlichen Kusse, ja selbst drüben das ehrwürdige San-Miniato in seinem schwarzen Cypressen-Walde glaubt man noch einmal wehmüthig lächeln zu sehen. Aber die Sonne geht nicht in ungetrübtem Glanze hinunter, eine Wolkenschichte am Horizont scheint ihr Feuer erlöschen zu wollen, wird aber dafür bestraft und lodert nun selbst in wilder Gluth empor — für uns ein herrlicher Anblick — denn hinter der Kirche di Castello bricht es hervor wie eine gewaltige Feuersbrunst, so daß weit an dem Himmel hinauf eine glühende Lohe schlägt .... So sah ich sie noch am letzten Tage meines Aufenthalts in Florenz untergehen meine liebe schöne Sonne vom Lungarno, und wenn sie auch mit noch solcher Pracht verschwand, so machte es mich doch traurig und nachdenkend, denn sie ging hier für mich auf lange Zeit unter — vielliecht für immer — denn wer kann dem Wetter und den Umständen trauen! Sie hatte so etwas menschlich rührendes an diesem Abende bei ihrem Niedergang und gab ein Bild so manchen Lebens; sie ging dahin wie ein glühendes wildes Menschenherz, unter in vergeblichen, unerreichbaren Wünschen. ....

Nach und nach verblaßte die Gluth am Horizont. Die Brückenbogen der Carraja standen schwarz gegen den hellen Schein; die Menschen, die hinüberschritten, glichen unbestimmten schattenhaften Wesen; das Wasser allein erschien noch hell und glänzend, und ein einsamer Nachen, der auf dem Arno dahin fuhr, zog einen langen und dunkeln Streifen nach sich. Jetzt wurden an den Ufern die Gaslaternen angezündet, und die weißen strahlenden Lichter machten eine unbeschreibliche Wirkung gegen den noch immer röthlich gefärbten Nachthimmel und die dunkeln Massen der Häuser.

Unterdessen hat sich der Spaziergang gänzlich entvölkert; man ist zur Tafel gegangen, in die Kaffees, in die verschiedenen Theater. Ein italienisches Kaffeehaus hat nicht viel bemerkenswerthes: die Räume sind einfach, die Conversation wird sehr leise geführt, und den größten Lärm machen die Kellner, die mit einem unnachahmlichen Aplomb Kaffee, Gefrorenes und dergleichen vor den Fremden hin lanciren, und

nachher die kleine Münze, die man allenfalls heraus bekommt, mit außerordentlichem Geschrei dem ganzen Kaffee verkündigen.

Was die dießjährige Theatersaison in Florenz anbelangt, so kann ich nicht viel rühmliches davon sagen. Pergola hatte einen ordentlichen Tenor, eine leidliche Prima Donna, die für eine Engländerin das Italienische recht gut aussprach und auch bei ihren Bravour-Arien gehörig ins Feuer kam; ihre Stimme ist schön, doch in den obern Lagen etwas schreiend. Gegeben wurde der oben schon erwähnte Trovadore, eine neue Oper, welche Verdi eigens für die jetzige Saison und Sänger geschrieben. Was die Musik anbelangt, so läßt sich nicht viel darüber sagen. Die Florentiner sind entzückt davon und meinen, sie sei fast besser als Luisa Miller; was indessen nicht hoch geschworen ist, denn Schillers Cabale und Liebe wurde von Meister Verdi mit einer Musik versehen, die über alle Beschreibung langweilig ist. Aber die Vergißmeinnicht-Romanze reißt den Troubadour durch, denn wenn die Musik derselben im letzten Act anhebt, so rückt der Italiener unruhig hin und her, hebt die Schulter in die Höhe, blickt schmachtend an dem Kronleuchter empor, und fühlt sich, indem er sagt: come è bello, für den ganzen Abend hinreichend entschädigt.

In Cocomero arbeitete eine französische Schauspielergesellschaft; sie gab unter anderm „Honneur et Argent" von Ponsard, ohne aber weder das eine noch das andere damit zu verdienen, denn der Beifall war verdientermaßen sehr gering und das Haus in allen Theilen wenig besetzt.

Im Theater Leopoldo mimte man neben einer unbedeutend und schlecht besetzten Oper den Meyerbeer'schen Propheten als Ballet, was schon der Mühe werth war angesehen zu werden. Leopoldo ist ein Theater vierten Rangs. Der Eintritt aufs Parterre kostet hier nach unserm Geld ungefähr 16 kr., und dafür hat man eine ganze Oper, freilich tant bien que mal, und ein Ballet von sieben bis acht Acten — in Summa ein Vergnügen, welches von 8 Uhr bis Mitternacht dauert. Das Publikum ist dabei sehr ungenirt, hat im Parterre den

Hut auf dem Kopf, speist Feigen und Orangen, und treibt in den Zwischenacten allerlei erlaubte Kurzweil. Die Logen sind, wie in den großen Theatern, von einander abgetheilt, und bei einem Stück wie der Prophet, welches die elegante Welt ebenfalls sehen will, bemerkt man hier oft reiche und glänzende Toiletten, die dann seltsam genug mit dem Parterre contrastiren. Auf den Zetteln für heute Abend war „il Sole“ mit riesengroßen Buchstaben bemerkt, und ich bin überzeugt, daß dieses bis jetzt hier noch unerhörte Schauspiel die große Menge bedeutend anzog.

Das Ballet begann übrigens mit den Schalmeien der Hirten, wie die Oper selbst, und ich glaubte schon aus der Musik derselben ein angenehmes Potpourri zu vernehmen; doch war diese Täuschung bald zu Ende, und die allergewöhnlichste Balletmusik unterstützte Pantomimisten und Tänzer in ihren extravaganten Bewegungen. Uebrigens kommt jede Scene der Oper: Bertha wird von Oberthal entführt, die drei Wiedertäufer reizen das Volk auf, und im zweiten Act erscheint Johann von Leyden, ein außerordentlich gewandter Pantomimist. Decoration und Costüm mußte man wirklich schön und elegant nennen; auch waren einige Corpstänze, namentlich im zweiten Act, so meisterhaft arrangirt, daß sie das Publikum unter einem rasenden Beifallsturm da capo verlangte: und die armen Geschöpfe auf der Bühne, außer Athem abgehetzt, zwangen sich zu dem bekannten unheimlichen Lächeln und begannen aufs neue. Darin ist das hiesige Publikum grausam und will nicht begreifen, daß von denen droben manche Lunge kaum noch zu athmen vermag und manches Herz unter rasenden Schlägen zu ersticken droht. Fortgetanzt muß werden, worauf man dann freilich den Balletmeister, die Solotänzer, die Decorationen und Gott weiß was noch alles zum Dank herausruft. Johann von Leyden wurde übrigens vortrefflich gegeben, und ich hätte nie geglaubt, daß jemand ohne Worte und Gesang, blos durch Bewegung und Mienenspiel, z. B. die Abschiedsscene von der Mutter, so wirklich ergreifend darzustellen im Stande wäre. Im dritten Act erschien das Lager von

Münster. Morgendämmerung; der Prophet ordnet seine Schaaren zum Sturm gegen die Stadt; der Hintergrund beginnt heller und röther zu werden, und das Publikum rückt unruhig auf seinen Sitzen hin und her, denn der große Augenblick naht, wo il Sole sich präsentiren wird; endlich schießt sie die ersten Strahlen empor. Auf der obersten Gallerie des Hauses sieht man lachende Gesichter mit blinzelnden Augen, wie vom hellsten Sonnenlicht bestrahlt. Die Lampen des Kronleuchters scheinen trüb und roth zu brennen. Unten ist das ganze Haus wie mit gewaltigem Staub bedeckt, während sich, im gleichen Verhältniß wie auf der Bühne die Sonne emporsteigt, die Strahlen immer tiefer und weiter ausbreiten. Das Parterre ist vor Entzücken außer sich; man dreht sich herum, man lacht, man schreit, man hält die Hände vor das Gesicht, und selbst glänzend angestrahlt erblickt man laut lachend den Nachbar, dessen Gesicht so hell und rosig übergossen ist wie an einem schönen Sonnentag — und die Sonne hier ist nicht geizig; bei uns begnügt sie sich ein paar Zoll über den Horizont emporzusteigen, dann fällt neidisch der Vorhang; hier aber steigt sie glänzend und strahlend, ohne ein einzigesmal zu versagen, bis hoch in den Himmel. Der vierte Act spielt auf der Straße. Fides sammelt Almosen ein, worauf sich das Theater in eine prächtige Halle verwandelt — das Innere der Kirche darf in Italien begreiflicherweise hier nicht gezeigt werden — der Krönungsmarsch erschallt diesmal wieder aus der Oper, und der Einzug des Propheten erfolgt in aller Pracht und Herrlichkeit. So lange der König von Zion sein ländliches Costüm trug, die kurze Jacke, das enganliegende Beinkleid, hatten seine heftigen Bewegungen und Pantomimen durchaus nichts Störendes; sobald er aber in langem weißem Gewand erscheint und damit wie in einem weiten Schlafrock auf der Bühne umherrast, die Krone auf dem Kopf, Scepter und Kugel in der Hand und, wie namentlich im vierten Act, die schauerlichsten Grimassen schneidet, geht alle Illusion verloren, und Johann von Leyden sieht aus wie ein

wahnsinnig gewordener Kartenkönig; so geht denn auch die gewaltige Scene, wie er seine Mutter zum Niederknieen zwingt, fast spurlos vorüber. Fides war in diesem Augenblick schon besser und hatte in ihrem Spiel wirklich ergreifende Momente, so als er sie fragte: „Liebtest du diesen Sohn?“ und sie ihm antwortete: „Ob ich ihn liebte?“ Da war auf diesem Gesicht eine wahrhaft rührende Innigkeit, Hingebung und Liebe zu lesen.

Im Duett und Terzett des fünften Acts ist der Prophet aber nun ganz toll geworden, er raset hin und her, so daß seine langen schleppenden Kleider weit von ihm abfliegen, die Krone wird mehreremal auf den Boden geworfen und wieder aufgesetzt, mit satanischer Freude und entsetzlichem Kopfnicken zeigt er dem Publikum die wohlgefüllte Pulvermine, alles soll zu Grunde gehen, tanzte er — alles — alles — alles — Verwandlung. — Der Tanzsaal. — Diese letzte Scene des Ballets beginnt mit einem großen eingelegten pas de deux, während dessen der Prophet hinten an seinem Tisch sitzt, schmausend und zechend; auch ist er wieder ganz bon homme geworden und treibt mit den Tänzerinnen, die ihn bedienen, allerlei kleine unschädliche Späße — bis zu dem großen Moment, wo die Künstlerin vorne ihre letzte Verbeugung gemacht hat, und er nun hinten den Pokal ergreift, um Meyerbeers wunderbares Trinklied abzupantomimiren. Darauf geht die Geschichte zum Schluß, wie wir bereits wissen. Die Dämpfe steigen aus dem Podium empor, rechts und links brechen die Wände auseinander, und im Hintergrunde brennt Münster.

Obgleich es über den mir selbst vorgesteckten Raum dieser Blätter hinausgehen würde, wenn ich mir erlauben wollte, über hiesige öffentliche Anstalten, seien es auch nur einzelne Zweige, wie z. B. das Unterrichtswesen, zu berichten, so kann ich doch nicht umhin, eine Anstalt zu erwähnen, die im Auslande wenig bekannt, und doch, namentlich für Familien, die sich längere Zeit hier aufhalten wollen, von großem Interesse ist: es ist dies nämlich ein Institut für Knaben, von Familienvätern gegründet, welches den Zweck hat, die Kinder unter den

Augen ihrer Eltern in allen nöthigen Fächern der Wissenschaft so weit heranzubilden, daß sie von hier aus in jede höhere Lehranstalt des Auslandes eintreten können. Die Gesellschaft, welche begreiflicherweise nicht die Idee hat, bei dieser Anstalt etwas zu gewinnen, ja die im Gegentheil noch große Opfer bringt, wurde im Jahre 1838 von einigen Familienvätern allein in der Absicht gegründet, ihren Kindern eine gesunde, sorgfältige und christliche Erziehung zu verschaffen. Die meisten waren deutsche Protestanten oder Angehörige der englischen Kirche, doch wurden auch Katholiken aufgenommen, und viele italienische Familien dieser Religion ließen ihre Kinder dort erziehen; doch wurde es in jüngster Zeit den letztern verboten, ihre Kinder an dem Institut theilnehmen zu lassen. Dasselbe befindet sich in Florenz Casa Minucci Via dell' Ardiglione, ein schönes geräumiges Haus mit freundlichem Hofraume und Garten, welches von dem Directorium zu deren Zwecken erkauft wurde. Die Knaben haben hier luftige angenehme Schulzimmer und befinden sich, ohne im Raum beschränkt zu sein, beständig unter der Aufsicht ihrer Lehrer. Es gibt zwei Classen von Zöglingen: die einen, welche bei ihren Eltern wohnen und nur die Schulstunden besuchen, die andern aber, die eigentlichen Pensionäre, die gegen möglichst billige Vergütung im Schulhaus selbst untergebracht sind. Die Professoren der Anstalt sind mit größter Sorgfalt gewählt und sprechen alle deutsch. Der Stundenplan ist sehr reichhaltig: man lehrt Deutsch, Englisch, Italienisch, Französisch, Lateinisch und Griechisch, allgemeine Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften, Mathematik, Zeichnen, Singen und Tanzen. Mehrere Stunden der Woche sind für gymnastische Uebungen aller Art bestimmt, und da tummeln sich denn die kleinen Kerle der verschiedensten Nationen lustig durcheinander, exerciren militärisch oder arbeiten an der Schwingstange und dem Kletterbaum. Es herrscht ein wohlthuendes angenehmes Verhältniß zwischen Kindern und Lehrern, und alles betrachtet sich wie zu einer einzigen großen Familie gehörend. Der Director des Comite's ist in diesem Augenblicke Hr. Dufresne, ein Genfer Kaufmann, dessen freundliche

liebenswürdige Persönlichkeit wie ein guter Geist durch das ganze Institut zu gehen scheint, und dessen Herzlichkeit das Band der Liebe und Zuneigung fester um Lehrer und Lernende zieht.

Viertes Kapitel.

Nach Carrara.

Die toscanische Eisenbahn. Warmes Herbstwetter. Pisa und Lucca. Die Fahrtaxe im Abstreich. il Signor Conte. Cecco und sein Varocino. Tolle Fahrt. Prachtvolle Aussicht von Monte di Chiesa. Pietra santa. Leben auf den Landstraßen. Massa und Carrara. Die zerstörte Capelle. Der Bildhauer Schlaraffenland. Hofer. Die Marmorbrüche. Ein Gastfreund.

Durch die Eisenbahnen von Florenz nach Pisa und von Pisa nach Lucca ist Carrara mit seinen berühmten Marmorbrüchen und zahlreichen Bildhauer-Ateliers der Arnostadt um ein bedeutendes näher gerückt, obgleich man noch immer eine gute Tagreise braucht, um dorthin zu gelangen. Der Bahnhof der toscanischen Central-Eisenbahn liegt vor der Porta al Prado in der Nähe des berühmten Spaziergangs der Cascinen. Das Bahnhofgebäude ist ziemlich geräumig und besteht neben den Wartesälen, den Zimmern für die Beamten 2c. aus einer geräumigen Halle, unter welcher der Zug hält und die Passagiere einsteigen; da man die Fahrbillets am Eingang in dieselbe vorzeigen muß, wo sie auch markirt werden, so wird niemanden ohne ein solches der Zutritt gestattet, weßhalb es für begleitende Freunde einer besondern Erlaubniß bedarf, um eintreten zu können. Restaurationen fehlen hier gänzlich, und der Fremde, der hierauf gerechnet, muß hungrig und durstig abziehen.

Von Florenz führt die Eisenbahn flach und eben durch das Arnothal fast bis Pisa auf dem rechten Ufer dieses Flusses. Als ich ab-

fuhr, lag Florenz in Nebel gehüllt, der von der Sonne niedergedrückt wurde, was einen schönen Tag versprach; nur die vielen Kuppeln und Thürme der zahlreichen Kirchen schimmerten deutlich hervor, das andere war ein graues Chaos von Häusermassen und Rauch, aus welchen die hellen und tiefen Töne der Glocken, da es gerade Sonntag war, unaufhörlich hervorklangen. Die Ausläufer der Apenninen hatten sich von oben herab schon etwas mehr geklärt, und hie und da glänzten die Spitzen derselben roth angestrahlt von der aufsteigenden Sonne; so malerisch und schön sich die zahlreichen Villen und Dörfer, im Einzelnen betrachtet, an den Abhängen dieser Berge ausnehmen, so stören sie doch den Gesammteffect der Landschaft; nirgends hat man eine ruhige sanfte Fläche, über welche das Auge so gerne hinschweift, über grüne Wiesengründe, durch dichtbelaubte Wälder, um droben auf der Höhe beim Anblick eines Schlosses, einer Ruine zu verweilen. Von weitem gesehen erscheint alles wie zerrissen und zerklüftet, und die Tausende von Häusern und Villen bilden überall Gruppen von weißen Punkten oder unregelmäßige Linien, welche die an sich so schönen Formen der Berge unruhig machen, ja fast zerstören.

Es war der sechste November, und die Luft so angenehm und warm, daß es mir in einem leichten Sommerrock nicht zu kühl war. An den Ufern des Arno saßen Gruppen von Männern, Weibern und Kindern, an einem andern Ort spielten junge Bursche in Hemdärmeln mit hölzernen Kugeln, welche sie so dicht wie möglich an die Mauer irgend einer alten Kapelle warfen — ein Spiel, das man, so glaube ich, bei uns „Anwerfen“ nennt; barfüßige Kinder standen dabei und schienen an ihrer sehr dünnen Bekleidung vollkommen genug zu haben, und doch war es auch hier schon Winter; der Boden bedeckt mit den gelben und rothen Blättern der Castanien, Ulmen, Eschen, kurz all der Bäume, die auch hier in der kalten Jahreszeit ihr Laub verlieren; die immergrünenden Bäume und Gebüsche aber, die dazwischen stehen, Steineichen, Lorbeeren, sowie die colossalen Epheuranken, welche ganze Stämme umwunden haben und das abgefallene Laub derselben voll-

ständig ersetzen, machen den Anblick der Gegend hier so malerisch und schön; es liegt das wie aller Effect in den Contrasten, und man kann nichts schöneres sehen als dort z. B. jenes weiße Haus mit seiner weit vorspringenden Veranda, deren Laubdach theils auf alten grauen Holzstämmen, theils auf roh gemauerten Pfeilern ruht. Unter den Fenstern hängen Welschkornkränze von goldgelber Farbe, wilde Reben, die leicht über eine niedrige Mauer geschlungen sind, sehen glänzend roth aus, und während sich eine mächtige immergrüne Eiche wie liebend über das Dach hinneigt, stehen vorn am Eingange des Gehöftes zwei sehr hohe schwarze Cypressen ernst und unbeweglich, das Kosen der milden Luft, welches die andern Blätter leicht erzittern läßt, macht auf sie keine Wirkung, und sie verharren ungerührt, finster, ja melancholisch; es ist noch ein Glück, daß ein junges hübsches Mädchen mit üppigem Haarwuchs und schwarzen, glänzenden Augen an einem dieser mürrischen Stämme lehnt und lachend „Dio mio" ruft, während wir vorüber sausen. Die Rebgewinde haben auch schon meistens ihre Blätter verloren, und man sieht deutlicher ihre phantastischen und seltsamen Verschlingungen. Wenn ich so die alten Maulbeerbäume ansehe, welche geduldig die Umarmungen der Rebe ertragen, so kommt es mir oft vor, als thäten sie das nur zu ihrem eigenen Vergnügen, und als hielten die bejahrten Stämme zuweilen eine kleine Tanzpartie und gebrauchten hierzu die Rebe als Guirlande oder Blumenkranz.

Doch wir sind bereits dritthalb Stunden gefahren, immer an ähnlichen Gegenständen vorüber, die sich mit geringen Abwechslungen gleich bleiben, und haben Pisa erreicht, wo man beim Aussteigen durch eine fast undurchdringliche Schaar von Kutschern und Dienstfertigen aller Art, die uns selbst und unser Gepäck davonführen wollen, aufgehalten wird. Pisa ist für seine jetzige Bevölkerung viel zu groß, und seine Straßen liegen deßhalb öd und leer; man kann dieß selbst vom dortigen Lungarno sagen, der übrigens weit schöner und prachtvoller ist, als der Florentiner; wenige Spaziergänger sieht man hier

in gewöhnlichen Stunden, selten rasselt eine Equipage über das Pflaster, und die großen Paläste und Häuser an den Quais stehen da ernst und trauernd. Uebrigens ist Pisa bekanntermaßen eine schöne und sehr merkwürdige Stadt, im Sommer besucht von zahlreichen Fremden, welche die milde, einer kranken Brust so zuträgliche Luft einathmen und sich am Anblick der alten herrlichen Bauwerke, des Campo santo, der Kathedrale und des schiefen Thurmes ergötzen. Ach! mit dem Bild des schiefen Thurmes tritt mir eine Erinnerung aus der Jugendzeit so lebhaft vor die Seele! Ich hatte denselben auf einem Schreibheft abgebildet, konnte nicht begreifen, warum er in solcher naturwidrigen Haltung nicht umstürze, und versuchte eines Tages den Baumeister, der vielleicht Zufall heißt, auf meinem Schreibheft zu verbessern, indem ich den schiefen Thurm durch einige dicke Tintenstriche an der überhängenden Seite mit einem soliden Strebepfeiler unterstützte; dieß trug mir übrigens tüchtige Klapse ein, was aber unter anderm den Vortheil hatte, daß ich Pisa und seinen schiefen Thurm niemals vergaß.

Der Eisenbahnhof nach Lucca liegt in Pisa entgegengesetzt von dem Florentiner, und man muß die ganze Stadt durchfahren, um dorthin zu gelangen; er ist klein, etwas kümmerlich, und sieht sehr provisorisch aus. Nach Lucca kommt man in ungefähr dreiviertel Stunden durch eine wunderschöne und reizende Gegend; die Bahn führt meistens an den Bergabhängen hin, die mit Schlössern, Thürmen, kleinen und großen Villen übersäet sind, und bekleidet mit einer mannichfaltigen jetzt noch tief grünen Vegetation; klare Wasser stürzen aus den Schluchten hervor, und eilen unter der Bahn durch in das flache Land, das sich auf unserer Linken in einer unabsehbaren Ebene bis zum Meer hinausstreckt. Um Lucca treten die Berge etwas zurück; es ist eine eigenthümliche Stadt, die man, einmal gesehen, nicht so leicht wieder vergißt; einst eine Festung hat es seine Gräben und Wälle behalten, und letztere, aus grauen Mauern bestehend, erheben sich in langen, geraden und regelmäßigen Linien ringsumher aus der

Ebene, so die Stadt umgebend. Diese Wälle sind Spaziergänge, mit hohen, dichtbelaubten Bäumen bepflanzt, weßhalb man von außen von Lucca wenig mehr sieht als die gerade graue Mauer mit ihren Baumreihen, und über sie hinaus ragen die Thürme einiger Kirchen.

Nur bis hieher konnte ich die Eisenbahn benutzen und mußte meinen Weg über Pietra santa nach Carrara auf einem Miethwagen fortsetzen. Um einen solchen zu erlangen, ließ ich mich in die Stadt hineinführen vor eines der Wirthshäuser, wo sich Vetturini und Kutscher zu versammeln pflegen, und war auch im Augenblick meiner Ankunft von einer solchen Schaar dienstfertiger Gesellen umgeben, die einander wegstießen, sich vordrängten und mir mit so gellender Stimme und lautem Geschrei ihre Wagen und Pferde anpriesen, daß ich genöthigt war, mir eine Zeitlang die Ohren zuzuhalten. Dabei war es ein completer Abstreich um meine werthe Person, und wenn mich einer um 10 Paoli haben wollte, so verlangte der andere 9, ein dritter 8 und ein vierter 7; ich glaube, wenn ich den Spaß länger ertragen hätte, ich wäre umsonst gefahren worden, ich würde noch Geld dazu erhalten haben. Die Kerle, die mich übrigens in ganz kurzer Zeit von einem einfachen Signor zum Cavaliere und Signor Conte verrücken ließen, drängten sich mir gar zu pöbelhaft auf den Leib, und als ich über sie hinweg nach einem rettenden Gegenstand blickte, bemerkte ich auf der Treppe des gegenüberliegenden Hauses einen kleinen untersetzten Kerl mit einem grauen Calabreser auf dem Kopfe und angethan mit carrirter Jacke wie sie die englischen Stallleute zu tragen pflegen; um den Hals hatte er trotz des warmen Tages einen dicken Shawl geschlungen und kauete an dem Reste eines sogenannten Rattenschwanzes. Als ich ihn ansah, zuckte er die Achseln, schloß gegen die mich umgebende Menge verächtlich die Augen, indem er mir durch Pantomimen sagte: er fahre mich um sechs Paoli. Der Mann gefiel mir, ich brach mir gewaltsam Bahn durch den Kreis der andern Kutscher und ging mit jenem davon; natürlicherweise wurden ihm einige sehr unsaubere Redensarten nachgerufen, und einer sagte mir bei-

hafter Weise, man zahle hier nie mehr als fünf Paoli für eine Fahrt nach Pietra santa. Mein Mann ließ sich aber durch alles das nicht aus dem Gleichmuth bringen, er schritt still lächelnd vor mir dahin, wobei er übrigens mit allen Leuten, die ihm begegneten, sehr bekannt that; so grüßte er auch alle hübschen Mädchen, die ihm begegneten, bald mit irgend einem Wort, bald indem er das linke Auge vertraulich gegen sie zukniff. Es war gut, daß ich in Lucca nicht bekannt war, sonst hätte ich in dieser Gesellschaft leicht in übles Gerede kommen können. Der Wagen, den er mir als unsere Reise-Equipage vorstellte, war nichts mehr und nichts weniger, als ein einfacher Paroccino, d. i. ein zweirädriger Karren mit einem Sitze, der in Riemen hängt, und dessen Gabelbäume hoch auf dem Packsattel eines der kleinen lebhaften Pferdchen befestigt werden, wodurch das ganze Fahrzeug sehr hinten überhängt, was namentlich beim Bergsteigen äußerst unbequem ist. Während mein Kutscher, er hieß Cecco, sein Gefährte herrichtete, machte ich einen Gang durch die Stadt. Die Straßen von Lucca waren zu keiner Zeit sehr lebhaft, und liegen nun, seit der früher hier regierende Herzog Parma übernommen und dort residirt, in trostloser Oede und Einsamkeit. Während der Sommer- und Bade-Saison wird es freilich anders sein, denn die Bäder von Lucca haben immer noch einen guten Namen, und sollen recht besucht sein.

Unterdessen hatte mein Cecco sein Pferd eingespannt; ich bestieg den schwankenden Sitz, er warf sich neben mich hin, und nachdem er mich ermahnt, recht fest zu sitzen, ging es vom Fleck aus im vollen Lauf durch die engen und winkligen Straßen Lucca's hindurch über das glatte Pflaster hinweg. Ich muß gestehen, daß ich mich zuweilen scheu umblickte, denn ich konnte die Idee nicht unterdrücken, es müsse an der oder jener Ecke nothwendigerweise irgend etwas von uns hängen geblieben sein; Cecco aber lächelte vergnügt zu meinen Blicken, schnalzte mit der Zunge, zerrte an seinen Zügeln und knallte mit der Peitsche. Ich habe nie einen Kerl von größerer Lebhaftigkeit gesehen, nicht eine Secunde lang konnte er ruhig sitzen bleiben; bald wandte

er sich rechts, bald links, bald rückwärts, jetzt schaute er zu den Rädern hinab, dann stand er auf um sich den Kopf seines Pferdes in der Nähe zu betrachten, kurz, er fuhr beständig auf seinem Sitz hin und her wie — doch ich hätte mich fast eines unziemlichen Ausdrucks bedient.

Von Lucca aus führt die schöne breite Straße eben bis an den Fuß des Gebirges an zahlreichen Villen vorbei, durch kleine Dörfer unter hochstämmigen Bäumen dahin, die sich oben zusammenneigen und so ein Laubdach über unsere Wege bilden. Da es, wie schon gesagt, Sonntag war, so befand sich ein großer Theil der Bevölkerung auf der Straße, theils spazieren gehend, theils in lebhafter Unterhaltung auf den Mauern und Wegsteinen sitzend, oder auch gruppenweise in der Mitte der Straße stehend, was meinen Cecco jedesmal veranlaßte, mit vielem Geschrei an ihnen vorüber zu fahren. Unter den Weibern und Mädchen der Umgegend von Lucca sah ich viel mehr schöne Gesichter und Figuren als in der Nähe von Florenz, zuweilen bemerkte man wahrhaft herrliche Gestalten junger Mädchen, mit aufgelegtem Arm nachlässig an einen Thürpfosten gelehnt, die, wenn wir vorüberrollten, langsam, fast träge den Kopf aufhoben, dagegen unter den dunkeln Wimpern einen Blick hervorschießen ließen, der von großer Wärme und Lebhaftigkeit zeugte. Nach einer kleinen Stunde fast unaufhörlichen Galoppirens unseres Pferdchens erreichten wir den Monte di Chiesa, den ich, um das arme Thier etwas ausruhen zu lassen, zu Fuß hinanstieg.

Man kann sich nichts lieblicheres und schöneres denken, als diesen Weg. Kaum hat man die ersten Krümmungen desselben hinter sich, so ist das Thal, welches wir so eben verlassen, unsern Blicken gänzlich entschwunden, und wir befinden uns plötzlich in einer feierlich stillen gewaltigen Bergnatur; murmelnde Quellen rieseln von den Höhen herab uns entgegen und würden uns gewiß viel schönes erzählen, wenn wir ihre Sprache verständen; die Bergwände, welche dicht neben der Straße steil in die Höhe steigen, sind dicht mit Büschen und Bäu-

men bedeckt, und auf der dunkeln Farbe der immergrünen Eichen und des Lorbeers zeichnen sich die Blätter des Olivenbaums mit ihrem grauen Schimmer, sowie die gelben und rothen Blätter der andern schon herbstlich gefärbten Waldbäume so mannichfaltig und prächtig ab. Die Ränder des Wegs sind mit allerlei wildwachsenden Blumen bedeckt, die ihre weißen Sterne und blauen Glocken hier cokett aufrecht tragen, dort sinnend, vielleicht trauernd herabhängen lassen. Da es bereits 4 Uhr war, so neigte sich die Sonne stark abwärts und war schon hinter dem Monte di Chiesa, den ich eben erstieg, verschwunden; die Schellen von Ceccos Pferd hörte ich nur noch in weiter Entfernung klingeln, und da sonst kein Fuhrwerk auf der Straße war, so befand ich mich ganz allein in diesen Bergen, zwischen diesen Schluchten, die schon mit tiefen Schatten bedeckt waren — allein mit meinen Gedanken, welche, ich will es gestehen, am heutigen Tage zu meiner ernsten, ja finstern Umgebung vortrefflich paßten. Glücklicherweise hatte mich die Sonne noch nicht ganz verlassen, sondern sandte durch eine Oeffnung in den Bergen einen kleinen glänzenden Strahl ihres freundlichen Lichts, der die Spitzen der höher gelegenen Felswände prächtig vergoldete. Unten Nacht und Schatten, von oben Licht und Hoffnung, ein Bild unseres Lebens.

Wenn man den Monte di Chiesa hinaufgestiegen ist, und endlich auf die Höhe gelangt, so wird man durch die prachtvolle Aussicht, die man hier oben hat, vollständig belohnt; ein reicheres und herrlicheres Panorama kann man nicht leicht sehen. Da wo sich der Weg wieder abwärts neigt, steht eine kleine Capelle mit einem Vordach, welches auf dunkeln grauen Säulen ruht. Da an dem Kirchlein setzt' ich mich nieder und blickte lang hinab auf die Kuppen und Abhänge des grünen Bergs, zwischen welchen sich der Weg wie eine gelbe Schlange in vielfacher Bewegung durchwindet, bis er endlich in einem kleinen Dörfchen, dessen rother Kirchthurm freundlich emporblickt, scheinbar verschwindet und zu Ende ist; aber nur scheinbar, denn wahrscheinlich ermüdet von dem Bergsteigen, will er ein bischen faullenzen und ver-

liert sich im flachen Land am Fuß der Felswand unter Olivenbäumen und Lorbeersträuchen.

Vor uns bildet der Monte di Chiesa eine gewaltige Schlucht die ihren Fuß auf die Ebene vor uns setzt und uns so einen Blick gestattet weit über das flache Land hinaus bis zum Meer hin, das am Horizont in Wolken und Nebelmassen zu verschwinden scheint.

Die Färbung war unnennbar schön: durch die untergehende Sonne wurde ein Theil des Himmels mit einem Glanz bestrahlt, der von der Farbe des Goldes langsam in das feinste Roth überging, wodurch die dunkelblaue Luft, da wo sie mit jenem Colorit zusammentraf, hell seegrün erschien; all diese Farben nun spiegelten sich in den zahlreichen Wassergräben, in den Lachen der Sümpfe und Reisfelder wieder, womit die Ebene bedeckt war, und so glänzte es da unten in Gelb, Roth, Grün, Violett, als sei die ganze Fläche weit hinaus mit ungeheuern Stücken Perlmutter übersäet, und am Horizont erschien das Meer wie eine Einfassung von dunkelm Stahl, von dem die Flammen eines ungeheuern Brandes abstrahlen.

Mit einem Gefährt wie das unsrige kann man in der Ebene rasch vorwärts kommen, bergauf und bergab geht es sehr langsam, was übrigens meinen Cecco sehr ungeduldig machte. Da ich ihm auf seine vielen Fragen wenig Antworten gab, so unterhielt er sich meistens mit seinem Pferd, welches er denn auch, sobald wir wieder in der Ebene angelangt waren, bald mit Schmeicheleien, bald mit Schimpfworten zu neuem und eiligem Lauf antrieb; jetzt behauptete er, das Pferdchen sei seine theuerste Freundin, seine liebe Emilia; doch meinte er gleich darauf, es sei eigentlich doch wohl nur aus einer Hunderace entsprossen, und die niederträchtigste Bestie, die auf der ganzen weiten Welt zu finden sei; dabei hatte er aber noch vollkommen Zeit, kein Mädchen ungeneckt ihres Wegs ziehen zu lassen, bald warf er ihnen Kußhände zu, bald knallte er nach ihnen mit der Peitsche und wenn wir zufällig einen jungen Menschen erreichten, der mit seiner Freundin von der Chaussee in einen Feldweg einbog, so sang

er ihnen eine Strophe irgend eines unübersetzbaren italienischen Liedes nach.

So rollten wir, den Monte di Chiesa hinter uns, zur Rechten die Bergwand, zur Linken die Maremmen und Reisfelder, auf der ebenen Landstraße dahin; die Luft war so klar und rein, daß man jedes Baumblatt scharf abgezeichnet sah und den Draht des Telegraphen neben uns weit hinaus mit den Augen verfolgen konnte. An der Straße standen hohe Ulmen, die ihre Kronen zu einander neigten und deren Stämme stundenweit durch Reben mit einander verflochten waren; dabei wurde die Färbung in der Luft, auf der Ebene und an den Bergwänden mit jedem Augenblick glühender, und war so weich, duftig und warm; gegen Westen lag auf dem Himmel ein wahrer Goldgrund, auf welchem sich Häuser, Bäume scharf und schwarz abzeichneten. Neben der Straße sah ich zuweilen einen einsamen dunkeln Nachen auf so hellem und ruhigem Wasser liegen, daß sein Schatten nicht einmal eine leise zitternde Bewegung zeigte. Insecten summten um uns her, und von fern und nah vernahm man den melodischen Klang der Glocken, welche das Ave Maria läuteten. Es lag ein unnennbarer Friede über der ganzen Natur, der sich aber in Ernst und Trauer verwandelte, sowie die himmlischen Lichter rings umher ausgelöscht waren und die grauen Abendnebel aufstiegen. Zu dieser Stunde fuhren wir überdies noch durch einen dichten Olivenwald, der an sich schon etwas düsteres und melancholisches hat. Wenn sich das Blatt dieses Baumes, auf anderm Grün gesehen, mit seinem grauen Schimmer freundlich ausnimmt, so gibt auch eben diese graue Farbe da, wo die Bäume dicht bei einander stehen, denselben etwas unbestimmtes, und sie erscheinen wie in graue Schleier gehüllt, wobei ein solcher Wald einen eigenthümlichen, obgleich nicht unangenehmen Duft aushaucht. Ein Muttergottesbild von weißem Marmor, bei dem wir vorbeirollten, und vor welchem Cecco ehrerbietig seinen Hut abzog, hatte in dieser Umgebung etwas unendlich versöhnendes.

Pietra santa, ein kleines Städtchen mit hohen Mauern und festen

Thoren, erreichten wir bei völliger Nacht, was übrigens meinen Kutscher nicht abhielt, auch ohne Wagenlaterne im gestreckten Lauf hindurch zu fahren. Ich wußte wohl, daß Pietra santa einen sehr guten Gasthof hatte, „Alla Posta" bei Bertolani Fratelli, leider hatte ich aber diesen Namen vergessen, und obgleich ich nach der ersten Locanda verlangte, führte mich Cecco dennoch nach einer kleinen Kneipe, wo es, seiner Aussage nach, vortrefflich sein sollte. Nachdem ich einmal dort abgestiegen war, ließ man mich auch nicht mehr fort, und als ich in einem finstern Erdgeschoß ein sehr schlechtes Nachtessen verzehrt und meine Cigarre angezündet hatte, um noch einen kleinen Spaziergang zu machen, war es für mich ein unangenehmes Gefühl, nach einigem Umherschlendern das Haus Bertolani zufälligerweise aufzufinden, welchem der breite erhellte Thorweg, freundliche Gastzimmer und anständige Kellner ein so wohnliches Ansehen gaben.

Am andern Morgen setzte ich meine Fahrt nach Carrara wieder auf einem Parocino fort, doch war mein Kutscher diesmal ein alter gesetzter Mann mit geflickter Jacke und grauem unrasirtem Kinn. Sein Pferd paßte vortrefflich zu ihm und zeigte durchaus keine Neigung zu den schnelleren Gangarten; dagegen scheute es vor jedem Stein, vor jedem Wassergraben, und zeigte beim Stehenbleiben eine große Vorliebe für retrograde Bewegungen. So klepperten wir vorwärts, und unser langsames Fahren hatte den Vortheil, daß ich mit größerer Bequemlichkeit die immerfort schöne Gegend betrachten konnte. Hier hat alles ein malerisches und eigenthümliches Ansehen, jedes Haus, jeder Stall, jede Mauer würde sich ohne Zuthat allerliebst in einem Bild ausnehmen. Mit den Welschkornkolben verzieren sie dergestalt die Façaden ihrer Wohnungen, daß sie der ganzen Architektur genau folgen, wodurch die Gebäude mit einer goldgelben Farbe überzogen zu sein scheinen; auch die Staffage dieser Landschaft ist so bunt und mannichfaltig, die leichten Parocino's, die uns im vollen Lauf begegnen, die Pferde mit blankem Messinggeschirr und Schellen behängt, oben auf dem Kammdeckel nicht selten mit einer kleinen Wind

fahne versehen, führen bald eine einzelne Person in brauner Sammetjacke und spitzem Hut, oder sind zuweilen beladen mit einem halben Dutzend stämmiger Kerle oder gewichtiger Weiber. Auch altväterisch gebaute Miethkutschen kommen uns langsam entgegen, der Wagenkasten schwankt bedeutend hin und her, die Pferde lassen ihre Köpfe hängen, und der Vetturin, die Cigarre im Mund, zuckt vergeblich aufmunternd an den Zügeln. Oft ist die Straße weite Strecken bedeckt mit zahlreichen Ochsenkarren, welche Holz, Erde und Steine führen, die Thiere sind meistens weiß, Räder und Gestell zinoberroth angestrichen, und hoch oben auf der Ladung sitzt der Fuhrmann und lenkt das Ganze mit einer langen zugespitzten Stange und einem ausdrucksvollen Zungenschnalzen.

Bald hatten wir Massa Carrara erreicht, einen der lieblichsten Punkte, die man auf dieser Erde sehen kann. Die Stadt ist in einer Schlucht an den Berg hinangebaut, der oben gekrönt ist von den riesenhaften Trümmern einer ehemaligen Festung, vorne öffnet sich diese Schlucht auf die Ebene und das Meer, und ist bis tief hinab angefüllt mit Orangen, Citronen und Lorbeeren mit duftenden Blüthen und goldgelben Früchten. Es ist eigenthümlich, daß das ganze Massa Carrara etwas ruinenartiges hat, und es ist auch wohl hauptsächlich das, was ihm neben seiner prächtigen Lage einen so besondern Reiz verleiht. Wohl gibt es Straßen in der Stadt, die sehr wohnlich und gut erhalten sind, doch außerhalb der Mauern sieht man Veranden, Thorbogen, Garteneinfassungen in Ruinen, was um so mehr auffällt, als das Baumaterial vielfach weißer Marmor war, und man oft an herrlichen Treppen, an schlanken Säulen erkennen kann, wie sorgfältig die Gebäude einstens aufgeführt wurden, die man nun in Trümmer zerfallen ließ. Aber die Natur hat mit liebender Hand diese Wunden zuzudecken gewußt, und es beschleicht uns nur zuweilen ein Gefühl der Wehmuth, wenn wir in einen Garten hineinblicken, dessen marmornes Thor niedergestürzt ist, dessen Mauer zertrümmert daliegt, und wenn wir sehen, daß ihre Stellen so freundlich eingenommen wurden von

duftenden immergrünen Bäumen, die sich jetzt statt des Thors am Eingang gegen einander neigen, oder von wehendem überhängendem Rebenlaub, welches nun die Stelle der Mauer vertritt. Ich hatte den Lorbeer nie so schön und kräftig wachsen sehen wie in der Umgebung von Massa Carrara, und es erregt ein eigenthümliches Gefühl, wenn man draußen vor der Stadt kleinen Kindern oder Weibern begegnet, die auf ihrem Kopf ein großes Bündel dieser edlen und schönen Zweige mit ihrer runden dunkelrothen Frucht tragen, wie man bei uns zu Land ein Bündel Reisig oder Tannenholz mit sich nimmt.

Der Platz vor dem Schloß hin ist mit einer zweifachen Allee von großen starken Orangenbäumen umgeben. Es ist dieß selbst hier in Italien eine Merkwürdigkeit, denn wo man sonst kräftige Bäume dieser Art sieht, ist das an Plätzen, wo sie durch eine Mauer, einen Fels oder dergleichen vor der rauhen Witterung einigermaßen geschützt sind. Ehemals befand sich auf einer Seite des Schloßplatzes in Lucca eine kleine Capelle, welche von den Franzosen zerstört und niedergerissen wurde; später füllte man diese Lücke ebenfalls mit Orangenbäumen aus, doch wollten sie nie recht gedeihen; ich sah das heute wieder, denn während die Kronen der andern Bäume voll und rund sind, auch im saftigsten Grün prangen, vegetiren die an jenem Platz kümmerlich fort mit kahlen Aesten und gelbem Laub. Natürlich behauptet der Volksglaube, der heilige Grund der zerstörten Capelle räche sich hierdurch an den armen und unschuldigen Bäumen; die Wahrheit aber ist, daß sie durch eine Häuserlücke, ihnen gerade gegenüber, von den Nordwinden bestrichen werden, die zuweilen sehr kalt von den Gebirgen herabwehen.

Jenseits der großen Brücke aus weißem Marmor, welche sich über einen schäumenden Waldbach spannt und den Berg von Massa mit La Foce verbindet, welche durch eine tiefe Schlucht geschieden sind, fanden wir einen umgeworfenen Reisewagen, dessen beide linke Räder zerbrochen waren, und der sich an einer sehr abschüssigen Stelle mit dem Wagenkasten an das Mauergeländer lehnte; glücklicherweise war kein

weiteres Unglück vorgefallen, und die vier Passagiere desselben umstanden lachend ihr Fuhrwerk, während der Kutscher fluchend bemüht war, das Gepäck herabzuwerfen. Mir unbegreiflicherweise hatte dabei nur der Telegraphendraht Schaden gelitten, denn er war an dieser Stelle zerrissen und hing neben dem Wagen herab.

Meinem alten Kutscher voraus stieg ich zu Fuß den Berg hinan, um droben von der Höhe von La Foce die herrliche Aussicht einen Augenblick genießen zu können. Tief unter sich hat man auf der linken Seite Massa Carrara, und sieht jetzt so deutlich, wie es an den Bergen angebaut ist, unten die Stadt mit ihren gelben und weißen Häusern in einer Felsenschale voll des schönsten und frischesten Grüns liegend, oberhalb derselben das Schloß aus röthlichem Stein erbaut, mit seinen vielen Bogen, Gewölben und großen Fenstern, und endlich auf der Spitze des Bergs die alte Festung, eine schwere dunkelgraue Masse, deren Formen sich scharf auf dem blauen Himmel abzeichnen; vor uns flacht sich das Gebirge ab, die Berge werden Hügel, die Hügel immer flacher und ebener, in unserer Nähe sehen wir alles das in hell- und dunkelgrün gekleidet, weiterhin wird es violett und grau, bis unten in der Ebene die letzte Farbe vorherrscht, und alles wie Nebel und Duft erscheint, wie ein grauer kolossaler Schleier mit einzelnen Licht- und Schattenpunkten, der endlich am Horizont eingefaßt ist von dem silberglänzenden Meere.

Der Bergrücken von La Foce trennt die beiden Thäler, in denen Massa Carrara und Carrara liegt, und kaum ist man die ersten Windungen der Straße hinabgefahren, so erblickt man auch den letztern Ort schon vor sich: ein Mittelpunkt von weißen und grauen Häusern, überragt von ein Paar nicht all zu hoher Kirchthürme, um welche herum zerstreut andere Wohnungen liegen, die sich auf einigen Seiten als schmaler Streifen in die Schluchten des Gebirgs fortsetzen. So liegt Carrara vor uns tief gebettet zwischen hohen starren Felsmassen, die unten, wie alles übrige Gebirg, grün und grau erscheinen, oben

aber schon von weitem seltsam erscheinende glänzendweiße Flecke, Risse und Linien zeigen, welche vollkommen das Ansehen haben, als sei da und dort in Schluchten und Höhlen eine beträchtliche Menge Schnees liegen geblieben. Die warme klare Luft aber und die grünen Bäume sprechen vom Gegentheil und haben vollkommen recht, und was wir dort vor uns sehen, sind die berühmten Marmorbrüche von Carrara, von denen immer neue vor unsere Augen treten, sowie wir uns dem Thale nähern.

Wenn bei uns ein junger angehender Bildhauer seine ersten Phantasien in grauem Thon ausarbeitet, der später beim Brennen öfters eine andere Form annimmt als der Künstler gewollt und z. B. ein edel gedachtes Gesicht einigermaßen verzerrt wiedergibt, oder wenn er einmal so glücklich ist, einen kleinen Entwurf ausführen zu dürfen, und nun am spröden deutschen Sandstein herumhämmert, so denkt er seufzend an ein Schlaraffenland, aber nicht an das, wo der große Mandelkuchenberg existirt oder wo die gebratenen Tauben und gebackenen Ferkel inständigst bitten, man möge sie verzehren, sondern er denkt an ein Land, wo die Felsen aus dem schönsten weißen Marmor bestehen, wo die Straßen mit diesem edeln Material bedeckt sind, wo selbst ganze Häuser oder doch wenigstens sämmtliche Treppen, Thür- und Fenstereinfassungen, Thorbogen, Mauern, Fußpfade, Brunnentröge aus diesem glänzend weißen Stein bestehen — kurz er denkt an Carrara. Und es ist hier in Wahrheit so. Sowie man die Stadt betritt, schreitet man über Marmorsteine durch Marmorstaub bei großen Haufen zerschlagener Stücke vorbei, die vor den Ateliers liegen und genau wie weißer Zucker aussehen; aus den meisten Häusern, namentlich in der äußern Stadt, schallt uns der Schlag der Hämmer, das Knirschen der Marmorsäge entgegen, wo wir in eine weitgeöffnete Thüre hineinblicken, sehen wir zahlreiche Künstler an der Arbeit; dort arbeiten gewöhnliche Steinhauer den Block im Rohen einigermaßen zu, daneben sind die Punktsetzer, die unter ihrem Netz von Fäden mechanisch die ganze Figur nach dem Modell des Künstlers, ohne selbst

Künstler zu sein, hervorbringen; daneben steht der Meister selbst und legt die letzte Hand an sein Werk, um die Statue, die bis jetzt nur in den Formen richtig dargestellt wurde, zu überarbeiten und ihr Leben und Bewegung zu verleihen. Es ist ein heiteres vergnügtes Leben in diesen Ateliers, die Bildhauer sind guter Dinge, wenn sie nur vollauf zu arbeiten haben, und schaffen da mit Lust und Liebe an dem edeln Stein herum. Der Staub in einem solchen Atelier ist fast wie der in einer Mühle und überzieht die Kleider mit einer weißlichgrauen Farbe. Um das Haar davor zu bewahren, tragen die meisten kleine Mützen von Papier in den seltsamsten Formen auf dem Kopf.

Freund Hofer von Stuttgart, den einzigen deutschen Bildhauer, der sich in diesem Augenblick in Carrara aufhält, fand ich ebenfalls in seinem großen Atelier in voller Arbeit. Nachdem er seine herrlichen Pferdegruppen vollendet, erhielt er von Sr. Maj. dem König von Württemberg den Auftrag, mehrere Statuen über Lebensgröße in weißem Marmor für den königlichen Schloßgarten in Stuttgart anzufertigen; bereits seit einigen Jahren arbeitet er mit großem Fleiß daran, so daß er diesen großen ihn ehrenden Auftrag wohl noch im Lauf des nächsten Sommers beendigen wird. Die meisten der Statuen stehen schon von seiner Hand überarbeitet vollendet da, und außer der wirklich künstlerischen schönen Ausführung, die sehr zu loben ist, hat sich Hofer bemüht, vollkommen fehlerfreien Marmor zu finden von gleicher Farbe, was bei so großen Stücken, wie er sie gebrauchte, sehr schwierig ist.

Hofer führte mich mit großer Freundlichkeit in den Ateliers von Carrara umher, und zeigte mir alles, was hier von angefangenen oder vollendeten Arbeiten von irgend einer Bedeutung war.

Carrara ist in diesem Augenblick außerordentlich beschäftigt, weßhalb denn auch die Preise des Rohmaterials und der fertigen Arbeiten gegen frühere Jahre bedeutend gestiegen sind. Steinhauer, Bildhauer, sowie auch die Ornamentisten haben alle Hände voll zu thun; Nordamerika hat große Bestellungen gemacht, und fast überall trifft man

hier Statuen, dort Kamine oder Säulen, ja selbst ganze Monumente für Kirchen oder für das Freie bestimmt, die über das Meer wandern sollen; auch für Rußland wird stark gearbeitet, und eins der größten Ateliers ist schon seit längerer Zeit beschäftigt, Sachen, die zur Ausschmückung der Isaakskirche in St. Petersburg bestimmt sind, anzufertigen. Se. Maj. der Kaiser Nikolaus hat nämlich, wie man mir sagte, in Rom die Bilder verschiedener russischen Heiligen in kolossalen Dimensionen und in Mosaik ausführen lassen, für welche nun hier in Carrara die Einfassungen aus dem besten weißen Marmor erster Qualität gemacht werden; sie stellen Früchte und Blumenguirlanden vor, zwischen denen Vögel und andere Thierchen durchschlüpfen, einander folgen und so mit Laub und Blättern, welche die einzelnen Theile verbinden, eine reizende bewegte Kette bilden. Es sind dieß in der That sehr schöne Arbeiten, sowohl was Composition als Ausführung anbelangt. Hofer zeigte mir hierbei noch, daß man diese Arbeiten der größern Genauigkeit und Zierlichkeit wegen vorher in Punkte gesetzt habe, was man sonst bei Ornamenten nie zu thun pflegte. Nach Modellen von Rauch sah ich vier herrliche Genien für Se. königl. Hoheit, den Prinzen von Preußen bestimmt, in Arbeit, sowie von demselben Meister die Reiterstatue Friedrichs des Großen, nach dem gleichen Modell des großen Monuments in Berlin, natürlich im kleinern Maßstab als dort; an letzterm hatte man erst vor kurzem begonnen, und es war ein eigenthümlicher Anblick, wenn man sah, wie auf dem großen Marmorblock die Figur anfing so schattenhaft hervorzutreten.

Die Marmorbrüche von Carrara sind östlich von der Stadt gelegen, in einer Thalschlucht, durch welche der Carrione, ein zuweilen recht wildes Bergwasser, schäumend und brausend herabkommt; seine grünen Wellen haben sich ein tiefes Bett gewühlt und treiben Mühlen und Marmorsägen. Da er in eigensinnigen Windungen seinen Lauf nimmt, so muß sich der geduldige Weg bequemen, ihm bald rechts, bald links Platz zu machen und sich zuweilen mit recht wenig Raum

begnügen. In der Nähe der Stadt sind die Wände der Thalschlucht dicht mit Grün bewachsen, mit Bäumen und Sträuchen, die bis auf den Weg herunterreichen und von den steilen Ufern des Flusses in das Wasser hinabschauen — weiter oben aber wird das Thal breiter, kahler und bald sieht man auf beiden Seiten ein noch graues Steingeröll mit weißen Marmorbrocken vermischt, die von der Höhe herab im Gefolge der großen Blöcke bis unter unsere Füße gerollt sind. Lange helle Streifen von Staub und Steinen ziehen sich die Bergwand hinauf, und wenn man ihnen mit dem Blicke folgt, so bemerkt man zwischen den dunklen Felsen eine weißglänzende Fläche und sieht dort Menschen beschäftigt, die einen mächtigen Block abgelöst haben und ihn, nachdem sie vorher durch ein Hornsignal die unten Beschäftigten aufmerksam gemacht, in das Thal hinabrollen lassen. Rauschend und prasselnd kommt er daher, alles was in seinem Weg ist zermalmend, so daß ringsum weißer Staub auffliegt, und nicht eher ruhend, bis er unten angekommen ist. Zuweilen nimmt auch ein solcher Stein eine falsche Richtung, wendet sich an irgendeinem Felsstück und stürzt nicht selten an jäher Wand hernieder, sich selbst zerschmetternd oder unglückliche Arbeiter, die vielleicht dort unten saßen und arglos ihr Brod verzehrten.

Es ist interessant, die ältesten Brüche zu besuchen — so den Bruch Colonnata, der noch aus der Römerzeit herrührt — und hier zu sehen, wie mühsam man die großen Blöcke damals durch den Meißel ablösen mußte, ein Geschäft, welches jetzt ungleich leichter durch die Kraft des Pulvers besorgt wird. Uebrigens kommen heutzutage die meisten Unglücke bei den Sprengungen vor. Das Signal hierzu wird gegeben, da es aber zuweilen etwas lange dauert, bis die Mine losgeht, so schaut hier oder da ein neugieriger Kopf hervor, um von einem umherfliegenden Stück getroffen zu werden. Weit hinten im Thal des Carrione liegt der Bruch Tantiscritto, wo auf einer glatten weißen Wand Buonarotti sein Handzeichen selbst eingehauen hat, mit großen Buchstaben: Michel Angelo! Sobald die Blöcke

im Thalgrund angekommen sind, werden ihnen die scharfen Kanten genommen, und sie alsdann auf die niedrigen schweren Balkenwagen geladen und durch Ochsen nach Carrara geschleppt, um dort verarbeitet oder zur Verladung nach der Marine (la Venza) gebracht zu werden. Leider wird für die Wege hier so gut wie nichts gethan, und es ist jammervoll anzusehen, wie sich oft zehn bis zwölf der armen Zugthiere abquälen müssen, um die schwere Masse, vor die man sie gespannt, von der Stelle zu bewegen. Ein Engländer, Hr. Walton, der bei la Venza die schöne Brücke ins Meer hineingebaut, über welche man den Marmor leicht in die Schiffe ladet, geht damit um, eine Eisenbahn von den Brüchen zur Marine zu bauen; doch wird darüber eine gute Zeit hingehen und bis dahin noch eine große Anzahl der armen Ochsen eine Beute des Carraresischen Morasts und der Seuche werden, die stark unter ihnen grassirt. Die Wagenlenker hier zu Lande machen es sich im Gegensatz zu ihrem Vieh so bequem als möglich, sie sitzen meistens oben auf dem Joch, das ein paar Ochsen verbindet, das Gesicht den Thieren zugekehrt, die sie durch Worte und Hiebe aufmuntern. Es ist bekannt, daß aller Marmor aus den Brüchen verzollt werden muß, und dieß geschah früher nach dem Maß der Blöcke, in neuerer Zeit aber nach dem Gewicht, indem man die beladenen Karren auf eine Brückenwaage führt, wodurch man bis zum Loth die Schwere jedes Steins erfahren und besteuern kann.

Carrara hat ungefähr 8000 Einwohner, von denen nicht die Hälfte in den Brüchen, bei den Sägen, beim Zuhauen der rohen Blöcke und in den Ateliers, deren es etwa 60 hier gibt, beschäftigt ist. An öffentlichen schönen Bauwerken ist die Stadt sehr arm; das einzige nennenswerthe ist die prächtige antike Kirche Madonna delle Grazie, sowie das neue aus weißem Marmor erbaute Theater, das aber leer steht und es auch wohl für die jetzige Carnevals-Saison bleiben wird, denn die Herren vom Comité sind mit sich uneins, ob sie sich bis zur Oper versteigen oder mit einer Komödie begnügen

sollen. Die Locanden hier sind schauderhaft, und wer eben kann, sucht um die Gastfreundschaft irgendeines Bildhauers nach, da es einige gibt, die gegen sehr mäßige oder bei guter Empfehlung auch ohne alle Vergütung den Fremden gern ein Zimmer und Platz am Tisch gewähren. Ich war so glücklich, dieß bei Herrn Livi zu finden, den ich in einem ähnlichen Fall allen meinen Lesern nicht bloß als freundlichen, liebenswürdigen Wirth, sondern auch als sehr guten, talentvollen und geschickten Bildhauer bestens empfehlen kann.

Die Rückfahrt nach Florenz machte ich auf demselben Weg über Lucca und Pisa, war aber so glücklich, in Carrara statt des Barocino einen geschlossenen Wagen zu erhalten, in welchem ich mich trotz des Mangels jeglicher Aussicht sehr wohl befand, denn es regnete den ganzen Tag unaufhörlich und ich hatte dadurch Muße, mich auf meine spanische Reise vorzubereiten, indem ich sehr fleißig conjugirte amo, amas, ama. —

Fünftes Kapitel.

Marseille.

Abschied von Florenz. Der Vectis. Englische Sitten während des Diner. Die schöne französische Küste. A la Reserve. Eigenthümlich schöne Lage von Marseille. Hafenleben. Hotel des Ambassadeurs. Krankheit, Kälte und theures Holz. Eine Fahrt am Meer. Spaziergänge in der Stadt. Straßen und Magazine. Theater. Kafeehäuser. Seltsame Prozessionsmusik. Ein Besuch auf Chateau d'If. Rekruten der Fremdenlegion. Cachot Monte-Christo. Die französischen Behörden helfen ihren Schriftstellern. Sonderbare Vertreter des deutschen Bundes. Der arme Magdeburger. Prachtvoller Abend zur Heimfahrt.

So hatte ich denn einmal wieder vier Wochen in Florenz verträumt und durch die Gunst des Wetters einen schönen Herbst verlebt, hatte die meisten der Orte wieder besucht, die ich in früheren Zeiten gesehen, jene reizende Punkte in- und außerhalb der Stadt, die man

nicht mehr vergißt. Unsere Wohnung war in der Nähe des Domes, und dessen prachtvoller Glockenthurm aus weißem, rothem und schwarzem Marmor stand gerade vor meinen Fenstern. Fast jedesmal, wenn ich nach Hause zurückkehrte, führte mich mein Weg dort vorbei und an den wunderbaren Broncethüren Ghibertis vorüber, welche das Battisterio zieren.

Auch Santa Maria Novella besuchte ich wieder, das schöne Kloster mit seiner noch schöneren Apotheke; daß ich manche Stunde im Palazzo degli Uffici und in der Galerie Pitti zubrachte, versteht sich von selbst. Die meiste Zeit brachte ich aber mit meiner Familie, der all das Herrliche neu war, auf Spaziergängen zu in der reizenden Umgebung von Florenz, und wo gibt es schönere Punkte als bei dem Lustschlosse Poggio imperiale, über welchem in der Höhe die Villa einer befreundeten Familie lag, wohin uns ein lieber Hausgenosse, Herr L., brachte, dem ich hier nochmals meine besten, herzlichsten Grüße sage. Oefters saßen wir auf der verfallenen Mauer des Klosters San Miniato unter den riesenhaften dunklen Cypressen, wo man die prachtvollste Aussicht hat auf die Stadt mit ihren unzähligen Kirchen, auf das Arnothal und die Apenninen. Häufig aber machten wir weitere Spaziergänge über Bellosguardo hinaus, wo sich eine Villa an die andere reiht, wo wir liebe Freunde fanden, die uns unvergeßlich sind, und wo wir uns Genüsse bereiten konnten, die uns in der Heimath eigentlich fremd sind. War es doch Herbst, die Zeit der reifen Feigen, und es war schon interessant für uns, sich diese Frucht vom Baume pflücken zu lassen und mit weißem Brod und saftigen Salamischnitten unter einer ungeheuren Lorbeerlaube zu verzehren, während gelbglänzende Orangen und Citronen zwischen tiefem, dunklem Grün freundlich zu uns herübernickten, wie auf dem Landhause der freundlichen Signora Sofia.

Endlich aber war es für mich Zeit von Florenz zu scheiden. Nachdem ich meine Familie hier bei lieben Verwandten untergebracht und sie bestens aufgenommen sah bei guten Freunden, wozu ich vor

Allen das freundliche Haus der Madame J. rechne, der ich für alle uns bewiesene Liebenswürdigkeit und Freundschaft hiemit nochmals besten Dank sage, wollte ich meine Reise nach Spanien antreten. Was jedoch die Zeit dieser Abreise anbetraf, so mußte ich mich nach meinen beiden Freunden richten, dem Maler Horschelt aus München und dem Oberbaurath Leins aus Stuttgart, von denen ich denn auch eines Tages Briefe erhielt, worin sie mir anzeigten, daß sie Ende November in Marseille eintreffen würden, von wo wir dann zusammen unsere Reise nach Spanien fortsetzen wollten.

Der Abschied von meinen Lieben wurde mir recht schwer. Ich werde den Morgen nie vergessen, wo alle, besonders meine beiden lieben Buben, immer und immer wieder mit thränenden Augen Abschied von mir nahmen. Damals war ich sehr traurig, denn ich wußte ja nicht, ob ich Alle, die meinem Herzen nahe standen, gesund und froh wiedersehen würde.

Die Fahrt nach Livorno machte mich trübe und mißstimmig. Erinnerte mich doch bald dieses Dorf, bald jene Aussicht, Alles, Alles an die liebe Gesellschaft, mit der ich dieselbe Fahrt vor wenigen Wochen gemacht. Endlich in Livorno angekommen, war ich recht froh, in dem Gewühl der Hafenstadt einigermaßen Zerstreuung zu finden, besonders aber darüber, daß ich ein Paar deutsche Bekannte traf und so den Abend nicht einsam zu verbringen brauchte.

Damals hatte die große orientalische Dampfschiffgesellschaft angefangen, die Linie von Malta nach Marseille mit zwei schönen neuen Dampfern, Vectis und Lavalette, zu befahren, und berührte dabei die Häfen von Neapel, Civita vecchia, Livorno und Genua, ohne sich überall länger aufzuhalten, als nothwendig ist, um Passagiere und Güter ein- und auszuladen. Dadurch, sowie durch schnelleres Fahren, ward die Reise bedeutend abgekürzt, und aus diesem Grunde machten die neuen Schiffe den alten Gesellschaften eine gefährliche Concurrenz.

Am 18. November, Morgens um 10 Uhr, fuhr der „Vectis“ von Livorno, und ich schiffte mich bei ziemlich ruhiger See und dem hei-

tersten Wetter auf ihm ein. Ich habe selten auf dem Meer eine so klare und schöne Fernsicht gehabt, wie heute Morgen. Die langen regelmäßigen Wellen schlugen kaum merklich ans Ufer und schaukelten sanft und leicht das Boot, welches mich an Bord brachte, ohne auf den ziemlich großen Dampfer im geringsten einzuwirken; er lag unbeweglich da mit seinem schwarzen Körper in der von der Sonne hell angestrahlten Fluth, aus seinen beiden schiefstehenden Schornsteinen wälzte sich dichter Rauch hervor, während zuweilen weißer Dampf zischend und ungeduldig auffuhr. Der „Vectis“ ist ein langes und schmales Boot, nach Art der Klipper gebaut, ich glaube von 1000 Tonnen Gehalt und 400 Pferdekräften; jedenfalls waren seine Maschinen übrig stark genug für das Schiff.

Die Engländer sind pünktliche Seeleute, und kaum war es 10 Uhr, so erschien der Consul mit Briefschaften und Pässen; der Anker wurde gehoben, und bald nachher dampften wir in die See hinaus. Rechts hatten wir die italienische Küste mit ihren malerisch zerklüfteten Formen und ihrer gelblich röthlichen Färbung, die wir auch bis Genua nicht aus dem Gesicht verloren, ja so nahe fuhren wir an ihr hin, daß wir später ganz deutlich die weißen Flecke der Carrareser Marmorbrüche, so wie la Spezzia mit seinem alten Schloß und schönen Hafen, dann Chiavari und die vielen Ortschaften und Villen sahen, welche das ganze Ufer fast ohne Unterbrechung bedecken.

Die italienischen Schiffe legen den Weg von Livorno nach Genua in etwa 10 bis 12 Stunden zurück. Der „Vectis“ aber wollte das Gleiche in 5 bis 6 Stunden thun, und wenn man seine kräftigen Maschinen stets mit überflüssigem Dampf in voller Kraft arbeiten sah, so konnte man glauben, er habe nicht zu viel versprochen. Dafür glühten aber auch die Schornsteine in ihren untern Theilen so, daß man kaum bei ihnen vorbeigehen konnte, und die überaus hohen Schaufelräder machten bei 24 Umdrehungen in der Minute. Bei alledem aber fühlt man sich auf keinem Schiffe so angenehm und sicher wie auf einem englischen; der Dienst wird mit militärischer Genauigkeit

versehen, ja wenn man die Pünktlichkeit betrachtet, mit der alles ineinandergreift, die Ruhe und Ordnung auf dem Verdeck, das respectvolle Verhalten zwischen Matrosen, Offizier und Capitän, wo alles nur zusammenredet mit der Hand an Mütze und Hut, so könnte man glauben, auf einem Kriegsschiff zu sein. Dabei war an jungen Offizieren auf dem „Vectis“ ein wahrer Ueberfluß, lauter hübsche Leute mit wohlfrisirten Haaren, feiner Wäsche und hellen Handschuhen, die sich mit Seekarten, Compaß und Logtafel beschäftigten. Der Capitän war ein kleiner lächelnder Mann, mit starkem Bart und den größten schneeweißen Zähnen, die ich seit lange gesehen; er schaute mit stillem Vergnügen dem kräftigen Lauf seines Schiffes zu und rieb sich die Hände, wenn das Auswerfen des Log ergab, daß wir 16 bis 17 Meilen in der Stunde fuhren. Passagiere hatten wir ungefähr 40 an Bord, Engländer vorherrschend, einige Italiener, Franzosen und Deutsche.

Die Ueberfahrt von Livorno nach Marseille kostet 80 Fr., alle Verpflegung einbegriffen, und so eine englische Verpflegung genügt auch für das ausschweifendste Verlangen. Ein Frühstück um 9 Uhr ist eine wahre Ausstellung von kalten und warmen Fleischsorten aller Art, Käse, Bier, die verschiedensten Weine, sowie ungeheure Kannen Thee und Kaffee. Der Lunch um 12 Uhr ist eine kleine Wiederholung des ebengenannten und für Mägen bestimmt, denen es zu schwer wird bis 4 Uhr zu warten, wo ein sehr copiöses Diner den Reisenden gänzlich vergessen macht, daß er sich in den Räumen eines Schiffs mitten auf dem Wasser befindet. Für Uneingeweihte in englische Sitte, oder für jemand, der die Sprache gar nicht versteht, ist ein solches Essen eigentlich aber mit Tantalusqualen zu vergleichen. Ein schüchterner junger Mensch sieht die schönsten Sachen vor sich stehen, die so sehr zur Stillung seines außerordentlichen Hungers geeignet wären, umsonst, niemand bietet ihm davon an; der Kellner eilt mit vollem Teller, für andere bestimmt, an ihm vorüber, sein Nachbar schneidet das saftigste Rostbeef ab, ohne ihm davon zu geben, so lange er ihn nicht freundlich darum ersucht, und das ist sehr schwer, wenn

man kein Wort Englisch versteht. Auch in andere Verlegenheiten kann man hier gerathen, wie z. B. ein junger Schweizer, der neben mir saß, und vor dem das schönste Exemplar eines welschen Hahns gestellt war; ihm gegenüber befand sich eine ältliche Engländerin, die offenbar nach uns herübercokettirte, d. h. nach dem Turkey; vergeblich ermahnte ich den Schweizer: es sei seine Schuldigkeit, den Wälschen zu zerlegen und den Damen anzubieten, er wurde roth bis über die Ohren, indem er versicherte: das sei ihm gänzlich unmöglich, und als gleich darauf die Lady schüchtern sagte: „I will thank you for a little turkey," meinte er zu mir: „sehen Sie, ich hatte ganz recht, sie will ja gar kein Geflügel, denn sie bedankt sich bestens dafür!" Um 6 Uhr ward zum Thee geläutet, und endlich um 10 Uhr erscheinen nochmals alle möglichen Weine, auch Rum, Brandy u. dgl., sowie Butter, Brod und kaltes Fleisch.

Der Capitän des Vectis hatte übrigens nicht zu viel versprochen, denn nach einer Fahrt von 5½ Stunden ließ er gegen 4 Uhr in dem reizenden Golf von Genua den Anker fallen. Da wir nur einige Zeit im Hafen blieben, so hatte ich keine Lust ans Land zu gehen. Was sollte ich auch einsam und allein in den Gassen der alten Stadt machen, die ich noch vor wenigen Wochen in Gesellschaft der Meinigen gesehen — eine Erinnerung, die mich mehr trüb, ja traurig stimmte, und die nicht heiterer wurde, als ich auf einmal auf dem Quai dieselbe melancholische Musik hörte, von der ich erzählte, und in deren Text wir Deutsche so schlecht bedacht sind. Gegen 8 Uhr dampften wir wieder aus dem Hafen hinaus und waren bald in Nacht und Nebel eingehüllt, durch welche unser Schiff einherzog, ein schwarzes, rauchendes, feuerspeiendes Ungeheuer, mit seinen stampfenden Maschinen und kräftig schlagenden Schaufeln, welche hastig das Wasser peitschen, so daß wir beständig in weißen Schaumwellen dahinfuhren. Bald ward es ruhig auf und unter dem Deck, nur hie und da krachte eine Planke oder stöhnte ein armer Seekranker in seiner Cabine.

Der Vectis lief übrigens in der Nacht nicht so geschwind wie am

Tag. Die Schornsteine waren bedeutend abgekühlt, und der Capitän gestand offenherzig: er spare jetzt seine Kohlen, denn es sei ja doch gleichgültig, ob man eine Stunde früher oder später nach Marseille komme. Sobald am andern Morgen die Sonne aufging — und sie erhob sich schnell und strahlend — ging ich aufs Verdeck hinauf, um mich umzuschauen. Rechts hatten wir das offene Meer, links die Küste von Frankreich, der wir auch nun bis Marseille ziemlich nahe blieben. Um 10 Uhr sahen wir den Golf von Toulon, und gegen Mittag machte unser Dampfer eine kleine Wendung nach Norden, wandte sich um ein seltsames Vorgebirge, das nackt, steil, ja schroff in die See abfiel, worauf wir in den Meerbusen der alten Phönizierstadt einfuhren, die auf drei Seiten von der Küste und verschiedenen Inseln eingeschlossen ist. Der tiefblaue Himmel über uns, und das strahlende Sonnenlicht zeigte uns alles das im schönsten Glanz, und ich werde diesen Anblick nie vergessen: röthlichgelb, fast glänzend stieg die Küste mit ihren weichen schönen Formen aus dem grünen schillernden Wasser empor; scharf ausgezackte dunkle Felsen bildeten rechts den Vordergrund, während links die Inseln Ratoneau, Pomegne und jener gewaltige Steinhaufen, der das Château d'If mit seinen plumpen Thürmen trägt, sich im hellsten Licht, fast weiß aus der tiefdunkeln Meeresfluth erhoben. Von hier aus ahnte man kaum die Stadt; von der Bergwand im Hintergrund des Meerbusens sah man durch Nebel und Rauch Häusermassen emporsteigen, doch ganz undeutlich, da sie fast von der Farbe der Felsen waren, an denen sie lehnten; vor ihnen stiegen Wälle und Thürme auf in gewaltigen Dimensionen, die trotzig den Eingang zum Hafen bewachten, und dazwischen bemerkte man Mastspitzen, bunte Wimpel und weiße Segel. Mitten im Golf angekommen, minderte der Vectis die Kraft seiner Maschinen, und wir nahmen einen Lootsen an Bord, der von seinem Schiff auf eine eigene Art zu uns hinaufstieg, denn er erkletterte seinen Mast und sprang von da auf das Deck des Dampfers. Mit leichten Schlägen glitt unser Schiff nun dem innern Hafen zu, an andern Dampfern vorbei,

die uns entgegenkamen, sowie an Kauffahrteischiffen der verschiedensten Größe, die mit ausgespannten Segeln den Landwind benutzten, um in die See hinauszugehen.

Wenn man näher zur Stadt kommt, sieht man rechts die Höhen des Ufers mit phantastischen buntbemalten Häusern bedeckt, ein kleines Stück China, solche Formen haben sie, wie wir sie aus Abbildungen vom himmlischen Reich her kennen: luftige Gallerien, grüne sonderbare Dächer — hier ist einer der Vergnügungsorte der Marseiller aller Stände — a la Reserve, wo man gute Weine findet, Tafel zu jedem Preis und überall die berühmte Bouillabaisse, ein übrigens schauerliches Gericht aus allen möglichen Fischsorten zusammengekocht. Mein lieber Freund L., dem ich sie zu Liebe, da er sie mir außerordentlich gerühmt, in den ersten Tagen meines Hierseins versucht, möge mir verzeihen; aber entweder ich habe nicht die richtige Quelle gefunden, oder das Gericht ist überhaupt nur für den Magen eines Provençalen.

Zwischen der Citadelle St. Nicolas und dem Fort St. Jean fährt man in den alten Hafen, ein langes schmales, rings von Quaien und Häusern eingefaßtes Becken, tief genug für die größten Schiffe, und in seiner Lage vollkommen gesichert gegen die wildesten Stürme. Wenn man sich die Umgebungen hinwegdenkt, so hat es eine Aehnlichkeit mit dem goldenen Horn Konstantinopels; natürlich sieht man hier statt der bunten türkischen Häuser, statt Moscheen und Cypressen, große fünf- bis sechsstöckige steinerne Gebäude von grauer Farbe mit unzählbaren Fenstern, die auf das Gewühl im Hafen blicken, und lebhaft genug geht es hier zu: in langen Reihen liegen die Schiffe aller Nationen neben einander und jedes bietet ein besonderes Bild. Hier wird ausgeladen, wozu niedrige schwimmende Gerüste an die Seite gebracht werden, auf welche man nun Fässer, Bretter, Kisten in unendlicher Zahl aufstapelt und so hinwegführt; dort wird auf gleiche eingeladen, jenes Schiff ist angekommen und wird unter melancholischem Gesang der Matrosen in die Reihe der andern hineingezogen, ein anderes bereitet sich zum Auslaufen. Die Raaen werden aufge-

zogen, die Ruder befestigt und mehrere Boote voll Mannschaft bugsiren den riesenhaften schwerfälligen Schiffskörper so langsam vorwärts, daß man kaum eine Bewegung an ihm wahrnimmt. Vor uns liegt eine ganze Reihe großer und kleiner Dampfer; einige haben angefangen zu heizen und rauchen leicht, andere lassen den weißen Dampf zischend ausfahren wie auch unser Vectis, der wie in weiße Wolken eingehüllt ist und nach allen Seiten seine überflüssige Kraft hinausspritzt. Unzählige Boote schwärmen zwischen den Schiffskolossen umher; alle sind mit dem Namen irgend eines Heiligen versehen, und die ganze biblische Geschichte schwimmt hier auf dem Wasser umher. Die Schiffer sind meistens in brauner Jacke, mit der rothen phrygischen Mütze auf dem Kopf, und bringen uns in kurzer Zeit für 1 Fr. 50 Cent. mit unserm Gepäck an den Quai d'Orleans, wo die berühmteste Straße von Marseille, die Cannebière beginnt, von der die hiesigen ehemaligen Phönizier in ihrer Bescheidenheit sagen: wenn Paris eine Cannebière hätte, so wäre es ein kleines Marseille. Uebrigens concentrirt sich auch fast das ganze hiesige Leben auf die Straße und die Hafenquais, an der Cannebière sind die schönsten Läden, Magazine, die ersten Gasthöfe, die prächtigsten Cafés, und wenn man hier umherschlendert, ist man sicher, nach und nach sämmtlichen Fremden zu begegnen, die sich in Marseille aufhalten. Die Quais an beiden Seiten des Hafens sind unendlich belebt; in langen Reihen folgt ein schwerbeladener zweirädriger Karren dem andern, mit starken, meistens grauen Pferden bespannt; die Geschirre sind mit Messing und rothen Quasten bedeckt, und an beiden Seiten des Kummets stehen lange geschweifte Hölzer wie Hörner hervor, die der ganzen Bespannung ein eigenthümliches Ansehen geben. Lastträger mit Säcken und Kisten durchkreuzen diese Linie jeden Augenblick, natürlicherweise unter vielem Geschrei, da sie oft in unangenehme Berührung mit den Wagen kommen. Schiffer stehen Cigarren rauchend in Gruppen beisammen oder irgend welche Kaufleute umgebend, die über Fracht und Ladung mit ihnen handeln; hier werden Kisten und Fässer zugeschlagen

und bezeichnet, dort große Haufen Getreide von Staub und Schiffsschmutz gereinigt. Auch an Eckenstehern fehlt es hier nicht, die auf dem Werft umherlungern und auf den Augenblick passen, wo sie mit dieser oder jener Dienstleistung einige Sous verdienen können, ebenso wenig wie an Müßiggängern aller Art, welche die Straße verengen und jedermann im Wege stehen; zu den letztern rechne ich besonders die Bootsleute der griechischen Schiffe, sowie die aus Algier, Tunis und Marocco, welche man den ganzen Tag im langsamsten Schritt auf den Quais umherschlendern sieht; doch bilden sie zwischen der andern Bevölkerung für das Auge eine malerische Abwechslung, und man sieht sie gern die gelben, braunen und schwarzen Gesichter unter dem weißen Turban oder den rothen und grünen Kopftüchern in ihren kurzen verzierten Jacken oder dem weißen Burnus, unter dem die hagern Arme hervorschauen und die knöcherne Faust, welche die lange Pfeife trägt.

Das weibliche Geschlecht ist hier nicht aufs zierlichste vertreten; die Matrosenweiber und Verkäuferinnen von Tabak, Wein und Branntwein haben ein schlampiges und schmieriges Aussehen, und wenn man zuweilen eine schlanke, wohlgebaute Gestalt sieht, die aufrechten Hauptes einhergeht und das gebräunte ernste Gesicht nur auf ihren Weg richtet, so ist sie vielleicht vom Dorf der Catalanen draußen. Zuweilen sieht man auch Mädchen aus der Gegend von Toulouse in einer eigenthümlichen, nicht unangenehmen Tracht; sie haben graue Röcke, schwarze Spenser, ein weißes Tuch, das über die linke Schulter herabfällt, und das schwarze Haar mit einem dunkelrothen Lappen umwunden.

Wie an allen Seehäfen, so herrscht auch hier ein unaussprechlicher Parfüm, ein Gemisch von Gerüchen aller Art, dessen Hauptbestandtheil die Ausdünstung des hier fast stillstehenden Seewassers bildet. Nur in der Nähe der Citadelle St. Nicolas auf dem Quai de la Rive neuve nimmt die Atmosphäre einen ausgesprochenen Charakter an, weil hier Theergeruch vorherrscht, der vom Kalfatern alter ruinirter Schiffe herkommt.

Einer unserer Reisegesellschaft vom Bectis hatte mir das Hôtel des Empereurs vorgeschlagen, ein imposantes Gebäude auf der Cannebière, doch war's mir nicht möglich, hier ein einigermaßen ordentliches Zimmer zu erhalten; man gab mir eines auf der Hinterseite des Hauses mit abgefallenen Kalkwänden, einem Steinboden ohne Teppich und der Aussicht auf ein paar Dutzend schwarzer Schornsteine, die mir nur den Anblick eines ganz kleinen Stückchens blauen Himmel gestatteten. Da ich aber voraussichtlich mehrere Tage in Marseille bleiben mußte, — denn weder waren meine beiden Freunde eingetroffen noch fand ich Briefe von ihnen — so suchte ich mir ein behaglicheres Quartier, das ich auch im Hôtel des Ambassadeurs fand. Es ging mir hier fast wie jenem Württemberger am Cap der guten Hoffnung, der nach einem Sindelfinger fragte und einen Böblinger traf, und wenn mich auch kein Landsmann aus letztgenannter Stadt bewillkommte, so fand ich doch in dem Geschäftsführer des Hauses einen Stuttgarter, der mich aufs freundlichste empfing. Es war übrigens ein glücklicher Zufall, der mir ein angenehmes Quartier verschaffte, denn ich hatte mich wahrscheinlich auf dem Meer erkältet, und eine hartnäckige Halsentzündung fesselte mich mehrere Tage ans Zimmer. Uebrigens rathe ich jedem, der es gut mit seiner Kasse meint, in Marseille nicht krank zu werden; denn für das Auflegen einiger hungrigen Blutegel und sehr unangenehmer Kataplasmen mußte ich ein ungeheures Geld bezahlen. Ohne mich in weitere Details einzulassen, will ich nur noch erwähnen, daß, wenn der Mistral durch die Straßen wehte, ich täglich für drei Franken Holz verbrennen mußte, wenn ich nicht halb erfroren vor meinem Kamin sitzen wollte.

Dabei war ich so entsetzlich allein, die Tage wollten nicht vorübergehen und die langen Abende nicht endigen. Bekannte hatte ich in Marseille so gut wie gar keine, und wenn auch zuweilen der deutsche Secretär des Gasthofs mich Vormittags besuchen kam, so blieb er höchstens eine Viertelstunde, da ihn die unerbittliche Glocke sogleich wieder aufs Comptoir rief. Zufällig hatte ich die Bekanntschaft eines

kleinen handlungsbeflissenen Landsmanns gemacht, sehr jung noch, und der besuchte mich alle zwei Tage auf eine Stunde von 7 bis 8 Uhr Abends, wenn das Comptoir geschlossen war und Privatstunden, die er nahm, noch nicht begonnen hatten. Sprechen konnte ich begreiflicher Weise nicht viel mit ihm, mein Hals schmerzte mich zu sehr, und doch war ich so froh, zuweilen ein menschliches Wesen mir gegenüber zu haben, daß ich an den Tagen, wo er kam, schon um 5 Uhr auf die Uhr blickte, und mich freute, wenn der Zeiger mit jeder Minute näher auf 7 rückte. Wenn er mich freilich um 8 Uhr wieder verließ, dann fühlte ich meine Einsamkeit doppelt. War dieß doch die Stunde, wo man sich jetzt in Florenz um den großen, runden Tisch setzte, wo die Lampe angezündet wurde, und wo meine beiden lieben Buben kurz vor ihrem Schlafengehen alle möglichen Possen trieben, wenn sie dem italienischen Dienstmädchen nachäfften, die alsdann zu ihnen sprach: Adesso è tempo di andar a letto. Von Leins und Horschelt erfuhr ich lange nichts; ich war der Erste und Pünktlichste beim Rendezvous und dafür mußte ich nun mit meiner Einsamkeit büßen. Endlich erhielt ich ein Schreiben meines großen Malers aus Paris, worin er mir sagte, er sei von München über Stuttgart gereist, um Oberbaurath Leins mitzunehmen; dieser aber habe noch einige unaufschiebbare Geschäfte zu besorgen gehabt, aber sicher versprochen, in den nächsten Tagen nachzufolgen. So war denn die kleine Hoffnung vorhanden, daß unsere Reisegesellschaft nächstens beisammen sei und wir nach Spanien abreisen könnten. Ich mußte mich in Geduld fassen. Von meinen Lieben in Florenz erhielt ich begreiflicher Weise keine Zeile, denn, da ich nicht auf einen längeren Aufenthalt in Marseille rechnete, hatte ich gebeten, die ersten Briefe mir nach Barcellona zu schicken. Endlich besserte sich mein Hals ein wenig, Dank einiger energischen Einschnitte, die mir der Arzt auf meinen dringenden Wunsch machte. Die Entzündung ließ nach, bald konnte ich wieder ohne Schmerzen eine Fleischsuppe genießen und ein paar Tage nachher wurde mir eine Spazierfahrt erlaubt.

Es war ein prachtvoller, klarer Tag. Ich fuhr gegen den wunderschönen Spaziergang zum Château des Fleurs hinauf, aus der engen dunkeln Gasse hinweg, in der mein Gasthof lag, wollte ich mit einem Male den Anblick der prachtvollsten Natur genießen. Gegen das Verbot des Arztes ließ ich ein Wagenfenster herab, denn die Sonne schien so entzückend warm, und fuhr so, nein ich schwelgte auf dem schönen breiten Wege am Ufer des Meeres dahin. Die Wellen waren vom Mistral, der vor wenigen Tagen geherrscht, noch ziemlich bewegt und schlugen tosend gegen die Felsengestade empor. Weiter hinaus hatte die See schon wieder ihre tiefblaue Farbe, die am Horizonte fast ins Schwarze überging und aus der die Gestade gegen Toulon hin, sowie vor mir die Insel Ratoneau und der helle Felsen mit dem Château d'If, blendend weiß hervorblickten. Dampfer und Segelschiffe zogen ihre Bahn; erstere finster und traurig, den langen Rauch wie einen schwarzen Schleier hinter sich drein ziehend; die andern lustig und elegant, vor dem Wind auf den Wellen tanzend, mit den weißen Segeln kolossalen Schwänen vergleichbar.

An einem kleinen Häuschen — es war eine Wirthschaft, ich glaube auf dem Schilde war sogar: Bière allemande angezeigt, es hatte eine kunstlose Veranda, aus ein paar Latten bestehend, die an Bäumen befestigt waren und um welche sich eine gewaltige Rebe schlang — ließ ich meinen Wagen halten. Das Häuschen stand an einer Stelle des Weges, wo eine schroffe Felswand fast senkrecht in's Meer hinabhing, an der sich die Wogen, Schaum spritzend und tosend, brachen. Ich blickte in das Meer hinaus, vergnügt, fast glücklich. Es lag ein so unermeßlicher Sonnenreichthum auf Land und See, daß das Herz davon anschwoll und freudiger schlug. Es strahlte, zitterte, leuchtete, glänzte rings um mich her von den Felsgestaden, von Meer und Himmel, und dazu wehte ein angenehmer, erfrischender Seewind, den ich begierig einathmete und der, das fühlte ich, für mein Leiden zuträglicher war als Zimmerluft und Arzneien. Ja nach beendigter Spazierfahrt hatte ich einen ungeheuern Schritt in meiner Genesung vor-

wärts gethan. Ich konnte seit vielen Tagen zum ersten Mal mit etwas Appetit essen und hätte auch vortrefflich geschlafen, wenn mich nicht um 11 Uhr in der Nacht der allabendliche Lärm, den die ankommenden Fremden machten, welche der letzte Pariser Bahnzug von Avignon herbrachte, wieder aufgeschreckt hätte. Heute wars besonders lebhaft und als ich eine halbe Stunde später wieder einschlummerte, war es mir gerade, als hörte ich die Stimme meines Freundes Horschelt vor der Thüre. Täuschung! dachte ich, schlief gleich darauf wieder ein und träumte von meinem Reisegefährten, daß er mir aus Paris einen Brief geschrieben, worin er mir mit dürren Worten anzeigt, er habe keine Lust, nach dem langweiligen Spanien zu gehen, wolle vielmehr lieber in Paris bleiben, um König der Franzosen zu werden. Höchst ärgerlich erwachte ich am andern Morgen und was sah mein erster Blick? Unter der Thüre stehend die lange Gestalt meines lieben Freundes, mit dem guten lächelnden Gesichte. Ich war außerordentlich erfreut, nun einen Gefährten zu haben. Der Arzt, der nachher kam und der mich untersuchte, erklärte den Zustand meines Halses für so befriedigend, daß er mich als genesen entließ. Von Oberbaurath Leins wußte Horschelt nur, was er ihm nach Paris geschrieben hatte. Zu den unaufschiebbaren Geschäften seien andere noch viel unaufschiebbarere gekommen, die ihn verhinderten, zur versprochenen Zeit in Paris einzutreffen; doch habe es gar keinen Anstand, daß er uns in wenigen Tagen, jedenfalls vor dem ersten December hier überraschen würde.

Marseille hat als Stadt, das Hafenleben abgerechnet, viel Aehnlichkeit mit Brüssel, ist auch wie dieses an den Berg hinangebaut, und seine Läden, Cafés, Spaziergänge sind hier wie dort nach Pariser Modellen eingerichtet. Sehr angenehm ist es, daß in Marseille viele Straßen mit Bäumen bepflanzt sind, die ebenfalls wie in der Hauptstadt Boulevards genannt werden, ohne ehemals Wälle gewesen zu sein.

Was die Ausstellung und elegante Einrichtung der hiesigen Buden und Magazine anbelangt, so wird darin das Uebermögliche geleistet, und kann die Provinz mit der Hauptstadt concurriren. In den Haupt-

verkehrsstraßen der Cannebière, der Rue de Paradis, de Rome und andern herrscht Abends eine ungeheure Verschwendung an Gaslicht und macht die Nacht zum Tag, und wenn auch die Straßenbeleuchtung selbst nicht übermäßig glänzend ist, so strahlt doch aus den sogenannten Bazars und den großen Gewölben ein blendender Lichtglanz hervor. Dabei verstehen sie es auch hier ihre Waaren elegant und lockend auszulegen; man könnte leicht versucht werden, hier in ein glänzendes Porzellanmagazin einzutreten, dort den so sehr appetitlich aufgestellten Eßwaaren aller Art einen Besuch zu machen, oder gar nach Californien zu gehen, einem Goldschmiedgewölbe mit den schönsten und reizendsten Sachen, wo edle Metalle und Steine durcheinander funkeln und glänzen. In einer dieser Straßen machte mir besonders ein Teppichmagazin einen heimlichen und angenehmen Eindruck; es war wie ein kleines Theater gebaut, dessen Hintergrund und Coulissen aus den weichen bunten Stoffen bestehen, deren vielfarbige Dessins von einander gegenüberstehenden Spiegeln ins unendliche wiederholt werden. Am ersten Tag meiner Anwesenheit sah ich in der Allée de Meilhan ein Gebäude, von oben bis unten vollständig illuminirt; an der Thüre waren Wachen aufgestellt, und eine Menge Volks drängte sich aus und ein. Natürlicherweise folgte auch ich dem Strom der Neugierigen, und sah, daß dieses Haus nichts mehr und nichts weniger als eine große Niederlage von fertigen Kleidern und Stoffen aller Art war, die man aber auf eine wahrhaft lächerliche Art beleuchtet hatte; außer unzähligen Lüstren, die überall von den Plafonds herabhiengen, standen Armleuchter und Lampen auf den Fußböden, in den Fensternischen, auf den Treppengeländern, kurz wo nur irgend ein Platz war um Licht anzubringen; es war hier eine fabelhafte Helle, die den Augen weh that und grell von den hellen seidenen Stoffen abstrahlte. Der Besitzer mit seinen Ladengehülfen in schwarzen Fräcken und weißen Halsbinden spazierte in den Zimmern auf und ab, und da ich nicht wußte, was ich von all dem zu halten hatte, so bat ich um Auskunft. Der Principal, an den ich mich zufällig gewandt, zupfte seine Halsbinde

in die Höhe, strich sich durchs Haar und sagte mir: dieß große Kleidermagazin, la Maison du Prophète, werde auf gleiche Weise drei Tage lang wie heute in demselben Glanz gezeigt, worauf am nächsten Montag der Verkauf beginne; er halte sich in Pantalons, Westen und Palelots bestens empfohlen, und sei überzeugt, meinem dringenden, längst gefühlten Bedürfniß hiedurch abzuhelfen. Nach diesen Worten maß er mich mit einem Blick, der deutlich zu sagen schien: er speculire stark auf Abschaffung meines nicht sehr eleganten Reisecostüms.

Wenn man mit frischer Erinnerung an die italienischen Theater hieher kommt, die mit ihren regelmäßig abgetheilten Logen, mit den eleganten Damentoiletten und der reichen Beleuchtung einen so angenehmen Eindruck machen, und man betritt eines der hiesigen Schauspielhäuser, so findet man einen gar traurigen Contrast. Um unten anzufangen, besuchte ich le Gymnase, ein kleines Haus mit dunklem Parterre und einem breiten ringsherumgehenden Amphitheater, welches die Stelle der ersten Gallerie vertritt. Logen gibt es hinter demselben nur einige wenige, und man sieht alles in bunter Reihe durcheinander. Ueber die Brüstung herab hängen Damenhüte, Shawls, Paletots, und wenn die Sitze gerade nicht sehr besetzt sind, so legt sich jeder so bequem als möglich hin, der Arm wird auf die hintere Bank gestützt, der Fuß auf die vordere gelegt, den Hut auf dem Kopf summt auch nach der Melodie die Gesänge mit, oder spricht ziemlich ungezwungen mit seinem Nachbar. Man gab ein paar kleine Vaudevilles; das erste war durchaus unbedeutend, und das zweite so voll Zweideutigkeiten, die gar keine Zweideutigkeiten mehr waren, daß ich mich nicht erinnere, ähnliches gehört zu haben. Es hieß l'amour qu'est ce que c'est que cela? und die Hauptpointe war, daß eine junge Müllerin und ein hübscher Bauerbursch, die sich unbewußt lieben, durch allerlei seltsamen Unterricht, den sie von einem alten Knecht erhalten, sowie auch durch praktische Anleitung endlich zur Erkenntniß kommen, was denn eigentlich die Liebe sei. Das große Theater, wo meistens Opern gegeben werden, ist ebenso wenig elegant und freund-

lich, wie das kleinere; auch hier statt der Logen im ersten Rang eine einzige große Gallerie, ebenso verziert mit herabhängenden Kleidungsstücken wie im Gymnase; Herren und Damen durcheinander, und wenig schöne Toiletten. Für den Fremden ist es sehr unangenehm, daß alle bessern Plätze für das ganze Jahr verkauft sind, und man bei einer guten Vorstellung für theures Geld das Vergnügen hat den ganzen Abend aux premiers an der Thüre stehen zu dürfen, oder vielleicht einen Platz hinter den Blechinstrumenten und Pauken zu erhalten, wo man zu wenig sieht und viel zu viel hört. Ich sah hier die Norma, welche von einer Mad. Lafont vortrefflich gesungen und gespielt wurde, namentlich den zweiten Akt gab sie mit einer Gluth und Energie, wie ich in Italien von der besten Sängerin nie etwas ähnliches gehört. Sie hatte eine hohe prächtige Gestalt, und südlich leidenschaftlich war jeder Ausdruck ihres schönen Gesichts, niederschmetternd jeder Blitz aus ihren schwarzen Augen. Sever dagegen war ein vollkommener Waschlappen ohne den geringsten Geschmack in seiner Leidenschaft für eine sehr dicke Adalgise, die übrigens sonderbarerweise der Liebling des Publikums zu sein schien. Verdientermaßen kam Norma hinter die Schliche des römischen Proconsuls; bei uns verzeiht am Schlusse die Seherin mit deutscher Gutmüthigkeit, und nachdem Sever erfahren, „welch treues Herz er hinterging," eilen sie gemeinschaftlich zum Tode. Mad. Lafont aber ließ sich kalt und stolz in den schwarzen Schleier hüllen, versicherte den erbärmlichen Liebhaber schließlich ihrer vollsten Verachtung, und ging, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern, allein — in die Garderobe.

An sehr schönen geräumigen Kaffeehäusern hat Marseille keinen Mangel, und jedes Jahr entstehen neue, welche es an Glanz und Pracht der innern Einrichtung den andern zuvorthun wollen. So haben sie sich denn jetzt schon so gesteigert, daß zwei erst vor kurzem eröffnete, der l'Univers und Café Thurc, so fabelhaft luxuriös eingerichtet sind, daß man sich nicht mehr behaglich in diesen Räumen findet. Im ersten sind alle Wände mit Spiegeln bedeckt, welche die Hunderte von

Gaslichtern und sämmtliche Gäste wahrhaft unheimlich vervielfältigt in einer weiten, weiten Ferne zeigen, bis alles nur noch ein undeutliches Gewühl ist und sich die Gasflammen wie blaue Punkte ausnehmen. Die Decke wird getragen von Bronzefiguren, Faunen und Nymphen mit kleinen Amoretten, welche Blumenguirlanden halten oder um reichvergoldete Kronleuchter geschlungen sind; im Hintergrund plätschern Brunnen, dort stürzt das Wasser zwischen künstlichen Blumen und Früchten herab, die, am Tag ihre natürlichen Farben zeigend, Abends durch blaues Feuer nachgebildet sind. Die Einrichtung des Café Turc gränzt aber ans Unsinnige; hier sind nicht nur alle Wände von Spiegeln, nicht nur sämmtliche Tischplatten, wodurch man auf allen Seiten, selbst neben den Kaffeeschalen, beständig sein eigenes, uninteressantes Gesicht sieht, sondern horribile dictu auch die Plafonds des ganzen Etablissements, in deren Widerschein man beständig die Gäste wie Fliegen an der Zimmerdecke mit dem Kopfe abwärts herumspazieren sieht; namentlich gewähren hierbei die Damen einen sehr ängstlichen Anblick, denn man befürchtet jeden Augenblick, es müsse nothwendigerweise etwas schreckliches da oben geschehen. Um den Wahnsinn voll zu machen sind alle Kellner türkisch gekleidet, und es macht einen komischen Eindruck, wenn unter dem rothen Fes ein gutmüthiges französisches Gesicht die Worte ruft: „versez au quatre!“

Sehr angenehm und behaglich ist das Café de Luxembourg, wo man vortreffliche Getränke aller Art, gute Gesellschaft und die Allgemeine Zeitung findet.

Einen Besuch auf dem Château d'If hatte ich mir aufgehoben, bis Freund Horschelt aus München angekommen sei, mit dem ich denselben gemeinschaftlich machen wollte. Einem Bekannten in Deutschland versprach ich bei meiner Abreise feierlich, mich auf dem alten Schloß umzusehen, nicht nach Mirabeaus oder Lafayettes Kerker, sondern nach den Spuren, die sich vielleicht dort noch von Alexander Dumas' fabelhaftem Monte Christo auffinden lassen würden; es gibt zarte Seelen, die sich für so etwas interessiren, und was man ver-

spricht muß man halten. Um aber jenen Auftrag in vollkommenster Ausdehnung erfüllen zu können, machten wir einen Spaziergang um das ganze Hafenbecken, gingen durch die Vorwerke der Citadelle St. Nicolas und stiegen hinter derselben die kleine Anhöhe hinan, wo ein einfaches Wirthshaus liegt, dessen Besitzer uns die feierlichste Versicherung gab: in jener Laube vor seinem Haus, auf dem grob gezimmerten Tisch sei jene Denunciation geschrieben worden, die den unglücklichen Dantes ins Gefängniß lieferte.

Vor unsern Augen hatten wir das Dorf der Catalanen, eine Reihe kleiner ärmlicher Häuser, aber ohne die Spur einer Mercedes; rechts das Meer mit den weißen Massen des Château d'If. Wir befanden uns also vollkommen bei der Exposition des Romans und konnten unsere Fahrt nach der Insel getrost beginnen. Als wir zum Hafen hinabstiegen, begegneten wir auf dem Quai einer seltsamen Procession: weißgekleidete und vermummte Männer trugen das hölzerne und buntbemalte Bild irgend eines Heiligen, dem eine große Schaar Andächtiger mit brennenden Kerzen in der Hand folgte; voraus zog eine Militärmusikbande, welche mit lustigen Klängen wieder an die gestrige Oper erinnerte, denn sie spielte zu der gewiß feierlichen Handlung aus dem ersten Act der Norma die Arie Severs:

„Mit Adalgise Hand in Hand
Stand ich am Traualtare."

Um den Preis von sechs Franken fanden wir einen alten Fährmann, der uns zum Château d'If hinausrudern wollte, doch bedingte er sich eine Zulage aus im Fall das Meer unruhig sei; die See war aber spiegelglatt, und unser Boot glitt dahin fast ohne alle Bewegung und schaukelte nur einmal bedeutend, als wir draußen in das Fahrwasser eines der großen Dampfer kamen, der vor uns zum Hafen hinausfuhr. Man braucht eine gute Stunde um das alte einsame Schloß zu erreichen. Die Felsen, auf denen man steht, heben sich fast senkrecht aus dem Wasser hervor, und oben hängen die kleinen

Eckthürme der ersten Mauer wie Schwalbennester in der Luft. Auf einem Zickzackwege, den mehrere gewaltige Thore verschließen, stiegen wir hinauf in den Schloßhof. Ein ziemlich geräumiger Platz, dessen Hintergrund das Schloß einnimmt, ein rohes Gebäude mit vier runden gewaltigen Thürmen, einige kleine Häuser, die Wohnung des Aufsehers, eine Wachtstube und ein paar Schenken liegen ohne Symmetrie umher und fassen einen Platz ein, der vollkommen uneben, hier aus dem nackten Felsen besteht, dort mit Steingeröll bedeckt ist, und in ein paar Ecken auf sehr magerer Erde einen dürftigen Graswuchs zeigt. Die Aussicht von hier auf die See, auf die felsigen Gestade des Golfs von Marseille ist wahrhaft entzückend, namentlich heute, wo die weißen Felsen wie mit goldenem Licht übergossen waren und das Meer zwischen ihnen im hellen Sonnenschein funkelte und strahlte.

Man hatte uns in Marseille gesagt, auf dem Château d'If sei eine ständige Garnison, doch fanden wir neben ein paar französischen Soldaten, welche am Thor die Wache hatten, auf dem Schloß eine sonderbare Gesellschaft versammelt. Vielleicht dreißig bis vierzig Männer trieben sich dort umher; einige gingen auf und ab, andere standen in Gruppen beisammen, dann auf verschiedenen Ueberresten der alten Mauer saßen viele und blickten, wie mir schien, nachdenkend in das Meer hinaus. Von einer Uniform war bei ihnen keine Rede, und wenn wir nicht gewußt hätten, daß das Schloß keine Gefangenen mehr beherbergt, so wären wir auf die Idee gekommen, es sei gerade die Zeit des Spazierengehens für derartige Unglückliche. Man sah hier die abgetragensten Kleider, fadenscheinige Blousen, dort einen alten zerrissenen Militärmantel, hier die rothe Hose des französischen Soldaten. Erst später sollte uns dieses Räthsel gelöst werden, denn als der Aufseher des Schlosses kam, um uns dasselbe zu zeigen, hatten wir vorderhand keine Zeit, Erkundigungen einzuziehen. Ein ziemlich tiefer Graben umgibt das alte Gebäude, und eine morsche Brücke mit ausgetretenen Planken führt hinüber unter einen breiten

gewölbten Thorweg, durch welchen man in einen kleinen melancholischen Hof gelangt. Dieser hatte was unbeschreiblich Trauriges und wahrhaft Gefängnißartiges — ein würdiger Vorhof für einen Unglücklichen, der hier vielleicht auf Lebenszeit eingeschlossen wurde. Die hohen Wände des Schlosses, welche ihn umgeben, lassen kaum das Tageslicht, geschweige einen Sonnenstrahl eindringen; rechts und links sind kleine gewölbte Thüren, die in die ehemaligen Gefängnisse führen. An einer Seite windet sich von Säulen getragen eine steinerne Treppe in die obern Stockwerke und in der Mitte des Hofs befindet sich ein Brunnen, über dem unter drei eisernen Stangen an rostiger Kette ein Eimer hängt. Gleich bei unserm Eintritt sahen wir über einer kleinen gewölbten Thüre mit großen Buchstaben die Worte „Hôtel Monte Christo"; dieß war nun freilich von einem Unberufenen hingemalt worden, aber auf der kleinen schwarzen Tafel, die von Rechtswegen an derselben Thüre hing, las man deutlich: Nr. 1. Cachot Monte Christo.

Es ist in der That lobenswerth, daß die beaufsichtigende Behörde des Château d'If den französischen Schriftsteller nicht ausschließt, vielmehr so bereitwillig auf seine Phantasie eingeht; bei uns würde man bei einer ähnlichen Veranlassung wahrscheinlich durch ein großes Placat an ein verehrliches Publikum die Warnung ergehen lassen, der Fabel keinen Glauben zu schenken, die sich der Schriftsteller N. N. unterstanden, über hiesiges königl. Gefängniß in seinem lügenhaften Buche zu verbreiten. Der Aufseher des Château d'If aber schwört auf seinen Monte Christo, indem er uns die kleine Thüre öffnet. Man gelangt in ein niedriges schmales Gewölbe, und von dort ein paar Stufen tiefer in ein finsteres Loch, das in den Felsen gehauen ist, in dem man nur gebückt stehen und vielleicht sechs Schritte machen kann. Wenn auch jene Person Dumas' eine Fabel ist, so durchrieselte es uns doch kalt bei dem Gedanken, daß hier ein Mensch Wochen, Monate, Jahre zugebracht — und daß hier wirklich Unglückliche vielleicht ihre ganze Lebenszeit verseufzten, ist wohl unzweifelhaft.

Unser Aufseher indessen wußte seinen ganzen Roman auswendig und zeigte uns in der Ecke eine aufgewühlte Stelle, wo der berühmte Verbindungsweg gewesen sei, und führte uns später durch eine andere Thüre in das Gefängniß des Abbé Faria. Die obern Räume des Schlosses enthalten ebenfalls unheimliche finstere Hallen; doch hat man jetzt mehrere durch Abbrechen der Zwischenwände vereinigt und so größere Räume geschaffen, die jedoch immer noch unfreundlich genug aussehen; hier waren elende hölzerne Schragen aufgestellt mit dürftigen Strohsäcken und mit braunen abgenutzten Teppichen bedeckt, die Lagerstätten der bedauernswerthen Gesellschaft im Hofe. Wir mußten mehrere derselben durchschreiten, um einige andere merkwürdige Kammern des Schlosses zu besichtigen, so das Zimmer Mirabeau's und ein rundes vollkommen finsteres Gewölbe, in welchem die sogenannte eiserne Maske eine Zeitlang eingesperrt war.

So traurig der kleine Schloßhof, zu dem wir jetzt wieder hinabstiegen, auch war, so hat er doch etwas so Malerisches, daß Horschelt eine Zeichnung davon entwarf; er hatte sich aber kaum hier an einer Seite auf einen Stein niedergelassen, als mehrere der Leute, von denen ich vorhin sprach, uns neugierig umstanden; sie blickten aufmerksam auf das Papier, und endlich, „o süßer Laut vom Ufer der Garonne", hörte ich einen im reinsten Kölnisch sagen: „Es ist wohl der Mühe werth, das alte Loch hier abzumalen." Natürlicherweise wandte ich mich an den Mann, und als ich ihn deutsch ansprach, drängten sich die andern auch hinzu, und ich muß leider gestehen, daß unter den abgerissenen Gesellen mit den confiscirten Gesichtern fast der ganze deutsche Bund vertreten war. Ehemalige badische Dragoner waren mehrere da, auch nicht wenige Preußen, von denen einer sogar in einer abgetragenen, freilich kaum mehr kenntlichen Uhlanenuniform erschien. Wir erfuhren denn auch in kurzer Zeit, daß auf Château d'If ein Depot der Fremdenlegion sei, und alle die armen Menschen klagten sehr über den hiesigen Aufenthalt und hofften sehnsüchtig auf den Augenblick, wo ein Dampfboot sie fern von der Heimath nach

der Küste Afrika's bringen werde. Als Horschelt seine Zeichnung beendigt hatte und wir das Schloß verließen, wurde gerade zum Essen getrommelt. An dem äußern Pfeiler der Zugbrücke lehnte ein junger, schöner, großer Mann mit wohlgepflegtem Bart, der vorhin den andern seine Fahrten erzählte; er war aus Magdeburg und sagte jetzt mit einem tiefen Seufzer: „Seht, wir Deutschen kommen immer zuletzt, jetzt sind die Franzosen in der Küche und fressen das Fett von der Suppe, und dann gießen sie für uns Wasser nach — o du Heimath." Der Mann that mir weh und ich verstand vollkommen sein letztes Wort; denkt man doch gern und dennoch schmerzlich an die ferne Heimath, selbst wenn man in glücklichen Verhältnissen und aus freiem Willen reist, wie viel mehr aber noch, wenn man ohne Hoffnung der Rückkehr in halber Gefangenschaft auf dem Château d'If sitzt und mit Wasser verdünnte Suppen essen muß — armer Magdeburger! Die Sonne sank eben hinter der Insel Ratoneau unter, als wir das Schloß verließen und unsern Nachen wieder bestiegen; ihre letzten Strahlen gossen einen unbeschreiblich schönen Schein, einen warmen violetten Duft auf die Gestade ringsumher aus. Auf dem glühenden Abendhimmel zeichneten sich die früher weißen Formen des alten Gefängnisses jetzt dunkel und schattenhaft ab. Wir warfen einen Blick rückwärts und sahen schwarze Gestalten auf den Mauern umhersitzen, die gewiß sehnsüchtig unserm Boot nachschauten, das auf der glänzenden Fluth so leicht dahinglitt; waren wir doch freie Menschen und uns die Rückkehr in die Heimath wohl nicht verschlossen. Meer und Hafen hüllten sich allmählig in Nacht ein; kleine Fischerbarken mit weißen Segeln schossen vor uns dahin, vom Werfte beim Catalanen-Dorfe schallte ein melancholischer Gesang herüber und während sich der Abendnebel auf den Mastenwald und die Stadt herniedersenkte, erglühten über uns am dunkeln Himmel Tausende von Sternen — bekannte Bilder — süße Erinnerungen an andere schöne Nächte.

Sechstes Kapitel.

Von Marseille nach Barcelona.

Abreise von Marseille. Schlechte Einkäufe. Hafenleben. Der Cid auf stiller See. Neue Reisegefährten. Mondnacht auf dem Meere. Barceloneta. Barcelona. Mauthquälereien. Die Fonta del Oriente. Spanische Briefausgabe. Eine Trauerfeierlichkeit. Bergartillerie. Neue Straßen. Die Kathedrale. Straßenleben. Das Militairspital. El Paseo nuevo. Der Garten des Gouverneurs. Auf der Rambla. Der neue Marktplatz. Die alte Stadt. Bilderläden und einfache Buchhandlungen. Fleißige Hunde. Der große Friedhof. Der Monjuich. Abends am Hafen. Theater. Spanische Tänzerinnen.

Wie in einigen anderen Seestädten findet man auch an der Börse von Marseille einen Anschlag, der besagt, welche Schiffe ankommen sollen, angekommen sind oder abgehen. Es ist das eine sehr angenehme Einrichtung, und der Reisende kann seine Abreise danach projectiren. Wir sagen: projectiren, denn es ist immer noch ein großer Unterschied zwischen der angezeigten Abfahrtszeit eines Schiffes und der wirklich erfolgten Abfahrt. Doch ist hier die Differenz nie groß, und man geht in diesem Punkte sehr gnädig mit den Passagieren um, wogegen wir später in Spanien die traurige Erfahrung machten, daß auf heute angezeigte Schiffe erst in vierzehn Tagen oder drei Wochen eintrafen, wie es uns z. B. in Barcelona erging.

Auf den vierten December war der „Cid“ annoncirt, ein, wie man uns sagte, recht gutes spanisches Schiff. Mir war es nicht unlieb, Spanien unter der Aegide des tapfern Campeador zu betreten, weßhalb ich mich denn auch mit meinem Reisegefährten auf das Dampfboot-Bureau begab, um Plätze zu nehmen und einige Procente der Ueberfahrtspreise herunterzuhandeln. Leider ist dieses Handeln an der ganzen spanischen Küste Mode, und wer darin etwas leisten kann, soll manchmal außerordentlich billig fahren.

Vergeblich forschten wir am Tage vor der Abfahrt noch auf allen Bahnzügen und ankommenden Diligencen, die von Paris kamen, nach

unserem Oberbaurath Leins, der vor dem ersten December nicht erschienen war, wie er versprochen, sich aber, wie ich zufällig erfahren, in der Hauptstadt Frankreichs umher bewegte — er kam nicht, weßhalb wir Briefe und Adressen nach Barcelona für ihn zurückließen und uns am vierten December mit unseren sämmtlichen Habseligkeiten auf das Dampfboot begaben. Auch waren wir beide, Horschelt und ich, recht froh, endlich Marseille verlassen zu können; es ist hier ein sehr theures Pflaster, und obendrein hatte der Maler alle Ursache, mit Marseille unzufrieden zu sein: hatte man ihm doch für theures Geld sehr schlechte Farben verkauft, und als er sich ein ledernes Riemenwerk machen ließ, um Mappe und Farbenkasten darin zu tragen, war dieses Ding so unpraktisch gemacht, daß das Eingeschnallte schon nach wenigen Schritten herausrutschte. Doch da man suchen muß, jedem Ding eine praktische Bedeutung abzugewinnen, so wurde das Riemenwerk sorgfältig aufgehoben und diente später als Freßkorb, indem wir es den Maulthieren mit Heu gefüllt umhängten. Auch einen soliden Feldstuhl hatte sich Horschelt angeschafft, der ihn aber am ersten Tage des Gebrauches fast ins Unglück gebracht hätte; denn als er auf einer steilen Klippe am Meer zeichnend saß, brach der hintere Fuß dieses Möbels, und Horschelt wäre um ein Haar in die Fluthen hinabgerollt.

Die Abfahrt des Cid war auf 8 Uhr Morgens festgestellt: als wir aber eine halbe Stunde früher an Bord ruderten, stiegen erst ganz leise Rauchwolken aus dem Schornstein auf, das Verdeck wurde jetzt erst gewaschen, der Kellner machte seine Morgen-Toilette, und vom Capitän und den übrigen Passagieren war noch keine Spur zu sehen. Das Schiff lag ziemlich am Ende des Hafens und war rings von andern Fahrzeugen umgeben, wodurch es nicht an amüsanten und lebendigen Scenen fehlte. Hier wurde aus-, dort eingeladen, zu unserer Rechten ein Schiff in den Hafen hineinbugsirt, links eines zum Auslaufen fertig gemacht. Dazu waren die Segel schon halb herabgelassen und schlugen leicht gegen den Mast, am Pavillon war die Flagge

aufgezogen, und die Matrosen in ihren rothen und blauen Hemden hatten ein langes Tau erfaßt, vermittelst dessen sie das Schiff langsam vorwärts bewegten. Dabei riefen sie ihr gewöhnliches: Oho — i! oder sangen auch wohl eine lustige Melodie, wozu sie den Tact mit den Füßen trampelten, während sie vorwärts strebten.

Endlich gegen halb neun Uhr ließ sich unser Capitän blicken, nach und nach kamen einige Passagiere, aber sehr wenige, dann wurde der Anker gehoben, der Schornstein begann dichte und schwarze Rauchwolken auszuspeien, die Schiffsmannschaft beschäftigte sich eifrig damit, Ballen, Fässer und Koffer in den Raum hinabzustauen, dann fingen die Räder langsam an zu schlagen, und wir trieben fast unmerklich durch das Gewühl der Schiffer dem Ausgang des Hafens zu.

Es war ein prächtiger und klarer Tag; die Inseln vor dem Hafen von Marseille sowie Château d'If lagen da mit ihren gelben Felsen hell im glänzenden Sonnenlichte wie vergoldet; das Gestade zu unserer Rechten hatte eine etwas dunklere Färbung und verlor sich vor uns in einem bläulichen Streifen nach der spanischen Küste zu. Ich erinnere mich nicht, ein ruhigeres Meer gesehen zu haben, der Ausdruck „wie ein Spiegel" paßte heute vollkommen hieher; auch nicht die mindeste Bewegung war auf dem Verdecke zu spüren. Der Cid glitt so ruhig dahin, wie ein Dampfer auf dem Rheine, und man hätte wirklich an eine Flußfahrt glauben können, wenn man rechts und links die Berge und Felsen betrachtete, die Schlösser und Ruinen und rückwärts Marseille, die mächtige Stadt mit den grünen Höhen, die es überragten, und mit dem Mastenwald zu seinen Füßen.

Bald aber ließen wir alles das hinter uns, die letzte der Inseln blieb zurück, das zerklüftete Gestade gegen Toulon mit seinen zackigen, sonderbaren Felsen, schien nach und nach flach und weich zu werden und verschwamm endlich zu einer langen farblosen Linie. Am längsten konnten wir die weißen Mauern des Château d'If erkennen und gaben ihm noch manchen Gruß zur Bestellung auf an Frankreich und Italien, die es ausrichten konnte durch eines der vielen Schiffe, die täglich bei

ihm vorüberfuhren. Auch unserer armen Landsleute von der Fremdenlegion gedachten wir, die dort oben auf den Mauern saßen und gewiß sehnsüchtig dem Cid nachblickten.

Jetzt lag zu unserer Linken das weite, gewaltige Meer, ohne Wellen, ja fast ohne Schwingung, eine tiefblaue Fläche, die das Sonnenlicht strahlend zurückwarf; zu unserer Rechten behielten wir das Ufer in Sicht, welches mit seinen malerischen kühnen Felsenbildungen, seinen scharf ein- nnd ausspringenden Winkeln, seinen Weinbergen, Dörfern und Schlössern die beiden großen Nachbarstaaten verbindet. Wie schon bemerkt, hatten wir wenig Passagiere; uns interessirten eigentlich nur zwei Herren, die sich ebenfalls auf dem Hinterdeck befanden und, wie mir schien, geläufig Englisch zusammensprachen. Gleich Anfangs aber war ich überzeugt, daß sie keine Engländer seien, namentlich der Eine, der etwas außerordentlich Gutmüthiges und Deutsches in seinem ganzen Wesen zeigte. Ich hatte mich auch nicht geirrt, denn als ich die Kajüte hinabstieg, mich dort ans Clavier setzte und ein deutsches Lied spielte, kamen Beide zu mir und baten mich in unserer theuren Muttersprache, das Lied noch einmal zu spielen. Beide Herren waren Kaufleute, seit langen Jahren in England etablirt, Herr Weinberg, ein Hamburger, Herr Erichsen, ein Däne, der übrigens auch ganz geläufig Deutsch sprach. Ich habe dieses Zusammentreffen, sowie die Namen der beiden Herren erwähnt, weil wir in Spanien längere Zeit zusammen reisten und weil beide Herren beständig für uns sehr angenehme und liebenswürdige Reisegefährten waren.

Unsere Meerfahrt ging in ihrer Gesellschaft so unterhaltend wie möglich vor sich; wir frühstückten, rauchten, spielten Domino, dinirten, befanden uns aber trotz allem dem die meiste Zeit auf dem Verdeck, um dem schönen Lauf der Ufer, wenn auch von fern, folgen zu können. Dort war Port Vendre mit seinen alten maurischen Thürmen und dem Fort St. Helena; bald waren wir gegenüber dem Dorfe Bagnols,

wo ein scharfer Gebirgseinschnitt die französisch-spanische Gränze bezeichnet. In später Nachmittagsstunde sah man auch die Bucht von Rosas mit ihren vielen Ortschaften und der alten trotzigen Araber-Burg, überragt von den schneebedeckten Häuptern der Pyrenäen, hinter denen bald darauf die Sonne prächtig niedersank.

Als es endlich Nacht geworden war, saßen wir in der Kajüte zusammen, erzählten gegenseitig von unserem vergangenen Leben und brauten einen kräftigen Punsch, bei dem wir uns so lange unterhielten, bis die Kajüten-Uhr Eilf schlug und unsere Bekannten ihre Betten aufsuchten. Horschelt und ich stiegen auf das Verdeck hinauf und erfreuten uns dort noch längere Zeit an der prachtvollen, wahrhaft blendenden Mondnacht. Wohl nie sah ich eine größere Klarheit des Himmels und der See; dabei hatte letztere, von dem weißen Mondlicht übergossen, etwas unnennbar Erhabenes, ja Geheimnißvolles. Wie still und feierlich hob und senkte sich das Wasser, jedoch fast unmerklich, so, als wage es kaum zu athmen unter dem süßen Kuß des strahlenden Gestirns. Gewöhnlich wird die nächtliche Ruhe der See durch den Schlag der Wellen unterbrochen, die im Mondlicht vielfach strahlend und glänzend ebenfalls ihr Reizendes haben wie das Schlagen der Räder und das Stöhnen und Seufzen des Schiffes und der Maschine. Heute Nacht aber glitten wir so ohne alle Bewegung dahin, völlig gespensterhaft; die Wimpel hingen schlaff an den Masten herunter, kein Lufthauch bewegte die Taue, ja die Schatten, welche dieselben auf das Verdeck warfen, zitterten nicht einmal. Vorn im Schiffe saßen die Matrosen in leisem Gespräch beisammen, und der Steuermann hinten schien unbeweglich: das Steuerruder folgte dem leisesten Drucke der Hand.

Es war eine unvergeßliche Nacht, eine Nacht, in der man oft unwillkürlich und lauschend stehen blieb, als müsse man jetzt den Gesang der Sirenen und Meerjungfern vernehmen, und als müsse man sie sehen, wie sie langsam aus der Tiefe aufstiegen, gelockt von dem weißen Mondlichte, um den schlafenden Wellen zu singen und zu

spielen. Aber es kam nichts dergleichen; nur derbe irdische Gestalten unterbrachen zuweilen den Lauf meiner Phantasie: der Kellner, der jetzt schlaftrunken über das Verdeck stolperte, oder der Capitän mit brennender Cigarre, der leise mit dem Steuermann sprach, dann in das erhellte Compaßhäuschen blickte und hierauf mit uns eine spanische Conversation anfing, die uns aber leider vollkommen spanisch vorkam. Das mochte er auch einsehen und zog sich daher bald wieder von uns zurück. Zuweilen drehte sich das Schiff ein wenig, aber so leicht und geräuschlos, daß man, in den Mond blickend, hätte glauben können, dieser spaziere zu seinem Vergnügen ein wenig um uns herum.

Jetzt verkündete vorn am Schiffe der Klang der Glocke die zweite Wache und dann war Alles wieder still wie zuvor. — Und war ich denn wirklich so weit von der Heimath, befand ich mich wirklich auf dem Cid und schwamm an den herrlichen Gestaden Spaniens? Ich konnte das oftmals selbst nicht glauben und trat dann zum Steuermanne hin, um ihn zu fragen, wann wir ankämen. Es war das ein Franzose und deßhalb verstand ich ihn, als er mir zur Antwort gab: „Wenn die See ruhig bleibt, werden wir gegen acht Uhr Barcelona erreichen — Barcelona, eine sehr schöne Stadt,“ fügte er hinzu. — Also doch! In solchen Augenblicken fiel mir immer das Lied Alfred de Musset's ein, welches Freiligrath so schön übersetzt hat:

Wer, der auf Barcelona's Gasse
Mein andalusisch Mädchen sah,
Wer sah sie steh'n auf der Terrasse?
'S ist meine Löwin, meine blasse
Marquesa d'Amiangui ja! —

Ich konnte es zwar damals nicht recht begreifen, warum es gerade ein andalusisches Mädchen sein sollte, die auf den Gassen von Barcelona solche Wirkung hervorbrachte. Später aber begriff ich es vollkommen.

Der Tag kam schön und klar herauf, ein würdiger Sohn der vergangenen herrlichen Nacht. Auf der See bin ich immer sehr früh-

zeitig, und so betrat ich denn auch heute schon das Verdeck gleich nach dem gähnenden Kellner, der auf meine Frage nach den Gestaden Spaniens auf einen schon ziemlich deutlichen Landstreifen vor uns zeigte. Zu erkennen war da freilich so gut wie gar nichts; die Formen der Küste waren noch sehr unregelmäßig und wechselten ab mit hellen und dunklen Stellen. Eine der letzteren sollte Barcelona sein und die bedeutende Spitze daneben, die schon etwas klarer aus dem Wasserdunste hervorsah, der Monjuich. Es ist für mich immer ein höchst angenehmes Gefühl, so einem mir gänzlich fremden Lande zuzusteuern; man macht sich allerlei Phantasien von der Lage einer Stadt, die sich derselben dann beim Näherkommen öfters anpassen, so daß man meint, man habe sich dieselbe so und nicht anders vorgestellt.

Die Stille des Meeres hatte sich nicht geändert. Der Cid arbeitete wacker darauf los, und wie die Küste vor uns höher und höher aufstieg, so wurde sie auch deutlicher, und bald konnten wir genau unterscheiden, wo kleine Buchten ins Land hineingingen und wo die Felswände ins Meer vorsprangen und sich schnell aus demselben erhoben. Dieses war namentlich bei dem Monjuich der Fall, der in seiner imposanten Gestalt herausfordernd allein an der Küste zu stehen schien, ein trotziger Wächter, dessen Kanonen rings umher Alles beherrschen und an dessen Fuß sanft hingeschmiegt Barcelona liegt, über welche Stadt er schützend oder drohend seine eiserne Hand ausstreckt.

Hohe Gebirge erheben sich nicht hinter Barcelona, und der Horizont ist nur begränzt von einer unbedeutenden Bergkette, schön gezackt in dunkelvioletter Färbung. Hinter derselben, rechts vom Monjuich, aber weit ins Land hinein, bemerkte man an dem klaren Morgen ziemlich deutlich einen einzelnen Bergkegel von seltsamer, sonderbar ausgezackter Gestalt — Monserrat, den heiligen Berg, dem wir ebenfalls einen Besuch zugedacht; bei unserem Näherkommen sank er langsam hinter die vor ihm liegende Bergkette, wogegen der Monjuich immer höher und stolzer emporstieg. Bald konnte man schon die Festungswerke droben erkennen, so wie den Weg, der hinauf führt — ein hellerer

Streifen auf dem gelben Sandstein, bald über den nackten Felsen im Zickzack hinlaufend, bald rechts und links mit grünen Hecken besetzt.

Jetzt lag auch der Hafen deutlich vor uns, der, begränzt durch die hohen Ufermauern, von den Häusern der Stadt nicht viel sehen läßt. Die Einfahrt in denselben, namentlich wenn man von Marseille kommt, stimmt die Erwartungen des Reisenden sehr herab; dort das Gewühl der großen Stadt, welches am Hafen am lebhaftesten ist, die hohen Häuser, dicht an die Quais gebaut, im Hafen-Bassin selbst Hunderte von Fahrzeugen aller Nationen, worunter oft ein Dutzend Dampfer in einer Reihe, Alles voll Leben und Bewegung; hier eine stille Wasserfläche, ein fast todter Hafen mit wenigen unbedeutenden Schiffen, die wie schlafend an den Ankerketten liegen, fast gar kein Verkehr zwischen ihnen und dem Lande. Zwei kleine Dampfer in der Mitte des Hafens waren alles, was auf eine Communication mit dem Auslande deutete, rings am Strande dagegen eine unzählige Menge Schifferbarken in der bekannten malerischen Unordnung, dabei aber in Allem ihre Armuth zur Schau tragend; hinter ihnen ein sandiger Strand und dann erst bis auf die schon genannten Hafenmauern zur Linken unbedeutende Uferbauten, hinter welchen man die graue Festungsmauer sah und kleine, niedrige Häuser.

So war der Anblick des Hafens von Barcelona. Glücklicherweise brauchten wir nicht lange auf Erlaubniß zu warten, um das Land betreten zu können; wir vertrauten uns mit unserem Gepäck einem Nachen an und wurden von zwei Kerlen in zerlumpten braunen Mänteln ans Ufer gerudert. Dort hatte sich ein artiges Gesindel versammelt, um uns in Empfang zu nehmen; Strauchdiebe aller Art in abgerissenen kurzen Hosen, nackten Beinen, schmierigen Jacken, was aber alles von der blutrothen Manta verdeckt wurde, welche weithin leuchtet und den Burschen das Aussehen von Scharfrichtern gab, die mit uns schleunigst fertig machen würden; dazu paßten auch ihre wilden Bewegungen und der Ausdruck ihrer unrasirten Gesichter.

Von uns Vieren, die wir nun ans Land stiegen, der Maler näm-

lich, Herr Erichsen und Herr Weinberg, sowie ich, wußte Keiner sich im Spanischen auch nur halbwegs vernünftig auszudrücken. Herr Weinberg, der ein Vocabulaire in der Hand schwang, radebrechte freilich aus demselben allerlei seltsam klingende Phrasen, welche aber den Cataloniern eben so wenig verständlich schienen, als unser ehrliches Deutsch. So standen wir denn ziemlich rathlos da, und wenn uns auch pantomimisch allerlei Hülfsleistungen angeboten wurden, so ließ uns doch gerade die Verschiedenheit derselben zu keinem Entschlusse kommen. Der Eine wies uns auf unsere Fragen nach Barcelona hierhin, der Andere dorthin; eine Partie wollte unsere Koffer auf die Schultern laden, die andere auf einen Karren werfen, und ein paar Zollsoldaten schienen den Wunsch zu hegen, sie in einem der dunklen Gewölbe deponirt zu sehen, die sich in der Ufermauer befinden. Und dabei lärmten die Kerle über alle Gebühr, drängten sich uns auf den Leib und rochen nach Knoblauch, daß es zum Erbarmen war. Ich glaube, sie wären noch unsertwegen in Händel gerathen, wenn nicht in diesem Augenblicke ein Retter erschienen wäre, ein wohlgekleideter Mann nämlich, der sich uns in ganz gutem Französisch als Lohnbedienter der Fonda del Oriente, des Gasthofes, den wir aufsuchen wollten, dargestellt hätte. Ihm überließen wir denn auch gleich die Sorge für unser Gepäck, welches er auf einen großen Karren laden ließ, dem wir folgten.

Es ging aufwärts das Ufer hinan durch einen halb zerstörten Thorbogen, dann kamen wir auf einen weiten öden Platz, der einstens zum Schiffswerfte für kleinere Fahrzeuge gedient haben mochte; jetzt lagen da unbrauchbare Schiffsplanken, altes Tauwerk, rostige Anker, auch hier und da ein Haufe Ballen oder Fässer, durch Strohmatten gegen die Sonne geschützt. Dieser Platz war auf der der See gegenüber liegenden Seite mit einer langen Reihe niedriger Häuser besetzt, alle von gleicher Bauart und gleicher Höhe. Viele waren roth angestrichen und die zahlreichen weißen Fenstereinfassungen hätten dem Anblick etwas Heimathliches gegeben, wenn nicht jedes dieser Fenster mit einem klei-

nen eisernen Balken versehen gewesen wäre, welcher uns erinnerte, daß wir endlich in Spanien waren. Es war eine kleine Stadt, die vor uns lag, aber mit unscheinbaren Häusern, so ärmlich aussehend, daß wir uns schüchtern fragten: Soll das Barcelona sein? Worauf uns übrigens der Lohnbediente zu unserem Trost mit einem sanften Lächeln sagte: Das ist nur die Vorstadt Barceloneta; dieselbe ist übrigens nicht unbedeutend, neuer als die große Stadt, und ihre Straßen laufen ganz gerade und durchschneiden einander rechtwinkelig. Hier ist das Fischer- und Matrosenviertel, es gibt hier viele Kneipen und viele Tabakläden, dazwischen Gewölbe mit bunten Schifferhemden und rothen Mantas, welche Farbe für dieses Kleidungsstück hier in Catalonien Mode zu sein scheint.

Die Straßen sahen recht öde und leer aus, eben so die Häuser; die meisten Fenster waren verschlossen, zum Theil auch nur mit weißen Gardinen verhängt, und nur hie und da lehnte eine weibliche Gestalt an dem Balkongeländer, mit vollen Körperformen, blassem Gesicht und sehr schwarzen Haaren, die mit silbernen Nadeln aufgeputzt waren.

Barceloneta, zwischen 1755 und 1775 durch den Marquis de la Mina gegründet, ist sehr lang gestreckt, und wir brauchten eine gute Viertelstunde, ehe wir die Gräben und Mauern der wohlbefestigten großen Stadt erreichten. Das Thor, welchem wir uns näherten, hatte uns schon von Weitem, sehr hell von der schmutzigen Häusermasse, an der wir vorbeikamen, abstechend, durch seine seltsame Formenbildung und die Prätension seiner ganzen Anordnung, die ein ganz modernes Bauwerk verrieth, besonders interessirt; die zwei Thorbogen neben einander, der eine zur Ein-, der andere zur Ausfahrt bestimmt, schienen die völlig geschlossene Kreisform zu haben, eingespannt zwischen einen Wald von griechisch-dorischen Säulen, und bei näherer Betrachtung zeigte es sich auch fast so, denn aus der untern Hälfte der Kreise war nur ein so großes Stück ausgeschnitten, um eine ebene Schwelle zu erhalten. Der Aufwand an reichen Architekturformen und die Präcision der Ausführung wären einer besseren Gesammtanordnung werth gewesen.

Hinter dieser Puerta del Mar sah es auch nun gleich ganz anders und großstädtisch aus. Vor uns hatten wir einen weiten, wohlgepflasterten Platz, in dessen Mitte man eben irgend ein Denkmal aufzurichten im Begriffe stand, dessen ansehnlicher, würfelförmiger Unterbau bereits fertig war. Auf einer Seite des Platzes befinden sich vier- bis fünfstöckige Häuser, neben diesen die sehr gering aussehende Lonja oder Börse, links ein großes Gebäude mit Arcaden, unter welchen sich, beiläufig gesagt, ein Kaffeehaus befindet, das „Zu den sieben Thüren," heißt. Dieses besagte die Inschrift auf der gleichen Anzahl Eingänge in sieben verschiedenen Sprachen, worunter sich auch eine deutsche befindet. Es ist dieß der Palast eines Amerikaners, in welchem nach den Bürgerkriegen Espartero wohnte, als sich der Hof damals hier befand, und der Balkon des Siegesherzogs war dem der beiden Königinnen gerade gegenüber, denn rechts am Platze ist der königliche Palast, ein rothes Gebäude in einem mittelalterlich sein sollenden Style; doch sind die theilweise sehr geschmacklosen Verzierungen nur gemalt. Es ist darin eine Nachahmung des Dogenpalastes zu Venedig versucht worden, aber blos der Schein statt des Wesens; die fingirten Incrustationen bunter Marmorplatten, die halb gothischen, halb arabischen Einzelheiten und die ausgezackte hölzerne Mauerkrönung geben dem Ganzen ein sehr barockes Aussehen. Hübsch nahm sich nur der im Hauptstockwerke auf die ganze Hauslänge sich erstreckende verglaste Balcon aus, eine in dieser Ausdehnung uns noch ganz neue Sache, die wir erst mehr im Süden des Landes in vielerlei mannigfaltigen Arten wiederfinden sollten. Unmöglich kann ich hier noch zwei Schilderhäuser unerwähnt lassen, blau und weiß angestrichen, in Zeltform, da ich nicht leicht etwas Plumperes der Art gesehen habe.

Neben dem Palast ist das Mauthgebäude, wohin unser Karren dirigirt wurde. So viel Unangenehmes man mir auch schon über die spanische Mauth gesagt, so fand ich doch, daß die Barceloneser besser sei als ihr Ruf; die Leute behandelten uns recht artig, ließen freilich unsere Koffer öffnen, begnügten sich aber damit, mit der lin-

len Hand nur leicht auf den Kleidungsstücken umherzufahren, wogegen die Rechte, wie ich nicht läugnen darf, eine vielsagende Bewegung machte, die ich denn auch durch Hineingleitenlassen einer Peseta alsbald ausglich. Diese Visitationen in Spanien, abgesehen von hier, wo wir von Frankreich kommend die Landesgränze betraten, sind nicht genug zu rügen und für den Reisenden wahrhaft empörend. Jedes miserable Nest glaubt das Recht zu haben, den müden und hungrigen Reisenden unter dem Thore festzuhalten und Geld von ihm zu erpressen; denn nur das ist die Absicht. Bei unseren späteren Touren zu Pferde brauchte nur Einer vorauszureiten und einfach seine Börse hervorzuziehen, so verlangte man nicht einmal, daß das Maulthier abgepackt wurde, sondern ließ uns nach Spendung einiger Peseten (die Peseta ist vier Realen, gleich einem französischen Franc) ruhig weiter ziehen.

Nachdem wir mit der Mauth fertig waren, folgten wir abermals dem Lohnbedienten; er hieß Maurice, und ich kann ihn jedem meiner Leser, der zufällig nach Barcelona kommt, bestens empfehlen. Von dem freien Platze geriethen wir gleich in das Gewühl der Stadt, das in den sehr engen Straßen, die mit vier- bis fünfstockigen Häusern besetzt sind, in einigen Vierteln wahrhaft betäubend ist. Heute war es Sonntag, und die hellen und tiefen Glockenstimmen der vielen Kirchen riefen die Andächtigen zur Messe. Maurice, der den Karren führte, eilte indessen so schnell vorwärts, daß wir beständig nach ihm zu sehen hatten, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Und so mußten wir denn ziemlich theilnahmlos an der bunten, uns begegnenden Menschenmenge vorübereilen, welche in ihren Costümen viel Neues für uns darbot, namentlich die bunten Mantos, welche die Männer über ihre Schultern hangen hatten, die seltsam geformten catalonischen Hüte von schwarzem Filz mit ziemlich breitem Rande, oben sich verengend, vor allem aber die zahlreichen Schaaren des weiblichen Geschlechts mit der reizenden Mantilla, Blumen im Haar, scharf gezeichneten Augenbrauen und glänzenden Augen.

Nach ziemlich langem Marsche kamen wir endlich auf eine breite

Straße nach Art der Pariser Boulevards, eben so wie diese mit Bäumen besetzt — die Rambla, der Hauptspaziergang der Barceloneser, welcher die Stadt in zwei ungleiche Hälften theilt, ihr öffentlicher Garten, ihr Alles in dieser Hinsicht. Hier befinden sich die Theater, die vorzüglichsten Kaffeehäuser und die ersten Gasthöfe, unter ihnen die Fonda del Oriente, uns als der beste bezeichnet, wo wir unsere Einkehr hielten. Monsieur Maurice sorgte auch hier aufs beste für uns, und bald waren wir vier auf dem ersten Stock installirt; H. und ich hatten ein gemeinschaftliches großes Zimmer, an welches zwei Schlafkabinette stießen; der Fußboden war mit guten Teppichen bedeckt. Dazu hatten wir uns mit dem Oberkellner über Frühstück und Diner verständigt und sollten für Alles zusammen Jeder täglich 20 Realen zahlen, ungefähr 2 fl. 30 kr., was keine übertriebene Forderung war.

Wenn ich eine fremde Stadt betrete, ist es für mich ein wahres Vergnügen, ohne Ziel und Zweck in den Straßen umher zu streichen, mich bald hierhin, bald dorthin wendend, wobei ich es dem Zufall überlasse, mich zu führen, wohin es ihm beliebt. Natürlich dauert eine solche Promenade immer mehrere Stunden, denn ich flanire in aller Beharrlichkeit umher, betrachte mir Menschen, Häuser, Straßen und Magazine. Dadurch bekomme ich einen frischen, ursprünglichen Totaleindruck, der sich mir später nicht mehr verwischt, und der auch nach langer Zeit in dem inzwischen schon verschwimmenden Bilde einer Stadt in meinem Gedächtniß wie ein heller Streifen zurückbleibt. Auch hier in Barcelona hatten wir kaum unsere Schiffstoilette etwas corrigirt, so betraten wir die Rambla und folgten dem Strome der Spaziergänger, gleichviel, wohin er uns treiben würde; doch hatten wir nur wenige Schritte gethan, als wir schräg unserem Gasthofe gegenüber den Correo, die Post, bemerkten, wohin wir uns wandten, um nach Postrestante-Briefen für uns zu forschen. Was diese betrifft, so hat man in ganz Spanien ein eigenthümliches Verfahren für die Ausgabe derselben. In einem Vorplatze der Post findet man nämlich

große Listen angeklebt, worauf, mit einer fortlaufenden Nummer versehen, die Adressen aller Briefe aufgeschrieben sind, welche postrestante einliefen. Selbstverständlich sind diese Listen in den größeren Städten, wie hier in Barcelona, sehr zahlreich, und man hat große Mühe, seinen eigenen, meistens arg verstümmelten Namen aus den Hunderten der andern heraus zu finden. Da man alsdann am Postschalter nur die Nummer anzugeben braucht, unter welcher der Brief auf der Liste vorgemerkt ist, um ihn zu erhalten, so kann man sich denken, daß hiedurch mancher Mißbrauch geschieht; denn jeder Unbefugte kann ohne irgend welche Legitimation eine beliebige Nummer fordern und erhält vielleicht meinen Brief, was auch häufig genug vorkommen soll, weßhalb Fremde viel besser daran thun, ihre Briefe an irgend einen Banquier adressiren zu lassen oder an den Consul ihrer Nation, welche sich meistens ein Vergnügen daraus machen, ihren Landsleuten auf diese Art behülflich zu sein.

Obgleich es für die allgemeine Promenade auf der Rambla noch ziemlich früh war — erst eilf Uhr Vormittags —, so war doch eine ansehnliche Menschenmenge da, welche etwas zu erwarten schien. Ohne zu wissen, um was es sich handle, warteten wir ebenfalls und vernahmen bald die Klänge eines Militärmusikcorps, welches sich auf dem Spaziergange gegen uns herbewegte. Doch habe ich nicht leicht etwas Erbärmlicheres gehört, als diese Musik. Obgleich die große Trommel so wie ein paar Becken ihr Möglichstes thaten, einigen Tact in dieses Musikcorps zu bringen, so konnten sie doch damit nicht zu Stande kommen, und jeder der Musici schien nicht blos eine andere Tact- und Tonart, sondern auch sogar seine eigene Melodie zu spielen. Und das Ganze klang immer toller, je näher das Musikcorps an uns heran kam. Jetzt defilirten sie bei uns vorbei; die Leute sahen gar nicht schlecht aus, waren auch gut uniformirt und marschirten mit der größten Ostentation vorüber, denn sie nahmen die ganze Breite der Rambla ein, und um dieß zu bewerkstelligen, hatte jeder Musikant zwischen sich und dem Nebenmann einen Zwischenraum von wenigstens drei Schuh —

ein wahrer Horreur für ein preußisches Herz, dem die „Fühlung" beim Marsch zur zweiten Natur geworden ist.

Hinter dem Musikcorps kamen ein paar Bataillone Infanterie. Die Leute sahen gut aus, und ihre sauberen Uniformen hatten etwas vom französischen Schnitte an sich; nur waren die Farben heller und bunter, man sah viel Roth und Gelb. Ihre Fahnen waren mit schwarzem Flor umwickelt; das muß etwas zu bedeuten haben, eben so die einzelnen Kanonenschüsse, die sich vom Monjuich herab vernehmen ließen, sobald die Truppe die Rambla betrat. Natürlich nahmen wir unsere Spazierstöcke hoch in den Arm und marschirten, in Erinnerung an unsere Jugendzeit, im Schritte neben dem Musikcorps her, welches sich am Ende der Rambla vor einer kleinen Kirche aufstellte, deren Façade mit schwarzem Tuch beschlagen war. Ein General der Garnison war gestorben, und ihm galten diese Trauerfeierlichkeiten. Eine große Menschenmenge umflutete die Kirche, doch bemerkten wir, daß nur Wenigen der Eintritt gestattet wurde. Auch wir traten in den Vorhof und wandten uns in französischer Sprache und mit der Bitte an einen Offizier, uns den Eintritt erlauben zu wollen. Obgleich uns der Spanier gewiß nicht verstand, so schien er doch unseren Wunsch zu errathen und ließ uns mit einer freundlichen Handbewegung und einigen höflichen Worten passiren.

Ueberhaupt ist Höflichkeit und ein sehr zuvorkommendes Betragen gegen Fremde ein schöner Zug im spanischen Charakter. Mit der größten Bereitwilligkeit erhält man auf seine Fragen jederzeit die beste Antwort, und wenn man selbst sehr schlecht Spanisch spricht, so bemüht sich der Angeredete, den Sinn dessen, was man ihm sagen will, zu verstehen, und hilft gern mit einem erklärenden Worte. Das ist so in allen Schichten der Gesellschaft; der Arbeiter hilft einem bereitwillig irgend ein Haus aufsuchen, und es ist mir später öfter passirt, daß aufs eleganteste gekleidete Herren mehrere Straßen mit mir gingen, um irgend Jemanden zu suchen, den wir oft erst nach vielem Fragen in einem Hinterhause fanden. Dann schied der freundliche

Führer, meistens mit einem freundlichen Händedruck und dem bekannten „a la disposicion de usted," was so viel heißt, als: ich bin auch später ganz zu Ihrer Verfügung.

Wir traten also in die Kirche, die ebenfalls mit schwarzem Tuche ausgeschlagen und angefüllt war von Offizieren aller Waffen und Grade. Die Fenster waren dicht verhängt, und es brannten in dem Kirchenschiff und dem Chor eine unzählige Menge von Wachskerzen, deren rothe, wehende Flammen die bunten Uniformen und das viele Gold und Silber an denselben mit düsteren Streiflichtern beleuchteten, was einen eigenthümlichen Effect machte, der noch erhöht wurde durch die melancholischen Klänge einer Trauermusik, die, unterstützt von einer Sängerschaar, im Chor aufgestellt war. Dazu donnerten zuweilen die Kanonen von Monjuich dumpf herüber und es ertönten die Gebete der Priester. Auf einem hohen Katafalk in der Mitte des Kirchenschiffes lag der Verstorbene unter einer weit herabfallenden schwarzen Sammtdecke, die mit Silber gestickt war und deren vier Ecken je von einem Unteroffizier gehalten wurden, welche regungslos wie Statuen an ihrem Posten aushalten mußten, weßhalb sie aber auch häufig abgelöst wurden.

Als die Trauerfeierlichkeiten bis zu einem gewissen Grade gediehen waren, dessen Bedeutung ich übrigens nicht anzugeben vermag, wo das Musik- und Sängercorps in der Kirche eigentlich viel zu laut für den kleinen Raum derselben einsetzte, ertönte auch die Musik draußen auf der Rambla, und zwischen den dumpfen Kanonenschüssen von der Festung herab krachten die Geschütze jetzt in unmittelbarer Nähe von der Kirche, was mich veranlaßte, diese zu verlassen, um zum ersten Male dem Feuern einer spanischen Batterie zuzusehen. So sehr uns Anfangs das Feuern mitten in der Stadt überraschte, so wurden wir doch alsbald gewahr, daß den Barcelonesen dieß keineswegs ungewohnt war, und beim Umschauen sahen wir am Ende der Rambla als Schlußpunkt der Muralla del Mar eine hohe Bastei über den Platz hereinragen, aus deren Scharten man die Rambla der Länge nach

nordwestlich bestreichen kann, und von wo aus etwaige Volksaufläufe kräftig zerstreut werden können, auch wohl schon zerstreut worden sind.

Es war Bergartillerie, die sich auf einem kleinen Platze neben der Rambla aufgestellt hatte, für mich von besonderem Interesse, da ich dieselbe bisher noch nie manövriren sah. Es sind kleine Geschütze, die dreipfündige Vollkugeln und Granaten schießen; die Laffette ruht auf Rädern, hat aber keine Protze, da sich der Munitionskarren auf dem Rücken eines Maulthieres befindet, welches rückwärts aufgestellt wird. Die Fortbewegung des Geschützes geschieht vermittelst zweier anderen Maulthiere; beide haben Packsättel, wovon jeder mit Packtaschen und dergleichen einen Centner wiegt. Ein Maulthier trägt die Laffette — Corunna, ein Gewicht von zwei Centnern, das andere, das metallene Rohr, Pieza, von gleichem Gewichte. Die Munition im zweiten Kasten besteht aus sechs Granatwürfen und zwei Kartätschenladungen und wiegt circa 1½ Centner. Die Bedienungsmannschaft jedes Geschützes besteht aus acht Leuten, drei, welche die Maulthiere führen, und drei, welche bedienen, mit zwei Mann Reserve.

Bei der großen Last, welche die Maulthiere tragen müssen, sind diese sehr ausgesucht und waren hier vortrefflich im Stande; sie werden nicht vor dem sechsten Jahre genommen und sind mit einzelnen Ausnahmen bis zum sechszehnten und achtzehnten Jahr im Dienste. Eigenthümlicher Weise nimmt man nur dunkelfarbene Maulthiere zur Bergartillerie, indem man aus Erfahrung wissen will, daß die hellfarbenen nicht so kräftig seien; man wählte kurze, gedrungene Thiere mit starker Brust und Hals, rundem Rücken und kurzen festen Beinen. Das schwarze Geschirr ist so einfach wie möglich, das Kopfzeug besteht aus einer Trense und der Hufbeschlag ist ohne Stollen; dabei werden diese Maulthiere im Gegensatz zu allen übrigen, welche man in Spanien sieht, nicht geschoren. So viel ich bei dem heutigen Schießen nur mit der Manövercartouche bemerken konnte, bedienen die Leute ihre Geschütze rasch und pünktlich. Ob irgend ein anderer Staat Bergartillerie in dieser Art besitzt, weiß ich nicht genau, doch ist sie für das

gebirgige Spanien gewiß von großem Nutzen; man kann sie fast wie die Raketenbatterien verwenden, denn das bepackte Maulthier ist ja im Stande, auf dem schmalsten Pfade sehr steile Berggipfel zu erklettern. Dabei soll ihr Marsch außerordentlich schnell sein, so daß Infanterie auf längere Zeit nicht folgen kann. Die Bergbatterie that noch einige Schüsse, dann wurden Rohr und Laffette, wie schon bemerkt, jedes getrennt, auf die sehr feurigen Maulthiere gehoben, ich sah ein paar, die schwer beladen, kaum zu halten waren, obgleich ihre Nasen durch tüchtige Knebel aufs stärkste zusammengedrückt waren, und an diesem Knebel wurden sie geführt.

Der Trauergottesdienst ging jetzt zu Ende, die Kirche entleerte sich, und die Truppen marschirten ab unter einem Trommelschlag, so langsam, so melancholisch und schläfrig, wie ich bis jetzt nichts Aehnliches gehört; doch war derselbe nicht gedämpft, wie gewöhnlich bei Trauermärschen, und ich hörte das gleiche Tempo später, öfters auch beim Exerciren. Nachdem sich die ganze Menschenmenge verlaufen, nahmen wir unseren Spaziergang wieder auf.

Für einen Fremden wäre es sehr schwer, sich in den Straßen von Barcelona zurecht zu finden, wenn man nicht, wie z. B. in Paris die Seine oder die Boulevards, auch hier zwei große Linien hätte, auf welche man beim Umherstreifen immer wieder zurückkommt, die Muralla del Mar, so wie die Rambla. Die letztere bildet mit der ersteren einen rechten Winkel und scheidet die Stadt in zwei ungleiche Hälften, von denen die gegen den Monjuich zu das alte, die gegen die Citadelle hin das neue Barcelona genannt werden könnte. Letzteres ist weit glänzender und belebter; hier reihen sich Läden, Magazine und Gewölbe an einander, und an diesen erkennt man die emporstrebende große Stadt. Die Magazine fangen an, sich nach französischem Schnitt zu formiren, und große helle Spiegelfenster, welche fast die ganze Breite des Hauses einnehmen, lassen eine reiche Auswahl von Waaren aller Art sehen, hier Gold und Silber, dort Krystall und Porcellan, und neben einem Gewölbe voll buntfarbiger Teppiche sieht man kost-

bare Stoffe in Seide und Sammt, von denen sehr viele in Barcelona selbst erzeugt werden. Der Gewerbefleiß der Catalonier ist bekannt und um so anerkennenswerther, da Barcelona wohl die einzige Stadt Spaniens ist, welche bedeutende Fabriken und Manufacturen hat. Es gibt hier eine Menge Spinnereien, Webereien, Druckereien, die Strumpfwirkerei ist sehr ausgebildet, eben so die Anfertigung von Tressen und Fransen aller Art, so wie grober und feiner Lederarbeiten. Der Verkehr, den dieß in den Straßen hervorruft, ist außerordentlich, und es gibt Stadtviertel, welche sich in dieser Hinsicht mit den belebtesten von Paris messen können. Die eleganten Gewölbe und Magazine, von denen wir vorhin sprachen, befinden sich hauptsächlich in der Straße Ferdinands VII., welche von der Rambla nach dem Constitutionsplatze führt. Früher war dieses nur eine enge Gasse, doch fing man schon vor mehreren Jahren an, sie ansehnlich zu erweitern; und das geschah, um einem längst gefühlten, dringenden Bedürfniß abzuhelfen. Der Constitutionsplatz, sehr hoch gelegen und nicht mehr im nächsten Bereich der Kanonen des Monjuich, war nämlich bei den zahlreichen und blutigen Aufständen, welche die Stadt von jeher beunruhigten, der Herd der Empörung; dort war der Palast der Provincialdeputirten, und auch meistens die Häupter der Aufständischen, welche da ziemlich agitiren konnten, denn wegen der engen Straßen war es unmöglich, mit Cavallerie und Geschütz gegen sie zu operiren. Dort hinein hat man nun durch die neue Straße eine artige Bresche gelegt, sie führt in gerader Linie auf die Rambla und hat eine Breite von ungefähr fünfzig Schuh.

Trotzdem man dort noch immer beschäftigt war, ein vortreffliches Pflaster von breiten Steinplatten, so wie Gasröhren zu legen, welche Arbeiten die Passage erschwerten, so bedienten sich doch die Barceloneser häufig dieser neuen Straße, ja, es war an den glänzenden Magazinen vorbei hier ein beständiges Spazierengehen, so daß man oft Mühe hatte, sich durch den Menschenstrom durchzuwinden.

So vergingen mehrere Tage mit Wanderungen durch die Stadt, die H. und ich theils gemeinsam, theils Jeder allein ausführten, bis

wir eines Abends, zum Diner heimkehrend, unseren dritten längst erwarteten Gefährten, den Oberbaurath Leins, auf der Treppe des Hôtels zu unserer größten Freude uns entgegeneilen sahen. Er war, da in langer Zeit kein Schiff von Marseille nach der spanischen Küste mehr abging, auf dem Landweg über die Pyrenäen zu uns gestoßen, und nachdem er uns ausführlich seine Reiseabenteuer erzählt, unterhielt er uns später, während wir auf der Muralla del Mar unter sternenhellem Himmel und im Wiederschein Tausender von Lichtern der Stadt am Meer uns ergingen, von der überraschenden Schönheit von Toulouse, dessen Gebäude allermeist in gebrannter Erde und zum Theil in höchster Vollkommenheit ausgeführt sind, von den dortigen alten Meisterwerken des Bildhauers und Architekten Bachelier, von dem prächtigen Platze des Capitols, von der St.-Sernin und Dalbadekirche, und als er uns den riesigen, leider unvollendeten Dom von Narbonne, die originellen alten Bauwerke von Perpignan, und seinen Uebergang über die Pyrenäen mit den Mühsalen des Weges über la Junquera und Figueras, Gerona nach Mataró geschildert, mußten wir gestehen, daß, wenn er auch den längeren und beschwerlicheren Weg gewählt, seine Ausbeute doch die Annehmlichkeit unserer Seereise weit aufwog.

Des anderen Morgens gingen wir zusammen auf den Constitutionsplatz zur Besichtigung des dortigen alten Stadttheiles, der uns, je genauer wir die übrige Stadt kennen lernten, durch seine interessanten alten Bauten immer stärker anzog. Die Straße San Fernando durchschneidet denselben, und einander gegenüber erheben sich zwei merkwürdige Gebäude, welche die ganze Länge des Platzes einnehmen: diesseits der oben genannte Palast der Provincialdeputirten, jenseits der Palast des Gouverneurs, auch Udiencia genannt. Beide Gebäude haben zwar moderne Façaden, aber der innere Kern ist alt und noch ganz wohl erhalten.

In dem ersten fesselt den Besucher gleich nach Ueberschreitung des Hofes die ganz eigenthümliche Art des Abschlusses der Treppe von der

Vorhalle. Aus der Uebergangszeit des Gothischen in die Renaissance, ist der große Bogen des Treppenaufganges bedeckt mit der reichsten Sculptur; zwei kleine Thüren, zu beiden Seiten mit gothischem freistehendem Maßwerk überwölbt, schließen sich beiderseits in schiefer Stellung an erstere an; Säulenbündel, spiralförmig um die dazwischenstehenden Pfeiler gewunden, ziehen sich bis zum Capitäl empor und bilden mit dem großen Wappenschild in der Mitte und den Statuen, die daneben stehen, das pikanteste Ensemble, das man sich denken kann. Der große Saal im oberen Stockwerke ist ebenfalls sehr merkwürdig.

Die Udiencia, noch älter, hat im Aeußeren noch die dreitheilige Fensterform, mit feinen Marmorsäulchen abgetheilt, so fein, daß man sie mit der Hand umspannen kann, und über jedem das dreifach durchbrochene Kleeblatt. Der Hof im Innern gehört zu dem Kecksten, was in der Architektur je geleistet worden. Das von einer frei im Hofe aufwärts führenden Treppe mit zierlich durchbrochenem Steingeländer zugängliche Hauptstockwerk kehrt eine ringsum laufende Spitzbogenstellung gegen den Hof herein, ebenfalls mit unglaublicher Dünne der Säulchen, die in Gruppen von vier an einander gewachsen, stehen; aber diese Colonnade ist nicht von Grund aus unterstützt, sondern ruht auf einer Anzahl um die ganze Breite des Bogenganges hervorragender Consolen, wodurch sich der Hof im oberen Stockwerk verengt und diese Bauweise noch um so kühner erscheinen läßt, weil über dem Säulengang im Hauptstock sich noch ein schweres, massives drittes Stockwerk befindet. Die Nebenseite dieses Palastes geht auf eine enge finstere Gasse, und der Hof ist von dieser durch eine hohe Mauer abgegränzt, die Chapuy im Moyen-Age archéologique so schön abgebildet hat. Ueber dem Thor in der Mitte ist der heilige Georg, den Drachen erlegend, in wunderschöner gothischer Einrahmung, und die Mauer mit einem herrlichen Aufsatze von durchbrochener Arbeit mit Fialen und Laubwerk gekrönt. Die Thoröffnung ist mit schweren Thorflügeln aus dunklem Holz verschlossen und übersäet mit großen zugespitzten Nägeln, die drohend in die Straße herausragen. So hat dieser Bau ein

durchaus finsteres Ansehen und eine gleichsam trotzige Abgeschlossenheit nach außen.

Diese enge melancholische Gasse weiter verfolgend gehen wir immer zwischen fast schwarzen, massiv gebauten Häusern, die, obgleich sie wenig Luft und Licht haben, doch in den Zeiten ihrer Erbauung von keiner armen Classe der Gesellschaft bewohnt wurden. Blickt man an ihnen hinauf, so sieht man nur einen schmalen Streifen des schönen spanischen Himmels, zu gleicher Zeit aber, wie zierlich, phantastisch und prächtig diese Häuser erbaut sind. Willkürlich ist oft ein Fenster breit, das andere schmal, aber die meisten sind mit Sculpturen versehen, von schlanken zierlichen Säulen getragen und lassen ahnen, daß hinter ihnen *ein* trauliches Gemach liegt, dem sie Licht und Luft verleihen. Fast alle diese Gebäude haben eine große Ausdehnung und man erräth leicht, daß sie einen Hof und einen kleinen Garten umschließen. Das Ziel findet diese Straße bei der Kathedrale, die uns lange festhielt, und deren Kreuzgang durch ein gastlich geöffnetes Portal uns zum Eintritt einlud.

Dieser Kreuzgang unterscheidet sich wesentlich von denjenigen, die wir bei den alten germanischen Klöstern zu sehen gewohnt sind, welche blos aus einem, den viereckigen Klosterhof umgebenden Spaziergang unter Bogen bestehen; der hiesige aber ist noch überdieß auf drei Seiten von Capellen eingefaßt, so daß jedem Bogen des Kreuzganges *eine* dahinter liegende Capelle entspricht, welche wie dieser mit zierlichem Sterngewölbe überspannt und mittelst hoher Eisengitter von demselben abgeschlossen ist.

So bildet dieser Kreuzgang gleichsam eine Kirche im Freien, und nicht allein die glücklichen Dimensionen desselben und die edlen Verhältnisse der Pfeiler und Bogen, die Schönheit der Gitter, die kräftige Vegetation des grünen Platzes in der Mitte, so wie der reizende Brunnen in der Ecke machen diesen Ort zu einem der anziehendsten, die es geben kann. Wenn auch an den Altären der Capellen, die aus den verschiedensten Zeiten herrühren, hier und da sehr ausschweifende

Formen vorkommen, so verleiht doch gerade diese Mannigfaltigkeit und diese abwechselnde Färbung der zahlreichen Wand- und Altarbilder und die zum Theil phantastischen Ausschmückungen dem Gesammtanblick einen solchen Reichthum, daß man sich nur schwer von diesem schönen und bei allem Ernste doch so freundlichen Hofe trennen kann.

Ich habe der Eisengitter, welche die Capellen abschließen, erwähnt, und sie verdienen in der That die ganz besondere Aufmerksamkeit des Kunstfreundes; sie sind sämmtlich aus geschmiedetem Eisen, und die einzelnen senkrechten Stäbe derselben, oft zierlich gewunden und cannelirt, endigen oben in Blumenbüschel; aber diese sind von so gewählten Formen und so lieblich mit einem wahrhaft griechischen Gefühl gruppirt, daß sie zu den Meisterstücken mittelalterlicher Metallarbeit gehören.

Der Brunnen, der meist in den Kreuzgängen auf der halben Länge einer der Seiten in den Hof hinausspringend angebracht ist, befindet sich hier in der Ecke, beschattet von einigen hochstämmigen Bäumen; aus der Mitte des größeren unteren Beckens erhebt sich auf einem niederen Untersatz eine zierlich gearbeitete achteckige Schale, aus ihren senkrechten Achteckseiten dicke Wasserstrahlen speiend, und eine kleine niedliche Bronze-Statue eines gewappneten Ritters, wohl des heiligen Georg, bildet die Spitze; das baldachinartig über das Ganze gespannte Gewölbe ist an den Rippen ausgezackt, und diese sind an den Kreuzungen mit hübschen Schildern ornirt. Eine erquickende Kühle verbreitet dieser Brunnen in seiner Umgebung, nach dem man immer wieder umschaut, wenn einen die Betrachtung entfernter Gegenstände von ihm abgezogen.

Ganz in seiner Nähe führt eine herrlich eingerahmte Spitzbogenthür in den südlichen Kreuzarm der Kathedrale. Ein mächtiger, majestätischer Bau! Wie gewaltig wird man, aus dem klaren, sonnigen Hofe tretend, von dem geheimnißvollen Dunkel in diesem weit ausgehöhlten Raume erfaßt! Je tiefer man nach dem Süden kommt, um so mehr verschwindet aus den Kirchen die Lichtmenge, die den nordischen Kirchen des Mittelalters durch ihre vielen schlanken Fenster

zugeführt wird, hier sind die Fenster an und für sich schon viel kleiner, und eine große Zahl derselben ist zugemauert, so daß die zahlreichen Kerzen ein wirkliches Bedürfniß sind, da auch den lichtgebenden Oeffnungen ein Theil ihrer Kraft entzogen wird durch Glasmalereien, die meistens mit dunklem oder nachgedunkeltem Grunde leuchtende Punkte in Roth, Blau, Grün zeigen, deren Zeichnungen und Ornamente aber schwer zu enträthseln sind.

Nach einigem Verweilen entwirren sich die in der anfänglichen Dunkelheit sich nach oben verlierenden Säulenbündel; das Auge verfolgt die aus ihnen sprossenden Rippen bis zu deren Vereinigung in dem hoch oben schwebenden Gewölbe, und unwiderstehlich fesselt den Beschauer der allmälig klarer hervortretende herrliche Anblick des Chores, dessen schlanke Formen von einem bewundernswerthen Ebenmaße sind und dessen weit und weiter entfernte polygonisch hinter einander weglaufende Bogenreihen im reichsten Spiel von Streiflicht, Halbdunkel und Schlagschatten durch die Vieltheiligkeit und die magische Dämpfung der Helle einen unvergeßlichen Eindruck machen.

Der Hochaltar, umgeben und gekrönt von einem hohen, reich durchbrochenen gothischen Schnitzwerk mit zierlichen Giebeln, ausgefüllt vom feinsten Maßwerk und unterbrochen von unzähligen kleinen Pyramiden, ist an seinen beiden, nach vorn gekehrten Flügeln von zwei auf gewundenen Säulen stehenden vergoldeten Engeln begränzt, die wie die Wächter des Heiligthums glänzend aus der verschwimmenden Dämmerung hervortreten.

Am westlichen Ende beim Haupteingang ist das Mittelschiff durch eine hohe achteckige Kuppel mit kunstvollen Gewölb-Durchdringungen abgeschlossen, eine sonst seltene Anordnung, die aber eine sehr schöne Wirkung macht. Die Orgel der Kathedrale ist ein bedeutendes Werk, prächtig von außen und im Tone von gewaltiger Wirkung. Wir sahen hier zum ersten Mal eine Partie der Pfeifen horizontal in die Kirche hereinragen; ob der Ton hiedurch verstärkt wird, weiß ich nicht anzugeben, aber sie machen einen ganz eigenen Eindruck, denn aus dem Halbdunkel hervor, in dem die Orgel steht, sehen sie aus wie eben so

viele blitzende Posaunen, von unsichtbaren Händen gehalten und von unbekanntem Odem geblasen, und ihre tiefen Töne dringen gewiß mit ernster und ergreifender Mahnung herab zu der im Gebete versunkenen Menschheit. Eigenthümlich ist die untere Verzierung der Orgel, welche, aus braunem und vergoldetem Holzschnitzwerk bestehend, in einen Saracenenkopf endigt, der mit langem schwarzem Barte so täuschend gemacht ist, daß man nach dem ersten Anschauen unwillkürlich zurücktritt und, an einen blutigen Scherz früherer Jahrhunderte glaubend, meint, jetzt müssen sich die halbgeöffneten Lippen krampfhaft schließen, jetzt die Augenlider über die blitzenden Augen niederfallen und sich darauf der ganze Kopf mit tiefer erschreckender Bläße überziehen. Etwas Angenehmes hat dieses Saracenenhaupt durchaus nicht, doch hat seine Anwesenheit hier unter der Orgel gewiß irgend einen Grund, den ich aber leider nicht erfahren konnte.

Dem erhabenen Inneren der Kathedrale entspricht aber keineswegs das Aeußere der Kirche; in winkelige Gassen versteckt, bietet es sich nirgends zu einem Gesammtanblicke dar. Die Thürme sind unbedeutend, und die einem großen Platze zugekehrte westliche Giebelseite ist noch eine unvollendete rohe Mauer, wie an vielen italienischen Kirchen, und dazu noch stellenweise sehr ungeschickt und verschnörkelt bemalt.

Gleich neben der Kathedrale scheint uns ein interessantes Haus, obgleich seine Mauern fast schwarz sind und trotzig in die Höhe ragen, durch den Wechsel der Zeit schon zugänglicher geworden. Seine beiden Flügel sind durch eine Gartenmauer verbunden, über welche ein außerordentlich hoher Orangenbaum herübernickt und sich mit dem grünen Laub und den goldgelben Früchten so gar anmuthig in dieser finsteren Umgebung ausnimmt. Die Thorflügel sind halb geöffnet, und nachdem wir einen Augenblick den zierlichen bronzenen Thürklopfer bewundert — er stellt ein fabelhaftes Thier vor, welches zwischen den Vordertatzen das Wappen des Erbauers trägt — schauen wir in den Hof hinein und erstaunen über die Zierlichkeit desselben, sowie auch über die Melancholie, welche seine theilweise Zerstörung ausspricht. Hier

befinden sich mächtige Citronen- und Orangenbäume, die immer noch grünen und blühen, während der Strahl des Springbrunnens in der Mitte des Hofes, der früher so anmuthig zu erzählen wußte, schon längst versiegt ist. Auch die Marmorplatten des Bodens sind hier und da zersprungen, eben so einige von den Säulen, welche eine kleine Halle im Hintergrunde des Hofes trugen. Man sieht auch wohl, daß diese Stelle lang kein menschlicher Fuß mehr betreten, denn Steinbrocken aller Art, Marmor-Ueberreste und herabgefallene Ornamente sind dort zusammengetragen, und zwischen ihnen gingen Schlingpflanzen auf, die sich anmuthig darüber hinranken. Rechts neben dem Thore wand sich eine schlanke Treppe frei in den ersten Stock hinauf, welche auch heute noch von den Bewohnern des Hauses benutzt wurde, denn wir sahen auf den Stufen derselben ein paar hübsche Kinder spielen, welche Orangenblätter abrissen und sich damit bewarfen.

Alle Gebäude in der Nähe des Constitutionsplatzes waren in früheren Zeiten und sind wohl auch jetzt noch die Wohnungen hoher und niederer Geistlichkeit. Für uns, die wir oft hierher spazierten — denn wir fanden hier Jeder in seiner Richtung zu thun: Oberbaurath Leins, indem er Ornamente maß und zeichnete, Horschelt, der eine hübsche Mädchenfigur oder ein paar kecke Gestalten, die an den alten Thorbogen lehnten, in sein Skizzenbuch nöthigte, und mir, der ich diese finsteren Häuser so gern mit Gestalten einer alten, längst vergangenen Zeit bevölkerte — war besonders das Gebäude mit dem seltsamen Thürklopfer von großer Anziehungskraft. Wir nannten es nur das Priesterhaus. Oben statt des Daches hatte es einen Bogengang mit kleinen zierlichen Säulen, und dort genoß man gewiß eine entzückende Aussicht über Land und Meer. In unseren Träumen war es uns oft zu Muthe, als müsse jetzt plötzlich dort oben eine wohlgenährte Gestalt im langen schwarzen Kleide lustwandelnd erscheinen, während zu gleicher Zeit aus einem kleinen zierlichen Fenster im unteren Stocke, das von den Blättern der Orangen dicht beschattet war, leise Lautenklänge und gedämpft ein Lied, von schönen Mädchenlippen gesungen, hervortönte.

Wie treue Wächter umgeben übrigens diese finsteren Häuser den mächtigen Bau des Domes von Barcelona.

Unseren Spaziergang verfolgend, betreten wir die Calle de Escudelleros, wo sich ebenfalls Hunderte von Läden und Magazinen aneinander reihen; doch sind hier weniger die glänzenden Gewölbe als in der Straße Ferdinands VII. Hier kauft die immer ab- und zuströmende Menge Stoffe und Geräthschaften für den täglichen Gebrauch, und während man dort meistens elegante Toiletten, feine Paletots und glänzende Damenroben sieht, bemerkt man hier mehr Gestalten aus dem Volke und die Costume der ländlichen Bewohner aus der Umgegend von Barcelona. Hier ist das Gewühl belebt durch die über die Schulter geworfene lange Manta, meistens in Roth, Blau oder Grau; auch bemerkt man hier den langen braunen Mantel mit dem kleinen Kragen über die Achsel herab, ein Kleidungsstück, welches die Spanier so gewandt und malerisch umzuwerfen verstehen. Vorherrschend sind die kleinen zugespitzten Hüte, die oftmals verzierte rund geschnittene Jacke, kurze Hosen und weiße Gamaschen. So stehen die Männer in und vor den Gewölben, Papier-Cigarren rauchend, während sie lachend und plaudernd um die verlangten Artikel handeln. Und dazwischen sieht man das weibliche Geschlecht in der unentbehrlichen Mantille, die meistens schwarz und selbst bei der niederen Classe von Spitzen oder Seide und nach der Laune der Besitzerin mehr oder minder phantastisch aufgesteckt ist.

Das Gewühl und der Lärm in diesen Hauptstraßen Barcelonas ist an den Wochentagen wahrhaft betäubend, und dabei sind die Gassen so schmal, daß der Menschenstrom oft kaum den schweren Karren auszuweichen vermag, die, mit Fässern und Kisten beladen, meistens in langen Reihen daherkommen. Doch bemerkt man auch hier den angenehmen Grundzug und Charakter der Spanier, sich gegenseitig mit größter Höflichkeit zu behandeln und sich nicht leicht aus der guten Laune bringen zu lassen. Ein junges Mädchen, an das man unsanft hingestoßen wird und dessen Mantille man zerdrückt, wendet sich um

und wird lachend sagen: Das ist ein kleiner Schaden, der durchaus nichts zu bedeuten hat! Sie blitzt uns mit ihren schwarzen Augen an und hüpft davon. Kommt man vielleicht zufällig in verdächtige Berührung mit den Rädern eines Karrens, so sagt der Führer desselben auf die artigste Weise von der Welt: Erweisen Sie mir die Gunst, sich in Acht zu nehmen. Auch das beständige Cigarrenrauchen ist mit daran schuld, daß gänzlich Fremde bei einander stehen bleiben und ein paar Worte zusammen plaudern; hier bittet man um Feuer, dort reicht man selbst die Cigarre einem Fremden zum Anzünden, wobei es häufig vorkommt, daß, wenn dieser sieht, mein Endchen sei bedeutend herabgebrannt, er sich gleich daran macht, mir aus dem Vorrath von Papier und Tabak, den er stets bei sich trägt, eine neue zu drehen. Natürlich schlägt man das niemals ab, der Spanier sagt: a la disposicion de Usted, langt nach seinem Hute und entfernt sich freundlich grüßend.

Je mehr man sich vom Mittelpunkte der Stadt entfernt, desto seltener werden die glänzenden Magazine, und man kommt nun in Gassen, wo Sattel und Riemenzeug aller Art verkauft wird, Fuhrmannspeitschen, Hüte und Manta's von der gröbsten Sorte. Hier glaubt man sich oft, was Leben und Verkehr anbelangt, in einer Gasse von Damascus oder Kairo zu befinden; denn der Schuhmacher sitzt mit seinen Gesellen auf der Gasse, der Schneider flickt Röcke unter Gottes freiem Himmel und die Obstverkäuferin nebenan hat hier wie im Oriente die gleichen Früchte ausgestellt: Orangen, Citronen, Granatäpfel, Datteln und Feigen. Was übrigens in ganz Barcelona, und leider nicht auf angenehme Art an den Orient erinnert, das ist der gänzliche Mangel aller Dachrinnenröhren, um das Regenwasser auf den Boden zu leiten, weßhalb denn bei Regenwetter das himmlische Wasser auf beiden Seiten der Straße von den Dächern herab wie aus unzähligen Gießkannen niederschießt.

Quer über die enge Gasse ist hier ebenfalls wie in vielen orientalischen Städten eine alte Matte gespannt, um die Sonnenstrahlen abzuhalten, und wenn man dort jene beiden Gestalten aus der Gegend

von Sitgas und Tarragona betrachtet, nach Art der Beduinen in langem weißem Mantel, um den Kopf ein buntfarbenes Tuch, mit den gebräunten Gesichtern, den blitzenden Augen und dem schwarzen Barte — Einer hält, um die Täuschung vollständig zu machen, da er ein Viehtreiber ist, eine lange Lanze in der Hand, — so könnte man glauben, es seien Araber aus der Wüste von Gizzeh. In diesem Stadtviertel sieht man auch kleine heimliche Kneipen; nach der Straße zu weit offen, zeigen sie dem Blick ein oft finsteres und schmieriges Gemach mit grob gezimmerten Tischen und Bänken; an der Decke hängt der Weinvorrath in gegerbten Häuten von Ziegen und Schweinen; Hals und Pfoten sind zugebunden und die Körper sehen unförmlich geschwollen aus. Der Wein soll sich in ihnen recht gut halten, bekommt aber einen Beigeschmack, der für eine Zunge, die nicht daran gewohnt, sehr unangenehm ist. Die Oeffnung vor diesen Kneipen ist häufig mit einer Matte überhängt, aus dem Inneren dringen zuweilen Guitarrenklänge hervor, und als Wirthshauszeichen oder Schild hängt draußen eine brennende Lunte, deren sich auch die Vorüberwandelnden zum Anzünden ihrer Cigarren bedienen.

Natürlicher Weise gibt es auch hier in Barcelona Straßen, welche nicht von dem eben erwähnten Verkehr berührt werden, wo Beamte oder große Kaufleute wohnen, wo man weder Boutiken noch Magazine sieht. Hier sind meistens stattliche aber finstere Gebäude, vier bis fünf Stockwerke hoch, und man kann oft eine lange Strecke wandeln, ehe man ein menschliches Wesen sieht; hier oder dort lehnt wohl eine Mädchengestalt an einem der Balcons, und unten am Thore sitzt vielleicht ein Bettelweib, welches mit stummer Geberde die Hand ausstreckt, wenn der Spaziergänger einen Augenblick stehen bleibt. Und trotz der Oede und Stille dieser Straßen bleibt man hier gern an einzelnen Häusern stehen und schaut zuweilen in die kleinen reizenden Höfe hinein. Freilich sind diese meistens durch eiserne Gitter verschlossen, welche aber doch den Blick nicht abhalten können, der entzückt bemerkt, wie der Hof mit Marmorplatten bedeckt ist und wie ein Springbrunnen seine

klaren Strahlen emporschleudert mitten zwischen die Zweige der Orangen und Citronen hinein. Auch Höfe mit alter und ernster Architektur bemerkt man hier, mit stolz gewölbtem Eingange, mit Säulen, welche Arcaden tragen, und mit einer prächtigen Treppe im Hintergrunde, die, quer an dem Hause aufsteigend, gewundene Säulenschafte zeigt, reich verzierte Capitäle und schwere Steingeländer, auf welchen zierliche Bildwerke ausgehauen sind — Gestalten aus dem alten Testamente oder Neptun mit seinen Seepferden und Tritonen. Oft, wenn ich allein auf den Straßen strich, hörte ich aus einem dieser Höfe ein leichtes Hüsteln und war angenehm überrascht, unseren Oberbaurath zu finden, der sich da zeichnend und Cigarren rauchend stundenlang amusirte. Für ihn, so wie für den Maler war auch in den Straßen von Barcelona genug zu finden, und wenn nicht gerade immer eine schöne Architektur an Gebäuden oder Höfen, so oft nur der Blick in einen langen dunklen Gang, an dessen Ende durch eine schmale Thüre im scharfen Contrast Licht und Sonnenglanz hereindrang, eine roh zusammen gezimmerte Veranda beleuchtend oder eine kleine gewundene Treppe, die versteckt und geheimnißvoll in den oberen Stock führte.

Eine riesenhafte Palme, die wir bei unserem Umherstreifen zwischen Häuserlücken hervorragen sahen mit weit ausgebreiteten Blättern — ein Anblick, der mich mächtig anzog, denn Palmen sind mir immer noch eine liebe Erinnerung an Syrien und Aegypten —, führte uns in ein altes ehemaliges Kloster, das jetzt zu einem Militärspital eingerichtet wird — ein lieber, reizender Platz. Von außen durch hohe, geschwärzte Mauern dem Blicke der Vorübergehenden entzogen, besitzt dieses Kloster einen vollkommen erhaltenen Kreuzgang von zierlichen gothischen Arcaden, mit Säulen von erstaunlicher Dünne und niedlich mit Blätterwerk ausgemeißelten Knäufen, der in seiner einfachen Schönheit, in seiner Ruhe und Stille im länglichen Viereck einen kleinen Garten umgibt, wie man nichts Poetischeres sehen kann; die Säulen sind so fein, daß man kaum zu glauben vermöchte, die darauf ruhenden Spitzbogen könnten sich halten, wenn nicht an den

vier Ecken kräftige, flache Strebbogen in der Richtung der Diagonale die Bogenstellungen mit den dicken Umfassungswänden rückwärts verspannen würden und so im Vereine mit der vieltheiligen Balkendecke, die über dem Gange liegt, den beruhigenden Eindruck einer genügenden Festigkeit erweckten. Lorbern und Orangen bilden dichte Gruppen in demselben, unter welchen sich kleine Steinbänke befinden, von denen einige noch besonders gegen die Sonne geschützt sind, indem man sie mit Veranden bedeckte, die höchst einfach aus Lattenwerk und Weinlaub bestanden und ganz willkürlich hier und dort an den Zweigen der Bäume festgemacht waren. Gebüsche und Bänke umgaben einen kleinen freien Platz in der Mitte des Gartens, wo sich der unentbehrliche Springbrunnen befand, hier aber mit einem klaren Wasserstrahle versehen, der hoch hinaufgeschlendert wurde und mit schwarzen, ernsten Cypressen zu wetteifern schien, welche den Brunnen und das dazu gehörige Steinbassin umstanden. Die gothischen Arcaden des Kreuzganges standen doppelt über einander, und obgleich die obere Reihe zugemauert war, sah man doch deutlich Säulen, Bogen und Capitäle. Der Campanile der Klosterkirche oder eigentlich der Glockenstuhl — denn er besteht nur aus einer einzelnen mit Bogen durchbrochenen Mauer, die auf der Wand des Kreuzganges ruht — schaut, von der Sonne beschienen, freundlich zwischen den Cypressen durch den Hof herein, und die in seinem Bogen schwebenden Glocken feiern jetzt wohl für lange Zeit, da keine Mönche mehr da sind, die ihrem Rufe folgen.

Die Gestalt dieser Kreuzgänge ist eine unendlich glückliche und gut gewählte; es spaziert sich so angenehm darin umher, und was in einem Parke die verschlungenen Wege sind, das sind hier die Ecken des Ganges, welche das Einerlei eines langen Spazierganges wohlthuend unterbrechen. Dabei waren die Mönche vor Sonne und Regen geschützt, und die Umgebung, die sie hier hatten, unterstützte sie bereitwillig in ihren mannigfachen Betrachtungen. Der heitere Blick, welcher gern auf dem Laub und den Blüthen des Gartens, auf den von der Sonne beschienenen Blumen und dem glitzernden Wasserstrahl ver-

weilte, wurde ernst und düster, wenn er sich alsdann auf die Steinplatten des Bodens niedersenkte oder auf die Wände des Kreuzganges, wo eine lange Reihe von Namen derer eingehauen war, die einstens hier gewandelt, ebenfalls umgeben von Blüthenduft und Sonnenglanz.

Dieses Kloster liegt dicht an der südöstlichen Stadtmauer, und wenn man dieser folgt, so kommt man in ein ärmliches Stadtviertel, welches aber nicht uninteressant ist. Die engen Gassen laufen hier eigensinnig durch einander, finster und schmutzig, zuweilen durch kleine Plätze unterbrochen, wo Häuser niedergerissen wurden, deren Formen man noch deutlich erkennt an den Mauern der stehen gebliebenen, gerade wie die Ueberbleibsel eines Schwalbennestes, das man von der Mauer herabgestoßen. Auch recht feuchte Winkel gibt es hier, welche sich wuchernde Pflanzen zu Nutze gemacht haben, die, hoch auf dem Dache entsprossen, längs den grauen Mauern herabgekrochen sind. Hier und da erblickt man auch einen freundlichen Balcon, neben dem sich eine mächtige Weinrebe hinanfschlingt, deren Ranken oben, durch Latten oder Pfähle unterstützt, ein weit vorspringendes Schattendach bilden.

So umherschauend, und bald hier, bald dort stehen bleibend, kommen wir auf einen breiten, mit doppelten Baumreihen bepflanzten Spaziergang, el Paseo Nuevo, der parallel mit der Rambla läuft, gegen diese aber sehr einsam und öde liegt; er ist zu sehr vom Mittelpunkt der Stadt entfernt, um von der eleganten Welt benützt zu werden. Doch scheint sich hier die jüngere Generation oder vielmehr die Bonnen und Wärterinnen derselben ein Rendezvous zu geben; denn wie z. B. im Garten der Tuilerien zu Paris auf einer Stelle, die wegen ihrer sonnigen Lage la petite Provence heißt, sieht man auch hier eine große Anzahl geputzter Kinder, die sich unter den Bäumen umhertummeln und allerlei Spiele treiben. Ich kann hier nicht eine eigenthümliche Kopfbedeckung der kleinsten dieser Kinder, welche anfangen laufen zu lernen, unerwähnt lassen. Es sind das Fallhüte von Stroh geflochten, die wie ein Turban aussehen, und dem Kopfe beim Nieder-

stürzen eine elastische Unterlage geben. Die kleinen Spanierinnen mi sehr großen und glänzenden Augen tanzen im Kreise, während di jungen Dons exerciren und Soldaten spielen; denn in dieser Richtun sehen sie hier treffliche Vorbilder; dieser Spaziergang stößt näml an das Glacis der Citadelle, und auf demselben werden die Solda abgerichtet, müssen stehen und gehen lernen, rechts- und linksum m chen, nach Zählen marschiren, ganz wie bei uns — ein Anblick, d uns denn auch deßhalb so äußerst angenehm an die Heimath erinnerte. Der heutige Tag schien den Tambours gewidmet zu sein, und diese spazierten zu Zweien oder Dreien recht melancholisch auf den Wällen und in den Gräben umher, sich und dem begleitenden Unteroffizier etwas vormusicirend.

Die Citadelle, deren Werke beim Aufstand 1842 theilweise gelitten haben, ist vollkommen wieder hergestellt; man sieht von dem Spazierwege aus deutlich die lang gezackten Linien vor sich liegen, Schießscharten und Geschütze, so wie eine einsame Schildwache. Wir lassen die Citadelle links liegen; ehe wir aber den breiten Weg verlassen, stoßen wir auf einen kleinen melancholischen Garten, mit Mauern und einsamen Gittern eingefaßt, den einstens ein Gouverneur der Citadelle für sich und seine Familie angelegt. Jetzt ist eines seiner Thore dem Publikum geöffnet, durch welches wir denn auch eintreten. Der Garten ist klein und erscheint als eine große Spielerei, wie die Essenz eines großen Parkes: Laubgänge, Alleen en miniature, Seen und Teiche wie Entenpfützen, Hügel, die man fast mit einem guten Schritte übersteigen kann, auf ihnen kleine Pavillons z anderthalb Personen, und im Verhältniß dazu Marmarstutuen, di alten Götter darstellend, wie sie wohl in ihrer Jugend ausgesehen haben mögen; auch eine kleine Menagerie fehlte nicht, in welche neben Vögeln einer sehr niedrigen Rangclasse auch ein armer Lämmer geier war, der trübselig auf das gewaltige Meer hinausblickte, welche man hier und da zwischen der Zweigen durchglänzen sieht.

Vom Glacis der Citadelle haben wir nicht weit zur Puerta d

Mar mit ihrem großen Platze, über welchen wir hinwegschreiten, bei dem schon erwähnten Caféhause der sieben Thüren vorbei, und auf einer breiten Rampe hinauf zur Muralla del Mar, wo wir dem Gewühl und Geräusch der Stadt, dem Spectakel der Feilen, Meißel und Hämmer, dem Schwirren der Webstühle, dem Rasseln der Maschinen, dem ganzen unendlichen Lärmen des gewerblichen Fleißes, den man an allen Enden der Stadt hört, glücklich entronnen sind, wo das Auge, nicht mehr geblendet von dem buntfarbigen, sich eng durch einander drängenden Menschenstrom, endlich ausruhen kann. Diese Muralla del Mar, eigentlich eine prachtvolle Terrasse, die sich in einer Breite von sechszig Fuß an die Brustwehr der Hafenmauer lehnt, ist eine der angenehmsten Promenaden Barcelona's. Vor uns haben wir den Felsen des Monjuich, zu unserer Linken den Hafen, Rhede und Strand, letzterer mit seinem eigenthümlichen Leben, weiter hinaus Barceloneta und vor uns ein unermeßliches Stück des mittelländischen Meeres; rückwärts aber liegen in der Tiefe lange Reihen von Gebäuden und Palästen, Haus an Haus, von der Terrasse durch eine Straße getrennt, über die nur einige Mal, wie z. B. an der Wohnung des Gouverneurs, Brücken in das zweite Stockwerk führen.

Wie ich schon früher bemerkte, stoßen diese Hafenmauern mit der Rambla unter einem rechten Winkel zusammen. In diesem Winkel liegt das starke Fort Atarazanas, welches auf diese Art die beiden Hauptspaziergänge Barcelona's dominirt und mit seinen Kanonen bestreichen kann. Man sieht, daß hier das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden ist. An diesem Ende und dem anderen entgegengesetzten, bei dem Café der sieben Thüren, führen gewaltige Rampen von der Höhe der Terrassen hinunter auf das Niveau der übrigen Straßen, und ist der Anblick des Menschengewühls, zumal bei der aufziehenden Parade, auf diesen schiefen Flächen ein außerordentlich lebendiger.

An Sonntagen, wie heute, in der kälteren Jahreszeit namentlich,

zwischen zwei und vier Uhr, ist nun die Rambla, die von genanntem Fort eine gute Viertelstunde lang in gerader Linie zur Puerta Isabella II. hinaufführt, mit Wagen, Reitern und Fußgängern besäet. Für letztere ist der mittlere, mit Bäumen bepflanzte Weg, die anderen bewegen sich rechts und links von diesem auf der gepflasterten Straße längs den Häusern. Alles, was sehen oder gesehen sein will, oder was Ansprüche auf elegante Toiletten und Schönheit macht, findet sich hier auf der Rambla zusammen. Das Auge ist geblendet von dem buntfarbigen Strome, der plaudernd und lachend auf und ab wogt, der Körper aber bald ermüdet von dem ewigen Ausweichen, von dem langsamen Gehen und von dem beständigen Durchwinden zwischen dieser gedrängten Menschenmasse. Namentlich das weibliche Geschlecht ist hier stark vertreten, um gewählte Toiletten oder auch oft sehr geschmacklose Anzüge zur Schau zu tragen. Die Barceloneserinnen sind nicht wegen ihrer Schönheit berühmt: etwas derb, wohl voll und üppig, dabei aber steif, ohne die eleganten Formen ihrer südlichen Landsmänninnen, scheinen sie die ihnen mangelnde Grazie durch die bunten, auffallenden Farben ihrer Gewänder ersetzen zu wollen. Neben sehr bescheidenen und gewählten Anzügen sah ich hier andere, so aus schreienden Farben zusammengesetzt, daß sie dem Auge ordentlich wehe thaten. Glücklicherweise mindert die schwarze Mantille, wenigstens von oben herab, manchen auffallenden Anzug; doch haben auch schon Viele diese allerliebste Landestracht bei Seite gelegt und prangen in Hüten, die einstens in Paris Mode waren und stark mit wehenden Federn und bunten Bändern aufgeputzt sind. Drei Dinge findet man übrigens auch am Kopfe einer Barceloneserin selten unschön, das sind Zähne, Augen und Haare, wogegen leider bei Vielen auf der Oberlippe ein dunkles Bärtchen bemerkbar ist, dessen sich bei uns mancher junge Offizier nicht zu schämen hätte. Die Mädchen aus dem Bürgerstande sieht man häufig in einem Kleiderschnitte, den man fast einen altdeutschen nennen könnte, wenigstens findet man bei uns auf alten Bildern denselben Spenzer, knapp die

Taille umschließend, mit kurzen, engen Aermeln, die mit Spitzen oder weißen Manchetten eingefaßt sind — eine Tracht, sehr kleidsam, die auch seit einiger Zeit bei unseren Damen wieder Mode zu werden anfängt.

Die jungen spanischen Elegants sind einfacher gekleidet, thun aber schon ein Uebermögliches in der Farbe der Cravatten und Handschuhe. Paletot und Frack haben übrigens kein ausschließendes Recht auf die Rambla, und es ist sehr angenehm, auch die Nationaltracht mit kurzer Jacke, weißen Gamaschen, spitzem Hut und farbiger Manta stark vertreten zu sehen. Dabei stehen die Träger der letzteren, was anständiges Benehmen anbelangt, hinter den Ersteren nicht zurück; ja, man könnte die meisten unter ihnen für vornehme Leute halten, die sich zu ihrem Vergnügen so costumirt haben; gewandt und anständig führen sie ihre Damen, bleiben ebenso bei Begegnenden stehen, schauen lachend einem hübschen Mädchen nach, und führen ihre Papiercigarten eben so coquet zum Munde, wie der Elegant in seinen Glacéhandschuhen die Puros.

Für eine so große volkreiche Stadt wie Barcelona — sie hat ungefähr 250,000 Menschen — sieht man wenige und fast gar keine eleganten Equipagen, was wohl daher kommen mag, daß ein leichtes schönes Fuhrwerk nur in den breiten Straßen der Stadt zu gebrauchen ist, aber nicht zu Ausflügen in die Umgegend. Denn kaum hat man die Thore der Stadt hinter sich, so fängt das spanische Straßen-Elend an, und man geräth in fußtiefe Löcher und Geleise, wo leichte Achsen und Räder in kurzer Zeit zusammenbrechen müssen. Deßhalb bemerkt man viele und gute Reiter und die jungen Leute von Barcelona lieben es, sich auf der Rambla vor ihren Schönen auf raschen Pferden sehen zu lassen. Diese sind meistens von andalusischer Race, also arabischer Herkunft, fast alle dunkelbraun oder schwarz mit außerordentlich starken Mähnen und lang herabwallendem Schweife.

Auch in der Woche ist die Rambla fast so belebt wie an Sonn-

und Festtagen; wenn es alsdann der eigentlichen Spaziergänger weniger sind, so ist dagegen der gewerbliche Verkehr größer und Käufer und Verkäufer gehen eilfertig mit einander dahin. Die Bewohner der umliegenden Dörfer lassen sich alsdann auch häufiger in den Straßen Ferdinands VII. und auf der Rambla erblicken; dort betrachten sie die glänzenden Magazine, hier die ansehnlichen Gebäude der großen Theater und Gasthöfe. Eine eigenthümliche Zusammenkunft bemerkte ich öfters hier, Morgens früh nämlich eine bedeutende Anzahl Weißputzer, die mit ihren langen Stangen auf der Schulter wie zum Appel zusammen zu treten schienen und sich gleich darauf nach allen Seiten zerstreuten.

Um einen neuen schönen Marktplatz für Barcelona zu gewinnen, hat man ungefähr gegenüber der Straße Ferdinand's VII. eine Menge alter Häuser zusammengerissen und den Raum, wo diese standen, sowie die Höfe derselben zu einem ziemlich großen Ganzen vereinigt. So ist es ein stattlicher viereckiger Platz geworden, rings von neuen prächtigen Häusern umgeben, welche im unteren Stocke eine um den ganzen Platz hinlaufende geräumige Halle von schlanken Steinsäulen haben, in der sich kleine Läden ebenfalls für die täglichen Lebensbedürfnisse, befinden. Die Produkte aber, welche von Tag zu Tag wechseln: Fleisch, Fische, Gemüse, Früchte aller Art, befinden sich auf dem Platze selbst, wo jeder Stand für sich recht zierlich geordnet ist, und alle regelmäßig aufgestellt, unter sich breite Gänge bildend, die sich rechtwinkelig durchschneiden und den Verkehr bequem und angenehm machen. Die meisten dieser Stände sind von oben durch graue Leinwand oder Matten gegen die Sonne geschützt, und der ganze Markt hat namentlich durch die stattliche Umgebung etwas Großartiges und sieht bei Abend, wo der Ein- und Verkauf recht lebhaft geht, von vielen Lichtchen erhellt, recht freundlich aus.

Dieser Marktplatz, östlich von der Rambla, gehört zur alten Stadt, die sich auffallend von den Theilen, welche wir vorhin durchwanderten, unterscheidet. Hier sind die Häuser noch dunkler, noch

höher, und in den meisten Straßen so eng beisammenstehend, daß man sich in einigen ohne große Mühe von einem Balcon zum andern die Hand reichen könnte. Diese Balcone geben überhaupt diesen Häuserfronten mit unzähligen Fenstern ein ganz eigenes Ansehen, jedes derselben ist damit versehen, alle haben fast das gleiche schwarze eiserne Gitter, wodurch der Anblick hier über alle Beschreibung monoton wird. Dabei ist in diesem Theile der Stadt wenig Verkehr, man kann ganze Straßen durchwandern, ohne etwas Anderes zu sehen, als die trübseligen, hohen, dunklen Mauern mit verschlossenen Fenstern, und an einem derselben hier oder dort ein verkümmertes Geranium, auf der Straße ein paar Hunde, eine vorüberspringende Katze und zusammengekauerte Bettler beiderlei Geschlechts. Wenn es hoch kommt, begegnen wir vielleicht einem mageren Pferde, mit Fäßchen beladen und von seinem Eigenthümer geführt, der mit gellender Stimme den allervortrefflichsten Essig anpreist. Die Monotonie der Straßen der alten Stadt rührt auch wohl von den vielen Klöstern her, die sich ehemals hier befanden, und wenn man auch ihr Inneres vollkommen umänderte, so nahm man doch dem Aeußeren nicht sein finsteres und abschreckendes Aussehen.

Hier wohnen niedere Beamte, kleine Handwerker, Wäscherinnen. Letztere sieht man häufig bei ihrem Geschäfte, wenn man zu einem der finsteren Thorwege hineinblickt; dabei befindet sich im Hofe ein breites Steinbassin mit einem einfachen Brunnen, der seinen Wasserstrahl hineingießt, und ringsumher eine Anzahl Weiber, welche die Wäsche mit Hölzern und ihren Fäusten auf der Steineinfassung bearbeiten. Etwas, das diesem Stadttheile einiges Leben verleiht, sind die vielen Omnibus und Diligencen, die von hier aus nach der Umgegend, nach Saragossa, Madrid, Tarragona und Valencia fahren. Fast alle passiren das Thor, welches nach Sarria hinausführt, ein altes finsteres Gewölbe mit einer halbverfallenen malerischen Brücke und vernachlässigten Glaciseinschnitten. Dort rasselt gerade einer dieser Marterkasten bei uns vorüber, mit acht Maulthieren bespannt, deren Ge-

schirr mit Messingstücken und kleinen Glocken bedeckt ist, die unaufhörlich klingeln und klimpern. Schon innerhalb des Thores und der Stadtmauer ist Weg und Pflaster so entsetzlich schlecht, daß der Wagen wie betrunken hin und hertaumelt; auch muß er eine Zeit lang warten, bis eine Menge Lastkarren, die vor ihm sind, die schmale Passage endlich befreit haben. Vor der Brücke nimmt ihn gleich eine dichte Staubwolke in Empfang und entzieht ihn bald unseren Blicken. Wir lassen ihn für heute gern ziehen, denn in kurzer Zeit werden auch wir dort eingezwängt sein, immer noch früh genug für ein solches Vergnügen.

Uebrigens fehlt es auch diesem Stadttheile nicht ganz an Läden, doch sind es meistens Obst- und Victualienhändler, kleine Bilderläden oder ambulante Musikalienhandlungen. Die beiden letzteren haben mir manche Viertelstunde gekostet, denn ich konnte selten bei ihnen vorübergehen, ohne die ausgehängten Kunstschätze bewundert zu haben. Natürlich sind sie für die unteren Volksclassen berechnet, und die Bilder, eigentlich Bilderbogen, behandeln Gegenstände, welche dem spanischen Volkscharakter am meisten anpassen. Da sind Don Quixote und Sancho Pansa, verschiedentlich während ihrer Irrfahrten aufgefaßt, nach unseren Begriffen furchtbar carikirt, mit passenden Unterschriften versehen; ferner blutige Räubergeschichten mit einer wahren Verschwendung von brennenden Farben, hier ein Gefecht zwischen Räubern und Guardias-Civiles, wobei die ersteren Sieger bleiben, dort die Beraubung einer herrschaftlichen Kutsche oder großes Würfelspiel der ganzen Bande um vollbusige Weiber, die auf den Knieen liegen und Schonung zu erflehen scheinen. Die Musikalienhandlung ist ein sehr einfaches Etablissement und besteht aus einem Stuhle, auf dem der Eigenthümer sitzt, und mehreren Schnüren an der Mauer eines Hauses, woran die betreffenden Musikalien aufgereiht sind. Hier spielen Stierfechterromanzen, Geschichten von verwegenen Contrebandisten, ebenfalls verdrießliche Abenteuer eines Corregidors mit einer schönen Müllerin, so wie Don Juan's Thaten und Ende einer Hauptrolle. Für einige Realen kaufte ich mir hier eine ganze Sammlung von Volksliedern.

Diese neue lange Wanderung hat mich indessen müde und hungrig gemacht. Es ist fünf Uhr, und ich begebe mich zurück nach der Fonda del Oriente. Im Hofe derselben finde ich meine beiden Reisegefährten; der Oberbaurath studirt an großen Placaten die Abfahrt der Dampfschiffe, während Horschelt eine der oben erwähnten Diligencen skizzirt, die eben zum Abfahren bereit steht. Die Maulthiere sind ungeduldig und treten hin und her, und einem, das sich gar ungeberdig anläßt, hat der Delantero seine Manta um den Kopf gewickelt, wodurch es geblendet wird und ruhig steht. Ich trete einen Augenblick in die große Küche des Hauses, die sehr reinlich ist und an deren Thür unser vortrefflicher Maurice steht, umgeben von einem halben Dutzend fetter Hunde, unter deren Beihülfe das Diner bereitet wurde; sie müssen nämlich vermittelst eines Tretrades sämmtliche Braten drehen, und damit, wenn sie vielleicht bei dem süßen Duft in hungrige Träumereien verfallen und stillstehen, dieses von den betreffenden Küchenjungen augenblicklich bemerkt wird, ist oben an der Decke eine Glocke angebracht, welche, durch einen sinnreichen Mechanismus bewegt, alsbald anfängt zu klingeln, sobald Hund und Rad stillstehen.

Jetzt läutet Maurice an der großen Glocke des Hauses; in diesem Augenblick sind auch sämmtliche Passagiere in die Diligence eingezwängt worden, der Delantero schwingt sich auf, reißt zu gleicher Zeit dem unartigen Maulthiere die Manta vom Kopfe weg und, während wir zum Diner hinaufsteigen, rasen die acht Maulthiere wie toll zu dem engen Hofe hinaus. So ist das Reiseleben und nach einiger Zeit werden auch wir mit Neuangekommenen die Rollen gewechselt haben.

Wenn man uns von den interessantesten Sehenswürdigkeiten außerhalb der Stadt sprach, so hatte man immer in erster Reihe des Friedhofes erwähnt, der einzig in seiner Art sei und seines Gleichen nicht in Spanien, ja nicht in der ganzen übrigen Welt haben solle. Wir dachten dabei an Anlagen, wie z. B. Père la Chaise, prächt-

wie dieser berühmte Friedhof gelegen, vielleicht mit einer weiten Aussicht auf's Meer. Eines schönen Nachmittags beschlossen Oberbaurath Leins und ich denselben aufzusuchen. Wir gingen zur Puerta del Mar hinaus und kamen gleich vor der Stadt in einen breiten, mit einer vierfachen Baumallee bepflanzten Weg, welcher der Beschreibung nach auf den Kirchhof führen mußte. Den Bahnhof der Eisenbahnroute nach Mataró, sowie den Stierplatz ließen wir rechts liegen und schritten auf dem fast schnurgeraden Wege fort, welcher sich ungefähr tausend Schritte vor der Stadt plötzlich, aber nur an einer Stelle, auf ein Drittel verengt, weil er hier durch das Glacis der Festung führt und Behufs der Zoll- und Thorabgaben mit einem Palissadenthor gesperrt werden kann.

Von dem Thore der Stadt hatten wir eine kleine halbe Stunde zu gehen, um den Kirchhof zu erreichen, dessen Mauern und Eingangspforte wir übrigens schon längere Zeit am Ende der Allee vor uns sahen. Sie schien aus gelben Sandsteinen gebaut und blickte hell und schimmernd zwischen Lorbeerbüschen hervor. Rechts und links von dem großen Gitter, welches den Eingang verschloß, befanden sich kleine Gebäude, ägyptisch verziert; man muß es wohl so heißen, denn neben den bekannten, sich nach oben verjüngenden Formen waren gleich wieder welche von einem anderen Styl, kurz, ein sonderbares Gemisch von ernst sein sollenden Formen. Obgleich wir das Meer zur Rechten hatten, sahen wir es doch nur zuweilen, da hier niedrige Dünen sind, die es dem Blicke entziehen; doch bot die Stadt zu unserer Linken von hier aus einen wahrhaft prächtigen Anblick. Man sieht sie langgestreckt mit ihren großen Häusermassen in dem Thale liegen, welches von Ausläufern der Pyrenäen gebildet wird, die Barcelona im Halbkreis umgeben. Von hier aus erkennt man auch die fabrikreiche Stadt; denn über den glatten Dächern und Terrassen erblickt man zahlreiche Damfschornsteine, deren schwarzer Rauch die sonst so reine und klare Luft etwas verfinstert. Von Weitem gesehen, hat Barcelona eine gelbliche Sandsteinfärbung, welche sich namentlich im Strahl der Sonne

warm und glänzend ausnimmt; über den Häusermassen ragen zahlreiche Kirchen heraus, vor allen aber die majestätische Masse der Kathedrale mit ihren beiden hohen durchbrochenen schwarzen Thürmen, welche ziemlich genau den Mittelpunkt der Stadt anzeigen.

Doch sind wir am Thore des Friedhofes und stehen verwundert über den seltsamen Anblick, der sich uns darbietet. Wir schauen in das Innere und suchen vergeblich einen Friedhof nach unseren Begriffen. Da ist weder Rasen, Baum, Strauch, noch Monument, Kreuz, vor allen Dingen aber kein Grab zu sehen; es liegt vielmehr eine kleine Stadt vor uns, in deren Hauptstraße wir überrascht hineinschauen; ja, eine förmliche Straße, aus Gebäuden von vielleicht sechzehn Fuß Höhe gebildet, die, aneinander stoßend, auf beiden Seiten eine lange Linie bilden, nur unterbrochen durch Querstraßen, welche die, in der wir wandern, rechtwinkelig durchschneiden. Sämmtliche Gebäude haben nach Art der großen Fabriketablissements unzählige Oeffnungen in regelmäßigen Linien, eine neben der anderen — Fenster könnte man sie nennen, doch haben sie nicht viel über dritthalb Schuh im Quadrat und sind statt des Glases mit Marmorplatten versehen, deren Inschrift uns die Bedeutung dieser Zellen vollkommen klar macht. Denn die goldenen oder auch blos eingegrabenen Buchstaben auf schwarzem oder dunkelgrauem Grunde erzählen uns, wer hier liegt, wann er geboren, wann er gestorben.

Der Kirchhof von Barcelona ist eine Stadt der Todten, deren Gebäude aus dicken Mauern, fast geformt wie Bienenzellen, bestehen, in welche man die Särge wagerecht hineinschiebt und dann die Oeffnung mit der oben erwähnten Tafel verschließt, wodurch blos das Kopfende des Sargbehälters im Aeußeren zum Vorschein kommt. Wie man uns versicherte, hat die Luft hier die merkwürdige Eigenschaft, die Körper der Verstorbenen in wenigen Jahren auszutrocknen, was sie zu Stande bringt, ohne dadurch eine schlechte Atmosphäre zu erzeugen. Hier in diesen seltsamen Straßen merkt man wenigstens nichts davon, daß man zwischen Tausenden von Todten umherwandelt,

von denen doch ein großer Theil hier schon Jahre lang so gut wie in freier Luft wohnt, nur durch eine dünne Marmortafel von uns geschieden. Wie viele Grabstätten hier sind, bin ich nicht im Stande anzugeben, denn es sind ihrer unzählige, und ich muß den Begriff einer Stadt der Todten festhalten. Wir biegen rechts in eine Seitenstraße und haben vor uns eine gleiche lange, lange Linie von Gräbern; wir wenden uns links und finden kurze Zeit nachher abermals eine andere lange Straße, die unseren Weg durchschneidet. Auch Neubauten sehen wir: hier wurden noch mehrere Stockwerke aufgesetzt, dort errichtete man ein ganzes Stadtviertel für neue Ankömmlinge. Da konnten wir ganz gut auch die Constructionsweise sehen; sämmtliche Grabkammern sind aus Backsteinen errichtet und auch mit Backsteinen in flachem Kreissegmentbogen überwölbt, jedoch so, daß die wagerechten wie die senkrechten Scheidewände nicht mehr als die Dicke eines einzigen Backsteines haben.

Auch zwischen den bewohnten Zellen sah man hier und da ganze Reihen leer stehen und geöffnet, woher ich vermuthe, daß es den Einwohnern von Barcelona frei stehe, sich Straße und Nummer auszusuchen, wo sie nach ihrem Tode ruhen wollen. Begreiflicher Weise hat jedes Tafel- oder Mauernquadrat einen freien Raum in seiner Mitte, der als Garten angelegt ist, auch Kreuze und Monumente hat, die man aber beim allgemeinen Ueberblick nicht sieht und erst gewahr wird, wenn man an dem zugehörigen Eisenthor vorüber kommt. Hier befinden sich große gemeinschaftliche Gräber, in welche nach einer Reihe von Jahren die Ueberreste aller derer zusammengelegt werden, die eine eigene Grabzelle für ewige Zeiten nicht bezahlen konnten oder wollten; dieselben sind schön mit Cypressen umpflanzt, und man sagte uns, die Gebeine werden darin mit einem Uebergusse von Kalk versehen. Anfänglich verursachte es uns ein eigenthümliches Gefühl, in diesen stillen, öden Straßen umherzuwandeln, und man liest schüchtern die Namen derer, die hier ruhen; bald aber hatten wir uns mit dieser Begräbnißart befreundet und fanden es für die Ueberlebenden bei Weitem

angenehmer, ihre Angehörigen so in der freien Luft aufgestellt zu wissen, statt sieben Fuß tief unter dem feuchten Rasen in der traurigen Grube, so weit entfernt von Sonnenlicht und Mondenschein.

Man darf sich jedoch nicht denken, daß der Anblick ein allzu monotoner sei; die Kreuzungen von zwei Straßen sind meist benutzt, um Monumente wichtiger Personen nicht allein in ihrer Mitte aufzustellen, sondern auch die einspringenden Winkel je auf den vier Ecken sind mit solchen Denkmalen ausgefüllt, häufig mit Eisengittern umgeben und oft von wahrhaft edler künstlerischer Anordnung. Dem Haupteingang gegenüber am Ende der großen Mittelstraße ist in erhöhter Lage eine Capelle erbaut, die der ganzen Anlage eine höhere Würde verleiht. Die Straßen selbst sind weit, vortrefflich gepflastert und geplattet, und die Reinlichkeit und Ordnung eine musterhafte. Hierbei kann ich ein Denkmal nicht unerwähnt lassen, welches sich dicht am Eingange des Friedhofes befindet. Es stellt eine vielleicht zehn Fuß hohe Pyramide von weißem Marmor vor, auf deren Untersatze sich auf zwei Medaillons der Kopf eines Mannes und der einer Frau befinden; es ist dieses ein sehr in Liebe erglühtes Ehepaar, welches am Tage seiner Hochzeit dieses Monument errichten ließ, um der staunenden Mitwelt zu verkünden, daß Beide auch nach ihrem Tode ungetrennt bleiben wollen. Die Sache kam indessen anders; denn schon im ersten Jahre nach ihrer Verbindung fielen Streitigkeiten so ernster Art vor, daß sie bald darauf eine förmliche Scheidung herbeiführten. Daß unter diesen Umständen die Gruft unter dem Denkmale nicht benutzt werden wird, versteht sich wohl von selbst. Auch sollen sich die Betheiligten, welche beide noch leben, bereits andere Ruhestätten an zwei entgegengesetzten Enden des Kirchhofes ausgesucht haben.

Wenige Spaziergänger trafen wir auf unserer Wanderung durch die stillen Straßen, nur hie und da fanden wir Jemanden beschäftigt, einen Immortellenkranz an einer der Marmortafeln aufzuhängen. Zufälliger Weise aber wurde es uns vergönnt, ehe wir den Kirchhof verließen, noch einem Begräbnisse beizuwohnen, und zwar dem eines deut-

schen Landsmannes. Da wir in Begleitung desselben ein paar Bekannte sahen, so schlossen wir uns ebenfalls an. Die Beisetzung geschieht auf sehr einfache Art: der Sarg wird von einigen Leuten auf einer hohen Treppenleiter emporgetragen und in die Zelle geschoben; darauf wird die Platte mit der Inschrift befestigt, und Alles ist vorüber. Die Bekannten, denen wir uns angeschlossen, der Schweizer Consul, so wie sein Associé, Herr Müller aus Köln, die überhaupt für uns von großer Freundlichkeit waren, boten uns einen Platz in ihrem Wagen an und luden uns zu gleicher Zeit zu einer Besichtigung des Monjuich ein, zu welchem Zwecke sich Herr Müller eine Erlaubnißkarte verschafft hatte. Eine solche zu erhalten ist nicht mehr so schwierig wie früher, doch bedarf es immer noch gewisser Formalitäten, um zur Besichtigung dieses Zwing-Barcelona zugelassen zu werden.

Wir fuhren nach der Stadt zurück und durch dieselbe bis zur Puerta San Antonio. Rechts von dieser führt längs der Stadtmauer der Weg nach Madrid, wir aber fuhren gerade aus bis an den Fuß des Monjuich — Mons Jovis der Römer — der sich unmittelbar vor der Stadt erhebt. Der Weg hinauf, den wir zu Fuß zurücklegten, ist sehr malerisch und abwechselnd; zur Linken hatten wir das Meer, das seine Wellen taktmäßig zwischen die felsigen Gestade warf und so eine leichte Brandung verursachte. Umschauend sah man das uralte Thor, zu welchem wir hinausgegangen, aus dunklen Steinen erbaut, mit Ephen bekleidet, welches sich um die morschen Balken geschlungen hatte, die noch von ehedem aus dem Gemäuer hervorragten und die dazu dienten, die Zugbrücke aufzuziehen, aber augenscheinlich lange nicht mehr benutzt worden waren.

Der Weg zum Monjuich — der Breite nach eine Fahrstraße — geht im Zickzack aufwärts, wodurch wir jetzt eine Aussicht auf die blaue unendliche Flut des Meeres hatten, gleich darauf die Stadt und das weite Gebiet des Llobregat zu unseren Füßen sahen, dann auf die Dörfer der Umgegend: Garcia mit seinen Fabriken und Schornsteinen, Sanz, Sarria, zwischen Gärten liegend, auf San Gervasio

und San Andrea. Alle diese Ortschaften sind durch Baumgruppen, Alleen und jetzt noch grünende Felder mit einander verbunden und geben auf diese Art der weiten Ebene ein freundliches Aussehen. Den Platz zwischen den Stadtmauern und dem Fuße des Monjuich bedecken Gemüsegärten, und hier grünte ebenfalls Alles trotz der späten Jahreszeit. Sonderbar nehmen sich zwischen den Kohl- und Salatfeldern die Bewässerungsanstalten aus, die sich noch aus der Maurenzeit herschreiben, jedenfalls mit ihrem Paternosterwerk und mit großen Steinbassins orientalischen Ursprunges sind. In der willkürlichen phantastischen Zusammenstellung der einfachen Bedachung durch Stangen und Bretter, um welche sich die Rebe geschlungen, so wie in den alten gezahnten Triebrädern boten sie treffliche Studien für unseren Maler, der sie auch fleißig benutzte und halbe Tage lang zeichnend auf den Felsen des Monjuich saß.

Langsam stiegen wir den Berg hinan, der einige Hundert Schuh über dem Meer fast ganz kahl ist, röthlich-gelbe zerklüftete Felsenmassen zeigt, über welche man den Weg mühsam geebnet. Einige Abwechselung gewähren uns seine Einfassungen von riesenhaften Aloen und großen Cactus. Während man an den unteren Abhängen des Berges hinaufklettert, ist man nicht im Bereiche der Batterien; bei dem letzten Viertel des Weges aber, während dessen die Straße ziemlich gerade und steil aufwärts führt, sieht man die Geschütze der Außenwerke drohend auf sich gerichtet und begreift bei diesem Anblick wohl, daß es noch niemals gelungen ist, den Monjuich im Sturm zu nehmen, um so weniger, da auch die Anlegung von Breschebatterieen hier unmöglich ist. Der Monjuich ist bis auf den heutigen Tag eine jungfräuliche Festung geblieben; denn wenn er auch schon einige Male im Lauf der Zeiten in andere Hände übergegangen ist, so geschah das doch nur durch Vertrag oder Verrath, wie z. B. während der Unabhängigkeitskriege, als General Duchesme, der als Alliirter nach Spanien kam, eine Parade dazu benutzte, um die harmlosen Spanier zu überrumpeln und sich in Besitz der Feste zu setzen.

Der Monjuich ist eine Festung, denn das Wort „Schloß" oder „Fort" gibt einen viel zu schwachen Begriff von seinen Werken. Diese haben wenigstens eine starke halbe Stunde im Umkreis und nach der Landseite drei oder, wenn man die obere Plattform mitrechnet, vier Vertheidigungslinien. Nach der Seeseite, wo der Felsen steil und zerklüftet hinunterfällt, ist nur ein einziger Wall, der aber zur vollständigen Sicherheit mehr als genügt. Dazu sind alle Werke größtentheils aus Quadern und sehr solid gebaut. Besonders schön construirt sind die Batteriefronten an der westlichen Abdachung des Berges, die sie bestreichen können, und obgleich alle durch geheime Ausfallsthüren verbunden sind, ist doch jede Schanze von der anderen unabhängig und kann sie beschützen, aber auch zerstören. Aus einem Bombardement würde sich die Festung gar nichts machen, denn sie hat luftige, geräumige und vor allen Dingen sehr trockene Casematten, welche eine Besatzung von 3000 Mann Soldaten ganz bequem beherbergen können.

Jetzt zur Friedenszeit sind diese riesenhaften Gewölbe vermittelst Bretterboden durchschoren und dienen als Caserne. Alle Räumlichkeiten des Monjuich sind gut und reinlich erhalten, die Lagerstätten der Soldaten einfach, aber genügend, und die Küchen groß und geräumig; dabei fehlt es nicht an einer kleinen Capelle, so wie an einem Club oder Café für die Offiziere, wo sich ein Lesecabinet, eine Bibliothek und ein Billard befinden. Wie schon bemerkt, wurde der Monjuich niemals durch Waffengewalt bezwungen, und man versichert, daß die Festung nur durch Aushungern oder Verrath der Besatzung genommen werden könne. Gegen den Wassermangel sorgt eine große Cisterne, welche in den Felsen gehauen ist, durch Regenzufluß gespeist wird und gutes Wasser genug enthalten soll, um die ganze Besatzung reichlich damit zu versehen.

Die Aussicht auf der oberen, sehr weiten Plattform, die den inneren quadratischen Hof umgibt, ist großartig und reizend. Vor sich hat man die gewaltige Meerflut, zur Linken Barcelona mit den vielen Dörfern, die es umgeben, und der reichen Ebene, begränzt von Gebir-

gen in schönen Formen, die, mit anderen Thälern und neuen Ketten untermischt, rückwärts immer mehr ansteigen und sich endlich am Horizont mit dem gewaltigen Zuge der Pyrenäen vereinigen. Rückwärts sieht man in das hügelige Land, welches hier einen anderen, minder grosartigen Charakter hat. Doch sind da die Berge grüner bewachsen, gekrönt mit kleinen Dörfern, einzelnen Kirchen und den Ruinen alter Schlösser; in den Thälern glänzen kleine Seen, und ein gelber Streifen durch das grüne Land zeigt eine kurze Strecke die Straßen nach Madrid und Valencia.

Es dämmerte schon, als wir nach Barcelona zurückkehrten. Um diese Zeit entfaltet der Spaziergang auf der Hafenmauer, wenigstens nach meinem Geschmack, seine ganze Schönheit. Dunkel liegen die Schiffe am Fuße derselben, hier und da glänzt ein Licht aus den Kajütenfenstern; das Meer, welches leise über den Strand hinspült, glänzt phosphorisch, und sein bei Tage weißer Schaum spritzt silberglänzende Sterne auf den Sand; dazu strahlt das Mondlicht auf den dunklen Fluten, und wo ein Boot durch den Hafen fährt, wo die Ruderschläge das Wasser beunruhigen, da scheint es in lauter Flammen zu tanzen. Die Fischer haben ihr Tagewerk vollendet, hier und da hat eine Familie derselben im Freien ihr Feuer angezündet, und die rothe Gluth überstrahlt die ernsten Züge der Männer und glänzt in den verlangenden Augen der Kinder, die nach den Fischen schmachten, welche in der Pfanne braten. Rings um den Hafen her flammen nach und nach die Gaslichter auf, und da die Candelaber nah am Wasser stehen, so spiegeln sich die weißen Flämmchen in demselben ab und bilden zitternde Punkte auf den dunklen Wellen. Aus den Schenken am Ufer tönt Gesang und Guitarrenklang; ein Spaziergänger der dir begegnet, bittet dich um Feuer für seine Cigarre, und wenn du am Ende des Weges angekommen bist, so beeilst du dich, wieder umzukehren; denn der spanische Soldat, der hier auf Posten steht und der dich am Tage vielleicht unbehelligt läßt, fällt das Bayonnet und ruft dir sein lautes: „Halt! wer da?“ entgegen. Dieses ge-

schieht jedoch nur in der Nähe des Arsenals, der übrige lange Spaziergang ist völlig zur Verfügung des nächtlichen Wanderers; man kann sogar die Schießscharten hinaufsteigen, sich über die Brüstung lehnen und wird nicht gestört, wenn man auch stundenlang hier verweilt, um die Blicke über das nächtliche Meer hinschweifen zu lassen, der Gegend zu, wo die theure Heimath liegt.

Abends ist die Rambla meistens belebt. Wir hatten während unseres Aufenthaltes ein unvergleichlich schönes Wetter: ziemlich heiß am Tage und nicht kühl in den ersten Stunden der Nacht. Der lange Spaziergang ist jetzt durch eine Menge von Gaslichtern erhellt, von denen sich namentlich große Candelaber in der Mitte der Allee prächtig ausnehmen. Diese haben sechs Arme, jeder mit mehreren Flammen, und so glaubt man aus der Entfernung, wo man die dunklen Träger nicht sieht, es hingen große Kronleuchter an unsichtbaren Schnüren zwischen den Baumreihen. Wir hatten das Glück, einem Feste beizuwohnen, wo die Rambla in einem wahren Lichtmeer strahlte, wo auf verschiedenen Punkten Musikchöre aufgestellt waren, welche unter dem Zudrang vieler Tausend Spaziergänger sehr oft die Volkshymne spielten und diese sowie Donizettische und Verdische Melodieen mit ungleich größerer Präcision, als vor einigen Tagen die Märsche bei der Trauerfeierlichkeit.

Bei diesen nächtlichen Promenaden bekommt man auch hier schon einen kleinen Begriff von dem lebhaften spanischen Volkscharakter. Wie das hinwandelt, wenn die Musik eine lustige Polka spielt, wie das durch einander wogt, lacht und plaudert! Dabei sind die Fächer in einer beständigen Bewegung, und die Mantille verhüllt jetzt ein blitzendes Auge, das wenige Sekunden darauf einen vorüberwandelnden Bekannten ziemlich herausfordernd anschaut. An diesem Abende waren die öffentlichen Gebäude an der Rambla illuminirt und fast taghell, und bis zur Puerta Isabella hinauf, in deren Nähe die großen Bäume aufhören und durch dichte Oleanderbüsche ersetzt werden, war Alles bei der rauschenden Musik voll Leben, Lust und Lichterglanz namentlich

in der Nähe der Kaffeehäuser und Theater, wo die Menge immerfort aus- und einströmte.

Was die ersteren anbelangt, so findet man sie, namentlich in Erinnerung an die prächtigen französischen Etablissements dieser Art, einfach, ja oft ärmlich. Die Locale sind eng und finster, ohne großen Luxus eingerichtet und ebenso möblirt. Statt der Dame de Comptoir, welche in einem französischen Café die Honneurs macht, sitzt hier der oftmals schmierige Eigenthümer auf einer Erhöhung an der Thüre, die, statt wie dort mit Blumenbouquets und prächtigen Aufsätzen decorirt, hier ein halbes Duzend Liqueurflachen enthält. Die Kellner haben sich nach dem Muster ihres Herrn gebildet, und von der reinlichen weißen Schürze und dito Halsbinde ist hier keine Spur zu sehen. Dabei befleißigt sich weder Herr noch Kellner einer übertriebenen Höflichkeit, und wenn man Geld wechseln läßt oder herausbekommt, so hat man gewöhnlich Schaden, indem man häufig alte abgenutzte Realen bekommt, die derselbe Kellner, der sie Einem gegeben, am andern Morgen nicht wieder annimmt. Dagegen aber haben die Fremden den Vorzug, daß sie andere Preise bezahlen dürfen, als die Einheimischen, und was mich z. B. acht Realen kostete, wurde vielleicht dem neben mir sitzenden Spanier für sechs servirt.

In den meisten dieser Kaffeehäuser ist der Kaffee mittelmäßig, dagegen die Chocolade vortrefflich. Echt spanisch und nicht unangenehm ist eine Art Zuckerwasser, die häufig getrunken wird, da das Wasser in Barcelona wie in allen Küstenstädten nicht besonders gut ist. Man verlangt eine Zucarilla und erhält eine schuhlange Stange harten Schaumzuckers von vielleicht zwei Zoll Dicke, die mit Fleur d'Orange versetzt ist und augenblicklich schmelzend zusammensinkt, sobald man sie ins Wasser stellt. Fremden ist ein solches Zuckerwasser, namentlich zur warmen Jahreszeit, Morgens vor dem Frühstücke zu empfehlen.

Barcelona hat zwei Theater, das Theater Principal und das Theater del Liceo. Letzteres ist das größte in ganz Spanien und

neben der Mailänder Scala vielleicht das geräumigste von ganz Europa. Es hat ebenfalls sechs Logenreihen und ist reich, geschmackvoll, mit blendender Pracht decorirt; die Behandlung der Prosceniumsloge ist von vieler Eleganz und sehr schönen Proportionen. Leider blendet aber diese Pracht nur von Weitem und wenn man sich die Sachen näher betrachtet, so findet man die meisten Ornamente gemalt und die schweren goldenen Verzierungen von Papiermaché gemacht, die z. B. an den Logenbrüstungen traurig eingesunken sind, wo sich zufälliger Weise eine schwere Hand darauf stützte.

Wir wohnten hier einer Vorstellung bei, wie es hieß, zum Besten des Volkes, d. h. mit sehr herabgesetzten Eintrittspreisen. Es wurde eine Zauberposse gegeben voll des schon hundertmal gesehenen Zauberspucks, wandelnder Statuen, verschwindender Tische und menschlicher Körpertheile, die zum Kamin herabfallen und vom Harlekin zusammengefügt werden. Später sahen wir Rigoletto, ausgeführt von mittelmäßigen Sängern, die aber von einem guten Orchester unterstützt wurden. Ein Ballet, das darauf folgte, war nicht der Rede werth. Das Publikum ist an einem solchen Beneficeabend kaum noch ein gemischtes zu nennen; überall machte sich die rothe Mütze und die bunte Manta breit, Orangen- und Zwiebelduft wechselten mit einander ab, und in den Zwischenacten drang der Geruch unzähliger Papiercigarren aus dem Corridor in die Logen und stieg sogar aus dem Parterre zu uns herauf. Ein deutscher Intendant würde, was diesen Punkt anbelangt, fast allen Theatervorstellungen in ganz Spanien mit entsetzt zusammengeschlagenen Händen beiwohnen. Denn wenn es z. B. in dem königlichen Theater von Madrid seltener vorkommt, daß Jemand mit der brennenden Cigarre den Zuschauerraum betritt, so sind doch auch da die Gänge selbst um den ersten Rang, wo der höchste Adel des Landes und die fremden Gesandten im Zwischenact spazieren gehen, wo man die reichsten Toiletten, Spitzen und Brillanten sieht, so mit Rauch angefüllt, daß einem oft im wahren Sinne des Wortes das Athmen erschwert wird.

Das andere Theater Barcelona's, obgleich es Theatro principal heißt, steht der Größe nach weit hinter dem ersten zurück, ist auch nicht mit so schreiender Pracht, dafür aber feiner und eleganter eingerichtet, und hier findet sich die gute Gesellschaft zusammen. Es hat vier Logenreihen, ist weiß mit Gold decorirt, und in seiner Einrichtung und Ausschmückung, sowie in seiner Größe gleicht es auffallend dem königlichen Theater in Stuttgart. Wir sahen eine spanische Komödie. Die Acteurs schienen nicht besonders zu sein, auch füllte sich das Theater erst am Schlusse des Stücks, dem ein Ballet folgte, das auch uns für die Langeweile während der ersten Vorstellung vollkommen entschädigte. Wir sahen hier zum ersten Mal einen ächt spanischen Tanz auf dem Theater in seiner ganzen liebenswürdigen und wilden Natürlichkeit. Die Costüme hierbei sind öfters valencianisch, größtentheils aber andalusisch. Aber es ist keine Verkleidung oder Maskerade für Tänzer oder Tänzerinnen; meistens sind sie ja aus dem glücklichen Lande jenseits der Sierra Morena, und die Tracht, in der sie hier auftreten, ist ja dieselbe, die sie von Kindheit an getragen, der Tanz, den sie ausführen, derselbe, den sie zu Hause oder auf der Straße oder bei einer Landpartie an den reizenden Ufern des Jenil hundertmal gesehen und selbst mitgetanzt. Auch scheinen sie heute Abend keine Vorstellung zu geben, sondern einzig und allein zu ihrem Vergnügen umher zu wirbeln. Vielleicht sechszehn Paare bilden den Chor, schön gewachsene junge Leute, vortrefflich angezogen, und reizende Mädchen, gewiß keine über achtzehn Jahre alt — prächtige Gestalten. Und welche Köpfe, welche Haare, Augen und Zähne! Lauter Pepitas! Nur daß die letzte dieser Chortänzerinnen wohl besser zu tanzen verstand, als die schöne Senora de Oliva. Etwas Unvergleichliches liegt in der Art, wie diese Andalusierinnen ihre zierlichen Köpfchen zu tragen und zu wenden wissen, und unbeschreiblich ist dabei ihr Augen- und Fächerspiel. Doch die Musik beginnt, und zu gleicher Zeit fallen zweiunddreißig Paar Castagnetten so haarscharf im Tacte

ein, daß man nur einen einzigen knatternden und dröhnenden Schlag hört. Und das bleibt sich immer gleich so! mögen sie die Musik in langsamem Tempo mit einzelnen Schlägen accompagniren, oder mögen die Castagnetten wirbeln und schmettern, man fühlt, daß diese Bewegung, welche die Töne hervorbringt, vom Herzen kommt oder vielmehr von dem heißen Blute angegeben wird und gerade so und nicht anders sein darf. Dieses Geknatter der Castagnetten beim spanischen Tanze ist hier selbst eine Art Musik, und ich möchte lieber die begleitenden Instrumente, als diese frischen lustigen Klänge vermissen.

Bei dem Tanze athmet jedes Paar Lust und Freude, es scheint nichts Gelerntes, man glaubt, Tänzer und Tänzerinnen seien entzückt, tanzen zu dürfen. Die Augen blitzen, die Wangen glühen, und zwischen den geöffneten frischen Lippen hervor schimmern die herrlichsten Zähne; dazu glänzen die bunten Farben der Costüme in Sammt, Atlas und Seide, bedeckt mit Gold- und Silberstickereien, wahrhaft blendend durch einander, und obgleich die Musik immer toller wird, scheint der Tact doch noch zu langsam zu sein für die beständig vorwärts strebenden Bewegungen der wilden und ausgelassenen Tänzerinnen. Jetzt schwingen sie sich in unbeschreiblichen Gruppen durch einander, jetzt öffnen sie einen Platz zwischen sich, und während sie einige Sekunden ausruhen, tanzt eine Solotänzerin. Doch da das Publikum bei ihrem Anblicke so ruhig bleibt, so merken wir gleich, daß es nicht Senora Minutena, der dießjährige Liebling der Barceloneser, ist.

Endlich erscheint aber auch diese im Hintergrund der Bühne, und das Publikum klatscht ihr wüthenden Beifall entgegen. Die Tänzerin ist ein ganz junges Mädchen, vielleicht noch nicht Achtzehn, aber wie ruhig steht sie da bei dem Beifallssturme, der sie begrüßt! Sie wiegt ihr Köpfchen hin und her, sie umfaßt ihre schlanke Taille mit den Händen, biegt sich rechts und links durch, die Musik beginnt wieder, und sie kommt nun langsam vorgeschritten, scheinbar ohne alle Prätension, aber coquet zum Davonlaufen. Bei jedem Schritte, den sie macht, hebt sie ihren Fuß wagerecht in die Höhe und lächelt dabei

ganz unbefangen. So schreitet sie vor bis zu den Lampen, und als nun ein neuer Spektakel losbricht, bleibt sie ruhig stehen und läßt die großen glänzenden Augen wie verwundert durch das Haus hinlaufen. Das dauert aber nur eine Sekunde, dann senkt sie neckisch ihren Kopf, als wollte sie sagen: Ah! ihr habt mich doch nur zum Besten! wendet sich um und flieht nach dem Hintergrunde zurück, gefolgt von Blumensträußen und Kränzen und dem allgemeinen Rufe, noch einmal vorzukommen. Das thut sie denn auch lachend wie vorher und als sie wieder vorn steht und abermals in das Haus schaut, hebt sie leicht ihr Röckchen auf, einen Schoß bildend, der auch in der nächsten Sekunde mit Blumen angefüllt ist. Jetzt endlich beginnt sie ihren Tanz, reizend, wie ich nie etwas gesehen, und unmöglich zu beschreiben. Sie tanzte die Madrilenna, und ein liebenswürdigeres, coquetteres Aufheben ihres Tanzröckchens, wobei sie ihre Wade zeigte, ein naiveres Erschrecken über die Wespe, welche in ihre Unterkleider geschlüpft ist, und die sie erst nach langem Schütteln herausbrachte und dann so keck mit der Spitze des kleinen Fußes auf die Stelle hinsprang, um das schädliche Insect, welches aber begreiflicher Weise nicht existirte, zu vernichten, konnte man nicht sehen.

Leider war ihr Tanz bald zu Ende, und nach ihrem Auftreten erschienen die schönen und blühenden Chortänzerinnen matt und farblos. Und ehe noch der Vorhang fiel, erhob sich schon ein großer Theil des Publikums, um nach Hause zu gehen. Es ist etwas Eigenthümliches um diese spanischen Tänze; man kann, was die Ballete des übrigen Europa anbelangt, vollkommen blasirt sein, die glänzenden Ballete von Paris, Mailand und Berlin bieten einem nichts Neues mehr; man gähnt bei den herrlichsten Decorationen, man gähnt bei den verschlungensten Touren, und ist nicht unzufrieden, wenn der Vorhang fällt, hütet sich aber vor allen Dingen, zwei Mal denselben Tanz zu sehen. Hier aber erblickt man gern jeden Tag dasselbe; bezaubert von dieser Frische und Natürlichkeit, ist man wieder Anfänger geworden, man kann es nicht erwarten, bis sich der Vorhang erhebt, und

bedauert es unendlich, wenn die neidische Gardine uns so bald wieder von dem lustigen tollen Volke da oben trennt.

Siebentes Kapitel.

Ein Stiergefecht.

Einrichtung des Stierplatzes. Die Arena. Das Spital. Eigenschaften der Stiere. Der Reitochse. Die Quadrilla. Der große Montes. Das Publikum des Stierplatzes. Der feige Canario. Unglück eines Chulo. Salto sobre testuz. Stierhetze auf portugisische Art. Ein glänzendes Gefecht.

Turniere und Stiergefechte, — zwei Namen, die schon in der Jugend die Phantasie reizen und beschäftigen; Schauspiele, die wir um so sehnlicher zu sehen wünschen, als es uns in der Regel nicht möglich ist, denselben beizuwohnen. Was die Turniere anbelangt, so sind wir ja in einem Zeitalter geboren, wo die eiserne Rüstung und das aufgezäumte Schlachtroß nur noch in Waffensammlungen zu sehen sind, oder die edlen Ritter selbst in ihrem ganzen Waffenschmucke, lang ausgestreckt auf staubigen Grabsteinen, unter welchen sie ruhen und vielleicht träumen von einer anderen, gewaltigen, schöneren Zeit. Sind wir, wie Leporello sagt, im kälteren Deutschland geboren, so bleibt unsere Sehnsucht nach einem Stiergefechte ebenfalls ungestillt; denn wenn auch dieses echte Nationalvergnügen der Spanier an den nördlichen Abhängen der Pyrenäen, in Nimes, Montpellier und einigen anderen Städten des südlichen Frankreichs versuchsweise eingeführt wurde, so blieb es doch bei den ersten Anfängen, und wer es sehen will, wie man mit dem Stiere nach allen Regeln der Kunst kämpft, muß sich schon entschließen, eine Reise nach Spanien zu machen.

Da die gewöhnlichen Stiergefechte — sie werden in den größten

Städten Spaniens am Montag gehalten — mit Ende September aufzuhören pflegen, so kann man von Glück sagen, wenn man in den Wintermonaten ein erträgliches Stiergefecht zu sehen bekommt. Wenige Tage nach meiner Ankunft in Barcelona traf ich es übrigens hierin ganz vorzüglich; denn am Donnerstag den achten December klebte man in der ganzen Stadt große Zettel an, auf denen zu lesen war, daß mit hoher Erlaubniß am nächstfolgenden Sonntag den elften Dezember auf der Plaza de Toros ein Stiergefecht statt finden werde und zwar: por una sociedad de aficionados, d. h.: Dilettanten aus der Einwohnerschaft von Barcelona wollten sich das Vergnügen machen, an der Stelle der gewöhnlichen Kämpfer nach den Regeln der Kunst mit dem Stiere zu fechten. Wenn auch hiedurch das Schauspiel weniger blutig zu werden versprach, so rechnete ich doch anderentheils auf eine größere Theilnahme des hiesigen Publikums. Die Unternehmer sagten übrigens in dem Programme: Sin pretensiones de ninguna especie, ofrece la Sociedad esta funcion à los Sres. convidados. Si la buena voluntad con que lo hace, llega à suplir su falta de conocimientos en el arte, quedará recompensada con usura. Was ungefähr so viel heißt, als man bitte bei vorkommenden Fehlern um Nachsicht und wünsche, man möge überhaupt den guten Willen für die That nehmen. Ich muß gestehen, mir war es schon recht, zum ersten Male, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein Liebhaber-Stiergefecht zu sehen; denn ich hatte ja dann später immerhin eine Steigerung zu erwarten.

Der Stierplatz von Barcelona liegt neben dem Eisenbahnhofe der Bahn, die nach Matarò führt, und ist ein großes, rundes Gebäude von vielleicht sechshundert Schritten im Umfange, das circa zwölftausend Personen faßt. Die Einrichtung fast aller Stierplätze hier zu Lande ist die gleiche, ähnlich der alten römischen Amphitheater, nur daß diese gewöhnlich prächtige Bauwerke waren, aus mächtigen Quadern aufgeführt, von innen und außen reich verziert, wogegen die Stierplätze, selbst der größten Städte, wie Madrid, Barcelona,

nur provisorisch dazustehen scheinen — der untere Stock von Backsteinen aufgeführt, oben aber Alles leicht und leichtfertig von Holz zusammengenagelt. Einzig der Stierplatz von Sevilla macht hier eine rühmliche Ausnahme; er ist über die Hälfte ebenfalls von schönen Quadern zusammengefügt und rings von Marmorsäulen umgeben, welche die darüber gesprengten Bogen tragen.

Statt der Eiform des alten Circus stellt der spanische Stierplatz einen vollkommenen Kreis dar. Die Arena ist mit einer über sechs Fuß hohen Bretterwand umgeben, um welche ein Gang von vielleicht sechs bis acht Schuh herumläuft, hinter dem die Zuschauerplätze anfangen. Diese steigen sechszehn bis achtzehn Stufenreihen nach hinten in die Höhe, wo der größere Theil des Publikums einen Platz findet; diese Sitzreihen sind einfach von Holz, ohne Rücklehne und so dicht hinter einander, daß nach alter, guter Weise der Vordermann zwischen Füßen und Knieen des Hintermannes seinen Platz findet. Wo diese Sitze aufhören kommen noch drei bedeckte Stufenreihen und über diesen die bequemer eingerichteten Logen — bevorzugtere und theurere Plätze, wo sich auch der Sitz des Ayuntamiento, des commandirenden Generals und der übrigen Behörden befindet. Auf der Seite dieser Logen sind die gesuchtesten Plätze; von hier aus zur Linken hat man das Musikcorps, von der rechten Seite kommt die Quadrilla, und gerade gegenüber steht man das kleine Thor, durch welches die Stiere eingelassen werden.

Ehe ich den Gang des heutigen Stiergefechtes den Lesern vor Augen führe, wird es vielleicht für manchen derselben nicht uninteressant sein, einige kleine Aufklärungen über das Gebäude selbst, sowie über die Vorbereitungen zum Stiergefechte und die Zusammensetzung und das Wesen der Quadrilla zu erfahren. Das Gebäude des Stierplatzes ist meistens städtisches Eigenthum und wird, wie z. B. die großen italienischen Theater, einem Unternehmer (Empressario) für den ganzen Sommer oder für einzelne Vorstellungen mit dem dazu gehörigen Inventarium zur Verfügung gestellt. Dieses Inventarium

besteht aus den Waffen und Sätteln für die Picadores, den buntfarbigen seidenen Mänteln der Chulos, den Banderillas und dergleichen mehr. Die Räume zur Aufbewahrung dieser Sachen befinden sich in der Nähe des Stierzwingers und unter Aufsicht eines Angestellten, der zugleich Hausmeister ist und die Fremden bei Besichtigung des Stierplatzes herumführt. Hier in Barcelona war dieß ein ehemaliger Picador, welcher bei einem bösen Sturze von dem Pferde den Fuß gebrochen hatte und uns nun hinkend herumführte, wobei er uns seine Herrlichkeiten zeigte und mit großer Redseligkeit interessante Einzelheiten über Manches der edeln Stierfechterkunst mittheilte. Nahe seiner Wohnung, am Haupteingange, befand sich ein kleines Gebäude, wenige Schritte von dem Stierplatze, aber durch einen Hof von diesem getrennt — das Spital für verunglückte Fechter. Hier waren ein paar breite Betten, sowie in einem Wandschranke Bandagen, Schienen und die nöthigen Medicamente, um einem Verunglückten augenblicklich Hülfe leisten zu können. Dieß ist die ernste, ja traurige Seite dieses so beliebten Nationalschauspiels, und hier befindet sich auch bei jeder Vorstellung ein Geistlicher, der sich bereit hält, im Nothfalle den Verunglückten mit den Sterbesacramenten zu versehen. Wie unser alter Picador erzählte, ist es der Geistlichkeit auf's Strengste verboten, den Stierplatz selbst zu betreten, weßhalb das oben erwähnte kleine Lazareth denn auch getrennt von diesem besteht und einen besonderen Eingang von der Straße hat.

Der Empressario ist zuweilen ein Besitzer von großen Viehheerden, zuweilen ein einfacher Speculant bei diesem Geschäfte, öfter aber auch einer der großen Espadas selbst, wie z. B. der berühmte Montes, Redondo, der eine Reihe von Stiergefechten oder ein einzelnes unternimmt. Er kauft die nöthigen Pferde und Stiere. Die ersteren sind meistens arme alte Thiere, die oftmals eine glänzende Laufbahn hinter sich haben und nun dazu bestimmt sind, unter den Hörnern des Stieres zu verenden. Begreiflicherweise würde ein junges, kräftiges Pferd diesen eben so wenig widerstehen können und nur die

Kosten bedeutend vergrößern; deßhalb nimmt man langgediente, meistens ausrangirte Reitpferde, die gewöhnlich mit nicht mehr als fünfzehn bis zwanzig Duros das Stück bezahlt werden. Bei den Stieren herrscht gerade das umgekehrte Verhältniß: je kräftiger, wilder und unzähmbarer ein solcher ist, um so besser für den Kampf, um so theurer wird er bezahlt. Der Preis eines vorzüglichen Stieres ist bis zu zweihundert Duros (ein Duro ist 2 Fl. 20 Kr.). Der Heerdenbesitzer kennt natürlich seine Zöglinge, und je nachdem das Stiergefecht glänzend ausfallen soll, werden die Thiere ausgesucht. Ein echter Toro, ein Stier von guter Race, de buen trapio, wie der Spanier sagt, ist nicht über sieben und nicht unter fünf Jahre alt, hat feines glänzendes Haar, einen langen elastischen Schweif, gelenke Kniee, kleine Hufe, starke, schwarze und nicht zu lange Hörner, bewegliche, runde Ohren und feurige, dunkle Augen. Wie sich von selbst versteht, will das Publikum eine Abwechslung oder Steigerung, und einem der wildesten und tollsten Burschen werden immer ein paar fügsamere Collegen beigegeben, damit die Quadrilla ihren Tollheiten und Neckereien zuweilen den vollen Lauf lassen kann, ohne ihr Leben gerade sehr in Gefahr zu bringeu, was bei einem Stiere, wie er sein soll, fast jedesmal der Fall ist. Daß die Tauromaquia in alten Zeiten als eine edle und ritterliche Passion galt, liegt in den Regeln derselben, welche dem Toreador gebieten, seinem Feinde offen entgegenzutreten, ihn mit ehrlichen Waffen, ohne Hinterlist und mit der größten Ritterlichkeit zu bekämpfen; und nicht bloß tapfer soll der Toreador sein, man verlangt auch, daß all seine Bewegungen graziös seien, und daß keine linkische Wendung, kein übereiltes Zurücktreten oder Vorgehen die geringste Unsicherheit verrathe. Hiezu aber gehört ein außerordentliches Studium und eine Herrschaft über seinen eigenen Körper, die nur durch langjährige Uebung erworben wird. Diese Herrschaft über sich selbst ist es aber auch fast allein, welche den Stierkämpfer vor den Hörnern des wüthenden Thieres zu retten vermag; der geringste Fehler ist verhängnißvoll; denn faßt ihn der

Toro mit dem Horne, so geht es nicht mit einer leichten Verwundung ab, sein gräßlicher Tod ist dann fast jedesmal gewiß. Und obendrein ist es unbegreiflich aber wahr, daß bei solchen Unglücksfällen das grausame Publikum die Partei des Siegers nimmt und der gestürzte Toreador noch obendrein lächerlich erscheint. Natürlicherweise gehören, wie bei jeder Kunst, so auch bei dieser, Talent und angeborene Anlagen dazu, um ein großer Espada zu werden, und neben der Geschicklichkeit, dem Thiere auszuweichen und ihm dann zur rechten Zeit den Todesstoß beizubringen, muß der Torero ein Auge dafür haben, um die Eigenschaften des Stieres, wenn ihm derselbe im Circus zum ersten Male entgegentritt, sogleich zu erkennen; deßhalb beobachtet der Espada hinter der Schranke, wie sich das Thier gegen die Picadores und Banderilleros benimmt und erkennt aus der Art des Angriffs, ob es boyante und claro (naiv und offen), revoltoso (rührig), celoso (mißtrauisch und mordlustig), gana terreno (schnellfüßig), sentido (listig) oder abanto (feige) ist. Jede dieser Eigenheiten erfordert eine besondere Taktik und vom kleinsten Versehen hängt der Ruf und nicht selten das Leben des Toreadors ab. In seinem Lehrbuche der Stierfechtkunst sagt Francisco Montes: „Ein Toreador muß muthig und leicht gebaut, aber nicht tollkühn sein, er muß zudem die Kunst gründlich studirt und geübt haben. Wer nicht kaltblütig und rasch wie der Blitz den rechten Augenblick zu benutzen weiß, endet früher oder später sein Leben auf den Hörnern des Stieres. Wem aber das Herz beim Kampfe nicht schneller schlägt, als beim Billardspiele, wessen Auge rasch und ruhig die kleinsten Bewegungen des Thieres verfolgen und voraus errathen gelernt hat, der spielt noch im hohen Alter mit dem wüthendsten und gefährlichsten Stiere, wie die Katze mit der Maus.“

Der alte Picador, der mir diese Einzelnheiten erzählte, versicherte mir seufzend: wie so oft in dieser Welt das wahre Verdienst nicht anerkannt werde, so ergehe es namentlich dem Aufseher des Stierplatzes, der das höchst undankbare und gefährliche Geschäft habe,

die wilden Stiere in der dem Feste vorhergehenden Nacht in ihre Zwinger einzusperren. Diese Zwinger haben die Gestalt von kolossalen Mäusefallen, sie sind kaum so lang, breit und hoch, daß das Thier darin Platz hat. Nach Art der Fallgitter kann die vordere und hintere Wand aufgezogen und herabgelassen werden, und alle correspondiren durch eben diese Fallgitter mit dem Thore, durch welches die Thiere den Kampfsplatz betreten.

Herab von ihren freien Bergen werden diese nun, sobald es Nacht wird, meistens den Tag vor dem Feste, von Reitern mit langen Piken nach der Stadt und dem Stierplatze getrieben. Doch geht dieß nicht ohne einen Leitochsen, der vorausmarschirt und auf diese Art seine Brüder auf heimtückische Weise dem blutigen Spiele überliefert. Das Schwierigste ist, die Erwählten von der großen Heerde abzusondern; ist dieß einmal geschehen, so wird der Leitochse an die Spitze gestellt, die Reiter umgeben den Schwarm und bringen ihn im Dunkel der Nacht meistens glücklich zwischen die Mauern des Stierplatzes. Hier werden die Thiere einzeln aus einem größeren Hofe in einen kleineren gebracht, auf den die Zwinger mit ihren Fallthüren münden; die betreffende wird aufgezogen, und auch hier spaziert der Leitochse voran in den dunklen Käfig hinein. Häufig folgt ihm bereitwillig der wilde Stier; oftmals stutzt er aber auch an der engen Thür: vielleicht warnen ihn gespenstige Schatten der Vorangegangenen, vielleicht verkündet ihm ein Blutgeruch sein kommendes Geschick; kurz, hier an der Schwelle des Zwingers erfolgt, wie uns der Picador sagte, schon ein heftiger Vorkampf, der oft um so gefährlicher wird, da der Aufseher mit seinen Knechten dem wilden Thiere unbewaffnet entgegentritt.

O, es ist nicht selten, versicherte uns der alte Picador, daß das Einsperren von acht Stieren nicht nur eine ganze Nacht gedauert hat, sondern auch den anderen Vormittag, und ich habe Fälle erlebt, wo wir erst fertig geworden sind, nachdem schon die ersten Zuschauer ihre Sitze eingenommen. Bei ruhigen Thieren geht also der Leit-

ochse voran, natürlich vorn wieder zum Kasten hinaus, während vor der Nase und dem Hintertheile seines unglücklichen Nachfolgers nun beide Fallthüren rasch herabgelassen werden. Daß bei allen dieser enge Käfig nicht zur Beruhigung der Nerven beiträgt, im Gegentheil das eingesperrte, ungeduldige Thier so toll und wild als möglich wird, kann man sich denken. Obendrein muß der Stier in seinem dunkeln Gefängniß Hunger und Durst leiden, und wenn die Stunde gekommen ist, wo er auf den Platz hinausgelassen wird, so sind die Knechte kaum im Stande, ihn gehörig herauszuputzen, d. h. auf seinen Rücken die lange, flatternde Banddevise zu befestigen, die ihm vermittelst eines kleinen Eisens mit Widerhaken in die Haut gestoßen wird. So gereizt und im höchsten Grade unmuthig gemacht, öffnet sich ihm die Thüre seines finsteren Käfigs; in tollen Sprüngen rast er hinaus, und statt sich nun, wie er wohl geglaubt, wieder in der stillen Einsamkeit seines Waldes zu befinden, steht er plötzlich in einem von der Sonne hell bestrahlten Kreise, eingehegt mit einer sechs Fuß hohen Schranke und umgeben von Tausenden von Zuschauern in glänzenden Toiletten; grelle Tücher wehen um ihn her, lauter Zuruf empfängt ihn, Musik schallt in seine Ohren, und vor seinen halbgeblendeten Augen spielen unzählige Fächer in der Hand der Zuschauerinnen und Zuschauer; denn auch der Spanier bringt seinen Abanico mit auf den Stierplatz, — ein kleines, zwei Fuß langes Stöckchen mit einer buntbemalten Fahne von starkem Papier, das er hin und her bewegt und sich so frische Luft zufächelt. Der Stier bleibt überrascht in der Mitte stehen, betrachtet murrend die ungewohnte Umgebung, dreht sich mit funkelnden Augen im Kreise umher, fängt an den Boden aufzuscharren, senkt den Kopf und sucht sich einen Kämpfer aus.

Der Unternehmer sorgt nun ebenfalls für die Zusammenstellung einer guten Quadrilla, zu der zuerst mehrere gute Espada, „Degen" (so werden die Matadore in Spanien genannt, und dieser Name, welchen man bei uns dem ersten Helden der Quadrilla zu geben pflegt,

scheint hier ganz außer Gebrauch gekommen zu sein) gehören, und die ferner aus einem halben Dutzend „Picadores", so wie einem Dutzend „Chulos" und eben so vielen „Banderilleros" besteht.

Die Picadores sind zu Pferde und reiten auf jenen alten, armen Thieren, von denen ich vorhin sprach. Die Kleidung der Reiter, in den buntesten Farben, wie alle Costüme, die beim Stiergefechte vorkommen, besteht aus einer verschnürten Jacke, darunter eine mit zahllosen Knöpfen besetzten Weste, um welche eine lange, wollene Binde mehrfach gewickelt ist; hieran schließen sich kurze Beinkleider, so wie andalusische Ledergamaschen. All diese Kleidungsstücke sind aus sehr schwerem Zeuge gemacht und dabei so stark wattirt, daß die Gestalt des Picadors sehr unbehülflich aussieht. Und das ist er auch in der That; denn wenn das Pferd unter ihm stürzt und er dabei nicht zufällig auf seine Beine zu stehen kommt, so ist es ihm nicht wohl möglich, sich ohne Hülfe aus dem Sattel zu schwingen. Ja, wenn er zufällig auf den Rücken fällt, so geht es ihm wie einer Schildkröte, und es ist ihm ohne fremden Beistand nicht möglich, sich wieder zu erheben. Diese wattirte Rüstung ist jedoch sehr nothwendig, da fast bei jedem Zusammentreffen des Stiers mit dem Pferde letzteres zu Boden gerannt wird, und ohne die weiche Unterlage gewiß jedes Mal ein paar dieser Reiter ihre Knochen zerbrechen müßten. Ebenfalls zum Schutze gegen die Hörner des Stiers ist der Sattel des Reiters vorn und hinten schuhhoch aufgepolstert; die Augen des Pferdes sind mit einem Tuche verbunden; denn ungeblendet würde wohl keines zum zweiten Angriffe zu bringen sein. Die Bewaffnung des Picadors besteht in einer fünfzehn bis achtzehn Schuh langen Lanze mit einer sehr kurzen Spitze, welche noch obendrein mit starkem weichen Bindfaden umwickelt, so, daß das Eisen kaum mehr als einen halben Zoll sichtbar bleibt. Die Picadores sind die Ersten auf dem Platze, sie müssen den Kampf beginnen und haben meiner Ansicht nach die schwierigste Rolle; sie müssen dem Stiere entgegenreiten, ihre alten, steifen Pferde sind zu ungelenk und zu schwach, um dem

wüthenden Thiere ausweichen zu können oder vor ihm zu fliehen. Es kommt also Alles darauf an, daß der Picador kaltes Blut und Geistesgegenwart genug hat, den Stier mit eingelegter Lanze ruhig zu erwarten, um, wenn er ihm nahe genug ist, demselben mit Concentrirung aller seiner Kraft einen tüchtigen Stoß mit der Pike beizubringen. In vielen Fällen läßt sich der Stier hiedurch abtreiben, weicht zurück, um sein Heil bei einem anderen Picador zu versuchen. Ist aber das Thier sehr kräftig und wild und macht sich aus der leichten Verwundung, die es erhalten hat, nichts, dringt vielmehr noch wüthender vor, so bricht das Pferd des Picadors unter dem gewaltigen Stoße zusammen, und nachdem der Reiter oftmals weit aus dem Sattel geschleudert wird, sucht er sich so schnell als möglich der Aufmerksamkeit des Stiers zu entziehen. Glücklicherweise beschäftigt sich das wüthende Thier fast immer mit dem gestürzten Pferde und stößt mit seinen gewaltigen Hörnern so lange auf dasselbe hinein, bis es regungslos liegen bleibt oder bis der Stier einen anderen Gegner findet. Es ist das ein Glück für die Picadores; denn sonst würden bei ihrer Unbeholfenheit stets einige den Kampf mit ihrem Leben bezahlen müssen. Zuweilen auch wirft der Stier das Pferd nicht beim ersten Anlaufe nieder, sondern reißt ihm mit seinen Hörnern den Leib auf, wo es alsdann ein wahrhaft häßlicher Anblick ist, wenn man das unglückliche Pferd im Ring umhergaloppiren sieht, die Eingeweide auf dem Boden nachschleppend. Im Süden Spaniens, in Sevilla, Granada, wird übrigens jedes schwerverwundete Pferd augenblicklich abgeführt, wogegen es in den Städten des Nordens meistens auf dem Platze verenden muß.

Während sich die Picadores mit dem Stiere beschäftigen, sind die Chulos meistens müßige Zuschauer. Diese kräftigen, schön gewachsenen Burschen erscheinen fast im gleichen Costume, wie auf unseren Theatern Figaro. Ihr volles, dunkles Haar ist zurückgestrichen und hinten an demselben ein kleiner schwarzer Haarbeutel befestigt, der mit schwarzen Bändern und meistens einer großen Masche verziert ist.

Um diesen Haarbeutel anbringen zu können, lassen sich die Stierfechter ein Zöpfchen wachsen, woran man sie im gewöhnlichen Leben auch erkennt. Ueber einer enganliegenden Atlasweste, die reich mit Knöpfen und Goldstickereien verziert ist, tragen sie die rund geschnittene andalusische Jacke, ebenfalls von Seide oder von feinem Tuche. In beiden Taschen derselben befinden sich weiße und bunte Sacktücher, deren Spitzen herausflattern. Um den Leib haben sie eine dünne, seidene Schärpe, welche das enge anliegende kurze Beinkleid festhält; ein weißer oder fleischfarbener seidener Strumpf vollendet den Anzug, und dazu steht der Stierfechter in feinen, untadelhaften Schuhen.

Die Chulos und Banderilleros, welche, wie schon gesagt, zu Anfang des Gefechtes zuschauen und innerhalb oder außerhalb des Ringes müßig an der Schranke lehnen, bilden in den beschriebenen Costumen eine buntfarbige und glänzende Schaar. Auch ihre Beinkleider sind meistens von Atlas, und der ganze Anzug ist in den auffallendsten Farben: Weiß, Himmelblau, Dunkelroth, Violet, und wenn man dazu nimmt, daß alle Nähte reichlich mit Stickereien und Flitter besetzt sind, Jacke und Weste mit unzähligen blanken Knöpfchen, daß dabei die Chulos in ihren Händen lange bunte seidene Tücher von allen Farben haben, so kann man sich denken, wie alles das im Sonnenlichte glänzt und flimmert. Die Bestimmung der Chulos ist übrigens, den Stier mit ihren farbigen Tüchern zu reizen und seine Aufmerksamkeit von einem gestürzten Picador oder von einem Collegen abzulenken, der in Gefahr ist, in gar zu nahe Berührung mit den Hörnern des Stiers zu kommen.

Die Banderilleros haben schon ein schwierigeres und gefährlicheres Geschäft als die Chulos. Sie müssen dem wüthenden Stiere entgegentreten, um ihm die Banderillas einzustoßen. Dieß sind über zwei Schuh lange Pfeile mit eisernen Spitzen und Widerhaken, welche mit buntem, flatterndem Papier umgeben sind; nach den Regeln der Kunst dürfen sie dem Stiere nur im Angriffe und von vorn beigebracht werden, weßhalb der Banderillero dem Stier mit ausgebreiteten

Armen entgegen geht, in jeder Hand einen dieser Pfeile tragend, und nun den Moment abpassen muß, wo das wüthende Thier ihm gerade entgegenstürzt, um alsdann auf die Seite zu springen und demselben im Sprunge den Pfeil in den Nacken zu stoßen. Daß dabei die Hörner des Thieres oft wenige Zoll an seiner Brust vorbeifahren, kann man häufig genug sehen.

Nachdem nun Chulos und Banderilleros ihr Wesen mit dem Stiere lange genug getrieben und ihn entweder so wüthend gemacht haben, daß sich Niemand mehr in seine Nähe wagt, oder ihn so lange gehetzt, daß er, wenn es ein schlechter Stier ist, anfängt Zeichen der Müdigkeit zu geben, so erscheint auf einen Trompetenstoß der Espada, bei schwachen Stieren gewöhnlich ein Anfänger, ein Neuling in der Kunst, der dann ein „halber Degen" genannt wird, bei wilden und gefährlichen Thieren aber einer der vorhandenen Virtuosen. Der Espada ist wie der Banderillero gekleidet und trägt in der linken Hand einen kleinen Stock, um welchen ein blutrother Lappen, Mantel genannt, befestigt ist, um durch diese Farbe die Wuth des Stiers noch mehr zu reizen. In der Rechten hat er einen Degen mit drei Fuß langer und zollbreiter Klinge, dessen sehr kleiner Griff und Bügel mit rothem Tuche umwickelt ist, wodurch er ihn fester halten kann.

Zu den Eigenschaften eines Espada gehört natürlich viel persönlicher Muth, eine große Gewandtheit, ein sicherer Blick und unbedingte Herrschaft über den eigenen Körper, denn er tritt dem oftmals rasenden Thiere Aug in Auge gegenüber, ganz allein, und alles, was er zu seiner Rettung thun darf, ist eine blitzschnelle Bewegung nach rechts und links, um dem furchtbaren Stoße auszuweichen; er muß das Thier von vorn durch einen Stoß zwischen die Hörner tödten, muß also genau berechnen, wie er diesen Stoß anbringen kann, ohne sich selbst den gewaltigen Hörnern Preis zu geben. Dem Stiere den Rücken zu wenden oder gar zu fliehen, wäre ein Schimpf, den sich ein guter Degen niemals anthun würde. Er beschäftigt sich nun mit dem Stiere so lange, neckt ihn auf alle Weise und fordert ihn heraus, bis

das Thier den Kopf tief herabsenkt zum tödtlichen Stoße ansetzend „sich demüthigt.“ Diesen Moment benutzt der Espada und stößt ihm den Degen in die Wurzel des Nackens; zuweilen gelingt es ihm, jene kleine Stelle zu treffen, „cruz“ nennen sie die Kenner, wo der Stier alsdann, wie vom Blitze getroffen, todt zu Boden stürzt. Stößt er aber fehl, so fährt das Eisen oft dem Thiere bis an das Heft in den Nacken, das Blut spritzt heraus, der Espada muß den Griff fahren lassen, und der Stier rast brüllend, mit der Waffe im Leibe, toller als früher, im Kreise umher.

Da im Winter die Stiergefechte in Spanien selten und nicht glänzend sind, so hatte ich nicht das Glück, einen der großen Matadore zu sehen, weder Francisco Montes, noch Redondo, noch Cuccero. Was den ersten anbelangt, so ist er überhaupt für immer vom kleinen Schauplatze des Stiergefechts, so wie vom großen der Welt abgetreten. Er, der sein Leben tausend Mal den Hörnern des Stiers Preis gab, starb im Bette an einem hitzigen Fieber. Unser Picador hatte früher in Andalusien mehrmals mit ihm zusammen gearbeitet, wie er uns sagte, und meinte seufzend, ein Stern wie Montes würde nicht so bald wieder erscheinen. Und wie schade, daß er auf so stille Art endigen mußte! Als er damals in Madrid schwer verwundet wurde, war ich dicht dabei, erzählte der ehemalige Picador. Es mußte im Sandboden ein Stein gewesen sein; denn als er den Stier niederstoßen wollte, glitt sein linker Fuß aus, sein Körper, der sich einen Zoll zu viel rechts wandte, wurde vom Horne des Stiers erfaßt, das ihm so tief in den Leib und in die Lunge drang, daß ein Licht, welches man vor die Wunde hielt, ausgelöscht wurde. Ueberhaupt war der große Montes ein braver Mann, gutmüthig wie ein Kind, der immer für sich lebte und mit den anderen wenig Gemeinschaft hielt. Nur hatte er Einen Fehler, er trank nämlich gern eine gute Flasche Wein und auch mehrere, wie es gerade kam. Das geschah aber nur, wenn er nichts zu thun hatte; alsdann nahm er sich in irgend einer Posada ein Zimmer, kaufte sich eine Anzahl Flaschen und trank so lange, bis

sie leer waren. Wenn er gerade keine Kneipe fand, die ihm behagte, so sperrte er sich auch wohl zu demselben Zwecke in seine eigene Stube ein. Ja, ich sehe ihn noch heute vor mir, wie er seinen Wein selbst trug und dann das Haus hinter sich abschloß. Hatte er dagegen ein Stiergefecht vor sich, so war niemand nüchterner als er, und dann kam schon längere Zeit vorher kein Tropfen Wein über seine Zunge. — Das ist überhaupt der Feind, vor dem wir uns in Acht nehmen müssen, versicherte lachend der Picador, denn zu anderen Geschäften ist es wohl erlaubt, sich damit ein Bißchen Courage zu machen, aber hier im Ringe ist der kleinste Nebel vor den Augen so gut wie der leibhaftige Tod. Montes hatte den Beinamen Chiclanero; doch heißt auch Redondo so, weil Beide aus Chiclana stammen, einem Städtchen in Andalusien, aus dem schon viele wackere Stierkämpfer hervorgegangen.

Cuccero, der noch existirt, ebenfalls ein Andalusier, ist jetzt wohl unstreitig der größte unter den spanischen Matadoren oder Degen. Er zeichnet sich namentlich durch seine sprichwörtlich gewordene Kaltblütigkeit aus, so wie durch die Gewandtheit, mit welcher er das lebensgefährlichste Spiel mit den tollsten Stieren treibt. Wenn er dem Stiere mit vorgehaltenem rothem Mantel und Degen entgegentrat, und dieser gereizt auf ihn zustürzte, so stieß er oft wenige Zoll vor dem schäumenden Thiere seinen Degen in den Sand, warf sich in diesem Augenblicke selbst den rothen Mantel über, stemmte einen Arm auf die Hüfte und ließ nun den Stier an sich vorbeispringen, wobei er ihm verächtlich über die Achsel nachschaute.

Schon oben wurde bemerkt, daß zur grande tenue des andalusischen Costumes zwei Sacktücher gehören, welche in beiden Taschen des Oberjäckchens stecken. So gekleidet, trat Cuccero dem Stiere entgegen, der, den Sand mit den Füßen aufscharrend, den Kopf tief gesenkt, mit boshaft funkelnden Augen auf ihn zukam. Das rothe Tuch, dicht vor dem Kopfe des Thieres geschwenkt, versetzte es in noch größere

Wuth, und wenn es nun vorwärts stürzte, vor den kühnen Stierkämpfer hin, dann blieb dieser nach einer kaum merklichen Wendung so unbeweglich stehen, daß ein Gemurmel des Entsetzens durch die Reihen lief. Der Stier war indessen vorbeigeschossen und hatte dann oben an seinen Hörnern eines der Schnupftücher, welches er dem Espada aus der Brusttasche gerissen. Mit welch donnerndem und enthusiastischem Beifallsrufe übrigens eine solche That von dem Publikum belohnt wird, davon kann sich nur der einen Begriff machen, welcher die Spanier, namentlich aber die lebhaften Spanierinnen, bei den Stiergefechten gesehen hat.

Es war ein herrlicher Tag, der elfte December, klar und mild wie ein schöner Maitag bei uns; die Rambla war mit Tausenden von Spaziergängern aller Stände bedeckt, deren Hauptstrom sich nach der Puerta del Mar zu wälzte. Zahlreiche Omnibus standen in den Fahrwegen des öffentlichen Spazierganges, alle mit der Bezeichnung, daß sie die Person für einen Real nach dem Stierplatze hinausfahren würden. Das Schauspiel sollte um halb zwei Uhr beginnen und nach zwölf Uhr schon machten wir uns auf den Weg, um langsam durch die geputzten Menschenmassen hinaus vor das Thor zu schlendern; er führte uns über den breiten Spaziergang der Hafenmauern, der sonst ziemlich einsam, heute aber ebenfalls mit einer lachenden und plaudernden Menge dicht besetzt war; namentlich das weibliche Geschlecht war an diesem Nachmittage zahlreich und schön vertreten. Daß man übrigens oft verwundert stehen bleibt, um einer schönen Spanierin nachzublicken, die stolz, aber nicht unfreundlich an uns vorbeischreitet, daran ist viel das vortheilhafte Costume schuld. Haare, Augen und Zähne sind meistens schön und dadurch macht sich das ganze Gesicht, von der schwarzen Mantilla eingerahmt, auch wenn es nicht gerade bemerkenswerth ist, interessant, ja reizend. Und mit der Mantilla um den Kopf, sowie mit dem Fächer in der Hand wissen die Spanierinnen umzugehen. Die Mantilla ist unseren Leserinnen wohl bekannt, man könnte sagen: es ist nichts als ein großer schwarzer Spitzen-

schleier, der oben am Kopfe befestigt ist, durch den Kamm gehalten wird, zu beiden Seiten des Kopfes herabfällt und vorn über der Brust von einer meistens sehr kleinen Hand zusammengehalten wird.

Hier in Barcelona, wo die Mantillen dritter und vierter Qualität gemacht werden — Nummer Eins und Zwei kommen, wie fast alle Mode- und Luxus-Artikel, aus Paris —, sieht man sie auch häufig von schwarzem Seidenzeuge, mit fußbreiten Spitzen. Zuweilen ist auch der Kopf ganz von Spitzengeweben umgeben, an welchen, erst auf den Schultern anliegend, eine Mantilla in der Form, wie man sie bei uns trägt, von schwarzer Seide, auch wohl von Sammt, befestigt ist. Im Aufheften des Schleiers an dem dunklen Haare haben alle Spanierinnen eine merkwürdige Gewandtheit und es gibt nichts Coquetteres, als wenn die Mantilla, die vorn an der Stirn flach aufliegt, auf beiden Seiten des Kopfes von einer Granatblüthe oder Camellia aufgehoben und getragen wird.

Der übrige Anzug der Barceloneserinnen ist ähnlich dem unserer Damen; man sieht viele Anzüge von schwarzer Seide, daneben aber auch oft die buntesten Farben: Gelb, Blau, Grün, Roth. Spenser oder kleine Jacken von Seide oder Sammt, und alsdann meistens in anderen Farben als die Röcke, werden viel getragen. Auffallend war es mir, daß hier in Barcelona die meisten Damen aller Stände schiefe Scheitel hatten; bei einem sehr edeln und sehr schönen Gesichte macht sich das nicht übel; gewöhnlich aber bekommt hiedurch der Kopf etwas sehr Herausforderndes, ja Leichtfertiges. Das gefährliche Fächerspiel beginnt hier ebenfalls und die hiesigen Damen, wenn sie dasselbe auch nicht mit der unglaublichen Gewandtheit, wie die Andalusierinnen zu handhaben verstehen, machen doch einen recht zweckmäßigen Gebrauch davon. Die eleganten jungen Männer von Barcelona hatten heute auch das Mögliche an sich gethan; namentlich waren Halsbinden in den schreiendsten Farben und Handschuhe à la Laubfrosch, d. h. grasgrün, oder auch welche von kuhrother Farbe, sehr gewöhnlich.

Zu unserer Rechten hatten wir den Hafen und das Meer. Letz-

teres war tiefblau und sehr ruhig; nur zuweilen wogte eine kleine Welle von draußen herein, die aber hier im Hafen immer kleiner und kleiner wurde und zuletzt nur unmerklich und ohne Schaum auf den Sand hinausspritzte, oder eines der kleinen Fischerboote, die halb im Wasser lagen, leicht in die Höhe hob. Draußen sah man hier und da weiße Segel, blendend im Sonnenlichte, und am Horizonte zog ein Dampfer, eine Rauchwolke hinter sich, in kurzer Zeit hinter den steilen Felsen des Monjuich verschwindend.

Unter uns auf dem Strande war das gewöhnliche Sonntagsleben; kleinere und größere Schiffe hatten geflaggt, hier und da ihre Netze zum Trocknen ausgespannt; neben den großen Fischerbooten, die ans Land gezogen worden waren, stieg gekräuselt der Rauch in die Höhe, und da saß die Familie des Fischers in Erwartung des Mittagessens, welches aus Fischen bestehend, in der Pfanne schmorte. Die Weiber wandten die dampfenden Stücke herum, die Kinder balgten sich im Sande, während die Männer in ihren rothen und gestreiften Mänteln, die weiße oder bunte Mütze auf dem Kopfe, auf Fässern und großen Ankern saßen und die Papiercigarre rauchten. Aus den nachbarlichen Schenken hört man hier und da das Geklimper einer Guitarre, den Schall von ein Paar Castagnetten und dann ein spanisches Lied, in dem bekannten näselnden Tone tremulirend vorgetragen.

So war es drunten am Strande, während oben auf der prächtigen, massiven Mauer der bunte Strom der Spaziergänger lachend, plaudernd, Cigarren rauchend, nach der Puerta del Mar zog, um a diese hinaus nach dem Stierplatze zu wogen, dessen Thore eben geö net wurden. Vor uns her schritt eine halbe Compagnie der berü tigten Mozos de la Escuadra, die bekannten Diebsfänger, vertr mit den Schlupfwinkeln der Ladrones und Ratteros, da die mei dieser Sicherheits-Polizei einstens selbst das Räuber- oder Diebsha werk getrieben haben.

Sämmtliche Thüren des Stierplatzes, die um das ganze Gebä herum vertheilt sind, sind numerirt, mit oder ohne Sonne, und

gelöste Eintrittskarte gilt nur für die betreffende Nummer. Der Stierplatz war schon ziemlich besetzt, doch gelang es uns, unter der Loge des Ayuntamiento noch recht gute Sitze zu erhalten. Die Gesellschaft um uns her war freilich sehr gemischt, aber wer macht sich aus dergleichen Sachen in Spanien etwas! Vor und hinter uns befanden sich junge Leute der unteren und mittleren Stände, die neben ihren Damen saßen und sich aufs lebhafteste über das bevorstehende Schauspiel unterhielten. So viel wir aus den Gesprächen entnahmen, hatten Manche ihre Bekannten unter den Aficionados, und nun wurde hin und her gestritten, ob Der oder Jener sich recht brav benehmen würde. Daß dazu viele Orangen verspeist, auch Cigarren von allen Qualitäten geraucht wurden, versteht sich von selbst.

Nach und nach füllte sich übrigens das Haus, und wenn man auch hie und da in den Sitzreihen noch kleine Lücken bemerkte, so war es doch im Ganzen recht gut besetzt. Etwas Lebhafteres indeß, als so ein spanisches Publikum, den Anfang des Stiergefechtes erwartend, ist kaum denkbar. Es mochten vielleicht achttausend Menschen zugegen sein, und die Spannung und Aufregung dieser Versammlung, dieses Gähren der ungeduldigen Volksmassen machte sich vor Anfang des Schauspiels auf alle möglichen Arten Luft. Hier wurde geplaudert oder gepfiffen, dort laut gesungen oder gebrüllt und dazu der Tact mit den Füßen getrommelt. Von oben nach unten, oder auch umgekehrt, flogen Orangenschalen, und wenn man statt des Bekannten einen Fremden getroffen, so erhoben sich beide Theile zu gleicher Zeit, sagten sich unter heftigen Pantomimen einige passende Worte, ohne daß man übrigens nur ein einziges rohes Schimpfwort gehört hätte. Und dieser Wortwechsel dauerte meistens so lange, bis ein paar von unbekannter Hand geschleuderte Orangenschaalen die streitenden Parteien nachdrücklich trafen, worauf sich dann gewöhnlich Beide unter wüthendem Halloh der Umhersitzenden zur Ruhe begaben. Aeußerst komisch war es, wenn einer, der hoch oben saß, zufällig tief unten einen Bekannten entdeckte und nun über Sitze und Sitzende hinweg herabstieg, oder eigentlich

herabfiel; denn jeder in dessen Nähe er kam, erleichterte ihm unter schallendem Gelächter das Herabkommen, was denn auf solche Art eigentlich mehr ein Herabrutschen zu nennen war. Meistens ging das übrigens in Liebe und Freundschaft vor sich; nur erzürnte sich hier und da eine Schöne, deren Mantilla etwas stark gestreift worden war, wurde aber auf die komischste Art von der Welt von dem Herabfallenden besänftigt, indem er ihr versicherte, ihr gutes Aussehen habe durchaus nichts gelitten, er mache sein Compliment, denn sie sähe immer noch reizender aus, als tausend Mädchen seiner Bekanntschaft, deren Namen ihm im gegenwärtigen Augenblicke nicht einfielen.

Auf allen Seiten des gewaltigen Kreises gab es dergleichen Scenen, und wenn es hier einen Augenblick ruhig war, so fing es drüben um so toller wieder an. Dabei war das Auge geblendet von der bunten Menschenmenge, von den lebhaften Farben der Damenanzüge und von dem brennenden Roth der vielen Manta's, namentlich aber von dem strahlenden Sonnenlichte, das einen Theil des Kreises glänzend beleuchtete. Dort hielt man denn auch die Fächer in immerwährender Bewegung, theils um sich vor den Strahlen der Sonne zu schützen, theils um sich affectirt Kühlung zuzuwehen, oder um sich mit entfernter Sitzenden durch Zeichen zu unterhalten.

Wir mochten so eine starke Viertelstunde dagewesen sein, als die Menschenmasse auf einmal in eine allgemeine Bewegung kam. Man steckte die Köpfe zusammen, man hob sich halb in die Höhe, man blickte nach den Logen, die über unseren Sitzen befindlich waren, und als auch wir uns umwandten, sahen wir, daß ein Theil derselben mit reichgeputzten Damen angefüllt war, sowie mit Herren in schwarzen Frackröcken, die sich an die Brüstung begaben und einige Augenblicke in das Haus hinab schauten — die Mitglieder des Ayuntamiento, des Magistrats von Barcelona. Fast zu gleicher Zeit erschienen nebenan in glänzenden Uniformen der Generalcapitän und sein Gefolge. Seine Excellenz Don Ramon de la Rocha, **presidira a la Plaza**, d. h. wird als oberste Behörde die Function leiten. In diesem Augenblicke

war auch die zahlreiche Militärmusik auf ihre Tribüne getreten und wenige Secunden nachher brauste ein prächtiger Marsch zum großen Ergötzen des Publikums durch die weiten Räume.

Um bei der Lebhaftigkeit des spanischen Publikums, dieser heißblütigen Bevölkerung keine Ursache zur Unzufriedenheit zu geben, beginnen überall die Stiergefechte pünktlich zur angegebenen Zeit; selbst in Madrid fügt sich die Königin mit ihrem Hofe aufs genaueste dieser Sitte und es sollen hier, im Gegensatze zu anderen Hauptstädten, die allerhöchsten Personen nie daran schuld sein, daß sich der Anfang des Volksschauspiels auch nur um eine Minute verzögert. Punkt zwei Uhr erschien denn auch hier eine Abtheilung der obenerwähnten Mozos de la Escuadra, um allenfallsige unbefugte Eindringlinge aus der Arena zu vertreiben; doch hätte sie sich diese Mühe ersparen können, denn Alles hatte sich erwartungsvoll auf seine Sitze zurückgezogen.

Jetzt schmetterten die Trompeten und es erschienen in alter Amtstracht, schwarzem Sammtkleide mit der weißen Halskrause, zwei Alguacils zu Pferde, welche mit einem ungeheuren Halloh empfangen wurden, das aber weniger ihren eigenen werthen Personen, als einem dritten Collegen galt, einem Knaben nämlich, ebenfalls als Alguacil gekleidet, der auf einem Pony in ihrer Mitte ritt. Es war dieß ein Scherz oder eine Freiheit, welche sich die Aficionados erlaubt hätten und der von der Menge beifällig aufgenommen wurde. Doch verstummte plötzlich aller Lärm, als nun hinter den Alguacils die Quadrilla ihren feierlichen Einzug hielt. Es waren sechs Picadores, auf dürren hochbeinigen Kleppern, die lange Lanze in der Faust und hoch erhoben; ihnen folgte ein Dutzend Chulos, Banderilleros, zwei „Degen“, das bloße Schwert in der Hand, den rothen Mantel auf dem rechten Arm tragend, und hinter diesen schritt ein Cachetero, d. i. der Mann, der dazu bestimmt ist, mit einem kurzen dolchartigen Messer in gewissen Fällen dem Stiere den Gnadenstoß zu geben. Der Zug wurde beschlossen durch ein Gespann von drei Maulthieren mit bunten Geschirren, welche voll Messingzierathen, kleiner Glocken und rother Quasten hingen.

Auf dem Kopfgestelle und auf dem Rücken befanden sich kleine gelbe Fähnchen. Diese Maulthiere sind dazu bestimmt, die getödteten Stiere aus der Arena zu schleifen, was immer in vollem Galopp geschieht: jetzt aber gingen sie natürlicherweise im Schritt; doch waren es feurige Thiere, welche kaum gehalten werden konnten und so oft sie einen Seitensprung machten oder vorwärts schossen, bewegten sich lustig die Fähnchen, an dem Geschirre klirrten die Messingstücke und klingelten die Schellen, was sich gar nicht übel ausnahm.

In gemessenem Schritt und mit stolz erhobenen Köpfen gingen die Mitglieder der Quadrilla bis vor die Loge des Ayuntamiento und des commandirenden Generals und machten beiden Behörden eine feierliche Verbeugung; darauf ritten die Alguacils ein paar Schritte vor, entblößten ihr Haupt, und einer bat um die Erlaubniß zum Beginne des Gefechts — eine Ceremonie welche vor jedem Stiergefechte bald mit mehr, bald mit weniger Förmlichkeit vor sich geht. Zur Antwort hierauf wird von dem Alcalden der Schlüssel zum Thierzwinger hinabgeworfen. Es ist dieß wie die Ouverture vor einer Oper, und die Aufmerksamkeit des Publikums während derselben vielleicht mit anderen Gegenständen beschäftigt. Kaum aber hat die Behörde durch Hinabwerfen des Schlüssels erlaubt, daß das Gefecht beginne, so sinkt das Lachen und Sprechen der Zuschauer zum leisesten Geflüster und gleich darauf zur tiefsten Stille herab. Die Alguacils haben den Ring verlassen, die Maulthiere sind ihnen klingelnd und rasselnd im Galopp gefolgt, vier Picadores haben sich in der Arena vertheilt, während sie sich im Sattel etwas in die Höhe heben und die Lanze fester fassen. Die bunte Schaar der Chulos und Banderilleros vertheilt sich an der Schranke: hier stehen zwei und drei bei einander, dort ein einzelner; ein paar hüpfen auch, wie zur Probe, über den Bretterzaun hinüber in den Gang; alle aber affectiren oder fühlen wirklich die größte Gleichgültigkeit.

In diesem Augenblicke schmettert von der Musiktribune herab eine Trompetenfanfare; in höchster Erwartung klopfen die Herzen von zehn-

tausend Zuschauern, vielleicht eine Sekunde lang herrscht Todtenstille im ganzen Hause — dann öffnet sich langsam die Thür des Zwingers, und der Stier stürzt hervor.

Gemäß dem ausgegebenen Programme führte dieser erste Kämpfer den Namen Canario. Er war ziemlich groß und stark, von schwarzgrauer Farbe, mit mächtigen, über anderthalb Schuh aus einander stehenden Hörnern. Aus dem dunkeln Zwinger in den hellen und glänzenden Ring tretend, schien das Thier geblendet zu sein und blieb nach kurzem Lauf plötzlich stehen, wobei es nach allen Seiten wie verwundert umschaute. Die Picadores faßten ihre Lanzen fester, sahen nach den Tüchern, mit welchen die Augen ihrer Pferde verbunden waren, und rüsteten sich zum Angriffe. Doch schien der Stier durchaus keine Lust zu haben, mit einem von ihnen anzubinden; vielmehr wandte er sich, nachdem er einige Schritte vorwärts gethan, gemächlich um und schien dahin zurückkehren zu wollen, wo er hergekommen, — eine Bewegung, welche unter den Zuschauern tausendstimmiges Hohngeschrei und Pfeifen hervorrief. Einer der Picadores galoppirte ihm entgegen, stellte sich vor dem Zwinger auf, und der Stier, dem auf diese Art der Rückzug abgeschnitten war und der sich von einer langen Lanze bedroht sah, mußte sich nothgedrungen zur Wehr setzen. Er senkte den Kopf, scharrte ein paar Mal mit den Vorderfüßen im Sande und ging, aber ohne große Energie, auf den Picador los. Dieser legte seine Lanze ein, ritt ihm entgegen und brachte ihm einen tüchtigen Stoß in das rechte Schulterblatt bei, wodurch sich Canario veranlaßt sah, abermals umzukehren und schleuniger als vorhin seinen Rückzug anzutreten. Um seine Reputation war es aber jetzt schon vollständig geschehen, er wurde als Feigling verschrieen, und an den Benennungen, die mit lauter Stimme auf das arme Thier herabgeschleudert wurden, hätte man eine schöne Auswahl spanischer Schimpfwörter studiren können. Der Stier aber schien in der That nicht das geringste Ehrgefühl zu haben; denn er wich den Picadores aus, und nur mit Mühe und Noth wurden ihm noch ein paar Lanzenstiche beigebracht.

Auch die Chulos bemühten sich umsonst, seine Kampflust aufzustacheln: Canario blieb unbeweglich für Alles. Vergeblich flatterten ihm die buntfarbigen Tücher dutzendweise um die Augen; ja, vergeblich faßte einer der Kühnsten sein Horn und ließ sich eine Strecke von ihm fortreißen. Der Stier erregte nur Zeichen des Mißfallens und gab keinem der Toreros Gelegenheit, sich einige Bravos zu erwerben. Nur ein einzigesmal lachte das Publikum laut hinaus, aber die Veranlassung hierzu war verletzend für den armen Canario. Der Cachetero hatte sich nämlich seines Schweifes bemächtigt und ließ sich so eine Zeit lang von dem ängstlich hin und her galoppirenden Thiere durch den Ring schleppen.

Als man aus allem dem ersah, daß so gar nichts mit Canario anzufangen sei, erschienen die Banderilleros mit ihren kurzen Pfeilen und in wenigen Augenblicken staken wenigstens ein Dutzend in seiner Haut. Jetzt fing mir das Schauspiel an kläglich und unangenehm zu werden; denn Canario, der so gar keine Veranlassung zu der schlechten Behandlung gab, die man ihm angedeihen ließ, erregte vollständig mein Mitleiden. Ungestraft und ohne Mühe wurden ihm die Banderillos eingestoßen, und bei jedem neuen Eisen, das in seine Haut drang, spritzte das Blut heraus und brüllte das Thier vor Schmerzen. Aber alle Pein, die ihm angethan wurde, war nicht im Stande, seinen Muth zu entflammen und ihn zu einem neuen Angriffe zu bewegen. Das Hohngeschrei des Volkes verwandelte sich jetzt in wahres Toben; hier und dort sprang einer mit funkelnden Augen in die Höhe, ballte die Fäuste und drohte gegen den unglücklichen Stier hinab; auch das weibliche Geschlecht schonte ihn nicht, und von sehr schönen Lippen ertönten unschöne Worte genug. Endlich schrieen ein paar Stimmen von oben herab: „Feuer! Feuer!“ und gleich darauf wiederholten Tausende diesen Ruf.

Schon oft hatte ich sagen hören, daß das erste Stiergefecht, welchem man beiwohne, einen widerwärtigen Eindruck hervorrufe. Und ich fand dieß vollkommen bestätigt. Doch mochte wohl die Wehrlosig-

keit des armen Opfers da unten viel hierzu beitragen, und ich bin überzeugt, wenn der Stier ein tüchtiger Kerl gewesen wäre, zu Anfang ein paar Picadores überrannt, so wie einige Pferde ausgeweidet hätte, so würde auf uns sein Brüllen und das Blut, welches von seinem Körper herabtropfte, viel weniger Eindruck gemacht haben. Der Ruf des Publikums: „Feuer! Feuer!“ verlangt, daß statt der gewöhnlichen Banderillos dem Thiere sogenannte Feuerpfeile eingestoßen werden. Diese haben ebenfalls Widerhaken, damit sie in der Haut stecken bleiben, sind aber statt des flatternden Papieres mit Schwärmern, kleinen Kanonenschlägen und dergleichen schönen Sachen umgeben, die durch eine Pulverleitung verbunden sind und sich entzünden, sobald der Pfeil dem Thiere eingestoßen ist. Wie das Thier von dem Knallen auf allen Seiten, sowie von den Brandwunden toll gemacht wird, kann man sich leicht denken. Einen Augenblick blieb Canario wie betäubt stehen, als die ersten Schwärmer auf seine Haut losplatzten, dann aber fing er an kläglich zu brüllen, weißer Schaum drang aus seinem weit geöffneten Maule, und mit hoch erhobenem Schweife raste er in tollen Sprüngen durch den Ring. Man hätte glauben können, jetzt werde endlich ein verzweifelter Kampf beginnen; aber weit entfernt: nachdem die letzte Hülse geplatzt war und das letzte Pulver verpufft, legte sich auch seine Angst wieder, denn nur diese hatte ihn umhergetrieben, und er stand da mit gesenktem Kopf und Schweif, — ein trauriger Anblick.

Uns, die wir zum ersten Mal einem Stiergefecht beiwohnten, hatte dieser Anfang noch weniger gefallen, als den Spaniern; namentlich machten auf uns die Feuerpfeile einen widerwärtigen Eindruck, sie versengten Haar und Haut und erregten einen unangenehmen Brandgeruch. Ein Trompetenstoß rief einen der „Degen“ in den Ring, und auf die schon oben beschriebene Art trat er von der Seite herein. Es war ein hübscher wohlgewachsener Mann mit kräftigem Körperbau und sehr energischem Gesichtsausdrucke; er schritt auf die Loge des kommandirenden Generals zu, grüßte denselben, sowie das Ayuntamiento zierlich mit seinem Degen und wandte sich darauf gegen den Stier. Dieser

stand da vor Ermattung und Angst unfähig, sich zu rühren. Achselzuckend versuchte es der Espada seinen Widerstand zu entflammen, indem er ihm den rothen Mantel zu wiederholten Malen um die Augen schlug. Alles vergebens! der Stier wandte kaum seinen Kopf herum, worauf der Espada langsam den Arm ausstreckte, mit der Degenspitze ruhig zwischen den Hörnern die tödtliche Stelle suchte, eine kleine Handbewegung machte, und dann stürzte das Thier, wie vom Blitze erschlagen, auf der Stelle todt nieder.

Jetzt öffneten sich die Thore auf unserer rechten Seite, das Maulthiergespann trabte herein, der todte Stier wurde mit den Hinterfüßen an eine Bracke befestigt, dann ging es im vollen Galopp einmal im Kreise herum und zum Thore hinaus. Während dessen fiel die Musik mit einer lustigen Polka ein, und die rauschenden Klänge übertönten die lauten Beschimpfungen, die dem unglücklichen Canario immer noch nachgerufen wurden. Auch die Quadrilla schien es zu bedauern, daß sie so wenig Widerstand gefunden und deßhalb ihre Gewandtheit nicht hatte zeigen können.

Die Stelle, auf welcher der Stier gefallen, wurde mit Sand bedeckt, um die Blutflecken zu vertilgen, und nach einer kleinen Pause betrat der zweite Stier den Kampfplatz. Er hieß Coracero, und sein erstes Auftreten war ein vielversprechendes und trug ihm ein gelindes Händeklatschen ein. Ich muß hier vorausschicken, daß bei den Stiergefechten der Dilettanten meistens sogenannte Novillos den Kampfplatz betreten; das sind nämlich Stiere, die erst im nächsten Jahre zu den anderen Stiergefechten tüchtig sein würden; obgleich ein guter und kräftiger Novillo kein zu verachtender Gegner ist, so haben sie doch begreiflicher Weise noch nicht die Wildheit und Unbändigkeit der älteren Stiere.

Durch den Vorgang mit dem unglücklichen Canario schienen die Chulos über alle Maßen sicher geworden zu sein; denn statt, wie es beim Erscheinen eines neuen Stiers Regel ist, sich beobachtend möglichst an die Schranken zu halten, standen sie unbekümmert plaudernd in Grup-

pen bei einander, einige sogar in der Nähe des Zwingers. Coracero, dem in diesem Augenblicke das Thor geöffnet wurde, war zwar kleiner, aber auch untersetzter, als sein Vorgänger, und bezeigte sich sogleich bei Anfang des Gefechtes als ein heimtückischer Bursche. Harmlos und ruhig ging er einige Schritte vorwärts, und ich hielt ihn daher für nicht besser als Canario; doch sagte mir mein Nachbar, ein alter Habitue des Stierplatzes: „Der ist gut; sehen Sie, wie seine kleinen Augen funkeln.“ Und der Mann hatte Recht; denn Coracero, der sich, wie gesagt, mit größter Ruhe einer der Gruppen genähert hatte, stürzte nun mit Einem Male wie toll und wüthend gegen die Chulos hin, was eine allgemeine und höchst ergötzliche Flucht zur Folge hatte. Nach allen Richtungen stoben seine leichtfüßigen Gegner aus einander, und die meisten übersprangen die Schranken mit einer außerordentlichen Behendigkeit. Hier und da überschlug sich auch Einer und fiel, statt auf die Füße, auf einen anderen Theil des Körpers, — ein Mangel an Gewandtheit, der jedesmal ein lautes Hohngelächter zur Folge hatte.

Der Stier hatte unterdessen die drei Chulos auf's Korn genommen, welche vorhin so dicht vor seinem Zwinger gestanden, und verfolgte sie mit solcher Hast und drohender Geberde, daß Viele aus dem Publikum sich halb von ihren Sitzen erhoben und dem interessanten Anfange athemlos zuschauten. Die drei stoben natürlicher Weise in voller Flucht aus einander, doch besann sich Coracero keinen Augenblick und verfolgte Einen in so tollem Laufe, daß dieser sich nur retten konnte, indem er nicht ohne Geistesgegenwart dem Stier seinen Mantel zwischen die Füße warf. Dessen ungeachtet langte aber das Thier mit dem Chulo fast zu gleicher Zeit an der Schranke an, und es war kein Zoll breit Raum mehr zwischen den Hörnern Coraceros und den seidenen Beinen des Chulo, als dieser erschreckt und athemlos über die Schranken flog. Mancher der Zuschauer und auch ich glaubte, der Stoß des Thieres habe ihm nachgeholfen, doch war dem zum Glücke nicht so; der Mann war unverletzt, doch schien mir sein Lachen einiger-

maßen erkünstelt zu sein. Mein Nachbar sagte mir: „Hätte der Stier zwei Jahre mehr, so würde das ein sehr schönes, ernsthaftes Gefecht werden: so aber werden die Dilettanten schon mit ihm fertig werden."

Coracero, der mitten in der Bahn stand, betrachtete sich seine Feinde rings umher. Schon mehreremale hatte er einen Sprung rechts oder links gethan, so oft sich einer der Chulos blicken ließ und ihm, freilich auf sehr weite Entfernung, eines der langen bunten Tücher entgegenwarf, sich auch langsam gegen die Picadores gewandt. Der, welcher ihm zunächst stand, ritt nun dem Thiere entgegen und legte seine Lanze ein. Der Stier nahm die Herausforderung an, senkte die Hörner und rannte in vollem Laufe gegen den Picador an. Ein tüchtiger Stoß mit der Lanze, den das Thier beim Zusammenstoß erhielt, machte es einen Augenblick stutzen; doch erneuerte es im nächsten Moment seinen Angriff um so heftiger, und wahrscheinlich hätte derselbe mit dem Tode des Pferdes geendigt, wenn nicht mehrere Chulos dem Picador zu Hülfe gekommen wären und die Aufmerksamkeit des Stiers von ihm abgelenkt hätten. Bei einem gewöhnlichen Stiergefechte hätte man den Stier seinen Kampf mit dem Picador ruhig ausfechten lassen, und es wäre wider die Regel gewesen, dem Picador zu Hülfe zu kommen, ehe Roß und Reiter im Sande gelegen. Aber die Aficionados schonten begreiflicher Weise ihre Pferde. So außerordentlich verwegen dieselben bei dem ersten Stier umhergaloppirt waren und ihm Stiche nach allen Seiten beigebracht hatten, um so mehr nahmen sie sich jetzt in Acht; doch mußten alle vier nach einander wenigstens einmal ein Rencontre mit ihm bestehen, und drei waren auch so glücklich, ihm einen tüchtigen Lanzenstoß beizubringen, der ihn für den Augenblick zurücktrieb. Auch waren die Chulos und Banderillos gleich bei der Hand. Bei dem vierten ging es übrigens nicht so gut, eigentlich für die Zuschauer besser, denn es floß Blut, was bei einem Stiergefecht immer die Hauptsache ist. Der vierte Picador schien mir ein schwächeres Pferd zu haben als die anderen, er selbst aber war ein untersetzter, dicker Kerl, der, wenn er in dem Ringe

galoppirte, beständig so komische Bewegungen machte, daß viele aus dem Publikum in lautes Gelächter ausbrachen und ihn mit allerlei freundschaftlichen Benennungen belegten. Endlich ritt auch er gegen Coracero an, und dabei wiegte sich der Picador so komisch im Sattel hin und her, daß er durch allgemeine Heiterkeit und einiges Händeklatschen belohnt wurde. Doch wäre es für ihn viel besser gewesen, wenn er genau auf seinen Feind Achtung gegeben hätte, kaum hatte der Picador nämlich seine Lanze eingelegt, so war der Stier auch schon dicht bei ihm, indem er die Lanze unterlief und nun mit einem kräftigen Anlaufe seine Hörner dem armen Pferde in die Seite bohrte, so daß es sich hoch aufbäumte, dann aber zusammenbrach und mit seinem Reiter in den Sand rollte. Wie immer, zum Glück für den Picador, ließ nun der Stier seine ganze Wuth an dem unglücklichen gefallenen Pferde aus, ohne den Reiter weiter zu beachten, wodurch dieser Zeit bekam, aus dem Sattel zu klettern und mit Beihülfe einiger Banderilleros langsam davon zu hinken.

Der Stier zerfleischte unterdessen das Pferd so lange, als dieses noch ein Lebenszeichen von sich gab; dann wandte er sich abermals gegen die übrigen drei Picadores und schien ihnen einen Kampf anzubieten. Doch hatte keiner der Aficionados, durch den Vorgang mit dem Kameraden gewitzigt, besondere Lust, sich mit ihm ferner in einen ernstlichen Kampf einzulassen. Sie umritten ihn im Galopp, brachten ihm auch hier und da einen leichten Lanzenstich bei, waren aber dabei so glücklich, seinen Hörnern zu entgehen. Es war kein rechter Ernst bei der Sache, und wäre das Stiergefecht nicht von Dilettanten unternommen worden, so hätte man vom Publikum ein schönes Gepfeife vernommen.

Endlich rief die Trompete die Banderilleros herbei und hiedurch wurde das Schauspiel etwas belebter. Wie schon bemerkt, schienen die Picadores ihre Pferde geschont zu haben und hatten sich somit eine kleine Blöße gegeben, was nun die Banderilleros durch ihr ziemlich tollkühnes Spiel mit dem Stier wieder gut machen zu wollen schienen.

Es war nicht leicht, dem wilden Thiere beizukommen, und Coracero hatte die schlimme Gewohnheit, sich immer einen Einzelnen aus seinen Angreifern herauszulesen, und denselben, ohne sich durch Mantelschwenken irre machen zu lassen, bis an die Schranke zu verfolgen. Ein paar entkamen nur mit genauer Noth, und einer, der vor dem Thiere niederstürzte, schien verloren zu sein, wäre es auch wahrscheinlich gewesen, wenn nicht in diesem Augenblick ein Banderillo tief in den Hals des Thieres gedrungen wäre, wodurch es sich wüthend auf die Seite wandte und dem Niedergestürzten Zeit ließ, auf seine Füße zu springen und davon zu laufen.

Unterdessen war die Zeit schon ziemlich vorgerückt; der helle Sonnenstreifen, der auf dem Hause lag, hatte sich schon sehr emporgehoben, weßhalb denn auch, um das Schauspiel nicht zu sehr in die Länge zu ziehen, ehe noch der Stier Zeichen von Müdigkeit gegeben, der Espada in die Schranke trat. Es war das ein anderer, als der, welcher den ersten Stier gefällt hatte; doch kam er nicht allein, sondern gegen alle Regeln in Begleitung von drei bis vier Chulos und Banderilleros, — eine Vorsichtsmaßregel, die ihm übrigens sehr wenig half; denn der Stier war seiner nicht so bald ansichtig geworden, als er mit den Vorderfüßen zu scharren begann, den Kopf senkend ein paar Schritte rückwärts trat und dann so wüthend auf die Gruppe losstürzte, daß diese aus einander stob und sich in schönen Sätzen über die Schranken rettete, wobei der Espada selbst einer der Leichtfüßigsten war und noch dabei das Unglück hatte, jenseits der Schranken mit Schwert und Mantel wie ein Mehlsack niederzustürzen. Dieses Mal sparte das Publikum weder Pfeifen noch Zischen, was den Degen so empörte, daß er auf derselben Stelle in den Ring zurücksprang und nun allein dem Stiere gegenüber trat, wofür er denn auch mit einem tausendstimmigen Bravo belohnt wurde. Die Chulos erschienen übrigens auch gleich wieder im Ring und einer, der sich bei allen Kämpfen durch seine Verwegenheit hervorgethan hatte, lenkte die Aufmerksamkeit des Thieres auf sich, wodurch es dem Espada möglich wurde, sich dem

Stiere zu nähern und ihm den Degen bis an das Heft in den Nacken zu stoßen. Zum ersten Male brüllte das Thier laut auf, und da es zu gleicher Zeit heftig auf die Seite sprang, so mußte der Espada Degen und Griff fahren lassen, mit welchen denn auch das Thier wie toll im Kreise umherraste.

Es war dieß ein häßlicher Anblick: das Blut rann stromweise aus der Wunde, und zuweilen blieb der Stier, wie von furchtbarem Schmerz gepeinigt, plötzlich stehen, scharrte mit den Füßen und wandte sich dann um, seinen Lauf aufs Neue beginnend. Unterdessen hatte sich der Espada ein neues Schwert reichen lassen, und jetzt war es ihm leicht, dem Stiere nahe zu kommen, der schon durch Schmerz und Blutverlust ziemlich erschöpft war. Obgleich Coracero noch immer seinen Angreifern bereitwillig entgegenstürzte, so hatten doch seine Bewegungen sehr an Schnelligkeit verloren, weßhalb es dem Espada leichter gelang, auch den zweiten Degen bis an das Heft in den Nacken des Thieres zu stoßen. Aber auch dieser Stoß war nicht glücklicher als der erste; der Stier stürzte nicht zusammen, vielmehr wandte er sich kläglich brüllend um, machte ein paar rasende Sätze und umkreiste noch einmal den ganzen Ring, ehe er, wie betäubt, dicht unter unsern Sitzen stehen blieb. Jetzt erst fing er an zu wanken, das Blut schoß ihm stromweise aus dem Maule, und lange noch schwankte er hin und her, ehe er zusammenbrach. Der Cachetero mußte hinzutreten und ihm mit seinem kurzen Messer den eigentlichen Todesstoß geben.

Mir war es hierauf recht angenehm, daß das darauf folgende Gefecht ein unblutiges sein sollte. Der dritte Stier, Soldado, sollte nach portugiesischer Weise bekämpft werden, die darin besteht, daß das Thier in den Ring gelassen, von den Chulos gereizt und geneckt, und dann von diesen und den Banderilleros mit den Händen eingefangen, gestellt und nach dem Zwinger zurückgebracht wird. Da aber der Stier bei seiner Kraft und Wildheit und mit seinen langen und spitzen Hörnern ohne Vorsichtsmaßregeln ein zu ungleicher Kämpfer sein würde, so be-

festigte man auf den Spitzen seiner Hörner ausgepolsterte lederne Kugeln, wodurch allerdings die Gefährlichkeit des Stoßes vermindert wird; doch erfordert diese Art des Kampfes immer noch große Vorsicht, Gewandtheit und Kraft. Soldado war ein ziemlich kräftiger Bursche, mit langen Hörnern, welche aber sorgfältig umwickelt und oben mit großen Knöpfen versehen waren. Die Chulos und Banderilleros befanden sich ohne die Picadores im Ringe, umgaben den Stier sogleich und neckten ihn auf die verwegenste Art. Das Thier schien indessen eben so wenig zum Spaß aufgelegt zu sein als sein Vorgänger, und da sich seine leichtfüßigen Gegner noch weniger in Acht nahmen und nicht so häufig die rettende Schranke aufsuchten, so kamen einige in sehr unangenehme Berührung mit den Hörnern des Soldado. Einen faßte das Thier in der Nähe des Hosengurtes und schleuderte ihn mehrere Schritte weit so nachdrücklich in den Sand, daß der Chulo ein paar Secunden lang unbeweglich liegen blieb. Einem andern ging es noch schlimmer. Dieser hatte den Stier über alle Gebühr geneckt und wurde nun, ohne daß sich das Thier von den übrigen irre machen ließ, so hartnäckig an die Schranken verfolgt, daß er nicht mehr Zeit hatte, sich hinüberzuschwingen. Hier und da hörte man schon einen Angstschrei unter den Zuschauern, und es war ein unbehaglicher Anblick, als man sah, wie der Stier mit voller Kraft gegen den Chulo und die Bretterschranke anrannte. Obgleich die Hörner umwickelt waren, hätte doch der Stoß den Chulo unfehlbar zerquetschen müssen, wenn er nicht das Glück gehabt hätte, von dem Stiere zwischen die Hörner gefaßt zu werden. Aber er verdiente dieses Glück durch seine Geistesgegenwart; denn da er wohl wußte, der Stier werde sich nicht mit dem einzigen Stoße begnügen, so faßte er mit fast übermenschlicher Kraft die Hörner, nicht um den Stier zurückzuhalten, was unmöglich gewesen wäre, sondern um sich von demselben in die Höhe schleudern zu lassen und so dem sicheren Tode zu entgehen. Dieß geschah denn auch, und gleich darauf flog der Chulo rückwärts über den Stier in den Ring zurück, wo er übrigens auf dem

Sande liegen blieb und weggetragen werden mußte. So viel wir später hörten, kam er mit einer zerbrochenen Rippe davon.

Eine Variante dieses gewagten Experimentes, welches der Chulo ausführte, kommt in den Annalen der Tauromachia zuweilen, aber sehr selten vor, heißt dann Salto sobre testuz (der Sprung über den Kopf des Gegners), wo nämlich der an die Wand gedrängte Toreador in dem Augenblicke, wo der Stier den Kopf senkt, um ihn zu spießen, seinen Fuß zwischen die Hörner des Thieres setzt, und, von der Todesangst getrieben, über ihn hinwegspringt. Ein Vorgänger von Montes, ich glaube der eben so berühmte Francisco Romero, kam übrigens dabei auf eine schreckliche Art ums Leben. Cuendias in seinem Buche über Spanien erzählt diese traurige Katastrophe auf folgende Weise:

„Es war nach einer glänzenden Corrida, die der Hof mit seiner Gegenwart beehrte, als der tapfere Espada zwischen den Toro und las Tablas gerieth. Las Tablas nennt man die Brettereinfassung des Circus, über welche der Torero manchmal mit einem Sprunge setzen muß, um sein Leben zu retten. Montes Vorgänger war in der höchsten Gefahr; zu nahe an den Tablas, um einen Anlauf zu nehmen, vielleicht auch zu stolz, um die Flucht zu ergreifen, entschließt er sich kaltblütig zum Salto sobre testuz. In dem Augenblicke nämlich, wo der Stier sich demüthigte und die Hörner senkte, um ihn zu spießen, setzte er zwischen diese Hörner an die Stirn des Thieres seinen Fuß und führte mit unglaublicher Gewandtheit und haarsträubender Kühnheit den gefährlichen Sprung aus. Das unbarmherzige aber gerechte Publikum erfüllte den Circus sogleich mit einem Schrei der Bewunderung. Unglücklicherweise litt der König an Zerstreutheit und hatte daher von der merkwürdigen Scene nichts sehen können. Seine Majestät hört aber das Beifallsgeschrei des Volks und will die Ursache wissen. Darauf erzählt man ihr die Heldenthat des Torero.

„Da capo!“ sagte der König; „er mach es noch einmal.“

„Wahrscheinlich glaubte Seine Majestät damit dem Torero eine große Ehre zu erweisen.

„Der Torero gehorchte! . . .

„Was er einmal, getrieben von der Todesgefahr und in einem Augenblicke rasender Begeisterung, glücklich gewagt hatte, das wollte er jetzt aus übertriebenem Gehorsam gegen den König und aus verblendetem Ehrgeiz noch einmal improvisiren. Auch hielt er sich nicht an die Regeln der Kunst. Der Stier stellte sich nicht wie das erste Mal. Statt den Kopf zum Stoße zu senken und in dieser Haltung anzurennen — eine Bewegung, auf die der Kopfsprung berechnet ist, der in diesem Falle den Toreador hinter den Stier zur Erde sendet, wo er, Dank seiner Geschicklichkeit, mit geraden Beinen den Boden erreicht — statt dessen hatte die Bestie Halt gemacht und in dem Augenblicke, wo der Fuß ihre Stirne berührte, den Kopf emporgeworfen, so daß der Toreador das Gleichgewicht verlor und — fiel.

„Ein Angstschrei erschallt, die Versammlung überläuft ein Todesschauer! Der Stier rennt nicht mehr; er trabt langsam, mit erhobenem Haupt, das Auge in Flammen, rings um die Arena, als wollte er den entsetzten Zuschauern seinen Siegeskranz zeigen, den blutigen Kranz, den er sich aus den Eingeweiden seines Feindes gewunden hatte. Der unglückliche Toreador lag gespießt auf den Hörnern und zappelte vergebens, um sich loszumachen, und wand und krümmte sich im Krampf und in den Aengsten des Todes. Er war mit ganzem schwerem Leibe auf die Spitzen gefallen und daran hängen geblieben. Das Uebrige that die Wuth des gereizten Thieres.“

Der unangenehme Vorfall, von welchem wir vorhin erzählt, verminderte indessen durchaus nicht den Uebermuth der Anderen, und der bunte glänzende Schwarm war dem Stiere nun so dicht auf dem Leibe, daß er sich ihrer kaum zu erwehren im Stande war. Freilich purzelten bald rechts, bald links Einige über einander hin, denen der Stier mit einer raschen Seitenbewegung zu nahe kam; doch sprangen sie lachend wieder auf, um ihre kindische Neckerei mit dem Thiere —

anders kann man es wahrhaftig nicht nennen — fortzusetzen. Schon lange hatten ein Paar darnach gestrebt, ihm die bunte Schleife zu entreißen, die auf seinem Rücken befestigt war; doch hatte Soldado bis jetzt alle dergleichen vertrauliche Annäherungen sehr übel aufgenommen, und bald flog Der rechts, Jener links in den Sand. Endlich gelang es Einem, die Schleife zu erhaschen, wofür er von den Zuschauern durch ein unendliches Bravo belohnt wurde. Ein Anderer hatte unterdessen sein Sacktuch aus der Tasche gezogen und ließ es sich von dem wild daherstürzenden Thiere vermittelst des Hornes aus der Hand reißen, lief aber gleich wieder hintendrein und war so glücklich, es nun seinerseits dem Thiere wieder abzunehmen. Schon vorhin erwähnte ich eines Chulo, der sich durch seine Kühnheit auszeichnete. Dieser erschien mit einer langen Springstange im Ringe und wir wußten lange nicht, was er damit wolle; endlich aber erspähte er einen günstigen Augenblick, wo das Thier gerade eine Secunde still stand, stützte seine Stange auf den Boden und schwang sich in gewaltigem Sprunge über den Stier hinüber. An einem Male hatte er übrigens nicht genug; doch wäre es besser gewesen, wenn er sich damit begnügt hätte; denn beim zweiten Mal, als er gerade sprang, machte Soldado eine Seitenbewegung, stieß an die Stange, und der Chulo, der gerade in der Luft schwebte, fiel genau auf den Rücken und zwischen die Hörner des Stiers. Daß ihm dieser zu einem neuen und kräftigeren Aufschwung verhalf, brauchen wir eigentlich nicht zu sagen: bei zehn Fuß hoch warf ihn Soldado in die Luft und es war ein Glück, daß er inmitten einer Gruppe seiner Kameraden niederfiel, die ihn auffingen und so einigermaßen den Sturz schwächten.

Dieses ganze Schauspiel an sich war übrigens komisch genug und auch interessant. Die gewandten Leute in ihren bunten Costümen in immerwährender Bewegung, bald auseinanderfahrend, bald sich wieder zusammendrängend, dazwischen den dunklen, fast schwarzen Stier, der sich jetzt links wandte, dann geradeaus stürzte, um sich an der anderen Seite des Ringes, aufs Neue von den grellfarbigen Tüchern

geneckt, wieder zu wenden, — es war eine Scene voll Leben und Bewegung. Hauptsächlich nahm es sich recht gut aus, wenn ein einzelner Chulo vor dem Stiere fliehend, demselben den langen Mantel zwischen die Vorderfüße schleuderte, was den Stier meistens einen Augenblick aufhielt, indem er gewöhnlich das Zeug mit den Hörnern zerzauste, ehe er aufs Neue seine Verfolgung begann.

Alles Bisherige war indessen nur Vorspiel gewesen. Jetzt warfen die Kämpfer ihre Mäntel über die Schranke und fingen an, den Stier ernstlich zu stellen, was damit begann, daß sich Zwei nach längeren fruchtlosen Versuchen endlich an den Schweif des Thieres hängten. Soldado nahm dieß jedoch sehr übel auf und raste mit seinen Anhängseln in so tollem Lauf durch den Ring, daß sie im wahren Sinne des Wortes geschleift wurden und am Ende wieder loslassen mußten. Ein paar Anderen erging es nicht besser, und einem dritten Paar gelang es nur dadurch, den wüthenden Lauf des Thiers zu hemmen, daß sich zugleich vier ihrer Kameraden je Zwei und Zwei zu gleicher Zeit an die Hörner des Stiers hängten. Dies machte Soldado einen Augenblick stutzig, und nun hatte er sein Spiel verloren. Wie toll stürzten alle übrigen Chulos und Banderilleros auf ihn zu, faßten Schweif, Ohren, Hörner, Füße und nachdem sich der Stier noch einige Minuten mit aller Kraft gewehrt, wobei mancher seiner Angreifer tüchtig zusammengeprellt wurde, stand er wie ein Lamm und mußte es geschehen lassen, daß ihn seine Sieger triumphirend im Schritt durch den ganzen Ring führten unter schallendem Händeklatschen und tausendstimmigem Freudenruf der Zuschauer.

Von dem vierten Kampfe, in welchem der Stier Ligero auftrat, ist nichts zu sagen, als daß dieses Thier noch schlechter war, als der unglückliche Canario. Er fiel unrühmlich, ohne einem Pferde auch nur die Haut geritzt zu haben, unter dem Messer des Cachetero. Damit war das Stiergefecht zu Ende, und wenn es auch kein glänzendes, d. h. blutiges genannt werden konnte, so hatte es doch für uns den Vortheil, daß wir den Gang und das Wesen eines solchen Kampfes

in diesen paar Stunden besser kennen lernten, als durch eine Menge Beschreibungen, die wir früher gelesen.

Das Stiergefecht, für welches heuzutage alle Classen des spanischen Volkes die größte Leidenschaft zeigen, gehörte schon seit uralten Zeiten mit zum Ruhm und Glanz des Landes. Man ist ungewiß darüber, woher diese Volksbelustigung eigentlich stammt; Einige wollen dieselbe von den Circusspielen der Römer herleiten, Andere aus der Gothenzeit oder erklären sie für eine uralte iberische Sitte; gewiß ist, daß sie schon zur Maurenzeit ein ritterliches Vergnügen war, dem sich damals die Vornehmsten des Landes hingaben. Auf der Vivarrambla in Granada sah man schon die Ritter Zegris wie Abbenceragen, unter der Regierung Muley Hassans, des Vaters des letzten Königs Boabdil, gegen den Stier in die Schranken treten. Am späteren christlichen Hofe Spaniens thaten die größten Helden damaliger Zeit dasselbe, und Don Guzmann, der Cid, Don Sebastian, König von Portugal, und Karl V. gehörten zu den kühnsten Toreros. Dagegen suchten auch manche Herrscher die Stiergefechte zu unterdrücken, so Isabella I., welche nie einen Stierplatz besuchte und während deren Regierungszeit die Hörner des Thieres mit Kugeln versehen sein mußten, um die Kraft des Stoßes zu brechen; und während Philipp IV. noch in höchst eigener Person den Stierplatz betrat, zeigte sich Philipp V. als entschiedenster Gegner dieses spanischen Nationalvergnügens. Obgleich er es nicht zu verbieten wagte, so gerieth doch die Tauromaquia während seiner Regierungszeit so in Verfall, daß sie aus einer „noblen Passion" ein besoldetes Handwerk wurde. Damit änderte sich auch das ganze Wesen des Stierkampfes, und statt daß früher ein einzelner Reiter auf gutem starkem Pferde dem Thiere mit Jagdspieß und Schwert entgegentrat, erschien jetzt die Quadrilla in ihrer heutigen Zusammensetzung: die Picadores, Banderilleros und zuletzt der Espada, welcher dem Stiere zu Fuß entgegentritt, um ihn Auge gegen Auge mit einem Degenstoß zu tödten. Nur zuweilen noch traten vornehme Liebhaber mit den „Leuten vom Handwerk" in die Schranken oder

wurden Stiergefechte, wie das eben beschriebene in Barcelona, von Aficionados puros (eifrigen Dilettanten) in Scene gesetzt.

Wie ich schon Eingangs dieses Kapitels bemerkte, werden die Stiergefechte in Spanien nur in den Frühjahrs- und Sommermonaten, von Mai bis Ende September, abgehalten, weßhalb wir denn leider auf unserer Reise durch Spanien keines der glänzenden, d. h. blutigen, zu sehen bekamen; man hoffte auf ein Stiergefecht in Madrid zur Zeit der Geburt der Prinzessin am 10. Januar, doch wurde es durch den gleich darauf erfolgten Tod derselben verhindert. Obgleich sich alle Stiergefechte mehr oder minder gleichen, so kommen doch durch die Wildheit eines Stieres, selbst durch Zufälligkeiten oft die interessantesten Abwechslungen vor. So erzählt Rochau in seinem vortrefflichen „Reiseleben in Spanien“ von der Episode eines Stiergefechts zu Madrid, welche mir interessant genug erscheint, um es im Auszuge mitzutheilen. Ein schlechter, feiger Stier, in der Art wie der oben beschriebene Canario, auf den sogar Feuerpfeile nicht die geringste Wirkung ausübten, wurde mit Hunden gehetzt und dann durch einen schlächtermäßigen Degenstoß in die Weichen schimpflich getödtet.

„Das Publikum war noch immer mit der Hundshatz, einem sehr seltenen Schauspiele, beschäftigt,“ so erzählt Rochau, „als, fast ohne bemerkt zu werden, langsamen, aber sicheren Ganges der neue Stier in den Ring schritt, schwarzbraun von Farbe, klein, hinten niedriger gebaut als vorn, die Hörner kurz, aber auf den Treffer gestellt, um mich eines Ausdrucks vom Fechtboden her zu bedienen. Mit aufgereckten Ohren und mit raschem Schweifschlagen wandte der Stier den Kopf rechts und links, als ob er sich der Stellung und Stärke seiner Feinde vergewissern wolle, und dann wie der Blitz rannte er mit gesenkten Hörnern auf den zunächststehenden Picador los, der von dem gewaltigen Stoß sammt seinem Pferde rücküberstürzte. Ohne sich bei dem in den Sand gestreckten Gegner aufzuhalten, hatte der Stier den zweiten Picador gefällt, ehe dieser auch nur Zeit gehabt, seine Lanze einzulegen und in ein paar mächtigen Sprüngen war auch der

dritte erreicht und zu Boden gestreckt. Das alles geschah so rasch, daß man die größte Mühe hatte, dem Gange des Kampfes mit den Augen zu folgen. Das Volk war außer sich vor Jubel über diesen Anfang des neuen Rennens. Alle Welt stand von den Sitzen auf, die Hüte zu schwenken und ein donnerndes bravo toro auf die Bühne hinauszurufen. Wären Blumen zur Hand gewesen, man hätte den Stier ohne Zweifel gekrönt wie eine Opernsängerin nach der Bravourarie. Der Stier inzwischen, als ob er wußte, daß ihm noch ein Picador fehle, suchte mit den Augen im Kreise herum, und da er keinen Reiter mehr sah — der vierte Picador war zufällig abwesend — so ließ er sich herab, einen der Chulos des Angriffs zu würdigen. Festen Auges, und ohne sich durch das Mantelschwenken der übrigen irre machen zu lassen, verfolgte er seinen Mann in windschnellem Laufe, und es war kein Zoll breit Raum mehr zwischen dem Horne des Stiers und der Hüfte des Chulo, als dieser sich athemlos über die Schranken schwang. Furcht und Schrecken herrschten in dem ganzen Ringe. Die Picadores hatten sich unter ihren Pferden hervorgearbeitet und waren fortgehinkt, und sie übereilten sich nicht, von Neuem zu erscheinen. Die Chulos hielten sich in ehrerbietiger Entfernung; der Stier war Meister des Platzes, den er lautschnaubend durchschritt, und wohin er sich wandte, da wich man ihm eilends schon von Weitem aus. Endlich ritt der vierte Picador auf einem ungewöhnlich starken und guten Pferde in die Schranken. Der Stier wurde seiner nicht so bald ansichtig, als er in gestrecktem Laufe auf ihn losstürzte. Der kräftige Lanzenstoß, mit welchem er empfangen wurde, hielt ihn einen Augenblick auf, aber im Nu nahm er den zweiten Anlauf und bohrte beide Hörner bis an die Wurzel in die Brust des Pferdes, das sich wild aufbäumte und den Picador aus dem Sattel geschleudert haben würde, wäre dieser nicht ein vortrefflicher Reiter gewesen. Mit seltener Geistesgegenwart holte der Picador zum zweiten Male mit der Lanze aus, während der Gaul kerzengerade auf den Hinterbeinen stand, und der Stier, durch die neue Wunde noch wüthender geworden, führte Stoß

auf Stoß gegen den Bauch und gegen die Seite des Pferdes, bis es am Boden lag, und auch dann noch wühlte er mit grimmiger Wollust in seinen Eingeweiden. Der Enthusiasmus des Publikums, der bei diesem Anblicke losbrach, läßt sich nicht beschreiben. Barbaro! barbaro! rief man von allen Seiten im Tone der Begeisterung und mit verklärtem Gesichte. Dieses Wort, weit entfernt, ein Vorwurf zu sein, ist bei solchen Gelegenheiten der höchste Ausdruck des Beifalls, es ist der Superlativ von bravo. Que barbaridad! ruft man bewundernd, wenn der Degen dem Stiere das Eisen bis an das Heft zwischen die Schultern stößt.

„Der Picador war in der augenscheinlichsten Gefahr. Er lag einen Schritt weit von dem Pferde auf dem Sande, seine mit Baumwolle steif ausgefütterten Lederhosen machten es ihm unmöglich, rasch aufzuspringen und davon zu laufen, und er wagte nicht, sich zu rühren, um die Aufmerksamkeit des Stiers nicht auf sich zu ziehen. Nach einer langen peinlichen Minute — peinlich für den Picador, nicht für die Zuschauer, im Gegentheil — wagten sich endlich ein paar Chulos ihrem Kameraden zur Hülfe heran, und der Stier ließ das zerfetzte und regungslose Pferd liegen, um auf jene schnellfüßigen Gegner Jagd zu machen. Erst auf das stürmische Verlangen des Publikums erschienen neue Pferde in dem Ringe, von denen der Stier in wenigen Augenblicken noch drei ausweidete, ohne daß seine Kraft und seine Kampflust deßhalb abnahm. Ich glaube er würde den ganzen Stall des Empressario geleert haben, wenn den Picadores, von denen übrigens auch zwei im schweren Falle Schaden genommen hatten, nicht der Muth ausgegangen wäre. Gegen alle Regel des Spiels rief die Trompete die Banderilleros, ehe der Stier das mindeste Zeichen der Mattigkeit oder der Flauheit gegeben hatte. Mit Mühe und Noth wurde ihm ein einziges Paar Banderillas beigebracht, und dann erschien der Espada, den der Stier bald als seinen Hauptfeind aus den übrigen herauserkannte. Ohne die Herausforderungeu des Degens abzuwarten, lief er aus freien Stücken gegen denselben an, und zwar mit so drohender Miene, daß

der Espada, statt den Feind stehenden Fußes zu erwarten, wie ein Windspiel davon rannte, Mantel und Schwert wegwarf und in angstvoller Hast über die Schranken sprang. Gellendes Pfeifen, Zischen und Hohngeschrei begleiteten ihn auf seiner schimpflichen Flucht. Sei es Furcht oder Scham, der entflohene Degen kam nicht wieder zum Vorschein, und statt seiner trat der „Chiclanero“ auf die Bühne, nicht der große D. Francisco Montes, der gleichfalls aus Chiclana ist, aber ein würdiger Landsmann und Nebenbuhler des großen Montes, Redondo geheißen. In kurzem Tanzmeisterschritt ging er quer durch die Bahn, ohne auch nur einen Seitenblick auf den Stier zu werfen, um mit zierlicher Verbeugung den Alcalden und das Ayuntamiento zu grüßen. Dann wandte er sich gelassen gegen den Stier, der ihn inzwischen schon auf das Korn genommen hatte. Die beiden Gegner kamen sich auf halbem Wege entgegen, der Stier dieses Mal mit verhaltener, berechnender Bosheit, und der Degen, trotz seiner affectirten Gelassenheit, mit unverkennbarer Spannung aller seiner moralischen Kräfte. Als er dem Stiere Aug in Auge auf drei Schritte gegenüberstand, warf Chiclanero seine Mütze ab, um freier zu sein, nahm den Degen, den er bis dahin nachlässig in der linken Hand getragen hatte, stoßfertig in die Rechte, und fing an mit der Linken den rothen Mantel (oder vielmehr das rothe Tuch, das von dem Mantel nur noch den Namen hat, und das an einem kurzen Schafte wie eine Fahne befestigt ist) vor dem Gesichte des Stiers hin und her zu bewegen. Dieser zielte einige Sekunden mit den Augen, bog dann den Körper etwas zurück, und erreichte mit einem Satze das rothe Tuch; der Mann war mit einer leichten Seitenbewegung dem Stoße ausgewichen. Beide Kämpfer, als ob sie beide auf dieses Fechterstück eingeübt wären, wandten sich gleichzeitig um, und dasselbe Spiel begann zum zweiten und zum dritten Male. Als sie sich zum vierten Gange anschickten, sah man leicht aus der veränderten Haltung des Espada, daß dies der letzte sein sollte. Der Chiclanero war um eine Spanne größer geworden, er trug den Kopf mit einem unglaublichen Ausdrucke von Stolz, sein

Auge flammte, und er legte die Hand fester an den Griff des Degens. Jetzt nahm der Stier seinen Anlauf, und im Sprunge selbst fuhr ihm das Eisen wie ein Blitzstrahl in die Wurzel des Nackens. Er brach unter diesem Meisterstoße zu den Füßen des Siegers zusammen, und nach einem einzigen Zucken lag er todt auf dem Boden. Auf den jauchzenden Zuruf, mit dem das Publikum diesen Schwertstreich belohnte, würden Liszt und Rubini eifersüchtig sein. Viele der Zuschauer, nicht zufrieden ihre Hüte zu schwenken, schleuderten sie weit in den Ring hinein. Ein solcher Ausgang des Kampfes ist in der That äußerst selten. Von vierzig bis fünfzig Stieren habe ich nur diesen einzigen auf den ersten Stoß fallen sehen. Die erste Wunde ist allerdings zuweilen tödtlich, aber der Stier läuft gewöhnlich noch mehrere Minuten oder auch Viertelstunden lang mit dem Degen im Nacken umher. Der Stoß zwischen die Hörner, der wie ein elektrischer Schlag tödtet, läßt sich nur dann anbringen, wenn der Stier bereits so weit erschöpft ist, daß der Espada ganz nahe vor ihn hintreten und mit aller Muße zielen darf. Deßhalb ist dieser Stoß niemals der erste. In Sevilla sah ich von Montes zwei Stiere auf diese Weise tödten, denen er zuvor den Degen eine Elle tief in den Leib gerannt hatte. Der Stier stand vor ihm, fast unfähig, sich zu rühren, Montes bog sich mit lang ausgestrecktem Arm nach ihm hinüber, suchte mit der Degenspitze die tödtliche Stelle, und auf eine kleine Handbewegung nach vorn fiel der Stier zur Erde, wie vom Blitze erschlagen. In Madrid ist dieser Stoß ausschließlich dem Knechte vorbehalten, der dem Stiere mit dem Messer den Garaus macht, wenn er halbtodt am Boden liegt. Ein Espada, der Miene machte, einen schwerverwundeten, aber noch aufrechtstehenden Stier nach „der Weise von Sevilla" zu tödten, mußte dem protestirenden Geschrei des Publikums weichen. Der Beweggrund zu dieser leidenschaftlichen Einrede konnte kein anderer sein, als die Lust an der Verlängerung des Todeskampfes des armen Thieres, das wahrhaftig nichts Dramatisches hatte. Der Stier fühlt den Tod in den Eingeweiden, er ist unfähig zum Angriff, unfähig zur Verthei-

digung, einer der Chulos darf ihn ungestraft am Horne fassen, ein anderer zerrt ihn am Schwanze. Mit Mühe hat er sich bis jetzt aufrecht erhalten, er fängt an zu taumeln wie ein Betrunkener, das Blut schießt ihm armdick aus dem Maule, die Beine versagen ihm den Dienst, er sinkt in die Knie, rafft sich wieder auf, macht noch ein paar Schritte und stürzt von Neuem zu Boden. Und während der Stier diesen Todeskampf kämpft, spielt die Militärmusik die lustige Polka auf, das Publikum jubelt, und die Quadrilla tanzt um ihr Schlachtopfer einen Cannibalenreigen."

Achtes Kapitel.

Ein Besuch auf dem Montserrat.

Nach dem Montserrat! Der Omnibus diario. Spanische Fahrgelegenheiten und ihre Bespannung. Majoral und Zagal. Aufenthalt am Thore. Spanische Landstraßen und Fahrt auf denselben. Esparraguera. Fliegenwedel. Unsere erste Tartane. Prachtvoller Anblick des Montserrat. Gefährlicher Ritt zu Esel. Blick in das Thal. Anblick des Klosters. Tiefe Stille und Ruinen. Die ärmliche Fremdenherberge. Malerische Ueberreste des Klosters. Der freundliche Prior. Die wunderthätige Madonna. Ruhe und Frieden. Der unvergeßliche Klostergarten. Zweiundsiebzig Jahre in dieser Einsamkeit. Weg nach der Spitze des Berges. Ein Landsmann bei gefährlichem Wege. Die Einsiedeleien. Der Felsengarten. St. Geronimo. Die Namen unserer Lieben. Eine Frühmesse. Die Rosen des heiligen Berges.

Wenn man sich aus der Jugendzeit der Sagen und Geschichten erinnert, welche man von den geheiligten Bergen, dem Sinai, dem Karmel, gehört, so tritt einem zugleich das phantastische Bild des Montserrat lebendig vor die Seele. Man entsinnt sich der Erzählung von dem Marienbild, das dort in einer Höhle aufgefunden wurde, daß man zu dessen Verehrung ein großes Kloster baute, und daß der Ruf der Wunder, die hier geschehen, tausend und aber tausend von Andächtigen auf die Höhe dieser Felsen zog — Bettler wie Könige. Wie gern hörten wir nicht von den Einsiedlern, die an verschiedenen Stellen des

Bergs in kleinen Kapellen ihre Lebenszeit verbrachten, und glaubten so fest der Tradition, die uns sagte, die Spitze des Montserrat, die wir heute in so wunderlicher Gestalt zerklüftet sehen, sei erst zerrissen worden in der Todesstunde Jesu Christi.

Den Sinai hatte ich — wenn auch aus weiter Entfernung — gesehen, auf dem Karmel eine Nacht zugebracht, und hier in Barcelona befand ich mich wenige Stunden Wegs vom Montserrat entfernt, weßhalb begreiflicherweise der Wunsch in mir rege wurde, demselben einen Besuch zu machen. Wie aber hier in Spanien überhaupt sehr wenig zur Bequemlichkeit der Reisenden gethan ist, und am allerwenigsten, um auf angenehme Art von einem Ort zum andern zu gelangen, so mußte man sich um diese Tour zu machen entschließen, einen Omnibus diario zu benutzen, der zur höchst unpassenden Zeit, nämlich Nachts um zwei Uhr, von Barcelona abgeht.

Natürlicherweise ist hiedurch die ganze Nacht verdorben, denn man kann dem Schlaf nicht gebieten, daß er um zehn Uhr komme und uns für ein paar Stunden mit seinem erquickenden Schleier bedecke. Ein junger Däne, der mit uns die Tour machen wollte, Horschelt und ich hatten uns das Coupé des besagten Omnibus genommen, und als wir gegen halb zwei Uhr durch die Gassen Barcelonas nach dem Ort der Abfahrt gingen, kann ich nicht sagen, daß die Stadt, trotz der ungewöhnlichen Stunde, menschenleer oder still gewesen wäre; auf der Rambla brannten noch immer hell und lustig die Gasflammen, und zahlreiche Nachtschwärmer trieben sich dort umher, in ihre Mäntel eingehüllt, pfeifend, singend und lachend.

Der Anblick des Omnibus flößte uns ein geheimes Grauen ein: er war eng, alt und hinfällig, namentlich aber schien das Coupé nur für drei Zwerge mit sehr unbedeutenden Beinen eingerichtet zu sein; die Bespannung wäre für Deutschlands gute Wege wahrhaft verschwenderisch gewesen, fünf kräftige Maulthiere standen vor dem Wagen, die ungeduldig hin- und hertraten und auf dem Pflaster scharrten. Die Beschirrung dieser Zugthiere in Spanien ist höchst einfach, denn ob-

gleich die Kopfgestelle reich mit rothen Quasten und kleinen Glocken versehen sind, haben nur die Stangenpferde Zügel, welche der Mayoral, der vorn auf einem Banket vor dem Coupé sitzt, in der Hand hält. Zur Leitung der vordern Thiere hat er einen Adjutanten, den Zagal, gewöhnlich ein aufgeschossener Bengel von vierzehn bis sechszehn Jahren, der seinen Platz auf dem Trittbrett des benannten Bankets hat. Der Zagal ist Peitsche und Zügel zu gleicher Zeit; er schreit den vordern Thieren zu, sie sollen rechts oder links gehen, und wenn eine einfache Ermahnung nicht fruchtet, so hat er die Tasche voll kleiner Steine, die er mit geschicktem Wurf den Thieren an eine kitzliche Stelle des Körpers wirft, und in dem Fall, daß das Maulthier, welches die Spitze führt, Anwandlungen von Eigensinn zeigt, springt er behende von seinem Sitz herab, eilte vorne hin und überrascht das betreffende mit kräftigen Peitschenschlägen. Der Zagal ist in diesen Dienstleistungen unermüdlich, stundenlang sitzt er nicht eine Minute ruhig auf seinem Platz: jetzt springt er auf den Boden, um das ganze Gespann der Reihe nach mit seiner Peitsche zu bedienen; gleich nachher hüpft er wieder auf seinen Sitz, und wenn die Hand ruht, ist dafür seine Zunge um so thätiger. Bald schmeichelt er den Thieren, bald überhäuft er sie mit den ehrenrührigsten Schimpfworten, und die Maulthiere verstehen jedes seiner Worte, jeden Zungenschlag, denn wenn sie in diesem Augenblick etwas langsam den Berg hinantraben und der Zagal läßt auf einmal durch die Stille der Nacht sein lauttönendes hatia, hatia! erschallen, so scheint sie neuer Lebensmuth zu durchströmen, sie heben Köpfe und Beine, Glocken und Messinggeschirr klingen und rasseln, in vollem Galopp jagen sie dahin, so daß der morsche, seufzende Wagen wie ein Betrunkener in den tiefen Löchern der Straße hin- und herwankt, und dem armen nicht-spanischen Passagier Hören und Sehen vergeht.

Punkt zwei Uhr kletterten wir also in unser Coupé hinein, und nachdem sich unser Däne sowie Horschelt niedergelassen hatten, war kaum noch Platz übrig für ein sechsjähriges Kind, welcher für meine etwas breite Gestalt genügen sollte. Der Mayoral zuckte die Achsel,

schob mich hinein, schloß den Schlag, und da saßen wir neben einander eingekeilt, ohne die Möglichkeit der geringsten Bewegung. Was den Sitz anbelangt, so hätte man sich das am Ende schon gefallen lassen können, aber die Beine waren noch schlimmer daran; der lange Horschelt machte die schrecklichsten Versuche, ohne zu einem angenehmen oder glücklichen Resultat zu gelangen. Die Abfahrt war ziemlich pünktlich, der Zagal bediente die Maulthiere mit einigen kräftigen Hieben, und dahin rasselten wir durch enge Straßen nach der Puerta de Santa Madrona. Doch waren wir nicht so glücklich, dieses Thor baldigst passiren zu können und die offene Landstraße zu erreichen. Diesseits desselben hielt plötzlich unser Omnibus, und als ich zum Wagenfenster hinausschaute, bemerkte ich, daß die ganze Straße vor uns mit Fuhrwerken gleich dem unsrigen vollgepfropft war. Von Barcelona aus gehen mehrere Posten und Verbindungswagen für benachbarte Städte zwischen ein und zwei Uhr Nachts ab, und da es für den spanischen Thorwächter zu mühsam wäre, jedem einzelnen aufzuschließen, so wartet er bis eine hübsche Anzahl beisammen ist, um sie dann alle mit einander hinauszulassen. So lange wir hielten, schlossen sich immer neue Wägen und Omnibusse an uns an, mit sechs, acht bis zehn Maulthieren bespannt. Obgleich wir fast eine halbe Stunde warteten, muß ich doch zur Ehre der Spanier gestehen, daß kein Wort des Mißvergnügens laut wurde, und sich jeder ruhig in sein Geschick ergab. Endlich wurden wir erlöst, man öffnete das Thor, und auf einem fürchterlichen Weg durch die Festungswerke der Stadt, wobei der Wagen bald rechts, bald links in fußtiefe Löcher hineinkrachte, gelangten wir in's Freie, und rollten auf der königlichen Landstraße von Madrid gen Esparaguera. Unser Wagen war sehr besetzt, im Interieur sechs Personen, im Coupé drei und auf dem Banket, wo nur für ebensoviele Platz war, wechselte die Zahl der Mitreisenden beständig zwischen fünf und sechs, von denen begreiflicherweise die an den beiden Enden förmlich rechts und links überhingen; ich habe den Zagal hier nicht mitgerechnet, denn dieser arme Teufel hatte seinen Platz bald auf dem

Trittbrett, bald auf der Straße und bald in der Luft, denn er brachte wenigstens ein Viertheil des Wegs mit Auf- und Abspringen zu. Der Mayoral dagegen war eine dicke Standesperson, die gravitätisch sitzen blieb, in brauner Jacke, rother Mütze, ein Tuch um den Hals geschlungen und um die Schultern die vielfarbige spanische Decke, welche die Stelle des Mantels vertritt.

So rollten wir dahin in dicken Staubwolken, die man mehr fühlte als sah, über uns den wunderbar klaren südlichen Himmel mit funkelnden Sternen; aber unser Coupé zu drei Personeu war eine vollständige Marterkammer, dazu die fürchterlichen Stöße des Wagens, das ewige Geschrei des Zagals, hinter uns aus dem Interieur die Düfte verschiedener Zwiebelsorten, von vorn der schlechte Geruch der Papiercigarren unserer sechs Außenpassagiere; es war in der That eine unerquickliche Nacht, und wenn ich, was jeden Augenblick geschah, aus einem leichten Halbschlummer aufgeschreckt wurde, so hörte ich, wie Horschelt in der andern Ecke traurige Betrachtungen anstellte über die Lust des Reisens im allgemeinen, sowie über den Unterschied zwischen einem deutschen Bett und einem spanischen Eilwagen.

Man kann gerade nicht sagen, daß die Straße durchgängig schlecht gewesen sei, nur in der Nähe der Dörfer fanden sich immer verdrießliche Stellen, wo man jeden Augenblick befürchtete, hier müsse der schwere Wagen nothwendig stecken bleiben; am unangenehmsten jedoch waren kleinere und größere Flüsse und Bäche, die wir zu passiren hatten, denn hier fehlten regelmäßig die Brücken, d. h. wir sahen riesenhafte Trümmer derselben hoch neben uns emporragen, während wir tief unten durch eine Furt das Wasser passirten. Bei diesen Veranlassungen zeigte sich übrigens der Zagal in seiner ganzen Größe. Sowie wir zum Flußufer in scharfem Trab hinabfuhren, verschwand er plötzlich von seinem Sitz, und wenn unten die Maulthiere einen Augenblick zauderten, in das Wasser hineinzusetzen, richtete er eine Unzahl Prügel auf die armen Thiere, so daß sie in großen Sätzen durch die Furt eilten,

wobei das Wasser an den Wagenfenstern emporspritzte und dieser verdächtig hin- und herschwankte. Freund Zagal hing jetzt wie eine Katze irgendwo am Wagen fest, um, sowie wir das gegenseitige steile Ufer erreichten, zur höchst unangenehmen Ueberraschung der Maulthiere gleich wieder bei der Hand zu sein.

Gegen vier Uhr Morgens spannten wir in einem elenden Dorfe um, wickelten uns fester in unsere Mäntel, denn obgleich es den ersten Theil der Nacht — es war vom siebenten auf den achten Dezember — ziemlich warm gewesen, kam doch jetzt von den Gebirgen her eine scharfe Morgenluft, die uns bei der schlechten Beschaffenheit der Wagenfenster frostig durchdrang. Auch wurde es so dunkel, daß man vom Weg und der Gegend nichts mehr sehen konnte. Um sechs Uhr kamen wir in die Berge hinein, und da es auf und ab beständig in scharfem Trab oder Galopp ging, so waren die Bewegungen des Wagens noch unangenehmer, das Geschrei des Zagal noch heftiger als früher. Es ist eigenthümlich, daß bei den spanischen Posten der Mayoral und Zagal nicht auf jeder Station gewechselt werden, sondern daß dieselben selbst während einer ganzen Reise, wenn sie auch vierundzwanzig Stunden dauert, den Wagen begleiten, ja in Barcelona zeigte man uns einen Postillon, der schon mehreremale die ganze Reise nach Madrid und zurück, beständig auf dem Vorderpferd reitend, vier Tage und vier Nächte gemacht.

Nach unserer nächtlichen Fahrt kam der Morgen prachtvoll herauf. Im Osten erschien der Himmel glühend roth angestrahlt, und ehe die Sonne erschien, gossen ihre Strahlen über die bisher dunkle Luft einen glänzenden violetten Schimmer, der sich rings am Horizont zu einem matten gelben Lichtstreifen verdichtete. Als es so hell geworden war, daß wir die Gegenstände rings herum erkennen konnten, sahen wir mit Vergnügen den für uns so gänzlich fremden Charakter der Landschaft. Die Berge rechts und links so wie die wellenförmigen Felder hatten eine braunrothe Farbe, auf welchen sich das Graugrün der Olivenbäume einförmig abzeichnete. Die ganze Landschaft schien zerklüftet, zerrissen

und steinig; letzteres sind auch alle Felder in der That, und es gehört der unermüdliche Fleiß der Catalonier dazu, die, wie das Sprüchwort sagt, selbst aus Steinen Brod zu machen wissen, um diesen Gründen etwas abzuzwingen. Die Straße, auf der wir fuhren, war breit, ziemlich eben, aber schlecht unterhalten; gelber tiefer Sand wechselte mit rauhen Steinen und Kieseln ab, und sie selbst lief in den eigensinnigsten Windungen, sich bald rechts, bald links drehend, ein heller Streifen über die dunkleren Anhöhen dahin. Für uns war die Einfassung ihrer hohen Seitenwände sehr interessant, denn sie bestand aus prächtigen großen Aloen, welche mit ihren blaugrünen, spitzigen, drohend emporgekehrten Blättern eine undurchdringliche Einzäunung für die Felder bilden, und sich so trotzig und keck auf dem dunkelblauen Himmel abzeichnen.

Als wir uns noch in der Morgendämmerung gegen sieben Uhr Esparraguera näherten, begegneten uns einige Gendarmen, welche mehrere höchst verdächtig und wild aussehende Kerle transportirten, wahrscheinlich Räuber, die bei der Ausübung ihres saubern Handwerks auf der Landstraße gestört worden waren. Der Mayoral wenigstens beantwortete unsere Frage auf die gleichgültigste Art mit dem einzigen Wort: Ladrones. Esparraguera, welches wir um sieben Uhr erreichten, wo der Omnibus bleibt, ist ein kleines schmutziges Dorf, aber mit massiven steinernen Häusern, natürlicherweise vor jedem Fenster der in Spanien unentbehrliche eiserne Balcon. Zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges 1808 fielen hier zahlreiche Gefechte vor, und die Erbitterung, mit der die Franzosen und Spanier gegen einander kämpften, zeigte sich noch lange nachher in der grenzenlosen Verwüstung der ganzen Gegend. In der Hauptkirche, mit einem hübschen Thurm, wurde nach der ersten Zerstörung des Klosters auf dem Montserrat das wunderthätige Marienbild lange Jahre aufbewahrt.

Der Omnibus setzte uns vor einer Posada ab, deren innere Räumlichkeiten große Aehnlichkeit mit einem Stall hatten, doch that uns ein flackerndes Kaminfeuer in einem finstern Winkel sehr wohl,

und wir ließen uns da behaglich durchwärmen, während eine überaus dicke Wirthin unser Frühstück bereitete. Dies bestand nach spanischer Landessitte aus einer, übrigens vortrefflichen, dicken schwarzen Chocolade mit geröstetem Brod; Kaffee zu verlangen muß man sich selbst in den größern Städten nicht beigehen lassen, denn man erhält unter diesem Namen eine kraftlose graue Brühe, deren Geschmack unter aller Beschreibung ist; frische Butter gehört hier ebenfalls zur Sage, und was man in dem Artikel aufgetischt erhält, ist Schweinefett mit Safran gelb gefärbt. Daß man indessen überall etwas lernen kann, fanden wir auch in hiesiger Posada, denn wir entdeckten im Gastzimmer derselben eine sinnreiche Art von Fliegenwedeln. An langen, über dem Tisch von der Decke herabhängenden Stangen waren große Fächer von Papier befestigt, welche, in Bewegung gesetzt, die zudringlichen Insekten vertreiben.

Um von hier an den Fuß des Berges nach einem kleinen Nest, Colbata, zu gelangen, braucht man eine Stunde, und nimmt dazu eine Tartane. Dies ist ein zweirädriger Karren, mit einem Tuch bedeckt und ein paar gepolsterten Sitzen. In die Gabel wird ein Maulthier gespannt; der Kutscher läuft nebenher, oder springt auch zuweilen, wenn er sein Thier durch Hiebe und Geschrei in Trab oder Galopp versetzt, auf ein kleines viereckiges Polster, das auf dem rechten Deichselbaum angebracht ist. Auf diese Art versorgt, trollten wir zum Thor hinaus unter den tollsten Sprüngen und Stößen unseres federlosen Fuhrwerks. Schon von Esparraguera hatten wir im Grauen des Morgens riesenhafte seltsame Felsenmassen bemerkt, die fast ohne Uebergang schroff vor uns aus dem leichthügeligen Terrain emporstiegen — der Montserrat. Jetzt hatten wir ihn dicht vor Augen, und erstaunten über seine seltsamen willkürlichen Formen. Unten scheinen kolossale Blöcke auf einander gethürmt zu sein, ein Felsenberg auf dem andern, und oben hat die Natur in muthwilliger Laune Cylinder und abgestumpfte Kegel aufgesetzt, die in den sonderbarsten Zacken und Spitzen emporragen. Die Färbung des Bergs am heutigen Morgen

bei klarem Himmel und glänzendem Sonnenlicht war überraschend und prächtig. Aus dem rothbraunen Terrain mit gelben und grünen Streifen erhob er sich mit der grauen Grundfarbe seiner Steinmassen, die durch Schluchten, durch Risse und Sprünge in dem Gestein, durch das Grün einer wenn gleich spärlichen Vegetation und durch die Schatten der vorliegenden Blöcke und Kegel mannichfaltig und malerisch schattirt war. Auf die hervorspringenden Ecken goß die Sonne ihr rosiges Licht, und indem sich dasselbe dort mit den hellen und dunkeln Tönen des Berges mischte, erschien die Felsenmasse ganz übergossen mit einem unaussprechlich warmen, röthlich violetten Schimmer.

Colbata, dicht am Fuße des Berges, besteht aus einigen wenigen ärmlichen Häusern, und man miethet hier Maulthiere oder Esel, um sich selbst und sein Gepäck bis zum Kloster tragen zu lassen. Unser Däne und ich bedienten uns zweier letztgenannten Reitthiere, Horschelt aber nahm den Weg unter die Füße, und so stolperten wir in Begleitung zweier alten Weiber aus dem Dörfchen durch dessen leere und holperige Gassen. Anfänglich geht es ziemlich gemäßigt aufwärts, man befindet sich fast noch in der Ebene, die den Felsenkegel von allen Seiten hügelig umgibt. Wir hatten hier weichen Sandboden, Olivenbäume und wieder die malerischen Einfassungen der Felder mit Aloestauden. Kaum aber beginnt man an dem Berg selbst hinaufzuklettern, so verändert sich auch mit einemmal sein ganzer Charakter. Ein schmaler, vielleicht vier Fuß breiter Weg, bedeckt mit Felsstücken und Steingeröll, beginnt in einer Schlucht ziemlich steil aufwärts zu steigen, um im Grund derselben sich rechts wendend an einer mächtigen Felsenwand hinzulaufen, in welche er mühsam gehauen ist. So geht die Steigung aufwärts, bald im Zickzack an einer fast senkrechten Wand empor, bald an den untern Massen des Berges in weiten Kreisen hin, wobei der Pfad, wenn man rückwärts schaut, nur wie ein dünner heller Faden aussieht, der vielfach um die grauen Massen geschlungen ist. Ich habe auf meinen Reisen manche gefährliche Wege gemacht, aber keinen schlimmern als diesen: bald war unser Pfad mit

Steinen bedeckt, die unter den Tritten unserer Esel beständig nachgaben und nicht selten neben uns in die Tiefe rollten, bald bildete er förmliche Stufen und führte gleich darauf über glatte Steinplatten weg, auf denen der Huf der armen Thiere unter uns gar keinen Halt hatte. Von Geländern oder sonstigem Schutz ist durchweg keine Rede, und da der Esel in seinem Eigensinn beständig auf dem äußersten Rand des Weges dahin geht, so hing man fast immer mit dem halben Theil des Körpers über Abgründen, die mehrere hundert Fuß tief neben uns gähnten, während auf der andern Seite die senkrechte Felsenwand ebenso hoch emporragte.

Belohnend ist übrigens die Aussicht, die man bei den meisten Wendungen des Weges auf das Thal unter sich genießt, und die, je höher man steigt, immer reicher und großartiger wird. Bald verschwinden die einzelnen Linien der Felder und Wege, die Olivenbäume bemerkt man nur noch, wo sie in großen Gruppen bei einander stehen, und einzelne Häuser sind fast nicht mehr zu unterscheiden von dem felsigen Grund, auf welchem sie gebaut sind. Hügel an Hügel bildet die Landschaft durchgängig in röthlich gelber Farbe; nur hie und da sieht man hellgelbe oder grüne Streifen, große Waldungen oder Sandbrüche, und zuweilen das Glitzern des Sonnenlichts auf irgend einem einsamen Wasser. Einen eigenthümlichen, ja melancholischen Eindruck machten auf mich bläuliche Rauchwolken aus für uns unsichtbaren Häusern, die hie und da aus dem Thal emporstiegen und langsam und allmählich vergehend die Spitze eines Hügels umkreisten. Und wie still und feierlich war es hier oben in der gewaltigen Natur, wie seltsam und kolossal trennt sich ein Fels von dem andern, während man immer höher steigt! Die Wand, die, von unten gesehen, ein zusammenhängendes, wenn auch zerklüftetes Ganzes zu bilden scheint, besteht aus riesenhaften Blöcken, was wir deutlich sahen, sobald wir über ihnen angelangt waren. Vor uns hatten wir jetzt eine gewaltige Schlucht, man könnte sie ein Thal nennen, an deren anderer Seite sich die Felsen scharf und spitz emporheben. Da sich der Pfad, auf

dem wir ritten, hier um ein paar Fuß erweiterte, so ließen wir die Thiere einen Augenblick halten, und unser Führer aus Barcelona erzählte uns von einem Geschützkampf, welcher auf dieser Stelle zwischen Spaniern und Franzosen im Jahr 1808 stattfand, und während die letztern mit einer ihnen gegenüberliegenden Batterie beschäftigt waren, wurden sie von hinten überfallen und mußten todt und lebendig in die gräßliche Tiefe vor ihnen hinab, gefolgt und zerschmettert von ihren eigenen Geschützen, welche ihnen die Spanier nachwälzten.

Zuweilen führt der Pfad eine Zeitlang abwärts, um auf den Grund einer Schlucht zu gelangen, von dem sich die nächste Höhe wieder besser ersteigen läßt. Ich habe selten ein Gebirge gesehen, dessen Vegetation in den tiefern Theilen so dürftig gewesen wäre wie die meisten Partieen des Montserrat; niedere Buchsbaumsträuche und Gebirgskräuter wachsen zuweilen am Wege, und ziehen sich in den Spalten der Felsen aufwärts; manchmal auch, aber selten, erreichten wir eine Stelle, wo die graue Wand mit saftigem Grün freundlicher bekleidet war, wo schöne, zierliche Erikenblüthen, auch eine Art Rhododendron mit dicken Blumenknospen, und blaue Glockenblumen von dem Gestein herabnickten.

Die eigentliche und so überaus sonderbare Form des Montserrat ist übrigens hier in seinen untern Theilen noch nicht zu erkennen; die Spitze des Berges hält sich beständig vor unsern Blicken verborgen, und was wir jetzt, schon ziemlich hoch gestiegen, von ihm unter und neben uns erblickten, trägt einen eher heimathlichen als fremden Charakter. Dieselben Gebirgsformationen wie hier findet man im Harz, in einigen Theilen der sächsischen Schweiz, ja im Siebengebirge am Rhein, wenn man den Drachenfels ersteigt und vom Rhein abgewendet in die Thäler schaut, nur muß man sich die dortigen dichten Baumgruppen hinwegdenken.

Nachdem wir zwei Stunden emporgestiegen waren, lief der Weg eine Zeitlang eben hin, neigte sich sodann abwärts, und wir erreichten ein kleines, mit gehauenen Steinen eingefaßtes Becken voll klaren grü-

nen Wassers, das recht still und einsam unter einer senkrechten Felswand lag, worauf wir noch wenige Schritte weiter machten, um eine scharfe Ecke des Gebirges bogen und das Kloster des Montserrat vor uns liegen sahen — hier in dieser Einöde ein gewaltiger, unvergeßlicher Anblick. Zu unserer Rechten und vor uns fiel das Gebirge einige tausend Fuß senkrecht in den Llobregat hinab, um an der andern Seite in einer ebenso kolossalen Felswand wieder emporzusteigen. An dieser tief unter uns lagen die Klostergebäude geschmiegt, vor sich die gerade hinabgehende Wand, hinter sich ungeheure Felsmassen, deren Spitzen drohend überzuhängen schienen. Unregelmäßig ohne Zusammenhang hingebaute Häuser standen da bei einander, aus ihnen hervorragend zwei gelbe majestätische Gebäude mit vielen Fenstern, die hohe und lange Fronte uns zugekehrt, das eigentliche Kloster, über welche hinweg der nicht sehr hohe Thurm hervorschaut. Wir hielten eine Zeitlang auf dieser Stelle, um uns das vor Augen liegende eigenthümliche Bild recht ins Gedächtniß zu prägen. Ruhig und ernst lagen alle Gebäude da, fast unheimlich in dieser Oede und Einsamkeit, ohne Zeichen irgendwelchen Verkehrs und Lebens, und wenn man auch nicht schon von hier die Zerstörungen derselben bemerkte, so hatte doch das Ganze etwas verlassenes und ruinenhaftes. Als wir langsam hinabstiegen und dem Kloster näher kamen, bemerkten wir deutlich einzelne Wände, die ohne Verbindung mit den andern dastanden, eingestürzte Thorbogen, zertrümmerte Dächer. Vor der Einfahrt, deren Thor aus wenigen Brettern bestand und in rostigen Angeln hieng, befand sich ein kleiner überwölbter Wasserbehälter, dessen Quelle versiegt schien, und an dem nur noch an der äußern Wand mit melancholischem Schall einzelne Wassertropfen in ein zertrümmertes Becken niederfielen.

Wir brauchten keine Glocke zu ziehen, um in den Klosterhof einzutreten, alles war weit geöffnet, und der einzige Laut, der unsern Eintritt begrüßte, war das Klappern der Hufe unserer Thiere auf dem Pflaster und der Wiederhall der eigenen Stimme.

Die Zerstörung des Klosters datirt sich bekanntlich aus dem Befreiungskrieg von 1808. Bei dem ersten Besuch hatten die Franzosen, da sie hier auf keinen Widerstand stießen, das Kloster verschont; doch als sie abzogen, machten die Spanier einen Waffenplatz aus demselben, den die französischen Truppen gegen das Ende des Kriegs stürmten und einnahmen, worauf sie den Versuch machten, die festen Gebäude in die Luft zu sprengen und dem Erdboden gleich zu machen; doch rettete die Stärke der Mauern das Kloster von dem gänzlichen Untergang, und nach der Rückkehr Ferdinands VII. bauten die Mönche fleißig an der Wiederherstellung ihres Hauses. 1820 zum zweitenmal vertrieben, begann die Restauration des Klosters 1823 wieder, und wurde, soweit die spärlichen Mittel es erlaubten, bis 1835 fortgesetzt, wo sie durch den allgemeinen Klostersturm in Spanien abermals unterbrochen wurde, und es auch wohl für immer bleiben wird.

Früher wurden alle Pilger und Fremden, die den Montserrat besuchten, von den Mönchen mit herzlicher Gastfreundschaft aufgenommen; man fand hier ein eigenes sehr anständiges Fremdenhaus, und wurde aus der Klosterküche gespeist. Bei der Armuth indessen, in welche das früher so reiche Kloster verfiel, mußte diese Gastfreundschaft natürlicherweise aufhören, und von da an richtete sich ein Gastwirth auf dem heiligen Berg ein, bei dem die Fremden für Geld und gute Worte, wie auch anderwärts, ein Unterkommen fanden. Ob nun dieser Wirth in der That glänzende Geschäfte gemacht, bin ich nicht im Stand anzugeben, die Regierung aber hatte diesen Glauben, und legte ihm vor nicht langer Zeit eine Abgabe von jährlich 500 Thlrn. auf, und befahl im Weigerungsfall die Herberge zu schließen. Letzteres ist nun nicht vollständig geschehen, obgleich die Steuer begreiflicherweise auch nicht bezahlt wurde, und so besteht denn hier oben auf dem Montserrat für die hungrigen und durstigen Fremden eigentlich so gut wie gar keine Herberge. Man hatte uns schon in Colbata einen Wink gegeben, Proviant mitzunehmen, doch war die Probe, die man uns von dem Eßbaren da unten gab, so schlecht, daß wir lieber den Beschluß faßten,

es mit dem halbgeschlossenen Wirthshaus da oben zu versuchen, und wir thaten daran nicht unrecht, denn wir fanden Brod, Käse und Wein, und Abends ein einfaches Mahl, bei welchem freilich alles Fleisch fehlte. In einem stehengebliebenen Flügel des Klosters, unter lauter Ruinen, wurde für uns ein Zimmer aufgeschlossen, auch Betten hergerichtet, und so befanden wir uns denn, gegenüber der prachtvollsten Aussicht, wie ich lange keine mehr gesehen, bestens versorgt.

Das Kloster in seiner jetzigen Gestalt ist eine der malerischsten Ruinen die man sehen kann, die umliegenden Häuser, mit einziger Ausnahme der Herberge, sind nur vier Wände, ohne Dach und Fenster; aus den letztern wächst Epheu hervor und schmückt freundlich die zertrümmerten und zerrissenen Mauern. Große steinerne Wasserbehälter sind leer und staubig, denn die Leitung aus den Felsen ist zerstört, und einzelne Tropfen, die herabrieseln, nähren schmarotzende Schlingpflanzen, die jetzt die Stelle der klaren Fluth einnehmen und ihre wehenden Ranken über den Rand der Bassins herabhängen lassen. Eine der Hauptmauern, die früher den Klosterhof umgaben, ist gänzlich eingestürzt, und läßt, wie durch eine klaffende Wunde, den Blick in das todte Innere dringen; hie und da befinden sich noch kleine Theile des Kreuzganges, einzelne Säulen, denen die verbindenden Bogen fehlen. Trauernd steht im Vorhof eine zierliche Logenwand, zwei Reihen schlanker Säulen übereinander, die aber nicht mehr wie früher in ein Gemach führen, denn das dahinterliegende Gebäude ist abgesprengt, und durch die leichten zierlichen Bogen, deren Verzierungen hie und da zerstört und die in einzelnen Theilen vom Pulver geschwärzt sind, blickt man in den klaren Tag hinaus, in die großartige Felsgegend. Ein kleiner Brunnen in eigenthümlicher Gestalt, der davor steht, ist allein noch gut erhalten und scheint heute noch den Mönchen zu dienen, dagegen sind andere kleine Bauwerke im Hof, Nischen in denen Heiligenbilder standen, Grabmäler u. dgl., der allgemeinen Verwüstung nicht entgangen, und bieten mit herabgestürzten Statuen, mit zerbrochenen Säulen und zerstörten Inschriften ein trau-

riges Bild. Wirklich malerisch schön war das klare Sonnenlicht in seiner Verbindnng mit diesen Ruinen, wo es durch die zerrissenen Gewölbe glänzend hereindrang, hier die hellsten Lichttöne bildend, daneben die seltsamsten tiefdunkeln Schatten.

Alle Gebäude sind aus einem röthlich gelben Stein gebaut, welcher durch das Sonnenlicht eine unaussprechlich warme Färbung annimmt; der äußere Hof erschien hiedurch in einzelnen Theilen wie vergoldet; über ihnen spannte sich der tiefblaue Himmel, und herabhängende Epheuranken, die oben auf den Mauern wuchsen, glänzten im saftigsten und frischesten Grün.

Nachdem wir in unserm Zimmer eine kleine Weile gerastet, erschien der Prior des Klosters, ein freundlicher liebenswürdiger Mann in den Fünfzigen, welcher sich längere Zeit in Salzburg und Wien aufgehalten und geläufig Deutsch sprach. Er führte uns durch die Klostertrümmer, an deren Wiederherstellung oder vielmehr Erhaltung, soviel es die Armuth der Mönche erlaubt, immer noch gearbeitet wird; an verschiedenen Stellen sahen wir Haufen von Backsteinen und Kalk, hier eine Mauer auszubessern, dort einen Bogen vor gänzlichem Einsturz zu bewahren. Die Kirche des Klosters ist in ihrem Innern nothdürftig wieder hergestellt, doch sind die Mauern, die früher mit buntfarbigem Marmor bedeckt waren, jetzt einfach weiß getüncht, und der Hochaltar, auf welchem das wunderthätige Madonnenbild steht, wird von ein paar ärmlichen Messinglampen beleuchtet, statt daß früher hier auf achtzig silbernen Leuchtern Tag und Nacht schwere Wachskerzen brannten.

Durch die Sacristei stiegen wir in ein kleines Gemach hinter dem Hochaltar, dessen Fenster mit rother Seide verhängt waren, wo es uns gestattet wurde, das Marienbild näher zu betrachten. Die Statue ist beinahe lebensgroß, nicht ohne Kunst aus dunkelfarbenem Holz geschnitzt, welches mit der Zeit ganz schwarz geworden ist, und aus dem die hellen glänzenden Augen sonderbar hervorleuchten; sie ist bekleidet mit prächtigen seidenen und goldgestickten Gewändern, und

trägt an den Armen und Fingern Geschmeide von Gold mit edlen Steinen besetzt, von denen einiges noch aus sehr alter Zeit herzurühren scheint. Die Madonna hält in ihren Armen das Jesuskind.

Von hier aus führte uns der Prior in die obern Theile des Klosters, und zeigte uns im Vorübergehen seine Wohnung, zwei Zimmer mit einfachen weißen Kalkwänden, einer kleinen Bibliothek, einem Schreibtisch mit Büchern und Papieren, und einigen mathematischen Instrumenten. So bescheiden diese Klause auch war, so war sie doch gewiß für den Bewohner ein lieber angenehmer Aufenthalt in dieser Stille und Einsamkeit, und mit der herrlichsten Aussicht auf das großartige Felsengebirg und das schöne Thal des Llobregat. Wir lehnten lange an dem eisernen Balcon, der in schwindelnder Höhe über der senkrechten wohl tausend Fuß hohen Felsenwand hieng; wir träumten von der Welt, die mit ihren Leiden und Freuden tief zu unsern Füßen lag, und begriffen, daß ein Herz, welches gelitten und sich verletzt und wund von ihr zurückgezogen, hier, wenn auch nicht glücklich sein, doch seine Ruhe wieder finden kann.

Indem uns der gute Prior herumführte und uns bald von diesem bald von jenem Fenster die Aussicht zeigte, machte er es wie die Kinder: das Schönste und Beste bis zuletzt aufhebend, und dieß war das kleine Klostergärtchen, das die Mönche dem Felsen abgerungen, indem sie mühsam die Erde hinauftrugen, um dort duftende Kräuter und Blumen zu pflanzen. Ich habe in der That nie einen wunderbareren kleinen heimlichen Platz gesehen; lang und schmal lief dieser Garten an der Felswand hin, um sie am Ende zu verlassen, und auf eine kleine Gallerie nach einem vorspringenden Punkt des Gebirgs zu führen, der zum Spaziergang benutzt wurde, und in seiner einfachen Schönheit alles übertraf. In der Mitte befand sich in den Fels gehauen ein großes Becken mit klarem und so ruhigem Wasser, daß sich die darüber hängenden Felsenkronen auf's Deutlichste darin abspiegelten. Die Trümmer eines kleinen hart angebauten Häuschens enthielten ein zertrümmertes Schöpfrad, dessen zerrissene Kette still

schwer und traurig in das Wasser herabhieng. Die Terrasse, welche dieses Becken umgab, hieng buchstäblich in der Luft über dem tiefen Thal; ein eisernes Geländer zwischen ihr und der unermeßlichen Tiefe war hie und da unterbrochen durch Piedestale, auf denen kolossale Heiligenbilder aus Stein gehauen standen, welche sich ernst und gewaltig von der Luft abhoben, und wohl schon Jahrhunderte als treue Wächter des Klosters in das Thal hinabschauen. Die Sonne warf helle Lichtmassen auf Kopf und Brust der Figuren, während auf ihrer schattigen Rückseite der blaue Luftreflex lag. Vor uns breitete sich in unermeßlicher Weite das Thal aus, Berg an Berg, und die Schlangenwindungen des Llobregat erschienen zu unsern Füßen dunkelgrün und glänzend, während sie weit hinaus wie ein dünner Silberfaden glitzerten und leuchteten und aus der dunkeln Landschaft hervorblickten bis an das Meer, das, von der Sonne angestrahlt, nur eine gewaltige Masse von Glanz, Licht und Flimmer war.

Von dem herrlichen Punkt zurückkehrend, besahen wir gern die kleinen Blumenanlagen des Priors, die er mit besonderer Liebe zeigte. Da blühten noch Eriken, Verbenen und Rosen. Von letztern versprach er uns auf morgen früh einen Strauß für unsere Lieben zu Hause; doch pflückte er jetzt schon duftende Kräuter für jeden, die wir zur Erinnerung in unsere Taschenbücher legten. Wirklich liebreich war die Pflege, die er hier einem kränklichen Citronenbaum widmete, der mit gelben welken Blättern in einer Nische stand, nur der Sonne zugänglich, sonst vor kalten Winden geschützt, und den er Abends mit Strohdecken verhüllte. Ehe wir den Garten verließen, warfen wir noch einen Blick hinüber auf die Terrasse mit den Steinfiguren, wo jetzt ein paar der Benedictinermönche in ihren schwarzen Gewändern auf- und abgingen, und die Stimmung des Ganzen dadurch noch feierlicher machten. Wahrhaft rührend erschien uns ein alter Mönch, der an der Felsenwand neben dem Wasserbecken saß, an einer Stelle, wo die Sonne gerade ihre warmen Strahlen hinwarf. Er

hatte ein Tuch über das Gesicht gedeckt, und ein Buch, in dem er gelesen, ruhte auf seinem Schooß. Der Mann war 82 Jahre alt, und als Chorknabe von zehn Jahren hierher auf den Montserrat gekommen — welch ein Leben!

Unterdessen war es beinahe 2 Uhr geworden, und der Führer hatte uns schon mehreremal in den schönsten Naturbetrachtungen durch die Mahnung gestört: es sei jetzt endlich Zeit zur Spitze des Berges aufzubrechen, denn er für seinen Theil habe keine Lust, den gefährlichen Weg im Dunkel zurückzulegen, und so nahmen wir denn vorläufig von dem guten Prior Abschied und verließen den so lieben Klostergarten.

Vor der Posada fanden wir zu unserer großen Verwunderung einen deutschen Landsmann, der so eben zu Esel von Colbata heraufgekommen war, und nun in unserer Gesellschaft die obern Felspartien besuchen wollte. Er sagte nicht woher er komme, doch nachdem er uns versichert: der Weg hier hinauf sei polizeiwidrig, unanständig und schauderös, wußten wir, daß er dem Land entsprossen war, wo aus tiefem Sand keine Felsen emporragen. Uebrigens benahm er sich sehr anständig und wohlerzogen, weßhalb wir uns seine Begleitung gern gefallen ließen.

Sobald wir das Thor des Klosters verlassen hatten, wandte sich der Führer nach einer Schlucht, die von fast senkrechten Felsen umgeben war, und wo wir uns vergebens nach einem Weg oder Pfad umsahen. Um aufwärts zu kommen, bedienten wir uns denn auch einer tiefen Spalte in dem Gestein, in welche hie und da eine Stufe gehauen war, wobei man die Hände gebrauchen mußte, um sich an den glatten Wänden in die Höhe zu helfen. Die Abwechselung, welche dieser Pfad darbot, war, daß er zuweilen um einen Felskegel herumbog, der neben uns schroff in die Tiefe abfiel, und wo einer dem andern kopfschüttelnd nachfolgte, schüchtern in den Abgrund blickend, wobei man die Fußspitzen in kaum bemerkbare Löcher und Schrammen setzte. Glücklicherweise waren diese Stellen kurz, und dann ging es

wieder an den Steinen aufwärts über viertelstundenlange Felsentreppen. Endlich erreichten wir einen kleinen Absatz von vielleicht sechs Fuß im Quadrat, wo wir einen Augenblick ausruhen konnten. Mit stark-klopfendem Herzen blickte ich rückwärts; denn ich muß gestehen, der beschwerliche Marsch hatte mich angestrengt. Schon lagen die Klostergebäude tief unter uns, eine röthliche Masse zwischen den grauen Felsen. Unser norddeutscher Landsmann war schon seit längerer Zeit sehr still geworden, obgleich er anfänglich seine Lungen mit witzigen Bemerkungen übermäßig angestrengt und mehrmals gefragt hatte: ob das der ganze gefährliche Weg sei. Er war der letzte, der zu uns hinaufkletterte, und ließ sich augenblicklich in sichtlicher Verstimmung auf den Boden nieder, wobei er verstohlenerweise trostlose Blicke auf die Höhe über uns warf. Was ihm auf der Seele lag, merkten wir alle, doch hätten wir nicht geglaubt, daß er schon so bald Anstalten zum Umkehren machen würde. Diese bestanden darin, daß er seine beiden Seiten festhielt und über furchtbares Seitenstechen klagte; auch affectirte er ein ominöses Kopfweh, und klagte überhaupt so lange fort, bis wir ihm riethen, die Tour zur Spitze des Montserrat auf ein andermal zu verschieben — ein Vorschlag, den er auch bereitwillig ergriff, worauf er plötzlich seine gute Laune wieder erhielt. Er meinte freilich, auf den Bergen sei Freiheit, und der Hauch der Grüfte dringe nicht hinauf auf die Spitze dieser Felsen, wo es auf Ehre magnifique sein müßte, aber er wolle nichtsdestoweniger sich für uns aufopfern, indem er zum Kloster zurückkehre und dort auf den Abend ein herrliches Essen bestelle. Nach einigen Versicherungen, daß der Weg abwärts wahrscheinlich teufelmäßig schwer zu finden sei, verließ er uns, und rutschte die Felsen wieder hinab; doch hielt er hundert Schuh tiefer nochmals an, indem er uns zurief: wir möchten doch den nächsten Eremiten freundlich von ihm grüßen.

So waren wir denn wieder auf unsere frühere Gesellschaft reducirt, unser Däne, Horschelt und ich. Noch eine halbe Stunde ging es nun in derselben Art, wie ich eben beschrieben, aufwärts; ich

weiß nicht, soll ich sagen daß der Weg eigentlich halsbrechend und gefährlich war; für jemand mit sichern Füßen und gutem Auge vielleicht nicht, wer aber die geringste Anlage zum Schwindel hat, soll ja diese Partie nicht machen. Beständig führte unser Pfad an steilen und tiefen Abgründen hin, wo es genug war, auf einer der ausgehauenen Stufen zu gleiten oder auf einen lockern Stein zu treten, um das Gleichgewicht zu verlieren und alsdann ohne Rettung in die Tiefe hinabzustürzen.

Mit dem ersten größern Absatz des Gebirgs erreichten wir eine der dreizehn Einsiedeleien des Montserrat, die aber seit der Franzosenzeit alle in Trümmern liegen. So eine kleine Capelle mit der Wohnung des Eremiten ist in ihrem Verfall ein rührendes Bild, namentlich die, welche wir so eben betraten. Sie lag an einem Felsenabhang, und man erblickte noch deutlich die Mauern des Kirchleins, ja die Stelle, wo sich der Altar befunden, und daneben die Wohnung des Eremiten. Alles war aus röthlichem Stein ziemlich fest gebaut, und die meisten Gemächer mit Gewölben versehen, die aber eingestürzt sind, und der Sonne, dem Wind und dem Regen Einlaß gestatten. Nicht weit von dem kleinen Hause war roh in den Felsen eine Steinbank gearbeitet, wo der Bewohner desselben gewiß lange Stunden gesessen, um in die wilde Felspartie vor sich hinabzustarren.

Von hier aus geht der Weg eine Zeitlang sanfter ansteigend fort durch ein ziemlich breites Thal, wo wir von Zeit zu Zeit in den Felsen gearbeitete Mulden sahen, die gewiß dazu dienten, das Regenwasser für die Einsiedeleien anzusammeln, doch kömmt es auch der Vegetation zu Nutze, die mit einemmal hier üppiger aufwächst als wohl tausend Fuß tiefer. Wir mußten uns auf unserem jetzigen Wege oft mühsam durch das sechs bis acht Fuß hohe Buchsbaumgestrüpp durcharbeiten, und zertraten manche duftende Kräuter, manche hübsche Bergblume. Schlingpflanzen verschiedener Art kletterten von hier an den grauen Felsen empor und nisteten sich dort in Schluchten und Rissen ein, wodurch oft die wunderlichsten Zeichnungen entstanden.

Bald stiegen wir an der Thalwand wieder hinauf und warfen gern einen Blick rückwärts, denn das dichte grüne Gebüsch hier zwischen kolossalen Steinmassen nahm sich gar lieblich und freundlich aus. Abermals ging der Weg eine Strecke lang stark aufwärts, und wurde mit jeder Minute steiler. Wir umschritten einen Kegel von seltsamer Form, und hatten plötzlich, auf demselben angekommen, einen der merkwürdigsten Anblicke vor uns. Auf einmal waren die bisherigen Felswände verschwunden, und statt ihrer sah man unzählige riesenhafte Steingestalten, Thürme, Kegel, Figuren in der seltsamsten Bildung an den Himmel emporragen. Es ist gerade, als seien diese Massen vielleicht im einstigen flüssig glühenden Zustande aus der harten Schale des Bergs emporgespritzt worden und plötzlich erkaltet; wenn man Blei in Wasser gießt, so bringt der Zufall oft ähnliche seltsame Bildungen hervor. Man blickt staunend an diesen Riesengestalten in die Höhe, und braucht der Phantasie nicht viel zuzumuthen, um Bauwerke, Menschen und Thiergestalten zu erkennen. Vor uns ragt ein Tempelbau mit Kuppeln und Thürmen in die Höhe, gegen den unsere größten Kirchen klein erscheinen würden; ihn umgeben Opferaltäre in den gewaltigsten Dimensionen, einzelne glatte riesenhafte Felskegel, Meilenzeiger, Säulen mit Capitäl und Piedestal; gleich daneben sieht man deutliche Riesengestalten, sitzend, liegend und stehend, nachdenkend das Haupt geneigt, wie mit einander sprechend oder aufmerksam in die Tiefe blickend. Deutlich sahen wir unter uns eine Sphinx auf dem Felsen ruhend, und über ihr auf gewaltigen Blöcken lang ausgestreckt eine Gigantengestalt, die hinabzulauschen schien. Unverkennbar und wahrhaft schön in Form und Haltung erschien uns eine sitzende Figur, reich in lange Gewänder drapirt mit der phrygischen Mütze auf dem Kopf, die über ihre rechte Schulter hin den Blick abwandte; sonderbarerweise bildeten einige Gesträuche einen förmlichen Kranz, den sie auf dem Schooße hielt, und ebenso hatte sie einiges Grün in der herabhängenden linken Hand. Auch

komische Figuren waren hier zu erkennen: ein paar dickbäuchige alte Herren, sowie eine fette untersetzte Gestalt mit vollkommen ausgeprägten Augen und Nase, die um den Mund ein dickes Tuch geschlungen hatte. Andere Formationen dieser himmelhohen Felsen sind über alle Beschreibung abenteuerlich, so namentlich an der Nordseite, wo der Berg seinen Namen Montserrat (gesägter Berg) gewiß mit dem vollsten Recht verdient; hier könnte man wirklich auf den Glauben kommen, als haben sich einstens die Titanen damit belustigt, eine viele hundert Fuß hohe und breite Felsenwand in fast gleichförmige Theile zu zersägen.

Nachdem wir uns längere Zeit am Anblick dieser Steinwelt ergötzt, mußten wir noch eine Viertelstunde höher steigen, um den äußersten Gipfel St. Geronimo zu erreichen. Hier befinden sich die Ueberbleibsel einer Capelle der heil. Jungfrau, zwei Mauern durch einen morschen Bogen verbunden, durch welchen man schon von weitem den blauen Himmel sieht. Die Aussicht, die man hier oben nach allen Weltgegenden hat, ist unermeßlich, und es wurde uns das Glück zu Theil, sie bei einem vollkommen klaren Tage auf's Umfassendste genießen zu können. Rings zu unsern Füßen lag wie eine Landkarte ganz Catalonien und ein Theil der ehemaligen Königreiche Aragonien und Valencia ausgebreitet. Gegen Nordosten ist der Horizont begrenzt durch den majestätischen Zug der Pyrenäen, die sich mit Schnee bedeckt in einem weißen ungeheuern Streifen von fünfzig bis sechzig Stunden Länge dahinziehen; nach Südwesten hin erschaut man das Meer, und bläuliche Punkte in der glänzenden Fluth bezeichnen die balearischen Inseln.

Wir hatten fast zwei Stunden gebraucht, um den Berg zu ersteigen, und lagerten uns ziemlich ermüdet vor dem kleinen Mauerwerk mit dem Blick nach Nordosten, wo hinaus ja die Heimath lag, und bedauerten nur bei dem Anblick all des Schönen hier, daß wir nicht im Stande seien, es unsern Lieben zu Hause ebenfalls zu zeigen; doch unterließen wir nicht, eine Erinnerung an diese hier oben zurück-

zulassen. Bevor wir wieder hinabstiegen, grub jeder von uns in einen Stein der alten Kapelle Namen ein, die ihm lieb und theuer waren. Da mögen sie stehen in der Gluth der Sonne, in Wind und Regen, und wenn nach langen Jahren die letzte Spur von ihnen verschwunden ist, so sind wir selber alt geworden, verwittert unter des Lebens Sonnenschein, Sturm und Regen; manch tiefer Riß in unsern Herzen mag vernarbt, manche schön klingende Saite bis dahin gesprungen sein, oder ihren Wohlklang verloren haben; vielleicht aber auch sind wir in jene Harmonie getreten, die in uns ertönt, wenn traurige Erinnerungen langsam verschwunden sind, wie die Schrift auf diesem Stein.

So langsam und mühsam wir aufwärts gestiegen waren, so rasch und mit großen Sprüngen kamen wir abwärts; alle die Gegenstände, bei denen wir vorhin staunend längere Zeit verweilt, sahen wir jetzt wie im Flug noch einmal wieder, die Riesengesellschaft, die seltsamen Bauwerke, das schöne grüne Thal, die erste Einsiedelei. Wenn auch der Weg im Herabsteigen noch gefährlicher erschien, so trieb doch unser Führer, der hereinbrechenden Dämmerung wegen, gewaltig vorwärts, und springend, rutschend, auch zuweilen leicht hinfallend, erreichten wir bald die Stelle, wo vor einigen Stunden unser norddeutscher Landsmann umgekehrt war. Da aber von hier ab der Pfad immer dicht an den Abgründen und auf glatten Felstreppen niederführte, auch der Blick wegen der hereinbrechenden Nacht schon unsicher wurde, so mußten wir langsamer klettern, was mir für meine Person, ich gestehe es, gar nicht unangenehm war, denn mein Tritt war nicht mehr ganz sicher und es fing an, mir vor den Augen zu flimmern. Ohne Unfall erreichten wir indessen den Klosterhof, wo wir unsern Landsmann wiederfanden, dessen Kopfweh bedeutend nachgelassen hatte, und der nebst vielen Klagen, daß kein Beefsteak aufzutreiben sei, ja nicht einmal ein elendes Huhn zu erhalten wäre, uns mit großer Ruhmredigkeit die Versicherung gab, er habe in Betreff der Zubereitung unseres Essens, dem Wirth einige Anweisungen gegeben, die wir nachher nicht vermissen würden. Nun weiß ich nicht, ob diese Anweisungen an sich schlecht

waren, oder ob sie der Koch nicht befolgt. Genug, unsere Mahlzeit war sehr mangelhaft, und das Gesicht unseres freiwilligen Küchen-Intendanten verlängerte sich zusehends. Zuerst hatten wir weiße Bohnen mit Essig und Oel, dann Reis mit geröstetem Stockfisch, wobei das Ganze sein Bewenden hatte. Doch hielten wir uns an die ungekünstelten Landesprodukte: Brod, Mandeln und Wein, und waren dabei heiter und guter Dinge.

Ehe wir uns in unser Schlafzimmer zurückzogen, machten wir noch einen Gang durch das Kloster und die Ruinen, die jetzt im hellen Mondschein nicht weniger schön, als in der Tagesbeleuchtung erschienen. Unser Führer, sowie der Prior, der uns eine gute Nacht wünschte, ersuchte uns, das Zimmer sorgfältig zu verschließen, denn, wie er sagte, triebe sich beständig allerlei verdächtiges Gesindel in den Bergen umher. Die beschwerliche Tour hatte uns übrigens sehr müde gemacht und gab uns einen ruhigen, festen Schlaf, doch erwachten wir glücklicherweise vor Tagesanbruch, um die Sonne glühend roth, prächtig gerade vor unserem Fenster aufgehen zu sehen.

Um sieben Uhr erklangen die Glocken des Klosters ruhig und feierlich durch den schönen klaren Morgen, und mit den ersten Tönen derselben, die hier in der Einsamkeit das Herz unwillkürlich weich und empfänglich stimmen, kam der gute Prior in unsere Zelle und lud uns ein, der Frühmesse in der Klosterkirche beizuwohnen. Der Chor derselben lag noch in tiefer Dunkelheit da, nur sparsam erhellt von den wenigen Lampen am Bilde der Mutter Gottes und einzelnen Kerzen, die soeben von Chorknaben angezündet wurden; durch die Fenster der Emporkirche dagegen schwamm schon helles, freundliches Morgenlicht in die düstern, hallenden Räume. Nach der heiligen Handlung überreichte der Prior jedem von uns einige duftende Rosen, die er schon früh Morgens gepflückt und bis zu diesem Augenblick in der Kirche niedergelegt hatte; dann führte er uns auf unsere Bitte nochmals in seinen kleinen, mir unvergeßlichen Garten. Gleich schön, wie am gestrigen Tage, erschien doch Alles wieder anders durch die verschiedene Beleuch-

tung; wo gestern glühendes Licht neben tiefem Schatten gelegen, war heute die Sonne noch nicht hingedrungen und erwartend ihren glänzenden Kuß bedeckte unten die Schluchten und Thäler ein tiefvioletter Duft, feuchte Nebel erhoben sich langsam und kreisten feierlich, luftigen Schleiern gleich, um die zackigten Felsen. So sehr unser Führer zum Aufbruch drängte, so wurde es doch fast neun Uhr, ehe wir uns losreißen konnten von dem Kloster des Montserrat und seinem würdigen Prior, der uns liebgewonnen zu haben schien. Doch mußten wir deßhalb auch in größter Eile den Rückweg machen, um die Tartane nicht zu versäumen, die seit halb eilf Uhr am Fuß des Berges auf uns wartete. Unser kundiger Führer wußte übrigens allerlei angenehme, geradeausgehende Fußpfade, eigentlich Wege konnte man es nicht nennen, denn es waren meistens abschüssige Felsen mit Steingerölle bedeckt, auf denen wir indessen rutschend und springend in kurzer Zeit zur Ebene hinabkamen.

In Colbata machten wir eine Rast, um ein sehr geringes Frühstück einzunehmen. Mit Hülfe eines Dictionärs und Vocabulärs kauderwälschten wir zu unserem Privatvergnügen ein entsetzliches Spanisch mit der Wirthin und ihren beiden Töchtern; nur Horschelt nahm keinen Theil an der Unterhaltung, wogegen er dem Frühstück eifriger zusprach, was endlich die Wirthin zu der Frage veranlaßte: ob er nicht auch irgend ein Wort Spanisch wüßte, worauf ich ihr entgegnete: es sei eigentlich traurig für uns, aber, wenn man die Umstände kenne, verzeihlich, daß er uns mit der Sprache so im Stich lasse, indem er doch ein Spanier sei, und noch dazu aus Madrid, der aber der Dame seines Herzens das Gelübde gethan, sich auf seinen Reisen nie mit einem andern weiblichen Wesen zu unterhalten.

Heute Morgen that uns der Postmeister von Esparraguera die Ehre an, eigenhändig die Tartane zu lenken, welche uns dahin zurückbrachte. Der Omnibus dort war ebenso besetzt, wie auf der Herfahrt; im sausenden Galopp fuhren die Maulthiere mit uns davon, daß das Wagengestell krachte; es war ganz dieselbe Geschichte, wie gestern Nacht,

nur daß wir am hellen Tage die Mühseligkeiten und das Reiseungemach mit fröhlicherem Muth ertrugen. Der Mayoral rauchte eine Cigarre um die andere, der Zagal flog auf und ab und erwies jedem der Maulthiere mit Steinen und Peitsche tausend kleine Aufmerksamkeiten. Uebrigens fuhren wir langsamer als in der Nacht, denn die Straße war bedeckt mit Fuhrwerken aller Art; hochaufgepackten Karren mit sechs, acht, zehn Maulthieren bespannt mußten wir bald rechts, bald links ausweichen, Postwagen, in dichte Staubwolken eingehüllt, rasten an uns vorüber, um im tollen Wetteifer unseres Zagals mit dem andern gleich darauf wieder von uns überholt zu werden. Je näher wir Barcelona kamen, um so malerischer war die Straße belebt, dazu kamen die Fußgänger mit der rothen und blauen Manta, einzelne auf schönen Pferden vorbeigaloppirende Bauern, Weiber mit buntfarbigen Kopftüchern und hie und da Navarresen, schöne, kräftige Gestalten mit der rothen oder weißen Boina auf dem Kopf, in brauner Jacke, eine farbige Decke auf der linken Schulter und einem hellen Gürtel. Auch entlassene Soldaten begegneten uns in großer Anzahl, halb militärisch gekleidet, alle mit einem breiten Rosaband über der Brust, an dem sie eine lange Blechkapsel trugen, worin sich der Abschied befand.

Nachdem wir in den Festungswerken Barcelona's, die wir gegen fünf Uhr erreichten, noch einigemal in sehr ernstliche Verwicklungen mit andern Fuhrwerken gerathen waren, schaukelten wir bei einbrechender Dämmerung durch die Straßen, ziemlich müde und abgespannt, doch auf's Höchste befriedigt von unserem Ausflug auf den Montserrat.

Neuntes Kapitel.

Von Barcelona nach Valencia.

Auf nach Valencia! Vergebliches Warten auf den Barcino. Deutsche und spanische Eilwagen. Der Delantero. Unglücksfälle. Nachtfahrten. Weihnachtsphantasien. Schlechter Weg Angenehme Bilder aus der Heimath. Wir liegen im Graben. Taragona. Elende spanische Dörfer. Keine schattigen Kastanien an des Ebro Strand! Amposta. Ein chinesisches Diner. Landhäuser und Palmen. Der Weg am Meer. Schreckliches Unglück eines Eilwagens. Ein merkwürdiger Unfall. Murviedro. Die Huerta.

Der Zigeunerhauptmann in „Preciosa“ hat gut reden und befehlen: „auf nach Valencia!“ er war an die schlechten spanischen Straßen gewöhnt, brauchte nur seine Zelte abzuschlagen, sie aufladen zu lassen, und konnte dann mit der schönen Preciosa und unter den Klängen der reizenden Weber'schen Musik zufrieden seines Weges ziehen. Hätte er aber, wie wir, in Barcelona gesessen, vergeblich auf ein Schiff wartend, und mit der untröstlichen Versicherung aller Reisenden, die Wege nach der alten Stadt des Cid seien selbst für hier augenblicklich in trostlosem Zustande, so würde er sein: „Auf nach Valencia!“ in etwas gemäßigterem Ton gerufen haben. Der „Barcino,“ ein spanischer Dampfer, obgleich er schon seit langer Zeit an allen Straßenecken vermittelst großer Zettel angezeigt war, wollte immer nicht erscheinen; ein anderes Schiff war schon gar nicht in Aussicht, denn die Linie von Marseille nach Cadix wurde in gegenwärtigem Augenblick sehr mangelhaft befahren, weil verschiedene Dampfer beim stürmischen Wetter des Novembers mehr oder minder Schaden genommen hatten, und in Marseille behufs der Ausbesserung zurückbehalten wurden. Von Valencia kam fast jede Woche ein Schiff, aber umgekehrt wollten für uns nordwestlich am Horizont keine tröstenden Rauchwolken erscheinen. So mußten wir uns denn entschließen, die Fahrt über Taragona zu Land zu machen. In unserem Hotel, der Fonda del Oriente, war das Bureau der Diligencen, und ich, der so oft Nachmittags mit Interesse

und vielem Mitgefühl arme Reisende wie Häringe in den Wagenkasten einpressen sah, mußte endlich dasselbe mit mir geschehen lassen. Ober-Baurath Leins und ich hatten das Coupé genommen, Horschelt saß an der hintern Thür des omnibusähnlichen Interieurs, und so wurden wir am einundzwanzigsten Dezember, um drei Uhr Nachmittags, im vollen Galopp von acht Maulthieren aus dem Hause und der Stadt befördert.

Unser Weg führte durch die Puerta del Monjuich, vor welcher wir Abschied von dem Meer nahmen, wenn auch nur für kurze Zeit, und rechts an der Stadtmauer dahin fuhren, bis zur großen Straße nach Madrid, die wir aber nach einigen Stunden ebenfalls verließen, um alsdann südwestlich unsern Weg zu verfolgen. Die Landstraße ließ sich übrigens anfänglich gar nicht so schlimm an, wie wir uns gedacht; sie war sehr breit, auch ziemlich eben, und da der Mayoral mit großer Geschicklichkeit verdächtige Löcher zur Rechten und zur Linken glücklich zu vermeiden wußte, so wäre die Fahrt gar nicht unbehaglich gewesen, wenn nicht das Kutschiren der Spanier an sich die Nerven in einer beständigen Aufregung erhielte. Bei uns in Deutschland sind Conducteure, Postillons, Pferde, Wagen, Passagiere und Straßen gewissermaßen vernünftige Geschöpfe, die sich verstehen und in einander zu fügen wissen; der Schwager hat seine vier Pferde in der Hand und fährt seinen soliden Trab, wo es die Straße erlaubt; der Passagier ist beruhigt, denn er weiß, der Wagen wird einem Stein oder Loch auszuweichen wissen, er kann sich sogar sorglos zum Schlag hinausbeugen, und wenn ihm seine Reisemütze zufälligerweise abfällt, so wird der Conducteur einen Augenblick anhalten; man ist mithandelnde Person, und das gibt uns ein Gefühl der Behaglichkeit und Sicherheit. Hier aber ist man der Post wie ein Paket übergeben worden, man wird an Ort und Bestimmung befördert; ob man unversehrt oder zerschlagen und zerschunden ankommt, darum kümmert sich kein Mensch. Die spanischen Eilwagen haben unter Anderem die angenehme Einrichtung, daß sich nur auf der linken Seite Thüren be-

finden; wirft man also zufälligerweise dorthin um, so befindet sich ein wohlbeleibter Reisender förmlich wie in einer Mausfalle. Das Gespann habe ich schon in einem früheren Bericht beschrieben. Der Mayoral hält nur die Zügel der beiden Stangenpferde, die mittleren sechs Thiere folgen dem Delantero, einem Buben von nicht über zwölf Jahren, der also alle zehn Maulthiere und das Geschick des Wagens in seiner schwachen Hand hält; meistens reitet er auf einem Pferd, da ein solches lenkbarer ist. Man nimmt zu diesem gefährlichen Geschäft des Vorreitens diese jungen Bursche, weil das Thier sie leichter tragen kann, und weil sie die Gefahr, der sie beständig ausgesetzt sind, nicht so kennen und achten; denn stürzt das Pferd unter dem Delantero zusammen, namentlich bei einer abschüssigen Stelle, so setzen nicht selten die anderen Thiere über ihn hinweg, und er ist in den meisten Fällen verloren.

In Barcelona wurde mir eine schauerliche Geschichte der Art erzählt, wo ein Mayoral seinen eigenen Sohn überfuhr, der von dem schweren Wagen augenblicklich getödtet wurde. Dabei reiten diese Postillone nicht bloß eine Station, sondern, wenn nicht die ganze Reise von mehreren Tagen, doch meistens bis zur nächsten größern Stadt, selten unter vierundzwanzig Stunden. Unser Delantero war ein schmächtiges Bürschchen von vielleicht eilf Jahren und einem feinen blassen und ausdrucksvollen Gesicht, ein wahres Kind; doch als man ihm auf's Pferd geholfen, zündete er sich sein Cigarito an, und fort ging es im sausenden Galopp. Ich habe ihn etwas genauer beschrieben, weil er uns später in der Nacht, im wahren Sinne des Worts, in eine sehr unangenehme Verwickelung brachte. Unsere Reisegesellschaft im Innern des Wagens, nach Art der Omnibus eingerichtet, bestand meistens aus Männern im Mantel oder in der Manta, mit dem andalusischen Hut auf dem Kopf. Eine einzige Senora fuhr mit uns, eine Frau mit einem nicht jährigen Kind an der Brust, dessen sämmtliche kleine Angelegenheiten sie vor den Augen und Nasen der übrigen Passagiere auf die ungezwungenste Art von der Welt besorgte.

Nach der zweiten Station fuhren wir in die Berge hinein, und hier war die Straße nicht nur schön angelegt, sondern auch für hier gut unterhalten; gewiß sehr zum Kummer unserer Maulthiere, denn der Zagal erschöpfte sich in Aufmerksamkeiten für sie und so fuhren wir mit außerordentlicher Schnelligkeit dahin. Der Tag war klar und wunderschön und die Landschaft mannigfaltig belebt. Es ist eigenthümlich, wie in Catalonien, namentlich des Abends, der rothe Grund der Erde vom Sonnenlicht so warm und schön beleuchtet wird. Das Land scheint ordentlich die glänzenden Strahlen aufzusaugen, um sie darauf selbstleuchtend wieder von sich zu geben; dabei ist hier die Formation der Berge malerisch schön, den Thälern fehlt es nicht an Vegetation, und die Anhöhen sind hie und da gekrönt mit Kirchen, Ruinen und alten Schlössern. Ach, wenn es nur beim Reisen, namentlich bei den Eilwagenfahrten, keine Nacht gäbe, die mit ihrem sonst so traulichen Dunkel finstere Schleier über Berg und Thal zieht, und unsere Gedanken, die so gerne auswärts umherschweifen, um sich am Anblick der herrlichen Natur immer wieder neuer und lebendiger zu gestalten, in unser Inneres zurückscheucht, wo sie dann, ermüdet, so gern ernst und traurig werden. Vergebliches Wünschen!

Und scheint die Sonne noch so schön,
Am Ende muß sie untergehn!

Das that sie denn auch am heutigen Abend mit aller Pracht, indem sie die Höhen rings um uns her vergoldete, und im Wiederschein die schon dunkeln Thäler mit einem freundlichen violetten Duft bedachte. Abendnebel stiegen hie und da auf, die Passagiere neben dem Mavoral wickelten sich fester in die Manta, der Zagal sang ein melancholisches Lied und unsere Maulthiere hörte man mehr als man sie sah an dem vieltönigen Geklingel ihrer Glöckchen und den Messingzierrathen ihres Geschirrs. Bald wurde es so dunkel, daß Berg und Thal sich kaum noch von einander unterscheiden ließen, und die hellere Landstraße

lief in einem einförmigen Streifen vor uns dahin; zuweilen blitzte in der Ferne ein Licht auf, zuweilen leuchtete neben uns auf dunklem Grund die kleine Fläche einer Wasserlache, in welcher sich der Himmel widerspiegelte. Letzterer hielt am längsten mit gewohnter Treue und Liebe bei uns aus, und spannte sich noch klar über der Landschaft als diese schon längst in tiefe Dunkelheit verhüllt war. Es gibt Färbungen dort oben, die man zu gewissen Zeiten immer wieder sieht und die uns wie der Klang eines Liedes, wie ein freundliches Wort an angenehme Stunden erinnern; so war es mir heute Abend. Doch um diesen Erinnerungen nachhängen zu können, mußte ich meine Gedanken zurückrufen, die Augen schließen und wußte nun gleich, wo ich denselben gelben Streifen am Horizont halb von Wolken verdeckt schon gesehen habe — war es doch vor einem Jahr an demselben heutigen Tag, einige Abende vor Weihnachten — doch saß ich damals nicht im finstern Eilwagen, sondern ich eilte nach Hause und befand mich dort in einem freundlich erhellten Gemach, das ich jetzt wieder lebhaft vor mir sah, sowie ich die Augen schloß. Auf dem Tisch stand der Tannenbaum bereits halb bekleidet mit seinem Schmuck, denn auf der einen Seite schimmerten zwischen den grünen Nadeln schon silberne und goldene Nüsse hervor; auch glänzende Glaskugeln und zierlich geschnittene Netze von buntem Papier hingen gleich Guirlanden an den Zweigen; an der andern Seite waren meine Buben beschäftigt. Von den leuchtenden Augen und lachenden Lippen aufgefordert, verstand ich mich gern dazu, ebenfalls Hand an das große Werk zu legen. Eben schickte ich mich an, in Gedanken nämlich, eine schöne Fahne von Rauschgold auszuschneiden, als der Postwagen so gewaltig auf das Pflaster stieß, klirrte und rasselte, daß er mich unangenehm in meinen lieben Träumen unterbrach. Wir hatten die Station Villafranca erreicht, wo die Pferde gewechselt wurden und neue Passagiere aufstiegen, in der That aufstiegen, denn da der ganze Wagen unten besetzt war, so wurde eine Leiter angelegt, und eine Frau mit ihrem Säugling, sowie ein paar Guardia's

Civiles, ob zu ihrem oder unserem Schutz, weiß ich nicht, kletterten auf die Imperiale.

Es war da oben ein recht schwanker und luftiger Sitz, ich hatte so meine Gedanken für die arme Frau im Falle des Umwerfens des Wagens; unser Anerbieten einen der Plätze im Coupé einzunehmen verwarf sie indessen, und schien sich gar nicht unbehaglich droben zwischen den beiden bewaffneten Männern zu fühlen; diese waren fest in ihre dunkeln Mäntel gewickelt und hatten den dreieckigen mit Wachstuch überzogenen Hut auf dem Kopf, während ihre langen Flinten drohend zu beiden Seiten hinausragten. So fuhren wir denn weiter einem Stück des Wegs entgegen, das uns schon in Barcelona als unangenehm geschildert war, und es verdiente den Ruf in der That; denn kaum hatten wir den Ort hinter uns, so begann die Postkutsche sich auf eine höchst verdächtige Art in Seitenbewegungen zu ergehen; bald sanken wir auf die rechte, bald auf die linke Seite, wobei das Geschrei des Mayoral und Zagal immer lauter und lauter wurde. Wären sie wenigstens ruhig im Schritt gefahren, so hätte man sich doch mit einer gewissen Beruhigung in sein Schicksal gefunden; aber so wurden die Maulthiere mit aller Kraft der Lungen und Peitschen vorwärts getrieben, und rissen den Wagen in die Löcher hinein und wieder heraus, daß das ganze Gestell krachte und man sich jeden Augenblick wunderte, wie Achsen, Räder und Wagen noch zusammenhielten. Das ging eine Stunde so fort, worauf der Wagen anfing langsamer und weniger zu schwanken, die Räder gleichförmiger rollten und das Geklingel der Maulthiere wieder in einem angenehmern Takt ging. Leider ist es mir versagt, in dem Wagen zu schlafen, d. h. bei den längsten angestrengtesten Touren ist es mir kaum vergönnt, während der Morgendämmerung eine halbe Stunde oder so etwas leicht zu schlummern. Da ist es denn so natürlich, daß man liebe Erinnerungen hervorruft, um die langen Stunden der Nacht zu verkürzen, und ich begann die Augen schließend wieder an den freundlichen Lichterglanz zu denken, an die rau-

schenden Tannenzweige, zwischen denen dießmal statt der vergoldeten Aepfel und Nüsse die strahlenden Augen meiner lieben Kinder hervorleuchteten — da mit einem Male erklang das Geschrei des Mayoral und des Zagal auf eine eigenthümliche und erschreckte Art: wir rollten gerade auf einer ziemlich glatten Stelle des Wegs etwas aufwärts und hatten neben uns rechts und links tiefe Gräben; der Delantero mit seiner Kinderstimme stieß ein Angstgeschrei aus und meine Träume flatterten davon, Licht und Goldglanz und all die lieben Gesichter. Da ich die linke Ecke des Coupé's hatte und eines der Fenster geöffnet war, so bog ich mich schnell hinaus und sah, wie unser Vorreiter Kehrt gemacht hatte und im vollen Galopp bei unserem eigenen Wagen vorüberkam. Da aber an der Seite auf der Straße selbst kein Platz war, so stürzten seine Thiere in den Graben hinab; ihm folgten die sechs Mittelgespanne, alle fielen übereinander her, stürzten zusammen, rafften sich wieder auf und rissen endlich die Maulthiere an der Deichsel mit sich herum, diese den Wagen, der nun glücklicherweise fast ganz gerade mit den Vorderrädern in den Graben gezogen wurde. Daß er nicht ganz zum Sturz kam, dankten wir den beiden gestürzten Thieren an der Deichsel, die sich so in ihre Geschirre verwickelt hatten, daß sie, trotz vieler vergeblichen Versuche, nicht aufzuspringen im Stande waren. Das Geschrei unserer Passagiere hinten im Wagen, die nicht sahen was vorging, namentlich aber der beiden Weiber, wovon die eine mit ihrem Säugling oben auf dem Wagen in der größten Gefahr schwebte, kann man sich leicht denken. Die Sorglosigkeit der spanischen Fuhrleute bewährte sich hier auf's Glänzendste; es wollte mir nämlich nicht gelingen, die alte rostige Thürklinke aufzudrehen, es bedurfte mehrmaligen Ersuchens, ehe dieß von außen geschah. Die Guardia's Civiles waren von oben herabgesprungen und da ich zufällig an der Seite des Wagens stand, so nahm ich das kleine Kind der Spanierin in Empfang, das sie mir in ein Tuch gewickelt weinend herabreichte. Neben uns im Graben herrschte eine unbeschreibliche Verwirrung; es war

eine große verwickelte Masse von Maulthieren und Geschirren; glücklicherweise hatte der arme kleine Delantero keinen Schaden gelitten er hinkte herbei, wir hatten ihn im Verdacht, er habe auf seinem Pferd geschlafen, doch entgegnete er: caballos malos, — no he dormido!

Wir legten alle hülfreiche Hand an, um die Maulthiere von ihrem Geschirr zu befreien und nach einem halbstündigen Aufenthalt war unser Gespann wieder so weit in Ordnung, daß wir unsern Weg fortsetzen konnten. Ein solch plötzliches Umkehren der vordern Thiere soll übrigens nicht selten vorkommen, und gleich auf der nächsten Station geschah das abermals, glücklicherweise aber noch vor dem Postgebäude, wo mehrere Knechte bereit standen, die eigensinnigen Thiere mit tüchtigen Hieben zurecht bringend. Gegen zehn Uhr Abends näherte sich die Straße dem Meer wieder, auch war der Mond unterdessen aufgegangen, so daß wir von der Höhe, auf der wir fuhren, die hellbeglänzte Fluth weit übersehen konnten. Taragona, die alte Römerstadt, erreichten wir um Mitternacht, und was wir von ihrer Lage im hellen Mondlicht sahen, war so malerisch schön, daß wir sehr bedauerten, nicht einen Tag daselbst zubringen zu können. Ehe wir die Stadt erreichten, lief der Weg eben längs dem Meer dahin und dann mit einemmal ziemlich steil aufwärts, um sich darauf an den weißen Felsen emporzuwinden, auf denen Taragona liegt. Links senkten sich tiefe Schluchten ans Gestade hinab, auf denen dunkle Schatten lagen; die See war ruhig wie ein Spiegel, so daß das Licht des Mondes nicht auf den Wellen glitzerte, sondern der lange Streifen, den es bildete, wie leuchtendes, blank polirtes Silber aussah; zuweilen wurde die Aussicht rechts und links durch gewaltige Trümmerhaufen, durch Häusermassen und Wälle verdeckt, und der Wagen rasselte und dröhnte gewaltig hindurch. Es war wie eine Art Vorstadt, die wir passirt hatten, doch konnten wir bei der ungewissen Helle nicht genau unterscheiden, ob wir Ruinen oder bewohnte Häuser hinter uns ließen; ich glaube das Erstere, denn

Taragona ist reich daran. Soll es doch in früheren Zeiten eine Million Einwohner gehabt haben, deren Zahl jetzt auf 10,000 zusammengeschmolzen ist.

Es war ein Uhr als wir vor dem Parador de las Diligencias hielten, wo wir eine schlechte Tafel und eine sehr geschwätzige Spanierin fanden, auch mußten wir die in Oel gekochten und reichlich mit Knoblauch gewürzten Speisen theuer genug bezahlen. Im Sommer, wo die Landstraßen trocken und besser sind und der Eilwagen deßhalb schneller zu fahren im Stand ist, werden dem Reisenden in den größern Städten unterwegs öfters längere Rasten gegönnt, um ihn ausruhen zu lassen von der Hitze und dem unerträglichen Staub in dieser Jahreszeit. Jetzt dagegen werden diese Halte bedeutend abgekürzt und höchstens alle zwölf Stunden einmal eine Stunde zum Ausruhen vergönnt; meistens sind aber auch die Dörfer, durch welche man kam, so über alle Beschreibung schmutzig und ärmlich, daß man gern auf ein Verweilen in denselben verzichtet, nur in der Türkei erinnere ich mich, ähnliche Häuser und Ortschaften gesehen zu haben. Die Wohnungen dort wie hier sind aus Lehm aufgeführt, natürlicherweise ohne Glasfenster und zerbrochene hölzerne Laden hängen vor den unregelmäßigen kleinen und großen Oeffnungen, das Innere aber ist fürchterlich; man begnügt sich gern mit dem ersten Blick, wenn man allenfalls in eine dieser Hütten eintritt, um sich eine glühende Kohle für die Cigarre geben zu lassen. Im Allgemeinen ist das Ankommen in einem spanischen Dorf, in kleinern, selbst in größern Städten eine Qual für den Reisenden, denn ist außerhalb derselben der Weg schon sehr schlecht, so ist er zwischen den Häusern fast unfahrbar; sowie man die ersteren erreicht, sinkt der Wagen bis an die Achsen in den Koth, unergründliche Löcher können nur durch die äußerste Geschicklichkeit des Mayoral vermieden werden, oder die mit lautem Geschrei und Peitschenhieben gejagten Maulthiere reißen die Kutsche hindurch, so daß man sich oft mit den Händen festhalten muß, um nicht den Kopf an der Decke zu zerstoßen. Man findet

eine große verwickelte Masse von Maulthieren und Geschirren; glücklicherweise hatte der arme kleine Delantero keinen Schaden gelitten er hinkte herbei, wir hatten ihn im Verdacht, er habe auf seinem Pferd geschlafen, doch entgegnete er: caballos malos, — no he dormido!

Wir legten alle hülfreiche Hand an, um die Maulthiere von ihrem Geschirr zu befreien und nach einem halbstündigen Aufenthalt war unser Gespann wieder so weit in Ordnung, daß wir unsern Weg fortsetzen konnten. Ein solch plötzliches Umkehren der vordern Thiere soll übrigens nicht selten vorkommen, und gleich auf der nächsten Station geschah das abermals, glücklicherweise aber noch vor dem Postgebäude, wo mehrere Knechte bereit standen, die eigensinnigen Thiere mit tüchtigen Hieben zurecht bringend. Gegen zehn Uhr Abends näherte sich die Straße dem Meer wieder, auch war der Mond unterdessen aufgegangen, so daß wir von der Höhe, auf der wir fuhren, die hellbeglänzte Fluth weit übersehen konnten. Taragona, die alte Römerstadt, erreichten wir um Mitternacht, und was wir von ihrer Lage im hellen Mondlicht sahen, war so malerisch schön, daß wir sehr bedauerten, nicht einen Tag daselbst zubringen zu können. Ehe wir die Stadt erreichten, lief der Weg eben längs dem Meer dahin und dann mit einemmal ziemlich steil aufwärts, um sich darauf an den weißen Felsen emporzuwinden, auf denen Taragona liegt. Links senkten sich tiefe Schluchten ans Gestade hinab, auf denen dunkle Schatten lagen; die See war ruhig wie ein Spiegel, so daß das Licht des Mondes nicht auf den Wellen glitzerte, sondern der lange Streifen, den es bildete, wie leuchtendes, blank polirtes Silber aussah; zuweilen wurde die Aussicht rechts und links durch gewaltige Trümmerhaufen, durch Häusermassen und Wälle verdeckt, und der Wagen rasselte und dröhnte gewaltig hindurch. Es war wie eine Art Vorstadt, die wir passirt hatten, doch konnten wir bei der ungewissen Helle nicht genau unterscheiden, ob wir Ruinen oder bewohnte Häuser hinter uns ließen; ich glaube das Erstere, denn

Taragona ist reich daran. Soll es doch in früheren Zeiten eine Million Einwohner gehabt haben, deren Zahl jetzt auf 10,000 zusammengeschmolzen ist.

Es war ein Uhr als wir vor dem Parador de las Diligencias hielten, wo wir eine schlechte Tafel und eine sehr geschwätzige Spanierin fanden, auch mußten wir die in Oel gekochten und reichlich mit Knoblauch gewürzten Speisen theuer genug bezahlen. Im Sommer, wo die Landstraßen trocken und besser sind und der Eilwagen deßhalb schneller zu fahren im Stand ist, werden dem Reisenden in den größern Städten unterwegs öfters längere Rasten gegönnt, um ihn ausruhen zu lassen von der Hitze und dem unerträglichen Staub in dieser Jahreszeit. Jetzt dagegen werden diese Halte bedeutend abgekürzt und höchstens alle zwölf Stunden einmal eine Stunde zum Ausruhen vergönnt; meistens sind aber auch die Dörfer, durch welche man kam, so über alle Beschreibung schmutzig und ärmlich, daß man gern auf ein Verweilen in denselben verzichtet, nur in der Türkei erinnere ich mich, ähnliche Häuser und Ortschaften gesehen zu haben. Die Wohnungen dort wie hier sind aus Lehm aufgeführt, natürlicherweise ohne Glasfenster und zerbrochene hölzerne Laden hängen vor den unregelmäßigen kleinen und großen Oeffnungen, das Innere aber ist fürchterlich; man begnügt sich gern mit dem ersten Blick, wenn man allenfalls in eine dieser Hütten eintritt, um sich eine glühende Kohle für die Cigarre geben zu lassen. Im Allgemeinen ist das Ankommen in einem spanischen Dorf, in kleinern, selbst in größern Städten eine Qual für den Reisenden, denn ist außerhalb derselben der Weg schon sehr schlecht, so ist er zwischen den Häusern fast unfahrbar; sowie man die ersteren erreicht, sinkt der Wagen bis an die Achsen in den Koth, unergründliche Löcher können nur durch die äußerste Geschicklichkeit des Mayoral vermieden werden, oder die mit lautem Geschrei und Peitschenhieben gejagten Maulthiere reißen die Kutsche hindurch, so daß man sich oft mit den Händen festhalten muß, um nicht den Kopf an der Decke zu zerstoßen. Man findet

das übrigens durch ganz Spanien, und der Grund dieser schrecklichen Verwahrlosung in den Straßen der Dörfer und Städte soll darin liegen, daß die Behörden der letztern mit der Regierung beständig darüber im Streit sind, wer eigentlich die Verpflichtung habe, diese Wege zu unterhalten; einer schiebt sie auf den andern, und da diese Meinungsverschiedenheit nie ausgeglichen wird, so bleibt es, wie so manches hier, bei dem Alten, Schlechten. Die Bevölkerung der Dörfer, namentlich der kleineren und entlegeneren, paßt übrigens hiezu vortrefflich, und kaum verläßt man den Wagen, so wird man umdrängt von zerlumpten elenden Gestalten, die mit einer bei uns unbekannten Ausdauer ihren Quarto zu erbetteln wissen.

Eines der schauerlichsten Nester dieser Art, ich glaube Perello, erreichten wir Morgens gegen acht Uhr. Hier wurde umgespannt, und wir begannen unsere letzte Station gegen den Ebro hin, der sich ungefähr auf der Hälfte unseres Weges ins Meer ergießt. Glücklicherweise war der Tag klar und heiter angebrochen, und erlaubte uns eine weite Aussicht über Land und Meer, sobald wir eine beträchtliche Höhe erstiegen hatten, zu der eine sehr gut angelegte Straße hinaufführte. Ein weites eigenthümliches Rundgemälde öffnete sich hier unsern Blicken: weit vor uns sahen wir die See, eine große Bucht ins Land herein bildend, welche am Horizont von langgestreckten Dünen begränzt war, so daß es aussah, als hätten wir einen sehr ausgedehnten Binnensee vor uns. Dort hinab fiel das Land viele Stunden lang in einer ununterbrochenen kahlen und öden Ebene unendlich einförmig, aber großartig in seiner Oede, eine Haide von röthlichem und gelblichem Boden mit magern Buxbaumsträuchern bedeckt und Büscheln der Palmitos, die mit ihren fächerartigen Blättern von dunkelgrüner Farbe auf lange Strecken hin das Land bedecken. Im vollen Trabe rollten wir hinab eine Stunde um die andere, ohne daß wir der Bucht drunten oder dem Thalgrund scheinbar auch nur im mindesten näher gerückt wären. Ich erinnere mich lange nicht eine so gewaltige und einförmige Fläche gesehen zu haben. Der Wagen mit unserem Gespann mußte darin

wie ein Nichts erscheinen, und ein einzelner Fußgänger, der aufwärts gestiegen wäre, hätte sich unmöglich eines unbehaglichen Gefühls der Hülflosigkeit und Einsamkeit erwehren können. Endlich nach dreistündigem Fahren erkannten wir in den tiefen Streifen im Thal, die wir lange für den Schatten eines Berges oder für eine Schlucht gehalten, Baumreihen und einzelne graue Häuser, die uns anzeigten, daß wir uns einer bewohnten Gegend, wahrscheinlich dem Ebro näherten, und so war es denn auch. Ein paar Mal noch ging es Berg auf und ab, und dann sahen wir ihn vor uns liegen den Strom mit dem stolzen, wohlklingenden Namen, der schon so vielfach in Liedern besungen worden ist. Auch die Dünen traten deutlicher hervor und zeigten sich so dicht um die Mündung gelagert, daß es selbst einem kleinem Fahrzeuge kaum möglich gewesen wäre, durch sie hindurch das offene Meer zu gewinnen. Aber der Fluß selbst — unsere Blicke schweiften begierig umher, um die Stelle zu finden:

Wo die schattigen Castanien
Rauschen an des Ebro Strand.

Du lieber Himmel, wir wären mit einer alten Birke oder mit einem melancholischen Tannenbaum zufrieden gewesen! Aber kein Strauchwerk, kein Grashalm wächst an diesen trostlosen Sandufern; so weit wir die Blicke hinaussandten, sahen wir nichts als zwei kahle gelbe Streifen Landes, zwischen denen sich ein graues schlammiges Wasser langsam dahinwälzte. Das also war der Ebro, auf dessen klare Fluthen wir uns so sehr gefreut! Daß seine Ufer weiter hinauf nicht viel malerischer und castanienbesetzter seien als hier unten, versicherte uns bereitwillig ein landeskundiger Spanier auf unsere Bitte. Apollo mag es dem Dichter verzeihen, der einen Reim auf Spanien gesucht, und dafür Castanien gefunden hatte, von denen wir keine Spur gesehen.

Gegenüber dem Strom lag die kleine Stadt Amposta, die in ihrer malerischen Gestalt einen schwachen Ersatz bot. Die hohen Mauern

ihrer Häuser senkten sich bis zum Wasserspiegel herab, und bildeten oben so unregelmäßige Linien, daß sie von fern wie die ausgezackten Zinnen eines alten halbverfallenen Castells aussahen. Dort sollten wir nach zwölfstündigem Fasten unser Mahl finden und wir hofften auf eine gute Fähre, die den Eilwagen und uns übersetzen würde; aber wir waren ja in Spanien, im schönen Land des Weins und der Gesänge — und der grundlosen Straßen und brückenlosen Flüsse. Eine Fähre war vorhanden, aber sie lag invalid bei Amposta, weßhalb unser Eilwagen diesseits bei einer elenden Holzbaracke anhielt und unsere Koffer und Effekten abgeladen wurden. Hier war das Ufer des Ebro besonders unangenehm, denn man sank bis an die Knöchel in den Sand und Schlamm, durch welchen wir ein paar hundert Schritte abwärts wateten, wo ein altes, gebrechliches Boot lag, um unsere ganze Wagengesellschaft überzusetzen. Wir hatten übrigens von Glück zu sagen, daß der Wasserstand des Stroms heute ziemlich niedrig und er deßhalb zahm und mild war, denn ein Bekannter erzählte uns in Barcelona: er habe bei Regenwetter auf einer Reise hierher zweimal vierundzwanzig Stunden in der obenerwähnten Hütte zubringen müssen. Obgleich unser Boot sehr überladen war und tief ging erreichten wir doch glücklich Amposta, welche Stadt uns armen Reisenden zu sagen schien: wartet nur, ihr habt mich von außen schön gefunden, ich will euch eure Illusionen schon benehmen. Und das that sie redlich — wie eine Heerde Gänse schritten wir fluchend, einer hinter dem andern, bei dem Kothstrom vorbei, den man hier mit einer unglaublichen Kühnheit eine Straße nannte. Da wir, um in den Gasthof zu gelangen, hinüber mußten, so war es ein großes Glück, daß wir einen Ortskundigen fanden, der uns eine Furt zeigte, denn sonst wäre sicherlich noch ein Unglück geschehen. Dem castanienrauschenden Ufer, dem Strome selbst und der Stadt reihten sich Speisesaal und Essen würdig an; ersterer war eine Dachkammer und das zweite war nach einem für unsere Mägen gänzlich unverständlichen Speisezettel hergerichtet; mit Ausnahme eines schwindsüchtigen Huhns, welches in seinen letzten Lebens-

stunden sehr viel Zwiebeln verzehrt zu haben schien: ist es unmöglich anzugeben, was wir eigentlich gegessen. Es kam uns vor, wie ein chinesisches Essen, wo kunstreich zubereitete Rattenschenkel und Fischflossen eine Hauptrolle spielen sollen. Obgleich wir uns lange nach einem ächt spanischen Essen gesehnt, waren wir doch hier so tief in die Brühe gerathen, daß wir uns unendlich nach einem festen bekannten Lande sehnten, welches denn auch am Schluß in Gestalt von Brod und Schafkäse erschien.

Nach einem einstündigen Aufenthalt setzten wir unsere Reise auf schlimmeren Wegen als bisher fort, es schien hier in den letzten Tagen bedeutend geregnet zu haben, wodurch der Weg völlig aufgeweicht war und die Räder fußtiefe Gleise einschnitten. Dies hielt aber Mayoral und Zagal nicht ab, die Maulthiere aufs Aeußerste anzutreiben: namentlich wo der Weg sich senkte, rasten sie wie toll hinab, um mit dem nachrollenden schweren Wagen die Anhöhe drüben im vollen Galopp hinauffahren zu können. Die Gegend hatte hier einen fruchtbareren und freundlicheren Charakter, als jenseits des Ebro; man sah vortrefflich angebaute Felder, hie und da kleine Dörfer mit malerischen Kirchthürmen und oft einzelne hübsche Landhäuser, über welche meistens eine hohe schlanke Palme schützend ihre Zweige ausstreckte, die Früchte derselben hingen unter der Krone in hellgelben Büscheln und hie und da beschäftigte man sich, um sie herunterzunehmen, was mittelst einer langen Stange geschah. Bald kam der Abend, die Gegend verschleierte sich langsam und allmählig und ich mußte mich darauf beschränken, unsere Zugthiere und Mayoral zu beobachten, was mir anfänglich im Schein unserer Wagenlaternen einige Unterhaltung verschaffte, bald aber wurde das Licht derselben schwächer und zuckte nur noch hie und da auf, bis es endlich ganz erlosch; worauf wir in der tiefsten Dunkelheit dahinrollten, die nur zuweilen unterbrochen wurde von den Funken, welche die Hufeisen unserer Thiere aus den Steinen schlugen, oder wenn sich die Außenpassagiere eine Papiercigarre anzündeten, was übrigens häufig genug geschah.

Gegen zehn Uhr erreichten wir die Station, ein einzelstehendes Haus, wo eine ziemlich steil abgehende und deßhalb einigermaßen verrufene Schlucht beginnt. An ein Wiederanzünden unserer Laternen dachte man natürlicherweise nicht, und so galoppirte unser Gespann in die Finsterniß hinein. Der Wagen rollte, trotz seiner zwei Hemmschuhe mit der größten Geschwindigkeit abwärts. Wie unser Weg eigentlich ging, konnte ich nicht unterscheiden, daß er aber ziemlich gefährlich war, sah ich an seinen vielen raschen Wendungen, sowie an schwarzen Schatten neben mir, welche tiefe Schluchten anzeigten, auch an der senkrechten Felsenwand, die wir oft so nah an der linken Seite hatten, daß man sie fast mit der Hand erreichen konnte; zuweilen bei Biegungen der Straße streifte der Wagen daran und dann wurde sein Hintergestell unsanft auf die Seite geworfen. Fast eine Stunde jagten wir so abwärts, dann ging es wieder bergauf; es wurde etwas heller und wir erreichten eine Stelle, wo der Weg auf einer senkrechten Felsenwand so dicht längs dem Meer hinführte, daß man, dem Anschein nach ohne große Mühe, von dem Wagenfenster aus etwas in die Fluth hätte werfen können; getrennt waren wir von ihr nur durch die Ruinen einer niedrigen Mauer, die voll Löcher und Risse war, durch welche man das nun erhellte Wasser sehen konnte, indem der Mond soeben am Horizont emporstieg. Wie ich so an dem Wagenfenster lehnte und auf die glänzende See schaute, dachte ich an ein furchtbares Unglück, welches vor einigen Jahren hier geschehen und noch so unvergessen in der Erinnerung der Postillone ist, daß sie beim Umspannen die Einzelnheiten dem Reisenden gerne erzählen.

Eines Abends nämlich hatte die von Amposta kommende Diligence umgespannt und war mit ihren 18 Passagieren, worunter eine deutsche Familie mit ein paar Damen und Kindern, die oben erwähnte Schlucht hinabgefahren; ein heftiges Gewitter mit starken Regengüssen entlud sich gleich darauf über der Gegend, ohne gerade besondere Besorgniß einzuflößen; einer der Stallleute, die bei jeder Station eine Strecke Wegs neben dem Wagen herlaufen, um die Maulthiere anzutreiben,

hatte die Diligence beim Leuchten der Blitze noch tief in der Schlucht fahren sehen, worauf sie in der dunkeln Nacht verschwand — um nie wieder zum Vorschein zu kommen. Wo sie mit ihren 18 unglücklichen Passagieren, Mayoral, Zagal, Delantero und Gespann eigentlich verunglückt ist, weiß heute noch Niemand; man glaubt ein plötzlich angeschwollenes sonst stilles Bergwasser habe sie mit allem in das Meer hineingespült, oder vielleicht auch sind auf dem Wege hoch über der See, von dem ich soeben sprach, die Thiere am Wagen durch das Gewitter scheu geworden und haben die Diligence mit sich hinab in die Tiefe gerissen, kurz man hat nie mehr eine Spur von ihr gesehen.

Glücklicherweise passirten wir diese Stelle ohne den geringsten Unfall, wie z. B. das häufig vorkommende Stürzen eines der Thiere, was aber auch hier von schrecklichen Folgen hätte sein müssen, und erreichten um Mitternacht Castellon, wo wir abermals abgefüttert wurden und zwar auf eine so vortreffliche Art, daß wir das unverständliche Essen von Amposta gern darüber vergaßen.

In der nächstfolgenden Station hatten wir übrigens noch einen kleinen Unfall von so außerordentlicher Art, daß ich denselben nicht unerwähnt lassen kann. Es war vor dem Posthaus, und die Straße viermal so breit als gewöhnlich, eher ein kleiner Platz, aber von so unergründlichem Schmutz, daß der Wagen bis an die Achsen einsank und beim Ankommen nur im Schritt von den müden Thieren vor das Gebäude geschleppt werden konnte. Beim Abfahren wurde das gewöhnliche Manöver wiederholt und die Pferde — wir hatten schon seit Castellona keine Maulthiere mehr — durch Peitschenhiebe und Geschrei so angefeuert, daß sie den schweren Wagen im Galopp durch den Schmutz davonzogen. Plötzlich aber hielten wir mit einem tüchtigen Ruck, vier der mittleren Pferde waren gestürzt, die vordern vier aber hatten mit Beihülfe der Stangenpferde die Diligence über die gestürzten hinweggerissen, die nun, uns allen völlig unbegreiflich, unter unserem eigenen Wagen lagen. An ein Aussteigen war nicht zu denken, denn man wäre bis an die Kniee eingesunken; glücklicherweise

kam man uns vom Posthaus zu Hülfe, aber es dauerte eine gute Zeit, ehe die Verwirrung unseres Gespanns gelöst war, man mußte die Geschirre aufschnallen und die gestürzten Thiere an Kopf und Schweif unter dem Wagen hervorziehen. Wäre in diesem Augenblick etwas komisch zu nennen gewesen, so hätte es die Stellung unseres Stangenhandpferdes sein müssen, denn dieses saß wie ein Hund auf den Hinterbeinen, und zwar auf dem Hals eines der andern gestürzten Thiere. Ich bin fest überzeugt, daß von den des Rosselenkens kundigen Lesern mancher ungläubig den Kopf schütteln wird, doch bin ich im Stand, jedem Zweifel die besten Zeugnisse für meine Worte zu verschaffen.

Als es endlich wieder Tag wurde — wir waren anhaltend abwärts gefahren — sahen wir abermals das Meer zu unserer Linken, und hatten den Anfang der Huerta erreicht, jenes baum- und wasserreiche Gartenland, in dem Valencia liegt. Die Felder waren hier schön und regelmäßig angebaut, mit neu aufkeimendem Grün bedeckt, oder mit Gemüsepflanzen, die noch auf die Ernte warteten. Ueber die, freilich kahlen und knorrigen Schosse der Reben breiteten mächtige Korkeichen und Johannisbrodbäume ihre immergrünen Blätter aus, Palmen standen bald einzeln, bald in Gruppen bei einander, und aus dem dunkeln Laube der Orangenbäume schimmerten freundlich die goldenen Früchte hervor. Die Huerta war so liebenswürdig, sich uns in recht schönem Lichte zu zeigen, das sie freilich von der eben aufsteigenden Sonne entlehnte, aber mit heiter lachendem Gesicht empfieng. Bei Murviedro, dem alten römischen Sagunt, spannten wir glücklicherweise um, und hatten deßhalb Zeit, das mächtige Castell, hoch über dem Ort gelegen, welches mit seinen Mauern, Thürmen und gewaltigen Gebäuden in großer Ausdehnung dem Laufe des Hügels folgt, zu bewundern. Es war von der Sonne so schön angestrahlt, und glänzte in den lebendigsten rothen und gelben Farben, die sich um so frischer hervorhoben, als der Berg unterhalb mit einem Kranze von grünen Bäumen und Sträuchern eingefaßt war. Beim Weiterfahren

zeigte sich die Huerta wohl in gleicher, aber doch in mannichfaltig wechselnder Gestalt; einzelne Häuser und kleine Dörfer erschienen zahlreicher, und das künstliche Bewässerungssystem dieser Ebene, das noch aus der Araberzeit herstammt, kommt immer deutlicher und vortrefflich unterhalten hervor. Die Felder sind mit zahlreichen Wassergräben durchschnitten, die an der Straße, von wo sich der Strom ergießt, sorgfältig mit rothen Ziegeln eingefaßt sind; kleine Brunnen von malerischer Gestalt sieht man auf allen Seiten; ein Pferd treibt das horizontale Rad, welches das Paternosterwerk bewegt — eine vertikale, mit Zähnen versehene Scheibe, über welche an Seilen irdene Krüge laufen, die das Wasser unten schöpfen und oben in einer Rinne ausgießen. Mir waren diese Brunnen alte, liebe Bekannte aus Syrien und Aegypten, wo ich an ihnen manchen guten Trunk gethan, überhaupt trat mir der Orient in der Nähe von Valencia auf der belebten Landstraße wieder klar vor Augen. Die Tracht der Männer mit ihren weiten Hosen, ein Stück Zeug um den Leib geschlungen, Sandalen an den Füßen, und das bunte Taschentuch auf dem Kopf, nach Art eines Turbans umgewunden, erinnerte mich nicht minder lebhaft daran als die Tracht mancher Weiber: ein einfaches blaues Gewand, den Kopf nach Art der Araberinnen bedeckt, den irdenen Krug auf der Schulter. Nach kurzer Zeit reihten sich die bisher einzeln stehenden Häuser immer dichter zusammen; der fluchende Mayoral mußte wegen der vielen Wagen, Karren und Packthiere, alle mit Gemüse oder sonstigen Lebensmitteln beladen, langsam fahren — noch eine Viertelstunde und wir hatten Valencia erreicht, wo wir vor dem Posthof anhielten, Wagen und Pferde im grauen Straßenschlammüberzuge, wir selbst aber nach achtundvierzigstündiger Fahrt ziemlich müd und abgespannt.

Zehntes Kapitel.

Valencia.

Kaltes Wetter. Ein Bad. Schmutzige Straßen. Charakter der Stadt und ihrer Bewohner. l'Audiencia. Die Alameda. Erinnerungen an den Cid. El Miguelete. Blick in die Huerta. Die arabische Bewässerung. Cort de la Seo. Die Kathedrale. Duenna und Escuedro. Die Glorieta. Ein freundlicher Landsmann. Der Weihnachtsmarkt. Musik und Gesang. Eine todte Braut. Der Grao. Landhäuser in der Huerta. Ein unschuldiger Raub. Feier des Weihnachtsabends. Erinnerungen an die Heimath.

Auf dem Platze del Arzobispo in der Nähe der Kathedrale von Valencia liegt die Fonda del Cid, von außen ein ziemlich unscheinbares Haus, in welchem wir aber ein paar ordentliche Zimmer erhielten, freilich mit spanischem Meublement: Binsenmatte, Rohrsessel und Sopha; dazu schlecht geschlossene Balkonthüren und gänzlicher Mangel an jedem Feuerungsmittel. Man soll das freilich in einem südlichen Lande wie Spanien nicht verlangen, aber es gibt doch Augenblicke, namentlich am Abende, wo man sich selbst in Valencia nach einem Kamine oder Brassero sehnt. Es war ein paar Tage vor Weihnachten, hatte tüchtig geregnet, und nun spannte sich über die alte Stadt ein wolkenloser tiefblauer Himmel aus, keine Hitze herabsendend, wohl aber einen so eisigen Hauch spendend, daß iu den Zimmern einigemale nach Sonnenuntergang eine tüchtige Bewegung in Paletot und Handschuhen nothwendig war, um sich zu erwärmen. Zu Hause hätten wir eine solche Temperatur unbedingt sehr kalt genannt, hier aber in Spanien, vor uns Palmbäume und Orangen, wäre es unverzeihlich gewesen, dergleichen auch nur zu denken.

Als wir in der Fonda del Cid angekommen waren, nach zweimal vierundzwanzigstündigem Fahren, ließen wir uns vom Lohnbedienten überreden, ein warmes Bad zu nehmen, welches man, wie das am Thor mit großen Buchstaben angekündigt war, im Hause selbst haben konnte. Jeden Reisenden will ich aber feierlich verwarnt haben, falls er je im

Winter nach Spanien kommt, diesen Badgelüsten nachzugehen; die Bäder befinden sich tief unten im Hause, allerdings recht angenehm gewärmtes Wasser in marmornen Wannen, aber in einem eiskalten Gewölbe mit unverschlossenen Fensteröffnungen, so daß man sich nach dem Bade wahrhaft zähnklappernd in sein Leintuch wickeln mußte. Wir trugen auch Alle ein kleines Unwohlsein davon, welches übrigens unser Däne und Horschelt, der eine durch Morrisonsche Pillen der Andere durch heißen Punsch vertrieb.

Nach dem Bade kleideten wir uns an, um einen Streifzug durch Valencia zu thun. In der vortrefflichen Reisebeschreibung eines lieben Freundes las ich einstens mit großer Befriedigung, daß die schmalen Straßen, obgleich meistens ungepflastert, in dem besten Zustande seien, da sie weder durch den Regen, noch durch schweres Fuhrwerk viel zu leiden hätten; das mag allerdings für den Sommer passen, für warmes und trockenes Wetter; heute aber — es hatte, wie schon bemerkt, mehrere Tage geregnet — waren diese ungepflasterten Straßen zu Fuße nicht zu passiren, ohne bis über die Knöchel in den Koth zu gerathen, dazu sind die gepflasterten Trottoirs auf beiden Seiten kaum zwei Fuß breit, und da die Valencianer beiderlei Geschlechts außerordentlich zahlreich vor ihren Häusern zu sehen sind, so kamen wir zuweilen an Défilés, wo man lange Zeit warten mußte, bis Einer nach dem Andern über eine schmale trockene Stelle gelangt war.

Dabei ist die Stadt ein wahres Labyrinth, und man findet keine Straße, die auch nur wenige Fuß gerade ausliefe, sie bilden ewige Schlangenlinien, bald nach rechts, bald nach links, und da die Häuser mehr oder weniger einander gleichsehen, auch die meisten Straßen so enge sind, daß man nirgendwohin einen Ueberblick hat, um sich vielleicht nach einem benachbarten Thurm richten zu können, so ist es sehr schwer, Valencia ohne Führer zu durchwandern, wenn man nämlich den Zweck hat, irgend ein bestimmtes Gebäude zu erreichen. Beim Flaniren dagegen treibt man mit der Strömung, und wenn man auch

an ein unbekanntes Gestade geworfen wird, gibt es doch Mittel den Heimweg zu finden.

Die Straßen Valencias haben einen ganz entgegengesetzten Charakter zu denen von Barcelona, dort breit gepflastert, mit hohen steinernen Häusern besetzt, alle Fenster mit Balkonen versehen, welche anzeigen, daß die Bewohner und mehr noch die Bewohnerinnen sich gerne auswärts umsehen oder sich von den draußen Wandelnden sehen lassen, hier dagegen enge Gassen aus unansehnlichen Häusern bestehend, die sehr häufig aus gestampftem Lehm gebaut sind, und mit dürftigen Fenstern versehen, sehr wenig versprechen. Vergessen wir aber nicht, daß wir uns dem Süden Spaniens genähert, und uns in einer Stadt befinden, die lange von den Mauren behauptet wurde und diesen Eroberern viel von ihren Einrichtungen verdankt, die eben durch dieses unscheinbare Aeußere der Häuser sich als vollkommen orientalisch darstellt. Hier, wie in den großen Städten des Orients, z. B. Damaskus, hat man auf breite Straßen verzichtet, um dafür größeren Raum für das häusliche Leben zu erhalten, darauf hält der Südländer viel, und wenn wir bei diesem oder jenem unscheinbaren Thore stehen bleiben und in das Innere blicken, so bemerken wir einen geräumigen Hof mit murmelndem Wasser, üppigem Pflanzenwuchse, mit Lauben, zierlichen Bogengängen und kleinen, reizenden Gärten.

Auch in dem Straßenleben treten uns die Anklänge an die Maurenzeit wohl nirgends so deutlich entgegen als hier. Die Landleute der Huerta könnten mit einer kleinen Zuthat so vollkommen orientalisch gemacht werden, daß sie ohne Aufsehen zu erregen in jeder Stadt Syriens umherwandeln könnten. Das charakteristische Stück der valencianischen Tracht sind die sogenannten Zaraguelles, sehr weite Beinkleider von weißer Leinwand, die in vielen Falten bis an die Kniee reichen und fast aussehen als trügen die Leute gar keine Beinkleider, sondern nur ein Hemd. Die Waden bis über die Knöchel und unter die Knie sind mit einer Art blauer Strümpfe bedeckt, die Kniee nackt, an den Füßen Sandalen. Um den Leib einen blauen oder rothen Gurt

(Faja). Dazu eine kurze blaue oder grüne Jacke mit Schnüren. Eine weiße oder bunte Weste mit Troddelknöpfen; bloße Brust und Hals — um den Kopf turbanartig ein buntes Tuch — oft zugleich ein Hut mit breitem Rand und hohem Kegel. Dazu kommt bei den Reichen eine braune oder blaue Capa, bei den Aermeren eine weiße mit bunten Streifen und Rändern durchwirkte wollene Decke, nach Bedürfniß, aber immer malerisch umgeschlagen oder auf der linken Schulter hängend. Namentlich dieser letztere Theil des Anzuges, der mit dem Burnus so außerordentlich viel Aehnlichkeit hat, gibt dem ganzen einen orientalischen Anstrich; selbst die Schirrung der Pferde und Maulthiere, unter denen man ausgezeichnet schöne Thiere sieht, erinnern mit ihrem vielen rothen Quastenwerk, mit ihren Messingzierrathen, von langen farbigen Troddeln, eigen geformten Sätteln und Steigbügeln an die Wüsten Arabiens und ihre Bewohner. Die Tartana, die in Valencia für Vornehm und Gering das einzige Beförderungsmittel bildet, welche wie die Drotschken bei uns in der Stadt selbst benützt werden, und ebenso zu Ausflügen auf das Land, könnte man vielleicht von dem türkischen Arrabat ableiten, dem fast ähnlichen Fuhrwerke, wie es heute noch in Konstantinopel gebräuchlich ist. Dort sind diese Wagen freilich mit Ochsen bespannt und sind oft reich geschnitzt und mit Vergoldungen überladen und werden meistens von einem Neger, der zu Fuß geht, begleitet, während die spanische Tartane den Anforderungen unserer Zeit gemäß von außen glänzend, aber einfach lakirt ist, oben mit Wachstuch oder Leder überzogen, im Innern eine Einrichtung hat wie ein deutscher Omnibus und von einem Kutscher regiert wird, der auf einem kleinen Polster gewöhnlich auf dem rechten Gabelbaume sitzt. Man begegnet diesen Tartanen hier auf Schritt und Tritt, und bei den engen Straßen geniren sie die Fußgänger gewaltig. Wie eben bemerkt, macht man in ihnen seine Besuche, fährt ins Theater oder sieht sie in langen Reihen bei den nachmittäglichen Spazierfahrten auf der Alameda.

Es ist eigenthümlich, daß Valencia von zwei ganz verschiedenen

Menschenrassen bewohnt zu sein scheint. Die eine, welche namentlich in der untern Volksklasse und den Bewohnern der Huerta stark vertreten ist, hat schwarzes Haar, enggeschlitzte blitzende Augen, dunkle Gesichtsfarbe, und zeigt in ihrer Physiognomie etwas Trotziges, ja Wildes; die andere — namentlich die Handwerker und Kaufleute — haben einen weichen, fast schlaffen Gesichtsausdruck, weiße Haut und blonde Haare.

Das Gewühl auf den Straßen, namentlich auf dem großen Marktplatze von Valencia wird belebt und malerisch durch die fast orientalische Tracht der Landleute aus der nächsten Umgebung von Valencia, und durch die ganz verschiedene, ächt spanische mit runder Jacke und spitzem Hut der Maulthiertreiber, die von weiter her kommen, oder der Bauern, die von den Gebirgen bei Cuenca niedersteigen. Was die weibliche Bevölkerung von Valencia anbelangt, so findet man wenig schöne Gesichter; auch die Figuren der hiesigen Damen zeigen noch nicht jene Grazie und Leichtigkeit, welche man den Andalusierinnen nachrühmt. Die schwarze Mantille ist fast wie die in Barcelona, nur hängt der Schleier hinten vom Haarkamm herab und zeigt Taille und Kopf fast unverhüllt. Letzterer ist hier in Spanien interessant, der häufigen blonden Haare wegen und des blendend weißen Teints, den man sonst in keiner spanischen Stadt sieht.

Ueber die Eigenschaften der Bewohner von Valencia hört man von ihren übrigen Landsleuten nicht viel Gutes reden, die Männer werden als hinterlistig, feig und blutdürstig bezeichnet, und was die letztere Eigenschaft anbelangt, so thut man ihnen darin nicht unrecht, wenn es wahr ist, daß in den Straßen von Valencia jährlich an fünfzig Meuchelmorde verübt werden. Natürlich schieben die Stadtbewohner die Schuld davon auf ihre Landsleute aus der Huerta, die sie als ein wildes und trotziges Volk schildern, vor dem man sich in jeder Hinsicht in Acht nehmen müsse. Daß eine vielhundertjährige Feindschaft zwischen Stadt und Land besteht, ist nicht zu läugnen, und das Mißtrauen der ersteren geht so weit, daß man, so oft in Valencia

Feuer ausbrach, eilig sämmtliche Stadtthore schloß, um die Bauern abzuhalten, von denen man vielleicht nicht mit Unrecht befürchtete, daß sie die entstandene Verwirrung zum Morden und zu allgemeiner Plünderei benützen könnten.

Valencia ist arm an ausgezeichneten Bauwerken; nur hie und da bemerkt man ein prachtvolles Gebäude, in Stein aufgeführt, einen Palast, aus früherer Zeit herstammend, der sich, alt und schwarz geworden, zwischen den neueren Gebäuden zu verkriechen scheint. Blickt man in den öden Hof, so entdeckt man prachtvolle, breite Steintreppen, auf denen unsere Schritte unheimlich wiederhallen, und oben angekommen, eröffnen sich vor unserem Blicke weite, stille Corridore und Zimmer, mit reich geschnitzter Holzarbeit. Der prächtigste Palast dieser Art ist die Casa consistorial oder l'Audienzia, wo sich die Portraits der Könige von Spanien befinden, so wie im Saale der Cortes bemerkenswerthe Fresken von Zarinena, die von den herrlichsten Holzarbeiten an Wänden und Plafond eingerahmt sind. Im untern Stockwerke ist das Sekretariat des Gouvernements, wo sich eine ausgezeichnete Holzdecke befindet, in dunklem Eichenholz geschnitzt und reich vergoldet. Die Plattform hoch oben auf diesem Palast mit einer schönen Balustrade umgeben, gewährt einen reizenden Ueberblick über die Stadt.

Der große Marktplatz, auf dem den ganzen Tag ein reges Leben herrscht, und wo sich Käufer und Verkäufer um kolossale Haufen von Gemüse und Früchte aller Art drängen (unter Anderem sah ich hier wahrhaft riesenhafte Zwiebel), ist mit alten, nicht uninteressanten Gebäuden umgeben, unter denen sich die Lonja oder Seidenhalle besonders auszeichnet; der ganze untere Raum des Gebändes ist hohl, mit Kreuzgewölben überdeckt, die von sehr schlanken, spiralförmig gewundenen Säulen getragen werden. Die Sorgfalt, mit der im Innern und Aeußern die Gliederungen aller Thür- und Fensteröffnungen behandelt sind, machen diesen Bau zu einem der interessantesten der spätgothischen Zeit. Der kleine Hof von beiden im rechten Winkel zusam-

menstoßenden Flügeln des Hauses gebildet, liegt nach rückwärts an zwei seiner Seiten frei, als erhabene Terrasse mit fließendem Wasser und Orangenbüschen, und erhöht den eigenthümlichen Reiz dieses seltsamen Bauwerks.

Da uns der klare Himmel gleich den ersten Tag unserer Ankunft einen herrlichen Abend versprach, so beschlossen wir einen Spaziergang nach der berühmten Alameda hinaus. Wir verließen die Stadt durch das Thor el Sarranos, das mit seinen ungeheuern Mauern und gut erhaltenen Zinnen so trotzig dasteht, als sei es gestern beendigt worden; leider ist es aber auch nicht so alt, als wir es wohl wünschten, denn unsere Phantasie hätte gern seine Plattform mit den Gestalten des Campeador und seiner Familie belebt, die er ja auch auf einen der Thürme Valencias führte, als er ihnen das draußen lagernde zahllose Maurenheer zeigte.

Allda sahen sie zum weiten
Meer hinaus die Mauren kommen,
Sah'n mit großer Eil' und Sorgfalt
Sie aufschlagen ihre Zelte,
Unter Kriegsgeschrei und Trommeln,
Kriegsgeschrei und Paukenhall.

Großer Schrecken faßt die Mutter,
Wie die Töchter: denn sie hatten
Solche Heere nie zu Felde,
Nie auf Einem Platz geseh'n.
„Fürchtet nichts, ihr Lieben alle,"
Sprach der Cid, „so lang ich lebe
Nah' euch keine Sorg' und Angst."

Vom unsterblichen Cid, der Valencia so lange und kühn vertheidigte, und nach seinem Tode noch durch seinen bloßen Anblick die

Mauren in die Flucht schlug, ist aber leider nicht viel mehr hier vorhanden; nur sein Schwert zeigt man noch, ob ächt, ob falsch, ist die Frage; sowie einen Thurm, la puerta del Cid, durch welchen der Campeador seinen Einzug in die Stadt hielt. Valencia war aber damals kleiner, und so steht dieser Thurm jetzt ziemlich weit entfernt von den heutigen Mauern, am Hause der Tempelherren; die Araber haben ihn erbaut, und nannten ihn Alebufat. Von seinen Zinnen glänzte zuerst das christliche Kreuz von Valencia.

Uebrigens gibt es wohl keine Stadt, deren mittelalterliche Mauern und Thürme ringsum so vollkommen wohl erhalten sind, wie die von Valencia. Sie wurden von Peter dem Vierten um's Jahr 1350 erbaut, und weisen mit ihren Eckthürmen, ihren aus- und einspringenden Winkeln, Wallgängen und Zinnen so vollkommen in eine andere Zeit zurück, daß wir uns gar nicht wundern dürften, wenn uns dort an der Ecke ein Reiterzug begegnen würde, von Kopf bis zu Fuß geharnischt, mit flatternden Fahnen, wehenden Mänteln und Helmbüschen. Aber es ist sehr still vor den Mauern von Valencia, und erst wenn wir uns dem Guadalaviar, heutzutage gewöhnlich Turia genannt, nähern, an dessen Ufern die Alameda liegt, lenken wir wieder in den Menschenstrom ein, der aus den Thoren dorthin oder nach der Huerta hinausdringt.

Die Alameda von Valencia ist eine der schönsten Spaniens, und namentlich durch ihre Umgebung für uns, die wir eine solche nicht gewöhnt sind, sehr interessant. Zwischen mehrfachen Baumreihen hat sie zwei breite Fahrstraßen und viele mit großer Sorge unterhaltene Fußwege. Auf der einen Seite haben wir den Fluß, der freilich sehr stattliche Uferbauten hat, aber so wenig Wasser, daß man den größten Theil des Jahres kaum ein paar Hemden darin waschen kann; auf der andern Seite zieht sich eine Reihe schöner Gärten mit reizenden Landhäusern hin, und fesseln unsere Aufmerksamkeit durch massenhafte Orangen- und Citronenbäume und Büsche, deren tiefdunkles Laub von anderen, für uns eben so seltenen Pflanzen, schattirt wird, und di-

überragt sind von hohen schlanken Palmen. Senden wir die Blicke rechts über den Fluß hinüber, so zeichnet sich scharf auf dem tiefblauen Abendhimmel die charaktervolle Silhouette von Valencia vor uns ab. Dabei konnte ich mich einer Idee nicht erwehren, die mir schon oft auf Reisen gekommen. Wie oft war es mir beim Betrachten einer seltsamen Bergform, einer malerischen Landschaft, einer eigenthümlichen Stadt, als habe ich das schon einmal gesehen, wenn ich auch vorher nie auf dem Punkte gewesen, ja wie hier bei Valencia nie eine Abbildung davon gesehen. Ich erinnerte mich deutlich des einzelnen Weges, auf dem ich schon gegangen, eines Hauses, zu dessen Fenster ich schon hinausgeschaut, was mir immer unerklärlich war, und auf's Neue unbegreiflich, hier beim Anblick von Valencia.

Am andern Morgen war unser erster Gang zur Kathedrale, die nur durch den erzbischöflichen Platz von unserem Gasthofe getrennt lag. Die vielen zahlreichen Bettler, die uns hier hartnäckig verfolgten, sind eine Erbschaft, welche die aufgehobenen Klöster der Stadt hinterlassen haben; namentlich in der Nähe der Kirchen, vor Allem aber hier bei der Kathedrale muß man ein wahres Defilé von ausgestreckten Händen passiren, bis man zur Thüre gelangt. Wie jeder Bettler seinen bestimmten Platz hat, der von den andern respektirt wird, so hat er auch seine gewissen Geber oder seine Kundschaft, die ihn vor allen Andern berücksichtigen. Sogar bei uns fremden Reisenden trat nach wenigen Tagen der gleiche Fall ein, und ich ging nie bei einer gewissen alten Frau vorüber, die neben einem Pfeiler gekauert da saß, ohne ihr etwas zu geben. Sie hatte zwei kleine Kinder bei sich, aus deren schönen Gesichtern mich so frische, treuherzige Augen anlachten, daß ich nie vorbei konnte, ohne stehen zu bleiben.

Die Kathedrale, ein Conglomerat von An- und Umbauten um den alten Kern, im lateinischen Kreuz gebaut, über dessen Durchdringung sich eine großartige achteckige Kuppel erhebt, hat drei Haupteingänge, wovon der westliche, neben dem Hauptthurm „Miguelete“ angebrachte, weit gegen den Kunstwerth der beiden andern altgothischen

in den Kreuzgiebeln befindlichen zurücksteht, obwohl sie von schwerfälligen Formen sind, er ist ein entsetzlicher Wust von verdrehten Säulen, ausgerenkten Gesimsen und Zierrathen; eine der üppigsten Blüthen der Zopfzeit.

Das noch von der Kirche aus der guten gothischen Zeit übrig gebliebene ragt im Aeußern, ich möchte sagen siegreich hervor über das aus allen Zeiten herrührende Angefügte, doch ist diese Mischung verschiedener Style nicht uninteressant, und eines der allerreichsten Bilder gewährt die Kirche von der Plaza mayor gesehen, wo die beiden Thürme, das nördliche Portal, der zierliche Arkadenumbau der Abside aus der Zeit der guten Renaissance im Anschluß an die hoch über die Straße weggesprengte Brücke, die nach der Kapelle de los desemparados hinüberführt, eine nach Maßen, Silhouette und Verkürzung der Linien so herrliche reiche Gruppe geben, daß man einen Decor der großen Oper von Paris zu sehen glaubt.

Das Aeußere der Kuppel des Kreuzes, hoch emporgehoben von einem achteckigen von herrlichen gothischen Fenstern durchbrochenen Untertheil, hat ganz die ähnliche Anordnung wie der Obertheil des Miguelete, der die große und renommirte Glocke, die Vela, trägt, über der obersten Terrasse des Thurmes aber erhebt sich noch einmal eine massive, isolirte, mit Bogenöffnungen versehene Wand zu noch weiteren Glocken, und zeichnet sich der Umriß dieses Thurms sehr malerisch auf der Luft ab.

Ihn erstieg der Cid nach der Einnahme von Valencia, um sich in seinem neuen Besitzthum umzuschauen, und Don Rodrigo hatte Recht, denn man hat von hier oben einen entzückenden Anblick auf die Stadt und die Huerta. Diese liegt rings um uns her, von einem Halbkreise niedriger, aber felsiger Gebirge eingeschlossen, dessen eines Ende nördlich von Valencia von den Thürmen des Castells von Murviedro, den Ruinen des alten Sagunts, gekrönt, das andere unter dem Namen der Sierra de Santa Ana südlich von Valencia aus

Meer stößt, so daß die Küste als Sehne dieses Halbkreises erscheint, in deren Mitte die Stadt Valencia liegt, etwa sechs Leguas von jedem Ende entfernt. Dieser Raum ist fast ganz flach, und nur im äußersten Hintergrunde nach Westen senkt sich das Gebirge, dem Laufe des Jucar und des Guadalaviar folgend, allmälig in die Ebene herab, welche jener an ihrem südlichsten Rande bespült, während dieser sie ungefähr in der Mitte quer durchströmt.

Als Hauptmittelpunkt des Anbaues dieses Halbkreises erscheint nun Valencia selbst mit seinen mittelalterlichen Mauern und Thoren und zahlreichen Kirchen, Klöstern und Hospitälern; um die Stadt her liegen in mehreren Halbkreisen und in verschiedener Entfernung eine Anzahl stattlicher Dörfer mit hohen Kirchthürmen wie Quarta, Manises, Ruzafa, Chirirella, Torrenta, Benituser, Benache rc.; dann weiterhin am nördlichen Rande des Halbkreises Puzol, im südlichen Alcira und im westlichen Hintergrunde die alte Stadt Liria. Jedes dieser Dörfer aber bildet gleichsam nur den dichteren Kern einer Unzahl von kleineren Hütten, die reinlich und schneeweiß aus den kleinen, saftiggrünen, mit blaßgrünen stachligen Aloën eingefaßten Gärten hervorschimmern. Hie und da erhebt sich ein einzeln liegendes größeres Landhaus oder ein Kloster über diese Hütten oder ein Büschel Palmen, eine Reihe hoher, dunkler Cypressen über das gleichförmige, gleichhohe Grün der Ebene.

Aus dem Gesagten geht schon hervor, daß dieß Alles kein eigentlich malerisches Ganzes bilden kann, und das um so weniger, da es dem Bild ganz an Wasser fehlt. Das Meer nimmt zwar die ganze östliche Hälfte des Gesichtskreises ein, aber es ist durch den geraden Strich einer sandigen Küste begränzt und trägt nicht zur Belebung der andern Hälfte bei; dieser aber, obgleich ein bedeutender Fluß sie durchströmt, fehlt es — einige Wochen im Winter ausgenommen — fast ganz an Wasser zu allen landschaftlichen Behufen, eben weil dasselbe ausschließlich andern Zwecken zugewendet wird. Die ganze unglaubliche Fruchtbarkeit der Ebene von Valencia, die ihr mit so vielem

Rechte den Namen Huerta (Garten) erworben hat, hängt nämlich von dem künstlichen Bewässerungssysteme ab, wodurch das Wasser des Guadalaviar in einem Netze von Kanälen (acequias) und kleinen Gräben über die ganze Ebene verbreitet und bis zu jedem einzelnen Beete der unzähligen Gärten geleitet wird, von denen jeder, betrüge er auch kaum anderthalb Morgen, zu dem Unterhalte einer Familie hinreicht. Diese arabischen Wasserleitungen, welche das Wasser zuführen, sind gemauerte Kanäle, laufen oft zwei- oder dreifach über einander und sind in ihrem Fall und ihrer Aufstauung so richtig berechnet, daß tausend Jahre in dem Gebrauch keine Aenderung erzeugten.

Solcher Aderlässe — im Spanischen bedient man sich des Ausdrucks sangrar und sangria in dieser Bedeutung — muß der Guadalaviar auf seinem ganzen Laufe von etwa fünfundzwanzig Leguas nicht weniger als dreißig erleiden, von denen jedoch nur die acht letzten und bedeutendsten der Huerta von Valencia zu Gute kommen. — Kein Wunder also, daß der arme Strom in der heißen Jahreszeit kaum Kräfte genug behält, um einige Tropfen Wasser bis zu seiner Mündung zu tragen. Jene acht Kanäle sind ursprünglich größtentheils das Werk der Araber, allein ihren Nachfolgern, den arragonischen Eroberern, gebührt jedenfalls die Ehre, diese Werke und die zu deren möglichst gemeinsamen und sicheren Benützung erforderlichen gesetzlichen Einrichtungen und Verwaltungsart in ihrer ursprünglichen zweckmäßigen Einfachheit so viele Jahrhunderte hindurch unversehrt erhalten zu haben — ein Verdienst, das überall, besonders aber in Spanien, wo fast alle Einrichtungen von vorne herein dem Verfall geweiht zu sein scheinen, so selten ist, als daß eine so erfreuliche Ausnahme nicht hervorgehoben werden müßte.

Durch einen Gnadenbrief des Eroberers von Valencia, König Jayme I. von Arragon von 1239 überließ er seinen Kampfgenossen und den übrigen Ansiedlern aus Arragon als Belohnung ihrer treuen Dienste die Bewässerungsgräben der Huerta als freies Eigenthum: „daß sie das besagte Wasser gebrauchen sollten in der Art wie es von

Alters her festgesetzt und gebräuchlich war zur Zeit der Sarazenen.“ Seit der Zeit ist die Verwaltung und Beaufsichtigung der Kanäle, die Vertheilung des Wassers, die Entscheiduug aller dabei vorkommenden Streitigkeiten ausschließlich in den Händen der dabei betheiligten Landleute, ohne die geringste Einmischung einer höheren oder Centralbehörde; und vor dem aus Landleuten bestehenden Gerichtshofe, der Cort de la Seo, verschwindet jedes Privilegium, dessen einer der Grundbesitzer in andern Verhältnissen genießen mag, wäre er auch Grande von Spanien.

Die Cort de la Seo, das Wasserschiedsgericht, hielt in frühern Zeiten jeden Donnerstag, und zwar an der Hauptthüre der Kathedrale ihre Sitzungen. Dieser Ort der Zusammenkunft schrieb sich noch aus der Maurenzeit her, wo die maurischen Eroberer von Valencia sich hier einfanden, um alle vorkommenden Streitigkeiten zu schlichten. Dort trafen sich Kläger, Beklagte und Zeugen, und die, welche zuerst kamen, breiteten ihre bunten, wollenen Decken, die ihnen heute noch als Mantel, Stuhl, Bett und zum Staate dienen, im Schatten des tiefen Portals der Kirche aus, die Dinge erwartend, die kommen würden. Die, welche später aus der Huerta oder vom Markt zu Fuß, auf Maulthieren oder Eseln anlangten, wobei nicht selten zwei und drei auf einem Thier anritten, mußten sich schon bequemen, auf der sonnenbeglänzten Plaza mayor gegenüber der Kirchthüre zu warten, denn die Hauptsache war, diese nicht aus den Augen zu verlieren. Die Meisten dieser wartenden Menge sind bewaffnet, und wenn man sie in ihrer eigenthümlichen Kleidung mit den bunten, turbanartigen Kopftüchern da kauern sieht oder auf dem Pferde hängen, über den Hals ihrer Thiere gebeugt, den bunten Mantel wie einen Burnus um die Schultern, so wird man, wie nirgends, an den Orient erinnert.

Mit dem Schlage zehn Uhr tritt in der zahlreichen und bis dahin durch nicht selten in Streit und Schelten ausartendes Gespräch vielfach bewegten und lauten Versammlung eine tiefe Stille ein; die kleinere Pforte in dem großen Thor der Kathedrale öffnet sich und die

Richter, vier alte Landleute, ehrwürdig anzuschauen, mit langem, schneeweißem Haar, treten heraus, hinter ihnen in städtischer Kleidung ein Escribano, eine Rolle Papier in der Hand. Auf ihre Stäbe gelehnt, murmeln sie ein kurzes Gebet, machen dann das Zeichen des Kreuzes, wobei die ganze versammelte Menge ihrem Beispiel folgt, und lassen sich auf einer eigens dazu bestimmten steinernen Bank nieder. Der Escribano setzt sich seitwärts auf einen niedrigen Stein, breitet seine Papiere auf seinen Knien aus, setzt ein kleines Dintenfaß neben sich und sieht nach seiner Feder. Einige Geistliche oder andere ältere und angesehenere Leute, welche die Richter in ihrer Nähe unter dem versammelten Landvolk bemerken, treten halb auf ihre Einladung, halb nach Gewohnheitsrecht hervor und nehmen, jedoch in ziemender Entfernung, ebenfalls unter dem Portal auf der steinernen Bank Platz, ein Paar Kanalaufseher (Celadores) treten heran, um als Gerichtsdiener der Befehle des Gerichts gewärtig zu sein, und auf einen Wink des ältesten Richters ruft der erste Celator mit lauter Stimme: „Die Cort de la Seo dieses Tages ist eröffnet, in Gottes Namen, Amen!“ und die Verhandlungen beginnen.

Die streitenden Parteien, oder solche, gegen die von Seiten des Celadores Klage erhoben wird, sowie auch die Zeugen werden aufgerufen, treten unter das Portal vor, um auf die Fragen der Richter zu antworten oder ihre Rechtfertigung vorzubringen, dann erfolgt nach kurzer, leiser Berathung der vier Richter das Urtheil, selten auf geschriebene Verordnungen, meistens auf Herkommen oder Billigkeit gegründet; der Escribano hat, sehr gegen seine Neigung und den Gebrauch oder Mißbrauch, der bei anderen Gerichten herrscht, nichts bei der ganzen Sache zu thun, als das Urtheil aufzuschreiben und zu beglaubigen. Kosten sind bei dem ganzen Verfahren keine, denn auch für den Escribano selbst ist dieß Geschäft eine Ehrensache, die ihm freilich eben dadurch wieder anderweitigen Vortheil bringt, als Veranlassung oder als Beweis des Vertrauens der Landleute.

Ist das Urtheil gefällt, welches entweder bei Beeinträchtigungen des

Nachbars diese aufhebt, sonst aber eine Geldstrafe auferlegt, so wird ein Termin gesetzt, bis wann dem Urtheilspruch Genüge geschehen muß, und bis dahin ist der Celador angewiesen, keinen Tropfen Wasser auf die Felder des Verurtheilten laufen zu lassen. Dieser kräftige Zwang veranlaßt Jeden, dem schiedsrichterlichen Spruch so bald als möglich nachzukommen.

Nachdem wir uns droben auf dem Thurme lange in der herrlichen Gegend umgeschaut, auch mit etwas besorgter Miene die mit Schnee bedeckten Berge betrachtet, die in der Gegend von Cuenca liegen, und über welche uns der Weg nach Madrid führt, stiegen wir wieder herab und traten in die Kirche, die heute, einem Sonntage, mit Andächtigen angefüllt war.

Das Innere der Kathedrale mit drei Hauptschiffen, wovon das mittlere ganz durch die Silleria del coro eingenommen ist, hat von ihren alten Einzelnheiten mit Ausnahme des wunderschönen Kuppelaufsatzes, dessen zahlreiche gothische Fenster eine reiche farbige Lichtmenge auf den Hochaltar herabsenden, Nichts mehr erhalten, Alles hat einem Umbau aus der Zeit der Renaissance weichen müssen, der, obwohl von geschickter Hand geleitet, doch durch die etwas gedrückten Verhältnisse den alten gothischen Bau zurückwünschen läßt, aber reich an guten Gemälden, prachtvoll in den Marmorn der Pfeiler, Altäre, Mosaiken der Böden, Metallgeländern, Bronzen und Vergoldungen macht das Innere nichtsdestoweniger einen imposanten Eindruck, den eine Masse außen herumliegender Kapellen und auch solcher, die zum Theil in der Mauerdicke zwischen Mittel- und Seitenschiff im Rücken der Chorstühle angebracht sind, kräftig unterstützt. Der neue Kapitelsaal ist sehr unbedeutend und von nüchterner moderner Architektur, dafür aber der alte ein wahres Kleinod; ganz unversehrt erhalten, herrlich schlank und wunderschön gewölbt ist er mir das Liebste an der ganzen Kathedrale, der Altar nimmt mit seinem Retabel eine der Wände ein, die nicht übertüncht die bloße Steinfarbe zeigen, gleich wie die Steingewölbe; die vielen Heiligenfiguren des Altars auf Goldgrund unter ihren überreichen

Baldachinen, die schöne Farbe der alten Holzschnitzereien, die Meisterhaftigkeit der Steinsculpturen sind von unvergleichlich wohlthuender Wechselwirkung, und das gebrochene Licht in diesem hehren Raum erhöhet den heiligen Schauer, mit dem man jedesmal aufs Neue denselben betritt. An den Wänden befinden sich mitunter sehr schöne Brustbilder der Erzbischöfe von Valencia. Zwei ungeheure Ketten, die ebenfalls hier aufgehängt sind, erregten unsere Aufmerksamkeit, und ein freundlicher Geistlicher, den wir darum fragten, gab uns zur Antwort, sie seien eine Trophäe von dem Hafen von Marseille.

Das Innere einer spanischen Kirche zur Zeit des Gottesdienstes ist eines der lebendigsten Bilder, die man sehen kann. Durch die bunten Glasscheiben dringt spärliches Licht herein und verdunkelt zu gleicher Zeit mit dem Qualme des Weihrauchs den ohnehin schattenreichen Raum zwischen den dicken Mauern und Pfeilern. Die Kerzen am Altar brennen dunkelroth und werfen blitzende Streiflichter auf die reichgestickten Gewänder der fungirenden Geistlichkeit. Im Kirchenschiffe steht die Menge dicht gedrängt; die Männer, in ihrer mannigfaltigen bunten Tracht, so auffallend zwischen den Weibern, die in dunkler Basquina und meistens schwarzer Mantille erscheinen; unter letzterer hervor glänzen nun freilich wieder die blendend weißen Gesichter mit den blitzenden Augen; und die zahllosen vergoldeten Fächer, die man überall sieht, und die in immerwährender Bewegung sind, erfüllen den dunkeln Raum mit einem wahren Sprühregen von Lichtgefunkel. Ueber die Menschenmenge hin brausen die Töne der gewaltigen Orgel, und wenn nun das Glöcklein ertönt und Alles andächtig auf die Kniee sinkt, so hören wir einen herrlichen Choral, wahrhaft ergreifend, von vielen Baßstimmen vorgetragen.

Nach der Messe bildet sich hier in Valencia die ganze Gemeinde zu einer Prozession, die dem Sanctuarium folgend, in allen Räumen der Kirche umherwandelt. Die nicht fungirende Geistlichkeit, die ebenfalls mitzieht, trägt hier eigenthümlicher Weise schwarzseidene Mäntel mit Roth ausgeschlagen.

Zwei Wesen, von denen wir oft gelesen und gehört, die aber ihrem ursprünglichen Charakter gemäß wohl fast ganz verschwunden sind, sieht man hier beim Ausgang aus der Kirche noch in leisen Nachklängen: die weltbekannte und berüchtigte Duenna und den Escudero. Sobald die letzten Orgeltöne verklungen sind, entströmt Alles der Kirche, und die Männer treten vor derselben zusammen in einzelnen kleinen Gruppen (Corillos), die für das tägliche Leben in Spanien von großer Wichtigkeit sind. Sie ersetzen gewissermaßen die Tagesblätter anderer Länder als Quellen einer allgemeinen Bildung und öffentlichen Meinung. Der weibliche Theil der Familien aber geht ruhig nach Hause; die Mutter, neben ihr zuweilen der Hausvater, meistens aber ein geistlicher Herr aus der nähern Bekanntschaft und vor ihr in absteigender Linie die Töchter, von der aufgeblühten Jungfrau bis zum kleinsten Schwesterchen, das nicht nur in der Kleidung, der dunkeln Basquina, der Mantille und den bunten Schühchen, als fast komisches Ebenbild der Erwachsenen erscheint, sondern auch in der Art, wie sie ihr Gebetbüchlein trägt, den Fächer handhabt und zierlich einherschreitet, in bald feierlicher, bald schalkhafter Miene, je nachdem sie die Augen niederschlägt, oder gelegentlich seitwärts aufblitzen läßt. Hinter der Familie nun, in angemessener Entfernung kommt eines der beiden Wesen, von denen ich oben sprach, bei Wohlhabenden die Duenna oder der Escudero, bei der ärmeren Bürgersfrau oder der Handwerkerin die Hausmagd, oder auch nur der Lehrbursche, welch letzterem es aber nun sehr schwer wird, selbst bei Androhung der härtesten Strafen, ehrbar und anständig hintendrein zu gehen.

Während der Sommerszeit haben die Spaziergänge des schönen Geschlechts mit dem Besuch der Kirche für die heißen Tagesstunden ihr Ende erreicht. Straßen und Plätze sind alsdann wie ausgestorben, und erst nach der Siesta zwischen fünf und sechs Uhr, Abends, fangen die Straßen wieder an, sich zu bevölkern. Dann ist auch große Fahrt auf der Alameda, bei welcher sich die Schönen der Stadt auf recht

türkisch, für die äußere Welt unsichtbar, in ihren Tartanen einfinden, und wo nun zwei Reihen dieser verschlossenen, langweiligen Fuhrwerke sich im langsamen Schritt den Corso auf und ab bewegen. Es muß das für die Insitzenden ein eigenthümliches Vergnügen sein, unsere Damen würden keinen Reiz darin finden, in den unbehülflichen Karren gestoßen zu werden, und Nichts zu sehen, als den Rücken des eigenen Kutschers und Pferdes, oder den Kopf des nachfolgenden. Hat man sich auf diese Art auf der Alameda genug gelangweilt, so kehren die Tartanen, Fußgänger und Reiter nach der Stadt zurück; vor dem Thore steigen die Damen aus und begeben sich nach der Glorieta, einem kleinen reizenden Garten im Innern der Mauern, um hier zu bleiben, bis die späte Mitternachtsstunde oder der Anfang des Theaters die Umherwandelnden von dannen lockt.

Während der Winterszeit ist das begreiflicherweise ganz anders, und dann verschmäht die Spanierin ebenfalls nicht den warmen Sonnenschein. Da belebt sich die Glorieta gewöhnlich schon nach dem Nachmittagsgottesdienste. So auch heute, wo wir dem Strom der Kirchgänger folgten, mit dem wir denn auch glücklich auf der Glorieta landeten. Es ist dieß ein runder Platz, von Häusern umgeben; ich möchte ihn mit einem der großen englischen Square vergleichen, nur daß wir hier an der prachtvollen Vegetation sehen, wie weit wir schon im Süden vorgerückt sind. Es ist dieß eine kleine Parkanlage, deren geschlungene Wege uns jetzt zu dichten Lorbeerlauben, dann zu süß duftenden Orangenbüschen und später dagegen zu einer der einsam stehenden Marmorstatuen führt. Das Ganze ist von Platanen und Akazien überschattet, und mit Kunst und Geschmack angelegt; einzelne Partieen machen einen überraschenden Eindruck, wie eine vortrefflich zusammengestellte Theaterdecoration — ich hoffe, durch diesen Ausdruck nicht mißverstanden zu werden, denn wenn auch die Natur von der Malerei nicht erreicht werden kann, so sieht man dagegen oftmals in der letzteren Zusammenstellungen, die man in der ersteren schwer findet. Es war auf der Glorieta ein Platz, den auch unser

vortrefflicher Maler und Reisebegleiter Horschelt zeichnete. Links im Vordergrunde ein Paar arrangirte Bogen von Lorbeer, die sich über einer Fontaine wölbten, rechts schoben sich die Orangenbüsche auseinander und ließen eine einsame Marmorfigur sehen, die unter einem Dome von hochgewölbten Platanenzweigen stand; über Lorbeeren und Platanen hinaus blickte das gelbe, trotzig dastehende Stadtthor, in dessen unmittelbarer Nähe jene Glorieta liegt, und neben diesem sah man durch grüne Zweige die den Garten umstehenden blendend weißen Häuser durchschimmern, deren Terrassenkrönung sich dann wieder so prächtig schön, ordentlich glänzend von dem tiefblauen Abendhimmel abhob.

Bei unserem heutigen Diner in der Fonda del Cid fanden wir einen Fremden, den wir schon in Barcelona bemerkt; ein deutscher Herr, der uns dort sehr schweigsam gegenübersaß, und mit dem wir nur wenige Worte wechselten. Er war mit dem längst erwarteten Barcino nach Valencia gekommen und wollte, wie wir, nach Madrid. Doch hatte die große Straße dahin, über Cuenca, durch den vielen Schnee, der ausnahmsweise in diesem Jahr gefallen war, so sehr gelitten, daß die Posten nie regelmäßig ankamen. Selbst der Courier war am Tage unserer Ankunft um zwölf Stunden zurück, und, wie es hieß, mehrere Male in den Schneemassen stecken geblieben. Auch hörten wir von einer Diligence, die seit einigen Tagen fehle, und daran knüpften sich Betrachtungen über Gott weiß welche Unglücksfälle, Räubereien u. dgl. Der deutsche Reisende, von dem ich vorhin sprach, ein Herr Heeren aus Hamburg, hatte den Weg von Madrid hieher schon öfters gemacht und schien genau die Schwierigkeiten einer Fahrt zur Winterszeit zu kennen. Wenn man gar nicht durchkommen kann, meinte er, und das kann schon auf eine Zeit von vier Wochen vorkommen, so ist es für den, der nach Madrid muß und Andalusien sehen will, das Beste, den allerdings großen Umweg über Granada zu machen; man hat ja bis Malaga den Dampfer, und von Granada nach Madrid sind Straßen und Fahrgelegenheiten sicherer und auch besser eingerichtet.

Dieser Rath schien uns nicht so übel, doch hatte die Ausführung für uns die große Schwierigkeit, daß unsere Reisekasse nicht darauf eingerichtet war — wir hatten nämlich die Absicht gehabt, nur ein paar Tage in Valencia zu bleiben, um dann mit der ersten Diligence, auf der wir gute Plätze erhielten, nach der Hauptstadt zu fahren, wo wir neue Gelder erheben konnten, und dazu reichte unsere Baarschaft gerade hin. In Spanien überflüssige Gelder bei sich zu führen, ist nicht immer rathsam, und der vorsichtige Reisende versieht sich nur mit dem Nothwendigen; dießmal aber waren wir zu vorsichtig gewesen, und saßen hier in Valencia fest, ohne sichere Aussicht, bald wieder loskommen zu können; da nämlich, wie ich schon gesagt, Eilwagen und Courier schon seit längerer Zeit sehr unregelmäßig ankamen, so gingen sie auch nicht pünktlich ab, und obendrein war schon eine Menge Reisender zur Fahrt vorgemerkt, die schon weit länger als wir gewartet.

Vorderhand saßen wir freilich recht gut aufgehoben im Gasthof des Cid, und war es gerade nicht unangenehm, beim flackernden Kaminfeuer und einem Glase vortrefflichen Alicante über die Gefahren der vorhabenden Reise zu sprechen. Horschelt warf dabei die Idee hin, wir sollten es doch unternehmen, die Tour über Cuenca nach Madrid zu Pferde zu machen — ein Vorschlag, der mir außerordentlich gefiel, der aber von der übrigen Tischgesellschaft als unausführbar verworfen wurde. Ein junger Franzose, der mit dabei war, wollte diese Tour einmal im Frühjahr bei besserer Jahreszeit gemacht haben, und erzählte so schreckliche Dinge davon, daß uns unglaublich erschien, wie er nach allem Dem überhaupt noch am Leben sei. Auch Herr Heeren rieth uns, einen solchen Entschluß nicht zu fassen: er kenne die Straße genau, und ein solcher Ritt sei namentlich ohne vollkommene Kenntniß der Landessprache nicht zu unternehmen.

Im Laufe des Gespräches erklärten wir unserem vortrefflichen Landsmann, weßhalb es für uns unangenehm sei, hier in Valencia längere Zeit liegen zu müssen, worauf er uns, den ihm fast gänz-

Unbekannten, auf's Freundlichste und Liebenswürdigste seine reiche Kasse zur Verfügung stellte, ein Anerbieten, das in der jetzigen verdorbenen Welt so selten vorkommt, und das wir auch für den nöthigen Fall mit großem Danke annahmen.

Am heutigen Abend waren die meisten Straßen von Valencia belebt und glänzend beleuchtet, weßhalb wir noch einen Gang durch die Stadt machten. Morgen war nämlich der heilige Weihnachtsabend, weßhalb ein großer Markt gehalten wurde, der namentlich von den Landleuten auf's Zahlreichste besucht wurde. Uns erinnerten die auf einem großen Platze aufgeschlagenen Buden mit ihrem Menschengewühl und zahllosen Lichtern so lebhaft an die Heimath; hier wie dort waren Kinderspielwaaren die Hauptsache; alte liebe Bekannte aus Nürnberg, und es war interessant, zu sehen, wenn so eine Familie aus der Huerta, Vater, Mutter, auch wohl erwachsene Kinder, in ihrem fast orientalischen Kostüm, so überrascht lächelnd den geheimnißvollen Mechanismus eines hölzernen Tambours anstaunten, der taktmäßig die Arme hob und dazu den bekannten klimpernden Ton von sich gab, oder wenn sie einen ehrlichen, deutschen Hampelmann die bekannten außerordentlichen Sprünge machen ließen. Stark besetzt war dieser Weihnachtsmarkt an Südfrüchten aller Art, an grobem Backwerk und feinen Zuckerwaaren, in deren Anfertigung es namentlich die Valencianer zu einer großen Fertigkeit gebracht haben. Aecht spanisch erschienen mir die Buden, in welchen ziemlich roh gearbeitete Guitarren und Mandolinen der verschiedensten Größe verkauft wurden. Hier hörte ich denn auch zum erstenmal, seit wir in Spanien reisten, den Klang der Guitarren, begleitet von einem in näselndem Ton vorgetragenen Volksliede, wenn nämlich die Käufer ihre Instrumente versuchten.

Im Allgemeinen war es uns aufgefallen, hier in Spanien, dem schönen Lande des Weins und der Gesänge, wie Mephistopheles zu den Leipziger Studenten sagt, so wenig Spiel und Gesang zu finden. Wenn man von Italien kommt, ist man darin verwöhnt, und wenn

man auch dort keine Volkslieder hört — die Italiener haben fast gar keine —, so vernimmt man dagegen allabendlich auf Straßen und Plätzen, namentlich aber am Ufer des Meeres, z. B. in Genua und Neapel, die beliebtesten Chöre und Arien aus jeder neuen Oper und oft von wahrhaft prachtvollen Stimmen, mit einer Fertigkeit vorgetragen, die uns in Erstaunen setzt.

Der Spanier im Norden hat eine rauhe Stimme, aber, wie man sagt, ein feines Ohr für Musik und Gesang, woher es denn wohl kommen mag, daß er seine Stimme so wenig erschallen läßt, und daß man hier oft junge Leute beider Geschlechter gruppenweise zusammensitzen und arbeiten sieht, ohne daß ein Gesang oder ein Lied erschallt. Am Abend des heutigen Weihnachtsmarktes vernahm man aus den engen Straßen, die auf den Platz münden, wo die Buden standen, wohl ein lustiges Getöse,. auch Jubeln und Singen, letzteres waren aber mehr kurz abgebrochene Ausrufungen, die Freude bezeichnend über den Klang der Guitarren und Panderos, die spanischen Schellentrommeln, die sich bedeutend hören ließen zwischen dem Knacken der Castannelas und den eigenthümlichen brummenden und schnarrenden Tönen der Zambomba. Dieses sehr beliebte Kinder-Instrument besteht aus einer kleinen Art von Trommel, über die statt des Kalbfells eine feuchte Schweinsblase gespannt ist, in deren Mitte man ein Stück Rohr aufrecht festbindet. Sowie nun die Hand an diesem Rohre auf- und abgleitet, entstehen sonderbare, wenn auch nicht gerade sehr musikalische Töne. Mir rief der erste Anblick der Zambomba in Spanien auf's Lebhafteste heimathliche Erinnerungen in's Gedächtniß; auch bei uns am Niederrhein haben die Kinder ein ähnliches Instrument, welches aber „Brummtopf“ genannt wird, freilich nicht so wohlklingend wie das spanische „Zambomba.“ Außer dem Geklimper der Guitarren auf dem Jahrmarkt selbst war ich überrascht, auch noch andere Musik auf dem Weihnachtsmarkt zu hören, die einer Drehorgel nämlich, welche von einem kleinen Manne getragen wurde, dessen abgeschabter und verblichener Anzug ehedem eine französische Uniform gewesen zu

sein schien. Daß die Orgel französischen Ursprungs sei, das unterlag keinem Zweifel, oben im Kasten nämlich sah man zwei kleine Figuren, den großen Kaiser, sowie eine Dame, die Kaiserin Marie Louise, die von einander wehmüthigen Abschied zu nehmen schienen, denn jetzt hoben Beide die Hände in die Höhe, und dann wandte Napoleon mit einem Ruck den Kopf auf die Seite; dazu spielte die Orgel eigentlich höchst unpassend die Marseillaise und das Lied der Girondisten mit seinem schönen Refrain:

„Mourir pour la patrie.“

Die Spanier schienen übrigens von dieser Orgelmusik wenig Notiz zu nehmen, und der arme Franzose war sehr überrascht und dankbar, als wir ihm ein paar kleine Silbermünzen in die Hand schoben.

Auf einem unserer Spaziergänge am andern Tage trafen wir auf eine kleine, ziemlich versteckt liegende Kirche, die unsere Aufmerksamkeit auf sich zog, weil sich vor dem Portal ein großer Haufen Volks befand, und weil in den benachbarten Gassen lange Reihen schwarzbrauner Tartanen standen, Kutscher und Bediente in tiefer Trauer, und an deren Spitze ein mit weißen Rosen geschmückter Leichenwagen. Wir versuchten es, durch die Menschenmenge zu dringen und das Kirchenportal zu erreichen, was uns auch gelang, denn die Spanier, unbedingt das höflichste Volk der ganzen Welt, machten bereitwilligst Platz, da sie wohl sahen, daß wir Fremde waren. An dem Portale stand ein Kirchendiener, der uns mit einer freundlichen Handbewegung einlud, näher zu treten und einen schweren Thürvorhang aufhob. Wir traten in die Kirche, blieben aber auf's Höchste überrascht auf der Schwelle stehen. Es wurde hier ein Traueramt gehalten; das Schiff der Kirche, sowie Seitengänge und Chor waren mit schwarzem Tuche ausgeschlagen; auf dem letzteren, welches etwas erhöht war, befand sich ein zahlreiches Orchester und ein starker Sängerchor, welche ein Requiem aufführten, dessen ergreifende traurige Klänge tief zu Herzen drangen. Zuweilen setzte die Orgel mit gewaltigen Accorden ein und

dann fiel ein unsichtbarer Sängerchor droben klagend ein. In dem Schiffe aber befanden sich Hunderte der größten und stärksten Wachskerzen, die einen Sarkophag zu umgeben schienen, deutlich konnten wir das auf unserem Platze an der Thür nicht sehen, denn der Glanz der unzähligen Lichter und der Qualm, der über sie emporstieg, blendete unser Auge und ließ die Blicke nicht durchdringen. Auch jetzt waren die Zuschauer so freundlich, uns langsam vorzuschieben, so daß ich endlich ganz in die Nähe des Sarkophages kam, trat aber fast erschreckt einen Schritt zurück, — — denn so dicht vor mir, daß ich sie mit der Hand erreichen konnte, erhob sich eine Erhöhung, ein Lager mit reichen schwarz sammtenen Decken überhängt, deren silberne Fransen auf den Boden reichten, und auf diesem Lager ruhte ein junges, wunderschönes todtes Mädchen. Ihr Gesicht war wie von weißem Wachs, die Augen geschlossen und die langen schwarzen Wimpern so ruhig gesenkt, daß man hätte glauben sollen, sie schlafe nur. Auch von den feinen Lippen hatte die Hand des Todes noch nicht die frische Röthe weggestreift. Wie man uns sagte, gehörte die Verstorbene einer der ersten Familien Valencias an, war 16 Jahre alt geworden, und als Braut gestorben. Ihr reiches schwarzes Haar trug auch den Myrthenkranz und einen langen Schleier, der um ihren Körper herumfloß, und den sie auf der Brust zwischen den zusammengefalteten Händen hielt. Die ganze Feierlichkeit war ergreifend, und wir verließen so tiefbewegt die Kirche, als hätten wir es gekannt, das arme Mädchen, welches in der Fülle der Jugend, des Glückes und der Schönheit, so unerbittlich dahingerafft wurde. An der Thüre warf ich noch einen Blick zurück, und sah es noch einmal, das schöne Gesicht der Todten. Lichterglanz und Rauch bildeten einen Baldachin über ihrem Haupte, und der letztere ward oben angestrahlt von einem Streiflicht der Sonne, welches durch ein unverhülltes Fenster drang, und den obern Theil der dunklen Kirche so mit glänzendem Lichte erfüllte, daß ein Paar goldene Engelsfiguren über der Kanzel in dem wehenden Rauche und

dem hellen Schein wie lebend erschienen, und sich herabbeugten über das schöne Gesicht der armen Gestorbenen.

Diese Art, die Todten in der Kirche auszustellen, ist in Valencia allgemein gebräuchlich und man kann fast keine Kirche betreten, ohne nicht oft auf abschreckende Weise an die Sterblichkeit erinnert zu werden.

Schon seit mehreren Tagen hatten wir dem kleinen Dorfe Grao, der Rhede von Valencia — einen Hafen kann man sie nicht nennen — unsern Besuch zugesagt. Mit der Eisenbahn fährt man in ein Paar Minuten dahin, doch ist das Warten auf die Abfahrt über die bestimmte Zeit hinaus etwas unangenehm. Mir schien es fast wie ein Omnibus, wo es erst losgeht, wenn alle Plätze besetzt sind. Die Wagen dieser Eisenbahn, meistens in Norddeutschland erbaut, sind auch fast wie die dortigen eingerichtet und recht elegant. Endlich wurde mit einem großen Aufwand von Lärmen der Angestellten und Pfeifen der Locomotive das Zeichen zur Abfahrt gegeben und dann brausten wir dahin, um in viel weniger als 1/4 Stunde wieder anzuhalten, da wir Grao erreicht hatten. Es ist dies ein gänzlich unbedeutendes Dorf, dessen Häuser, eine einzige ordentliche Straße bildend, zusammengedrängt liegen am Landungsplatz der weiten Meeresbucht, welche die Rhede von Valencia vorstellt. Von einem eigentlichen Hafen ist nichts vorhanden, und deßhalb auch der Molo, den wir vor uns sehen, ohne allen Nutzen. Die schwächste Seebrise regt die Wellen zunächst dem Landungsplatze heftig auf und macht das Anlegen selbst von kleineren Fahrzeugen meistens unbequem und häufig sehr gefährlich. Fast die Hälfte des Jahres über ist das Landen in kleineren Schiffen fast unmöglich, und da man dasselbe oft erzwingen will und muß, so fallen häufig Unglücksfälle vor. Die Dampfer und andere Seeschiffe ankern fast eine Stunde von Grao, und Passagiere, Effekten und Wagen müssen in kleinen Booten ans Ufer geschafft werden.

Den Rückweg nach Valencia machten wir zu Fuß. Man hat eine kleine halbe Stunde bis zum Thore der Stadt zu gehen. Die Fahrstraße, welche nie besonders gut sein soll, war nach dem Regen

der vorigen Woche in sehr erbärmlichem Zustande; doch befinden sich auf beiden Seiten der sehr schönen vierfachen Alleen trockene Wege für die Fußgänger. Rechts und links hatten wir zuweilen schöne Aussichten auf die anstoßenden Gärten und die Huerta, deren Landhäuser, ich verstehe darunter die Wohnungen der gewöhnlichen Bauern, außerordentlich malerisch sind. Von der Straße sind die Grundstücke meistens geschieden durch einen Graben und eine undurchdringliche Hecke der gewaltigsten Aloen, deren eigenthümliche, starre, hellgrüne Blätter, mit scharfen Spitzen versehen, als trotzige Wächter die unbefugt Eindringenden mit schmerzlichen, ja giftigen Wunden zurückweisen; dabei ist aber hie und da eine so freundlich, einen riesenhaften 30 bis 40 Fuß hohen Blüthenschaft emporzutreiben, dessen weit ausgestreckte Zweige mit den rothgelben Blüthenbüschen von zahllosen Bienen und Schmetterlingen umschwärmt sind. Ueber den vorhin erwähnten Graben führt ein Steg und durch eine steinerne, von Epheu umrankte Pforte, gewöhnlich mit einem Kreuze oder Marienbilde geschmückt, tritt man in eine schattige kühle Rebenlaube, deren vom leichten Luftzuge schwach erzitternde Blätter im Herbst so dicht über einander liegen, daß nur hie und da ein blitzender Sonnenstrahl durchdringen kann, so daß es fast den Trauben, die von ungewöhnlicher Größe sind, mühsam wird, sich durchzubrechen. Am andern Ende dieser Rebenlaube — es ist eigentlich nur ein dunkler Laubgang — glänzt die weiße Wand des kleinen Häuschens uns entgegen, dessen Thüre offen steht und uns einen Blick in das reinliche Innere erlaubt. Die Wände sind hier von gestampftem Lehm, haben aber durch einen weißen Anwurf, der beständig erneuert wird, ein frisches, freundliches Aussehen. Meistens ist das Haus mit einer Terrasse bedeckt, sonst aber mit einem spitzen Dache, das aus leichten Rohrstäben besteht. Wie überall in Spanien nimmt die Küche den größten Theil des Raumes für sich in Anspruch, doch ist diese zu gleicher Zeit Wohnstube für Alle und Schlafstube für die Männer. Fenster gibt es hier nicht und das Licht

dringt durch die offene Thüre herein; das Herdfeuer brennt auf einer Steinplatte am Boden und ebenso einfach sind auch alle übrigen Einrichtungen. Auf einem Paar Brettern, die an der Wand angebracht sind, befindet sich das meistens aus rothem oder gelbem Thon bestehende Küchengeschirr; die Formen desselben sind überaus zierlich und weisen noch auf die Zeit der Araber, zuweilen sogar auf die der Römer zurück. In einer Ecke befindet sich ein für das heiße spanische Klima unentbehrliches Geräthe, ein Wasserkrug von meistens 4 Fuß Höhe, der außerdem noch 2 Fuß tief im Boden steckt und mit einem hölzernen Gerüst umgeben ist, auf dem sich eine Menge Trinkgeschirr in den verschiedensten Größen befindet, die den alten Wasserkrug umgeben, wie Kinder und Enkel das Haupt der Familie. Ein gewöhnlicher Tisch mit ein Paar kleinen Schemeln machen den übrigen Hausrath aus. In der anstoßenden kleinen Kammer finden sich Kisten und Truhen, worin das Eigenthum der Familie verwahrt wird, sowie ein Paar Betten für Frau und Töchter; neben dem Häuschen ist ein leichtes Wetterdach, wo Maulthiere oder Esel zugleich mit dem Acker- und Gartengeräthe untergebracht sind.

Ehe man von dieser Wohnung, Choza genannt, die Felder betritt, kommt man gewöhnlich noch durch ein kleines Gärtchen, wo ein schattiges Gebüsch von Granat- und Feigenbäumen, Orangen und Limonen, über welche sich oft ein Paar schlanke Palmen erheben, ein reizendes Plätzchen bilden, auf welchem sich die Familie nach Sonnenuntergang zu versammeln pflegt. In ganz Spanien gleicht übrigens eines dieser Bauernhäuser dem andern, weßhalb ich mir erlaubte, ein solches einmal ausführlicher zu beschreiben.

Die unmittelbar an die Straße von Grao nach Valencia stoßenden Häuser waren indessen minder malerisch und glichen öfters aufs Genaueste unsern deutschen Bauernhäusern. Die Bewohner derselben schienen heute ein eigenthümliches Treibjagen auf Vögel zu halten, denn auf jedem Grundstück standen hier ein Paar Männer, die, ohne sich gerade viel darum zu bekümmern, welche Richtung ihre Schrotkör-

ner nahmen, auf kleine unschuldige Vögel knallten, die ängstlich zwischen den Hecken und Bäumen emporflatterten.

Da wir den heiligen Abend vor uns hatten und ihn so gut als möglich nach der schönen Weise der Heimath feiern wollten, so brauchten wir ein Bäumchen, um die Lichter aufzustecken. Weil aber hier in Spanien an eine kleine Tanne nicht zu denken war, so versuchten wir, uns ein Paar tüchtige Olivenzweige zu verschaffen, zu welchem Zwecke sich unser Oberbaurath auf ein benachbartes Feld begab, um einen Raub auszuführen. Als Sprachkundiger hatte er sich dazu erboten; denn er war der Einzige, der sich im Fall der Ueberraschung mit dem betreffenden Bauern verständigen konnte. Natürlich deckten wir seinen Rückzug und als unser Felddiebstahl gelungen und wir einige schöne Zweige erbeutet hatten, mußte sie der große Horschelt unter seinen Mantel nehmen und so brachten wir sie glücklich nach Hause.

Die Bescherung hatten wir so angeordnet, daß Jeder dem Andern eine Kleinigkeit kaufen und ein Bäumchen für ihn herrichten mußte. Darüber hatten wir das Loos gezogen und so konnte Keiner wissen, von wem seine Bescherung herkam. Der Lohnbediente der Fonda del Cid, der uns Lichter und Zuckerwerk verschafft, sah unserm Treiben mit großen Augen zu und hatte bald darauf im ganzen Hause verkündigt, daß die vier Deutschen zum heiligen Christabend eine ganz absonderliche Feier veranstalteten, was uns später sämmtliche neugierige Kellner, Wirth und Wirthin und ein Paar der spanischen Gäste vor unsere Thüre zog, die alsdann mit großen Augen und sehr erstaunten Blicken unsere strahlenden Weihnachtsbäumchen betrachteten.

Auf dem Tische hatte Jeder von uns für seine Lieben zu Hause, die gewiß auch in dem gleichen Augenblick an uns dachten, brennende Lichtchen aufgestellt mit dem Namen derselben versehen; die wollten wir auf der ganzen Reise mit uns führen, hoffend, sie nach erfolgter glücklicher Rückkunft im Kreise der Unsrigen noch einmal anzünden zu können. Obgleich uns die erhaltenen kleinen Geschenke recht viel Spaß machten, war doch unser Fest kein außerordentlich vergnügtes zu ner

nen, denn Jeder von uns beschäftigte sich mehr oder minder mit lieben Erinnerungen an ähnliche Abende in der Heimath, und als die vier Bäumchen noch recht helle brannten, fand es sich, daß sich Jeder von uns in einen besondern Winkel des Zimmers zurückgezogen hatte, und dort seinen ernsten Gedanken nachhing. Erst, als die Kerzen ausgelöscht waren, die Bäume weggeräumt, und wir bei einem Glase Punsch um den Tisch vereinigt saßen, kehrte die frühere Heiterkeit wieder zurück. Die Wachslichter, mit den verschiedenen Namen versehen, wurden sorgfältig in Papier verpackt, und obgleich man einer Schilderung nicht vorgreifen sollte, will ich doch hier gestehen, daß ich so glücklich war, meine Lichtchen vor meinen Lieben wieder anzünden zu können, und daß meine beiden Buben dieselben außerordentlich erfreut mit großen glänzenden Augen betrachteten; besonders als ich ihnen dabei erzählt, daß sie an einem Olivenzweige gebrannt, an einem Baume, von dem das gute Oel herkomme, und daß ich sie weit, weit über das Meer herüber von Valencia mitgebracht, einer alten, berühmten spanischen Stadt, welche die wilden Araber häufig angegriffen und die vertheidigt wurde von einem tapfern christlichen Ritter, von Cid dem Campeador, der nach seinem Tode noch die Araber besiegte; denn als er schon gestorben war, setzten sie ihn in voller Rüstung auf sein getreues Roß, gaben ihm sein Schwert in die Hand, bei welchem Anblick die Mauren erschreckt davon flohen.

Also siegt' auch nach dem Tode,
Weil San Jago ihm voranging,
Cid; gewonnen ward an Beute
Großer Reichthum: alle Zelte
Voll von Golde, voll von Silber,
Auch der Aermste wurde reich.



